This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

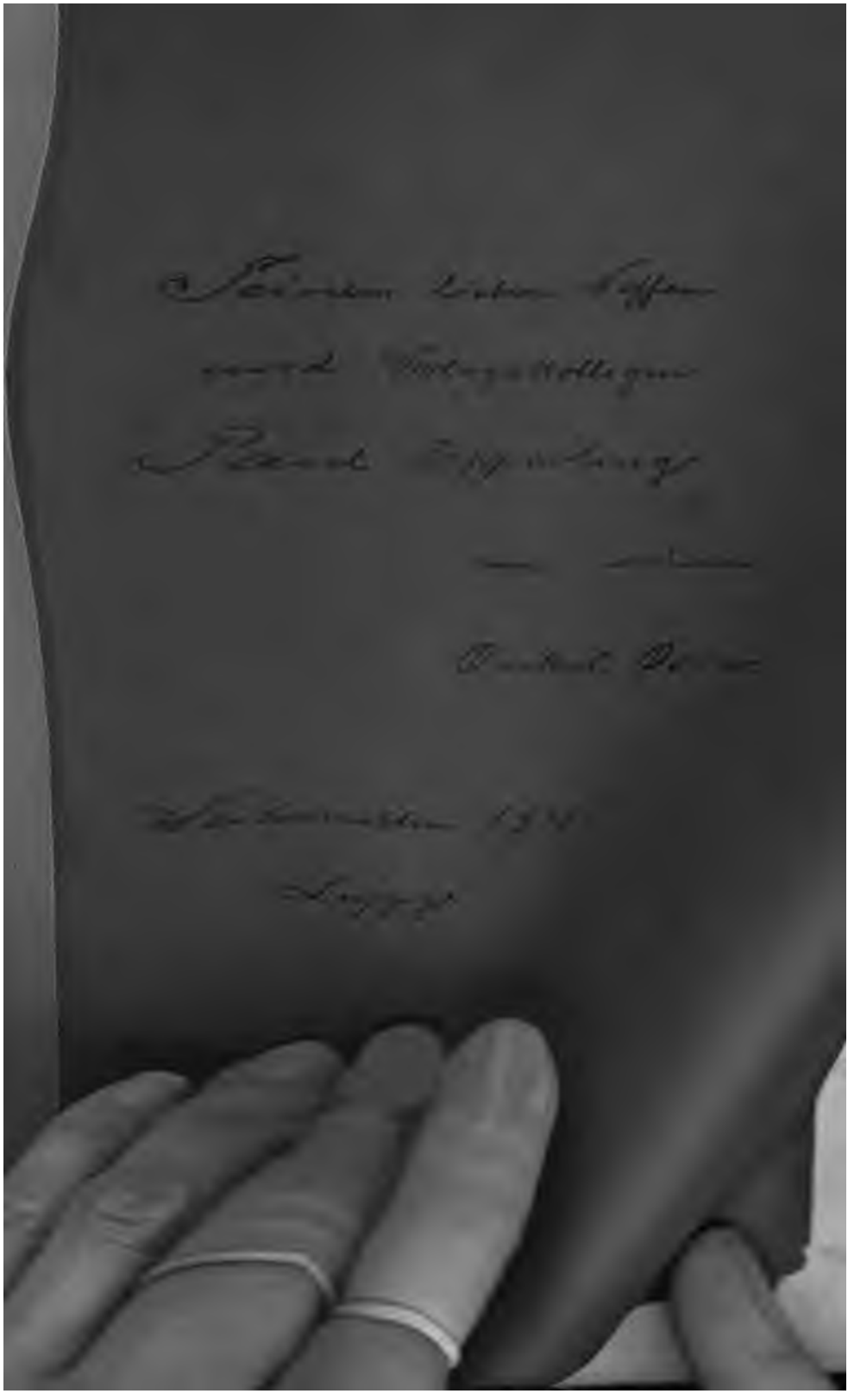
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Deutsche
Buchhändler-Akademie.

Organ

für die

Gesammt-Interessen des Buchhandels

und der ihm verwandten Gewerbe.

Herausgegeben

von

Hermann Weißbach.

Erster Band.

Weimar.
Verlag von Herm. Weißbach.
1884.

~~800156/I~~

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 28 1973
Z319
D45
v. 1
1884

2/1, 2/4, 2/9, 2/5
4/1, 4/8, 4/5,
7/1, 7/4, 7/9
8/0, 8/8,
1/0

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 2, CIMBERNSTR. 11B
Ausgeschiedene Publikate

Inhalt.

Seite

Unser Programm.

Ueber Wesen und Umfang buchhändlerischer Bildung. Von Peter Hobbing . . . . . 1—34

Die Geschichte der Schriftwerke. Vorträge, gehalten im Deutschen Verein für Wissenschaft und Kunst in London. Von Franz Thimm.

1. Die frühesten Schriftzeichen und das Schreibmaterial. Mit 2 Schrifttafeln . . . . . 35—49. 81—91

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1482—1682. Von Eduard Zernin . . . . . 50—58. 104—114. 151—163

Ersparnisse im Buchhandel.

1. Die Vereinssortimente, wie sie sind und wie sie sein könnten . . . . . 59—63

2. Mancherlei Vorschläge . . . . . 232—238

Ludvig Holberg. Von J. T. . . . . 64—71

Lesefrüchte . . . . . 72—77

Bücherbestellzettel und Postkarten. . . . . 78—80

Die heliographischen Verfahren als die Stellvertreter des Holzschnittes. Deren Entwicklung und Bedeutung für die Gegenwart. Von Hermann Schnauß. Mit 29 Illustrationen . . . . . 92—103. 188—201. 292—299. 439—453. 481—489.

Allerlei aus der Buchführung . . . . . 115—123

Buchhändler-Wappen und Abzeichen verwandter Gewerbe des Buchhandels. Von Max Merseburger. Mit 7 Abbildungen . . . 124—134

Der Realismus in der französischen Litteratur. Von Hans Barth . 135—142. 202—208. 248—252. 267—270

Die litterarische Bildung des deutschen Buchhändlers. Ein Beitrag zu dem, was noth thut. Von Gustav Moldenhauer . . . . 145—150. 209—215. 257—266. 321—328. 429—432

Deutsche Büchercollectionen in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel. Von Gustav Moldenhauer . . . . . 164—171. 221—231. 271—291. 372—375. 385—401. 454—474. 519—541

Zur Reform unseres Bibliothekwesens. Von Dr. Ernst Kelchner . 172—182

Das Actien-Capital im deutschen Buchhandel . . . . . 183—187

Lessing's Nathan der Weise. Von Guido Kené . . . . . 216—220

Ein Stiefkind des Buchhandels. (Die Leihbibliothek). Von G. C. Kempe . . . . . 239—243

Ueber Vereinssortimente . . . . . 244—247

Seite

An Herrn Peter Hobbing! Offener Brief eines Gehilfen . . 253—256
Kurze Antwort auf den „Offenen Brief eines Gehilfen". Von Peter Hobbing . . . . . 318—320
Deutsche Buchhändler.
1. Salomon Hirzel. Von Eduard Zernin . . 300—317. 337—352
2. Johann Jacob Weber. Von Karl Fr. Pfau . . . . 545—553
Einleitung in die bibliographischen Systeme. Von Albert Erlecke . 329—336. 475—480. 511—518. 600—608. 644—648. 666—672.
Die Anwendung der doppelten Buchführung im Verlagsbuchhandel. Von Montag . . . . . 353—371
Die Manuscripte des Lord Ashburnham Von Franz Chimm . . 376—383
Die Entwicklung des deutschen Geistes und der Einfluß des Buchhandels auf dieselbe. Von Bernh. Meves . . . . . 402—415
Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung der Buchdruckerkunst in Amerika. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . . 416—428
Ueber buchhändlerisches Vereinswesen, insbesondere die Gehilfen-Vereine. Von Max Mersburger . . . . . 433—438
Die Einführung der Buchdruckerkunst in Nürnberg. Von J. Braun 490—502
Zum Kapitel der Bücherausstattung . . . . 503—510. 589—599. 635—643
Zur Leihbibliothekfrage. Von einem Unbetheiligten . . . . 554—559
Verlagskataloge deutscher Buchdrucker vor 1500. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunst. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . . 560—588
Alexander Jung. Eine nekrologische Skizze. Von Gustav Moldenhauer . . . . . 609—615
Ein 150jähriges Geschäfts-Jubiläum. Von Eduard Zernin. Mit 1 Portrait . . . . . 616—634
Eine Bemerkung . . . . . 649—651
Die Fremdwörterseuche. Von M. Otto . . . . . 657—665
Der Kupferstecher und Buchhändler Matthias Merian zu Frankfurt am Main und seine nach dem Brande verbliebenen Verlagswerke. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . . 673—680
Griechen und Römer. Eine kurze vergleichende Betrachtung von Guido Kenè . . . . . 681—687
Alexander Jung über Litteratur ꝛc. . . . . 688—690
Dr. Friedrich Kapp und seine Geschichte des deutschen Buchhandels 691—697
Unsere Collectionen. Eine erneute Betrachtung von Gustav Moldenhauer . . . . . 698—714
Einige Gedanken über Bücherausstattung. Von W. Grimm . . . 715—720
Besprechungen.
Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1884. Herausgegeben von Jos. Kürschner. Von Hans Ziegler . 143—144
Eine neue Geschichte der Buchdruckerkunst . . . . 652—656
Miscellen . . . . . 384. 542—544

Unser Programm.

Daß jeder, Das, was er betreibt, verstehe,
Wag' ich zu fordern und aus guten Gründen.
Platen.

Von Deutschland, welches die Wiege der Buchdruckerkunst trug, ist von jeher ein Strom geistigen Lichtes und freiheitlicher geistiger Entwickelung hinausgedrungen in die Welt. Deutsche Bildung und Intelligenz, deutscher Fleiß und Arbeitssinn, deutscher Geist und Verstand haben sich in allen Ländern der Erde wohlverdiente Achtung errungen und bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt.

Das geschriebene Wort, das gedruckte Wort ist einem zündenden Funken gleich hinausgeflogen, und die deutsche Literatur hat sich im fremden wie im eigenen Lande ein dauerndes Heim bereitet!

Großes Verdienst gebührt allen Denen, welche diesen Sieg des geistigen Deutschthums mit erringen halfen, vor Allen aber zwei Kategorien von Männern, die hier in erster Linie in Betracht kommen. Es sind das die Geistesheroen, welche die Gedanken unserer Nation vorempfinden oder in feste Form gießen, die Dichter und Autoren, und jene Anderen, welche die Vermittler zwischen der großen gebildeten Welt und den Männern der Feder sind, die Jünger und Nachfolger Gutenbergs, die auf buchhändlerischem Wege die Werke dem Publikum zugänglich machen.

Als zu Anfang des vorigen Jahrzehnts das wiedergeeinigte deutsche Reich durch seine beispiellos großartigen politischen Erfolge in die glückliche Lage kam, der Welt den Frieden zu erhalten, machten sich die Edelsten der Nation an die große Aufgabe, den Künsten des Friedens neue Bahnen zu eröffnen. Erlauchte Fürstenfamilien stellten sich an die Spitze jener großartigen nachhaltigen Bewegung, welche das deutsche Kunstgewerbe zur neuen kräftigen Blüthe trieb, die Künstlerschaft sandte ihre genialsten Meister in den Dienst des Kunsthandwerks, und Handel und Industrie trugen und tragen den deutschen Namen bis auf die fernsten Inseln des Oceans und gegenwärtig leben wir so recht inmitten jener großen Umwälzung, welche auch die bisher unberührt gebliebenen Gebiete ergreift.

So große Verdienste der **deutsche Buchhandel** auch um die Entwickelung und Verbreitung deutschen Geistes hat, **so ist er bisher in Bezug auf sich selbst der Neugestaltung fern geblieben**; es mangelt ihm jene hohe Gönnerschaft und *vor Allem fehlt ihm ein Reformator!* Freilich hat sich bereits manche Stimme erhoben, welche daran erinnerte, daß ein Stillstand da, wo alle Andern vorwärts streben, gleichbedeutend mit Rückschritt ist; zwar hat schon mehr als Einer von denen, welche ein warmes Herz für den deutschen Buchhandel besitzen, darauf aufmerksam gemacht, daß es eine Ehrenpflicht Aller sei, die Standesausbildung jedes Einzelnen auf möglichste Höhe zu heben, ja, es hat sogar nicht an Vorwürfen gefehlt, welche selbst nicht davor zurückschreckten, das bittere Wort „Verfall des deutschen Buchhandels" auszusprechen. Aber die *Fahne* ergriffen hat noch Niemand; noch Niemand hat mit lauter Stimme den Standesgenossen ein „Vorwärts" zugerufen, und hat sie um sich zu schaaren versucht zu *gemeinsamem* Wirken und Streben!

Der Jünger der Wissenschaft hat die vom Staate unterhaltenen Universitäten, auf denen er die Interessen seines Standes kennen und vertreten lernt; der Maler, der Bildhauer hat die akademischen Schulen, die ihn für seinen Beruf vorbereiten, er hat ferner die unvergleichlichen Ideale aller Länder und Völker in den Museen, die er auf seinen Studienreisen berührt; der Tonkünstler wendet sich an die Hochschule für Musik, der Ingenieur an die technische Hochschule und Gewerbeakademie, der Landwirth an die landwirthschaftliche Hochschule, der Bergmann an die Bergakademie, der Thierarzt an die Thierarzneischule; selbst der Schneider besitzt bereits eine Schneiderakademie und mehr als ein einfaches Gewerbe unterstützt seine Jünger durch Fortbildungsschulen, Lehrkurse, Unterrichtsanstalten, Corporationseinrichtungen,

und vereintes Vorgehen. **Der deutsche Buchhändler dagegen hat noch keine Centralstelle, an welche er sich behufs Ausbildung seiner Standeskenntnisse wenden kann,** weder der Staat noch die Gemeinde, weder das große Publikum noch sein specieller Kundenkreis gewähren ihm eine besondere Einrichtung zur Vervollkommnung seiner Specialbildung.

Dennoch aber bedarf kaum ein anderer Stand gerade so umfassender und vielseitiger Ausbildung als der Buchhandel. Das ganze große, fast allgewaltige Gebiet der Publikationen jeder Art vereinigt sich im Buchhandel zu einem umfassenden labyrinthischen Ganzen, zu dem ausschließlich der Buchhändler den Ariadnefaden besitzt und in dem er allein das Publikum zu orientiren im Stande ist. Während es dem Privatmanne nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, wenn er selbst auf allen Gebieten der Literatur und Bücherkunde nicht genau orientirt ist, wird der Buchhändler schon getadelt, wenn ihm nur ein Specialzweig unbekannt geblieben ist. Dies allein schon setzt beim Buchhändler eine ganz umfassende Kenntniß der Dinge voraus, dennoch aber genügt es nicht, denn das Publikum verlangt beim Einkauf ein kritisches, gediegenes Urtheil, eine bestimmte, durch Gründe unterstützte Meinungsäußerung über jedes der zahllosen Werke. Wenn nun auch specialwissenschaftliche Bücher und Fachschriften hiervon im Großen und Ganzen ausgeschlossen sind, so bleibt immerhin noch ein so gewaltiges zu umfassendes Material, eine so große Vielseitigkeit der verlangten Bildung übrig, daß es kaum erklärlich erscheint, wie dies Alles von einem Einzelnen bewältigt werden kann.

Doch dies ist erst eine Seite der Standesinteressen des Buchhandels, und noch nicht einmal die bedeutendste. Nicht nur auf die Kenntniß des Vorhandenen soll sich der Buchhändler beschränken, sondern er soll auch genau darüber orientirt sein, welche Seiten der Literatur schwach oder gar nicht vertreten sind; er soll die vorhandenen Geisteskräfte der Nation erwecken, soweit es nöthig ist, derartige Lücken auszufüllen; er soll gewissermaßen am Steuer sitzen und das Geistesschiff der Menschheit mitlenken. Er soll Autoren finden und beschäftigen und bei den großen Fragen intellectueller Entwickelung der Nationen ein Wort mitsprechen. Er soll nicht still sitzen bleiben im Komptoir und warten, bis ihm ein Manuskript angeboten wird, das seiner Verlagsrichtung vielleicht entspricht, sondern er soll selbst die Fäden in der Hand behalten und feinfühlend die schriftstellerischen Kräfte wägen und prüfen und dann, — da er umfassender orientirt ist, als jeder Autor — die Publikation nach dem, was nothwendig ist,

veranlassen und dirigiren. Schon allein hierdurch würde es gelingen, einem bekannten Schaden der Literatur der Gegenwart abzuhelfen, nämlich der Ueberproduktion. Zu diesem Zwecke ist dem Buchhändler eine umfassende Kenntniß der producirenden und schriftstellerischen Kräfte nothwendig; eine Kenntniß, die kein anderer Mensch außer ihm zu besitzen braucht, die aber so recht eigentlich zu seinen Standesobliegenheiten gehört, und die ebenso wie Bücherkunde auf einer etwa vorhandenen **Buchhändler-Akademie** gelehrt werden müßte.

Eine andere, außerordentlich umfassende Seite betrifft die technische Herstellung von Werken. Kein Künstler und Kunsthandwerker bleibt auf der von ihm eingenommenen Stufe der Vollendung stehen; sie Alle streben vorwärts und suchen einander im Wettlauf zuvorzukommen. Wer heute vielleicht als leistungsfähiger Papierlieferant, als tüchtiger Drucker, als vortrefflicher Illustrator, Xylograph oder Photolithograph, als gediegener Buchbinder ꝛc. für den Buchhändler der gesuchteste Mann ist, kann morgen schon durch eine neue Erfindung, eine praktischere technische Einrichtung durch seinen Rivalen aus dem Sattel gehoben werden. Somit muß sich der Buchhändler stets mit den Fortschritten aller der hier in Betracht kommenden Specialgebiete vertraut machen und sich darüber orientiren; er darf niemals vergessen, daß in Calculationen, bei denen man oft mit Zehntausend multiplicirt, auch der Pfennig eine bedeutende Rolle spielt. Fragen wir aber wiederum, wem die Aufgabe zufallen würde, den Buchhändler nach der hier angedeuteten Richtung stets zu orientiren, so ist die Antwort: Eine etwa vorhandene **Buchhändler-Akademie.**

Während fast jede andere gewerbliche Thätigkeit vom Staate nach großen allgemeinen Gesetzen geregelt wird, untersteht die Thätigkeit des Buchhändlers außerdem noch dem Preßgesetz und dem Verlagsrecht. Die große Zahl der auf diesem Gebiete erfahrungsmäßig vorkommenden Mißhelligkeiten spricht dafür, wie schwierig es für den nicht streng juristisch gebildeten Laien, resp. für den Buchhändler ist, sich gerade in einer der Hauptfragen seines Standes gut zu unterrichten, ganz abgesehen von jener noch größeren Schwierigkeit, welche durch die gesetzlichen Bestimmungen der verschiedenen fremden Nationen in Bezug auf die Beziehungen des bekanntlich immer mehr international werdenden Buchhandels hervorgerufen wird. Hierin besonders den Buchhändler zu orientiren, dürfte eine der bedeutendsten Aufgaben einer **Buchhändler-Akademie** sein.

Fragen wir nun, von wem die Gründung einer Buchhändler-Akademie ausgehen müßte, so erscheint es als die naturgemäßeste

Antwort, hierauf zu sagen: Vom Staat. Wenn ein solches Institut an irgend einem Orte des deutschen Reichs bestände, und auf Reichskosten unterhalten würde, so würde für jeden jungen Buchhändler die Pflicht erwachsen, ein oder mehrere Jahre sich dort den Specialstudien seines Faches zu widmen, wofür allerdings für ihn mehrere hundert Mark Unkosten erwachsen würden, während er in derselben Zeit vielleicht das Doppelte als Gehilfe verdienen könnte. Diese zu bringenden Opfer würden Viele abschrecken. Gleichzeitig aber würde der Charakter einer derartigen Akademie gegen andere derartige Staatsinstitute etwas geändert werden müssen, denn es handelt sich, wie oben gezeigt, bei vielen Detailstudien darum, stets Neues und Neuestes kennen zu lernen; in Folge dessen würden viele Vorlesungen schon nach einem Semester antiquirt sein und der Akademiker mit seiner soeben gewonnenen Kenntniß in Folge der rapiden Fortentwickelung der technischen Hilfsgewerbe im Hintertreffen stehen.

Es ist ein Zeichen unserer Zeit, welches mit dem allerseits stattfindenden Kampf ums Dasein zusammenhängt, daß derartige fast reißend schnelle Fortschritte auf unzähligen, namentlich auch auf streng wissenschaftlichen Gebieten erfolgen, welche oft genug die eben errungene akademische Kenntniß überholen. Hier giebt es als geeignetes und vollkommen ausreichendes Mittel zur Abhilfe die Herausgabe von periodischen Druckschriften. Es ist merkwürdig, aber durchaus bezeichnend für unsere Gegenwart, daß fast die ganze Summe aller wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit zuerst in wissenschaftlichen Zeitschriften der Welt zugänglich gemacht wird und daß der akademische Lehrstuhl erst später davon Kenntniß nimmt.

Je weniger der deutsche Buchhandel Aussicht hat, daß der Staat seine Interessen, durch die Begründung und Unterhaltung einer Deutschen Buchhändler-Akademie, unterstützen wird, um so mehr wird er es als zeitgemäß und nothwendig betrachten, daß diese seine Specialinteressen durch die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift, welche den Titel **„Deutsche Buchhändler-Akademie“** führt, wirksam gefördert werden.

In diesem Sinne **habe ich die Adern zur Gründung einer Deutschen Buchhändler-Akademie,** welche von geachteten Männern unseres Standes vor einigen Jahrzehnten gegeben worden sind, **aufzufassen gesucht** und habe bereits seit einigen Jahren Vorkehrungen zur Ausführung derselben getroffen.

Indem ich den Zeitpunkt, mit diesem Unternehmen an die Oeffentlichkeit zu treten, nunmehr für gekommen erachte, wende ich

mich hiermit an meine hochgeehrten Collegen mit der Anzeige, daß von 1884 ab in meinem Verlage die periodische Zeitschrift

Deutsche Buchhändler-Akademie

Organ für die Gesammt-Interessen des Buchhandels und der ihm verwandten Gewerbe

erscheinen wird. Bereits vor mehr als zwei Jahren habe ich für diese Zeitschrift Mitarbeiter erworben und es ist mir gelungen, die Zusage von ersten Autoritäten aus der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt und aus dem Kreise unserer schriftstellernden Standesgenossen zu erhalten.

Ich beabsichtige die Zeitschrift in Heften vom Umfange von 3—4 Groß-Octav-Druckbogen erscheinen zu lassen. 12 Hefte werden einen Band bilden, dessen Gesammttitel und Inhaltsverzeichniß dem letzten Hefte mitgegeben wird.

Die Ausstattung wird eine vorzügliche, dem Charakter des Unternehmens würdige sein.

Auf den Inhalt der Zeitschrift wird der größtmöglichste Fleiß verwendet werden, damit die Leistung so gediegen und werthvoll wird, als dies möglich ist. Wenn es nöthig ist, sollen auch Illustrationen den einzelnen Abhandlungen beigegeben werden.

Die Abhandlungen der periodischen Zeitschrift „Deutsche Buchhändler-Akademie" werden jedes Thema behandeln, welches die Interessen des deutschen Buchhandels berührt; die Verfasser der Abhandlungen werden aus denjenigen Kreisen stammen, in denen diese Themata vollständig beherrscht werden.

Die Juristen werden sich an der Mitarbeiterschaft der „Deutschen Buchhändler-Akademie" betheiligen, nicht nur insofern, als sie die Bestimmungen des Preßgesetzes und des Verlagsrechtes ausführlich erörtern, sondern auch besonders interessante und für den Buchhändler wichtige Specialfälle in den Kreis der Besprechung ziehen werden, auch, soweit es thunlich und für die Allgemeinheit der Leser von Vortheil ist, sich über buchhändlerische Rechtsfragen, die ihnen aus dem Abonnentenkreise vorgetragen werden, aussprechen.

Die Schriftsteller, insbesondere die Literaturhistoriker werden sich mit gediegenen und umfassenden Abhandlungen über Literaturgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Bibliographie, deren Kenntniß

dem Buchhändler von großem Werth ist, betheiligen. Das Gebiet, um welches es sich hier handelt, ist ein so umfassendes, daß es einen wesentlichen Theil des Inhalts der Zeitschrift bilden wird.

Die Künstler werden sich gleichfalls an der Mitarbeiterschaft der „Deutschen Buchhändler-Akademie" betheiligen, weil Nichts ihre Interessen so sehr berührt, als die Frage der Reproduction. Gerade in unserer Zeit, wo jedes genial ersonnene und ausgeführte Kunstwerk durch die darstellende Technik sofort vervielfältigt wird, spielt die Frage der Reproduction eine sehr bedeutende Rolle. Es wird deshalb die Technik derselben, die Heliographie, die Chromolithographie, die Xylographie, die Lithographie, die Autotypie u. A. m. einen Gegenstand eingehendster Erörterung aus der Feder der Fachleute dieser Gebiete bilden können.

Es wird dann ferner der typischen und äußerlichen Herstellung von Werken eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden und zu diesem Behufe sachgemäße Abhandlungen aus der Feder von berufenen Buchdruckern, Graveuren, Galvanoplastikern, Buchbindern ꝛc. in der Zeitschrift veröffentlicht werden.

Bibliographie, Bibliotheken- und Handschriftenkunde, Buchhändlerische Geschäftsführung und Statistik, Buchhaltung u. A. m. werden eingehende Berücksichtigung finden; mit einem Wort, **es wird in der „Deutschen Buchhändler-Akademie" Alles angestrebt werden, um die fachwissenschaftliche und geschäftliche Tüchtigkeit des deutschen Buchhändlers zu heben.**

Ein Unternehmen, wie das in Rede stehende, soll und wird dem deutschen Buchhandel zur Ehre gereichen. Ist es an sich schon ein verdienstvoller Gedanke, ein Specialorgan für die Gesammtinteressen eines ganzen Standes auf Grund der von hochachtbarster Seite seit langer Zeit gegebenen Anregungen ins Leben zu rufen, so muß gerade für unseren, bisher von Außen her stiefmütterlich behandelten Stand eine derartige periodische Zeitschrift einem fühlbaren Bedürfnisse abhelfen. Aus diesem Grunde erbitte ich mir für mein Unternehmen die ganz besondere Unterstützung der deutschen Buchhändler und Buchhandlungs-Gehilfen. Sie Alle wissen es ganz genau, daß ein derart ins Große gehender Plan wie der meinige, nur mit bedeutenden Opfern auszuführen ist und daß gerade die Güte der Leistung die Größe der Unkosten erheischt. Eine Deckung hierfür kann ich aber nur innerhalb unseres Standes finden und erhalten; es geht mir also von vorn herein die geistige Unterstützung verloren, die jeder Verleger durch die Thätigkeit des Sortimenters beim großen Publikum erhält.

Mein Publikum, meine Abnehmer sind die Standeskollegen; ihnen gilt meine ganze Anstrengung, ihnen widme ich mein Unternehmen und meine Kräfte, **mögen sie ihrerseits es als ihre Ehrenpflicht betrachten, das Unternehmen zu stützen und lebensfähig zu erhalten.**

Die „Deutsche Buchhändler-Akademie" soll im Besitz jedes Gehilfen, ja jedes Lehrlings sein; ihr Inhalt soll sein geistiges Eigenthum werden und ihn zu einem tüchtigen Standesgenossen heranbilden. Zu diesem Zwecke habe ich den Preis der Zeitschrift so billig gestellt, daß jeder Standesgenosse darauf zu abonniren im Stande ist. Wer nur täglich einige Pfennige dafür anlegt, kann sich schon in den Besitz der Zeitschrift „Deutsche Buchhändler-Akademie" setzen.

Zum Schlusse bitte ich meine Herren Standesgenossen auch um ihre geistige Unterstützung bei meinem Unternehmen. Mögen Alle, und namentlich diejenigen, welche in diesem Prospect näher bezeichnet sind, mir ihre Mitarbeiterschaft, die ich gut zu honoriren beabsichtige, zu Theil werden lassen, damit die „Deutsche Buchhändler-Akademie" wachse und gedeihe zur Ehre unseres Standes und zur Zierde der deutschen fachwissenschaftlichen Literatur!

Weimar.

Herm. Weißbach.

Ueber Wesen und Umfang buchhändlerischer Bildung.

Die Zerstreuung eines Buches durch die Welt ist fast ein ebenso schwieriges und wichtiges Werk, als die Verfertigung desselben.
Fr. Schiller an J. G. Cotta, 1/9. 1794.

Die Betrachtung dieses Gegenstandes verschmilzt nothwendigerweise mit der Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Buchhandels, besser gesagt, des Buchhändlerseins überhaupt.

Bevor ich an meine Aufgabe trete, glaube ich, meine Stellung ihr gegenüber bestimmen zu sollen. Es giebt gewiß mehr als eine Antwort auf jene Frage; die Auffassungen der Pflichten und Rechte eines Buchhändlers gegen seine Zeit und die Gesammtheit der Genossen sind heute nicht selten grundverschieden. Für mich kann es im Sinne dieser Zeitschrift, welche es als ihre Bestimmung erkennt, im freien Geiste an der Veredelung unseres Standesgefühls, an der Vervollkommnung unserer gemeinsamen Kräfte zu arbeiten nur eine Auffassung und zwar nur diejenige geben, welche sich in den angezogenen Worten Schiller's an Cotta kund giebt. Wer immer mit wahrer Hingabe und aufrichtigem Ernste seinem Berufe dient, wird mich daher nicht tadeln, wenn ich, das Ziel hoch nehmend, die Mittel, mit denen es zu erstreben ist, nicht klein bemesse, sondern viel fordere und dies zwar mit vollem Ernste sowie mit Rücksicht darauf, daß nicht der Buchhändler wie er gleich üblicher Münze umläuft, sondern wie er sein sollte, den Gegenstand meiner Betrachtung bildet. Ich folge dabei nicht etwa bloß persönlicher Ueberzeugung, sondern auch vor allem dem lebendigen Wunsche, der guten Meinung, welche sich im öffentlichen Leben von dem Wirken und Wesen eines „vollkommenen und gerechten" Buchhändlers stellenweise noch immer — gottlob! — erhalten hat, gerecht zu werden. —

Das Gesagte erwägend, wird man mir zustimmen darin, daß es auf dem Gebiete des Buchhandels nur zwei gleichberechtigte Genossen giebt: Verleger und Sortimenter; die Antiquare theils den Ersteren, anderntheils den Letzteren beigerechnet. Der sog. Kommissions-Buchhandel, obgleich ein nothwendiges Glied in der gegenseitigen Ver-

bindung, begiebt sich gewiß des Anspruchs als Dritter gezählt zu werden, denn die Behandlung der Bücher nach Gewicht und Form hat mit den Hauptwissenschaften vom Buchhandel an sich nichts zu schaffen.

Jene beiden vollbürtigen Brüder aber haben eine gemeinsame, lange und ruhmvolle Vergangenheit. Man leugnet diese nirgends, obgleich man sie keineswegs überall verdientermaßen achtet. Die „modernen" Händler, welche sich selbst als Herren der Gegenwart betrachten, allein die Zeit zu verstehen und sie „bei der Stirnlocke" zu halten glauben, kümmern sich eingestandenermaßen gar wenig um das viele Andere durchdringende historische Gefühl. Schwerlich würden sie demselben gegenüber in so abwehrender Stellung beharren, müßten sie erleben, was das Geschick des deutschen Buchhandels sein wird, wenn das geschichtlich Gewordene, das Ergebniß unendlicher Mühe und langer Jahre, der eigentliche Boden für ihr Schaffen ihnen genommen werden könnte: ich meine das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Richtung ihres gemeinsamen Strebens auf einen tüchtigen Zweck.

Jede anscheinend noch so wohlgefügte Gemeinschaft wird es zeitweilig erleben, daß gährende, unruhige Kräfte versuchen, die Kette zu sprengen, welche, obwohl aus gegenseitigen Interessen gewoben, den Thoren als drückende Fessel erscheint, den Böswilligen als Hemmniß, ihre schrankenlose Selbstsucht zu befriedigen; zu allen Zeiten hat auch das Ueberhandnehmen dieser Ausbrüche als Zeichen des Verfalls bestehender Einrichtungen gegolten, hat deren Ordnung vernichtet, wenn nicht der Zwang der Gegner sie an ihren Platz zu bändigen vermochte. Und endlich: immer wieder ist die chaotische Unordnung zur vernunftbeherrschten Ordnung zurückgekehrt, hat diese gleichsam wiedergeboren, nachdem sich die des heilsamen Zwanges entledigten Kräfte in erbittertem Kampfe um ein regellos gewordenes Dasein aufgerieben hatten. Das lehrt in Lapidarschrift die Betrachtung des Kreislaufs in der Geschichte — möchte doch dem Buchhandel erspart bleiben, diese Wandlungen, denen zu entgehen es freilich eines nicht gewöhnlichen Maßes von Einsicht und Selbstbeherrschung bedarf, an sich selbst zu erleben!

Im aufreibenden Streite der Interessen und Ansichten hat man bereits hier und da angefangen in die Schranken, welche, zwar leicht gebaut und nicht einmal völlig, in Form selbstgeschaffener Einrichtungen den Buchhandel vom Kaufhandel im Allgemeinen scheiden, Lücken zu brechen und zeigt nicht übel Lust, bei diesem Zerstörungswerke zu beharren; die Gegner desselben aber tragen herbei, was ihres Erachtens zur Befestigung der Schanzen geeignet erscheint. Gilt jenen der Zaun, obwohl er nicht abzuschließen, sondern nur eine Grenzmarke zu ziehen

bestimmt ist, gleichwohl als unausstehlich, so genügt er diesen nicht wegen seines schwachen Baues. — Wie darüber nun zu Recht entscheiden?

Zwei Einrichtungen des deutschen Buchhandels sind jedenfalls durch die historische Entwickelung und die Nothwendigkeit geschaffen und wohl begründet: die einheitliche Organisation und die Zweitheilung der Berufsrichtung, die Trennung von Verlag und Sortiment. Daß sich jene als das historische Ergebniß eines hochausgebildeten Buchhandels darstellt, geht am klarsten aus der gegenwärtigen Bewegung in englischen Berufskreisen hervor, welche unaufhaltsam zu einer Gemeinverfassung, ähnlich der unsern, treiben wird. Es hieße somit in die Räder der Geschichte greifen, wollte man versuchen den bei uns seit fast hundert Jahren überwundenen Zustand wieder herzustellen, der nothwendigerweise auch das Geschick der Doppelnatur unseres Buchhandels bestimmen muß. Denn darüber wird man sich doch auf allen Seiten klar sein müssen, daß die völlige Umgestaltung des Sortimentsbetriebes, als welchen man „liberalerseits" die durch Nichts beeinflußte — sagen wir offen rücksichtslose — Freiheit der Bewegung anzusehen geneigt ist, auch eine ähnliche Veränderung im Verlagsbuchhandel hervorrufen muß. Versucht man dort, sich aller Rücksichten zu entschlagen, die der Letztere auf das Bestehen des Gesammtbuchhandels in jetziger Form nehmen will und — unter vorliegenden Umständen — muß, so wird man hier, in den Zustand der Selbstvertheidigung gedrängt, eine Waffe anzuwenden vermögen, die den Lebensnerv des Sortiments vielleicht plötzlich, vielleicht allmählich, jedenfalls aber überhaupt zerstört. Was man auf jener Seite heutzutage als eine sträfliche Rücksichtslosigkeit, wohl gar als ein schweres Vergehen bezeichnet, wird dann zur Regel werden: der Verleger wird mit Umgehung des Sortimenters nach Möglichkeit seine Waare direct an den Käufer zu bringen versuchen. Und daß dies Vorgehen, wenn etwa durch Gemeinsamkeit gekräftigt, schließlich zur Vernichtung des Sortimentsbuchhandels, allenfalls zu seiner Erniedrigung bis auf bedeutungslose Krämerei führen wird, kann nur demjenigen unklar sein, der gleich dem Vogel Strauß den Kopf in dem Sande, wie in einem Haufen Thorheiten verbirgt, um den Feind nicht sehen zu müssen, dem er erliegen wird.

Von solcher Lösung aller frommen Bande und dem freien Walten der Laster sind wir gottlob trotz mancher Windbeuteleien, die hüben und drüben getrieben werden, noch ziemlich weit entfernt. Noch ist die Erkenntniß nicht verloren gegangen, daß der deutsche Buchhandel, will

er die achtunggebietende Körperschaft bleiben, welche er im Laufe der Zeit geworden, ein lebensfähiges Sortimentsgeschäft neben einem rührigen, zielbewußten Verlagshandel nicht entbehren kann. Keine noch so gut geschulte Postboteneinrichtung eines neuerungsschwangeren Generalpostmeisters, kein noch so vielseitiger Kolportagebetrieb wird die mit großer Intelligenz, Erfahrung und Hingebung an ihre Berufspflichten ausgerüstete Schaar der Sortimenter zu ersetzen vermögen.

Fast scheint es, als sei man auf Seiten der Verleger hiervon inniger überzeugt, als auf Seiten der Sortimenter selber. Die Muthlosigkeit oder offenbare Gleichgültigkeit, mit welcher man vielerorts allen Bestrebungen gegenübersteht, lassen das vermuthen, wenn nicht ein Anderes noch dabei in Frage kommt: das mangelnde Verständniß für die höheren Ziele, welche der Buchhandel im Allgemeinen zu erstreben, und für die Quellen, aus denen der Sortimentsbuchhandel seine besten Erfolge zu schöpfen hat. Davon mag später die Rede sein. — Freilich ist es auch zweifelhaft, ob man sich auf Seiten der Sortimenter die eben gezogenen Konsequenzen ausschreitender Bewegungen wohl schon im ganzen Umfange klar gemacht, ob man sich wohl einmal eine Ansicht von der Lage gebildet hat, welche entstehen muß, wenn sich Verleger und Sortimenter feindlich scheiden. Die vorhandene Unklarheit über einen derartigen Zustand ist wohl zu entschuldigen, vielleicht zu begründen. Dies zwar in Folge der unentschiedenen Trennung des Verlags- vom Sortimentsgeschäfte. Den „reinen" Verlagsgeschäften stehen kaum ebenso viel „reine" Sortimentsgeschäfte gegenüber. Die große Anzahl der Uebrigen verlegt und sortimentert in angenehmem Wechsel durcheinander. Der Bedeutung der Klein- und Großhändler im Waarenverkehr haben wir unsererseits keine entsprechenden Begriffe gegenüber zu setzen. Bei uns tauscht man die hier streng geschiedenen Rollen nach Belieben, obgleich — was zu beachten ist — sich diese völlig entsprechen und hier wie dort als: Erzeugung (Fabrikation) und Vertrieb bezeichnen lassen. Nun muß zwar gesagt werden, daß man das Ausschweifen der Verleger auf das Sortimentergebiet in ungleich unnachsichtigerer Weise beurtheilt als die umgekehrten Fälle, ja, daß man, wie männiglich bekannt, die Verlagsbuddelei der Sortimenter sogar völlig selbstverständlich findet. Ob etwa mit Recht, steht dahin. Ich meinerseits verneine es unbedingt, vertrete also die Ansicht, daß wie die Aufgaben, so auch die Thätigkeiten getrennt sein sollten und stehe nicht an zu behaupten, daß der aus der Verlegerei des Sortimentshandels „so nebenher" — für unsere Literatur im Allgemeinen entstehende geringe Nutzen andererseits durch eine beträchtliche Ver-

geudung von Kapital und Arbeit weit mehr als aufgehoben wird, daß also der angestiftete Schaden weit größer ist als der beabsichtigte Nutzen. Der Mangel an Umsicht, an Spekulationsfähigkeit, an Vertrautheit mit der rein geschäftlichen Technik, ja nur an Zeit und Kapital — sie lassen sich an den weitaus meisten Unternehmungen erwähnten Ursprungs klar nachweisen. Man wird das nicht unerklärlich finden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, wie im reinen Verlage, so auch im bloßen Sortimentsbetriebe eine große Summe von Intelligenz, Geld und Arbeitskraft sich ausschließlich mit der Erfüllung ihrer eigentlichen Obliegenheiten begnügt, ohne an die Beherrschung eines nur scheinbar nahe liegenden, in Wahrheit aber sehr verschiedenen Gebietes zu denken. Schon diese Thatsachen sollten zum Nachdenken auffordern; ich weiß zwar, daß auch die nachdrücklichsten Beweise für seine Unhaltbarkeit einen traditionellen Zustand nicht, und zwar am allermindesten bei denjenigen verfehlt erscheinen lassen, welche mit der Tradition gebrochen zu haben erklären. Nichtsdestoweniger bedeutet die geschilderte Zwitterstellung aber einen Umstand, dessen Nachtheil für beide Theile unleugbar ist.

Durch einen und zwar von der entgegengesetzten Seite entnommenen Beweis würde derselbe den Sortimenter-Verlegern sofort erhellen, wenn man nämlich den Fall setzte, daß den Verlagshandel gelüstete, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, d. h. „so nebenher" zu sortimentern. Was von jener Seite wohl als eine Schmälerung der Interessen des Verlagsbuchhandels empfunden, aber selten gerügt wird, giebt sich auf dieser Seite als ein hundertfach getadelter Raubbau zu erkennen. Nichts Anderem läßt sich zwar auch die directe, d. h. mit völliger Umgehung des Sortimentsbuchhandels systematisch betriebene Ausnutzung des Absatzgebietes seitens eines Verlegers richtig vergleichen. Wir haben Beispiele dafür, daß ein solcher mittels großen Geldaufwandes, unermüdlicher Reklame und einer durch Aussicht auf reichen und längeren Verdienst angezogenen Schaar von Kolporteuren, wenn er will, ganz ohne Unterstützung seitens des Sortiments namhafte, ja große Erfolge zu erzielen vermag, man wird aber auch in jenem Vergleiche nicht fehlen, wenn man die Folgen in Betracht nimmt, welche das erwähnte Verfahren nach sich zieht. Das Raubbausystem, das ein solcher Verleger zu Gunsten fast ausschließlich seines eigenen Säckels übt, schädigt, ja lähmt den Absatz, d. h. die Kaufkraft des Publikums nicht selten auf Jahre hinaus; es bewirkt unberechenbaren Schaden, wenn es zu Gunsten einer Unternehmung betrieben worden ist, die unter die nothwendig zu befriedigenden literarischen Bedürfnisse nicht unbedingt gezählt werden darf. Denn es hat nicht die segensreichen Folgen eines

solchen: die Erzeugung des Verlangens nach Mehr und Anderem also die Weckung neuer Bedürfnisse. Ich zähle zu dem drückenden Luxus, dessen Besitz sich nach angedeuteter Richtung schädlich äußert, z. B. die „Eselsbrückenliteratur" des Herrn von Treitschke, die Konversationslexika; man frage sich, wie oft das Gefühl eines ungestillten Bedürfnisses der Grund zur Anschaffung ist und nicht etwa allerhand berechnete Reize eines solchen Unternehmens, unter deren Eindruck der Besitzer vielleicht bis zum Bezuge des dritten Heftes der langen Reihe verharrt, um alsdann seufzend zu bekennen, daß er ein Thor gewesen, indem er ein Werk erwarb, das im günstigsten Falle zu einem Zehntel für ihn brauchbar ist.

Sortimenter von Erfahrung werden die Geschichte und das endliche Geschick solcher Umstände kennen. Jedenfalls hätte der Theaterdirector im Vorworte zum Goethe'schen „Faust" unter den schlimmen Uebeln, von denen der Bühnenerfolg seines Stückes bedroht wird, die Konversationslexikonsweisheit — wenn er sie kannte — noch ärger als das „Lesen der Journale" genannt. In Anbetracht der letzteren bleibt mindestens die Vermuthung frei, daß die leichtere Form des Gebotenen Diesen und Jenen noch zur gründlicheren Belehrung durch ein Buch reizen wird, zumal die lose Form jener Gattung von Literaturerzeugnissen des traditionellen Ansehens ermangelt, das dem Buche allerorten eingeräumt worden — unter den Besitzern der Konversationswälzer sind aber hinfort für den Einfluß der Buchliteratur alle diejenigen verloren, welche daran Genüge finden, vorausgesetzt daß ihnen die Anschaffung dieser homöopathischen Wissensapotheke, welche als Hausinventar vererbt wird, nicht leicht geworden ist.

Eine derartige Bepflasterung seines Absatzgebietes, aus welcher der Kolporteur größeren Gewinn zieht, als der Sortimenter, würde dem Letzteren für seine eigentliche und lohnendste Hauptaufgabe, die Weckung und Erhaltung des literarischen Bedürfnisses innerhalb seines Geschäftsbereichs bald keinen Spielraum mehr lassen, mit andern Worten: seine Thätigkeit störend beeinflussen, ja lahmlegen. Die richtige, bestimmende Leitung der literarischen Zwecke, welchen er geschäftlich dienen möchte, wird daher eine Lebensfrage für ihn sein. Das klare Verständniß für seine Aufgabe wird ihn aber auch von allen Unternehmungen fern halten, die nicht den Kreis seiner bestimmt abgegrenzten Pflichten willkommen ergänzen. Man wird die Beobachtung machen können, daß im Verlage „herumbuddelnde" Sortimenter den meisten Grund zu Klagen über Einmischung seitens Anderer, Ueberhandnehmen der Kolportage, schlechte Erfolge und dergl. zu haben meinen, während die

Anklage der „Umstände" sich mit ihrer Spitze gegen sie selbst richtet. Nur aus der Verkennung der eigentlichen Höhe und Weite ihres Berufes kann die Ansicht entspringen, der Sortimentsbetrieb fülle oder lohne die ganze Arbeit eines Mannes nicht, bedürfe vielmehr der Ergänzung durch eine „gewisse" Verlagsthätigkeit. Das besagt dasselbe wie etwa die Behauptung: eine Zahl sei als 1 gedacht kein Ganzes, sei es dagegen als $^3/_4 + {}^1/_4$ oder $^1/_2 + {}^1/_2$.

Um die hierbei zu Grunde liegende Auffassung von den Pflichten sowohl eines Verlags- als auch eines Sortimentsbuchhändlers zu widerlegen, vergegenwärtige man sich die Reihe der Obliegenheiten, die sich an die Hervorbringung und den Vertrieb eines Buches knüpfen — freilich nicht vom sogenannt kaufmännischen, sondern von dem Standpunkte ausgehend, welcher den Buchhändler auf der Höhe seiner Zeit und Aufgaben zeigt.

Wer hätte nicht schon von irgend einer Seite vernommen, vielleicht auch selber schon gemeint und ausgesprochen, daß das Buchverlegen ein leichtes Ding sei? Schreiber dieser Zeilen darf mit gutem Grunde annehmen, daß die achtungsvolle Bewunderung für den Verleger, mit welcher er — als gereifter Gymnasiast — einen zufällig an ihn gerathenen Katalog von Hirzel in den Händen hielt, nicht von allzu Vielen nachempfunden, geschweige denn getheilt wird. Völlig unbegreiflich wird sie denjenigen erscheinen, welche die Bücher als eine Art Mühlenproduct zu betrachten pflegen, wozu alle erdenkbaren Bedingungen von Anfang vorhanden gewesen oder durch Mithülfe der technischen Gewerbe geschaffen worden sind. Man findet derartige Ansichten nicht etwa bloß in völlig fern, sondern — und manchmal erst recht — auch in dem Buchhandel nahe stehenden Kreisen, vor allem aber in der jungen Schriftstellerwelt vertreten, deren Angehörige ja sammt und sonders „in den Augen der Nation" als leichtgeborene Olympier auf den gekrümmten Rücken ihrer Verleger gleichwie auf Wolken umherwandeln möchten und, außer im Punkte der Nahrung, die unbefangene Natur der klassischen Himmelsbewohner nachzuahmen beflissen sind. Gegen die in der That unsterbliche Bewährung einer charakteristischen Eigenart deutscher Autoren, als welche der bissige Heinrich Heine, das Krittelgelüste der Dienstmädchen gegen ihre Herrschaften in Vergleich ziehend, die Tadelsucht jener gegen ihre Verleger bezeichnet, haben sich Letztere mit einer gewissen Gleichgültigkeit gepanzert, die selbst das grimmige Wort des Vater Arndt über seine Verleger wohl kaum hat brechen können. Als Mittelding aus allen Ansichten, welche von höllischer Seelenverkäuferei bis zum verhimmelten Mäcenatenthum, je nach der Stellung

des Urtheilenden, wechseln, ergiebt sich wohl die Meinung, der die Oesterr. Buchdruckerzeitung bei ihrer unmuthigen Betrachtung des preisrichterlichen Erkenntnisses auf der graphischen Ausstellung zu Wien jüngsthin Worte gegeben, indem sie die „Extraprämiirung des Kapitals" bei Leuten, die „mehr oder minder immer Spekulanten" seien, auf's Höchste unbillig nannte, während doch die Würde der Künstler, Kunstanstalten und Drucker, welche die fraglichen Werke geschaffen (!), ungepriesen geblieben sei.

Als Kapital einsetzender Spekulant erscheint, wie gesagt, der Verleger den Meisten, die sich etwa mit Gedanken über seine Stellung in der Geschäftswelt oder zur Literatur befassen, nicht aber etwa bloß dem Publikum, sondern auch — leider Gottes! — dem großen Haufen der Berufsgenossen, aus beiden Zweigen des Buchhandels. Wie fände sonst die offenkundige Thatsache ihre Erklärung, daß so oft und so gänzlich unzureichende Mittel, die fragwürdigste Intelligenz, Umsicht, Beharrlichkeit und Kapitalskraft sich an solche Zwecke, daß sich die zweifelhaftesten Unternehmer, halb ruinirte Sortimenter, der Erfahrung und nothwendigsten Bildung ermangelnde Jünglinge in die Gemeinschaft von Leuten wagten, für deren erfolgreiches Schaffen allseitige Bildung, Arbeitskraft und Arbeitsernst, verbunden mit kluger Beherrschung aller einschlägigen Verhältnisse, unbedingt erforderlich sind! Die gleiche Leichtfertigkeit der Anschauung drückt sich freilich in dem schon gerügten Umstande des Verlegens „so nebenher" aus, findet aber hier zum Theil in der Ueberlieferung von altersher ihre Entschuldigung. Es ist ja klar, daß der Erfolg in allen oder doch fast allen Fällen im richtigen Verhältnisse zu der Anlage eines Unternehmens steht; indem man nach möglichst großen Gewinnen hascht, auf allen Gebieten des Wissens und — der Unwissenheit, in allen möglichen Disciplinen umherjagt, nicht selten mit nackter Gewissenlosigkeit verfährt, vergißt man, daß kein Gebiet unter allen, welche der Handel beherrscht, dem Schwindel und der Dummheit ungünstiger ist, als eben das unsrige, dessen Frucht die Aufklärung sein soll. Allerdings nicht immer ist; wir wissen ja, daß ein sauberes Gelichter sich in den Kreis der Männer gedrängt hat, deren höchste Pflicht es sein sollte, ihre Dienste der Verbreitung der Bildung und Sittenveredelung zu widmen; jene Verleger bluttriefender und unzüchtiger Romane; Schwindler jeder Art und jeden Grades; ein Mischmasch aus den „verwandten Geschäftszweigen", das mit dem Buchhandel geht, um sich nach Belieben seines Titels bedienen zu können, im Uebrigen aber mit seinen Zielen nichts gemein hat; allerhand verlotterte und verfehlte Existenzen, die wie einem jeden Stande,

so ganz besonders dem Buchhandel zur Unehre gereichen. Sie haben sich fast sämmtlich an den Verlagsbuchhandel gehängt in der Hoffnung auf einen Erwerb im Stillen und Dunkeln oder auf Befriedigung ihrer ganz und gar selbstsüchtigen Zwecke. Fraglos ist es, daß die Gesellschaft solcher Kumpane, welche wieder ihres Gleichen erzeugen, der Achtung, die auf dem Buchhändlernamen ruhen sollte, Abbruch thut, namentlich aber, daß sie die Thätigkeit des Buchhändlers, in diesem Falle das Wirken des Verlegers, in ein ungünstiges Licht und zwar eines Spekulanten mit mehr oder minder weitem Gewissen zu ziehen vermag.

Solange freilich der Buchhandel eine stattliche Reihe mit Auszeichnung genannter Persönlichkeiten, eine achtunggebietende Summe von Intelligenz, Thatkraft und hoher allgemeiner Bildung sein nennen darf, wie trotz alledem noch gegenwärtig der Fall ist, wird man nicht zu sorgen brauchen, daß jene geringschätzige Auffassung von der Wirksamkeit eines Verlegers sich ganz verallgemeinere. Aber frage man sich, ob denn die gegenwärtigen Verhältnisse, welche den Buchhandel in ganz ungewöhnlicher Gährung, auf dem Punkte gründlicher Umgestaltung zeigen, die Bürgschaft dafür bieten können, daß es so währen, daß uns die Achtung ungeschmälert bleiben werde. In der That — diese Erwägung kann Sorge bereiten. Man schaue nun her und frage, unter wie vielen älteren und vor allem jüngeren Berufsgenossen der Geist unseres „großen" Friedrich Perthes lebt, dieser unentwegte, nicht durch die trostlosesten Erfahrungen zu ertötende Standesstolz, diese hohe Bildung, dieser gerade Mannesmuth, diese Thatkraft und Unermüdlichkeit den schwierigsten Fragen gegenüber — Gaben, deren Größe die Bewunderung Aller für sich fordert und dem Manne einen Ehrenplatz in der Geschichte unseres Handels für alle Zeiten sichert. Wie selten klingt dagegen uns aus den Stimmen der Gegenwart die gleiche Empfindung, wie oft hinwieder das Gefühl der Schwäche, des Kleinmuths, der Richtung auf das Nichtige entgegen, wie häufig drängt sich die hohle Phrase, die Unwissenheit vor, wie unbestimmt verschwommen oder gänzlich verkehrt erscheinen die Ansichten von den Pflichten eines Buchhändlers, der seiner Zeit und seinem Stande genügen soll.

Ihnen entgegen wird es erforderlich sein, den Wirkungskreis sowie den eigentlichen Inhalt der Thätigkeit eines Verlegers zu schildern.

Der Buchhändler erscheint als verbindendes und vermittelndes Glied in den Beziehungen des Publikums zur Literatur, der Hüter und Spender des geistigen Schatzes, den die Männer der Wissenschaft und Kunst, ein jeder nach seinem Vermögen in großer Mannigfaltigkeit zusammen

getragen. Der Verleger münzt aus diesem Schatze, der Sortimenter setzt die Spenden um. Diesem Bilde gemäß muß von einem Jeden unter ihnen die Fähigkeit erwartet werden, edles von unedlem Metalle, Gold von Blei zu unterscheiden; es muß in Jeden das Vertrauen gesetzt werden dürfen, daß er unechte Münze nicht für echte verausgabe, daß er sich also der Würde seiner Stellung stets bewußt sei und derselben gemäß handle. Aber nicht so bloß erscheint der Verleger in seiner Stellung zur Literatur und geistigen Bewegung. Er hat ein Recht, neben dem Schriftsteller als intellectueller Urheber zu gelten, wenn er die geistigen Kräfte weckt, zu Thaten anregt, sie ihren richtigen Zwecken entgegen und in Bahnen leitet, auf welchen sich ihre segensreiche Macht würdig entfaltet. Diese Thätigkeit der Anregung zu literarischem Schaffen, so oft sie sich bewährt hat und wenngleich sie als Hauptaufgabe des denkenden, umsichtigen Verlegers gelten darf, entzieht sich natürlich immer oder mit seltener Ausnahme dem Wissen und Urtheilen der Oeffentlichkeit. Diese urtheilt instinktiv, ohne Kenntniß von der Sorge des Verlegers um die Gestaltung, Belebung und Ausführung eines Planes, als dessen geistigen Urheber in seiner ganzen Weite sie den Schriftsteller ansieht; sie erfährt gar selten, daß sich an die Herstellung eines Buches oft unendlich viel Mühe, Zeit und Ueberlegung, abgesehen von dem Geldaufwande, knüpfen, ohne daß sich diese Betheiligung des Verlegers an den Leistungen des Autors in Anderem als etwa in einer tadellosen Verfassung des fraglichen literarischen Erzeugnisses bekundet. Und selten genug ereignet es sich, daß der Letztere dem Ersteren in gleicher Weise wie etwa, um ein Beispiel anzuziehen, Prof. Lexer seinem Verleger Hirzel — im Vorwort zu seinem mittelhochdeutschen Wörterbuche — ein würdiges Denkmal setzt. Und doch sind Autoren, deren Arbeit die Unterstützung des Verlegers begleitet, noch sehr erkenntlich im Vergleiche zum Publikum, welches das Angenehme ohne Frage nach seinem Ursprunge hinnimmt. Nicht aber das Gegentheil. Hat der Autor in der Einrichtung seines Werkes gesündigt, hat der Buchdrucker seiner Aufgabe trotz aller Sorgfalt nicht genügt, so treffen die Streiche der Kritiker und Käufer den Verleger; ein ungeschickter Ausdruck des Verfassers im Vorworte der Schrift stempelt jenen vielleicht zum Bösewicht; der „gewissenlose Spekulant" tritt in den Vordergrund und wird hundertfach abgethan. Freilich büßt der Beste oft auch die Sünde der Frevler mit. Und der Letzteren giebt es mehr als genug. Unkenntniß, verzweifelte Regungen bewußter Bosheit erlesen sich das vielköpfige Leserpublikum zum Opfer. Wie viele unter den Erscheinungen eines Jahres sind inhaltlich und äußerlich betrachtet es werth, in der Litteratur ein berech-

tigtes Dasein zu fristen? Wenig genug. Man müßte denn für die Existenz der Leistungen „elender Scribenten" die Sophistik des biederen Chr. L. Liscow ins Feld führen, welcher in seinem Büchlein über „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" (1734) den Segen der Letzteren durch die Worte geltend macht: „Ich möchte gern wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben: von uns leben sie und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören wollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brot nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerei und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messen herauskommen, nur von zehn Jahren her und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan und nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß ein Jahr ums andere gerechnet, ohngefähr drei gute Bücher des Jahres zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht nur eine große Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unserer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?" Aber man begnügt sich nicht mit dem himmelhohen Haufen des schon vorhandenen Unbrauchbaren aus allen Fächern, sondern thürmt ihn mit unermüdlicher Emsigkeit Jahr um Jahr noch immer höher, baut immer weiter in die Breite, so daß man sich schon besorgt fragt, wann und wie das enden soll, wenn nicht eine Art Weltbrand hereinbricht, der das Geschaffene tilgt, damit erneutem Wirken sich freie Bahnen öffnen.

Schließt man nun die Kette der Fragen, welche sich an diese Erscheinung knüpfen, ohne das „tintenkleckſende Säculum" als solches dafür verantwortlich machen zu wollen, mit einer Untersuchung nach der wahrscheinlichsten Ursache derselben, so geräth man schließlich auf das buchhändlerische Gebiet. Denn wie wäre es möglich, daß ein solcher Zustand seit langem als bestehend und kaum veränderlich angesehen werden müßte, befände sich die Bildung, sagen wir die Erkenntniß des Guten und Schlechten im Verlagsbuchhandel auf der Höhe, auf welcher sie stehen muß, um ihren Zwecken zu genügen. Aber man darf wohl sagen, daß die Unwissenheit, die Kritiklosigkeit und der Mangel an Verständniß für seine eigenste und wichtigste Bestimmung auf dieser Seite es sind, welche den bald unerträglichen Zustand der Literaturversumpfung herbeigeführt haben. Indem der verlegende Buchhandel die Vielschreiberei, die maßlose Flachheit, zu welcher die Halbbildung unserer Zeit neigt,

allzu dienstfertig begünstigt, entzieht er den besseren Literaturerzeugnissen den Boden, schwächt er seine Kapitalkraft, vergeudet er seine Arbeit. Unermüdlich, weil unerschöpflich hallt die Klage wieder, daß zu viel geschrieben, zu viel gedruckt werde; aber mit steter Unverdrossenheit mahlt die Mühle weiter, denn dem verlockenden Reize des „Probirens" öffnet sich endlich auch der Säckel manches knausernden Sortimenters, den nichts in der Welt zum Bücher *verlegen* mehr, als zum Stiefelbesohlen oder Sanskritdoziren befähigt. Man sieht eben in dem Verlage ein Lottospiel, aus dem einen Gewinn davon zu tragen, eine gewisse Möglichkeit vorhanden ist, ohne zu bedenken, daß sich selbst diese Möglichkeit in neun unter zehn Fällen nur der gewiegten Erfahrung im Bunde mit der umsichtigen Beherrschung der Verhältnisse darbietet. Ich fürchte nicht, daß man mich auf das Sprichwort hinweise, daß den dümmsten Bauer die dicksten Kartoffeln reifen; führt man den Kernspruch vielleicht in Hinblick auf andere Erfolge höhnisch im Munde, so wird man damit doch die eigenen Ergebnisse nicht beschönigen mögen. Eher zu fürchten ist die scheinbar vorhandene — mindestens in einzelnen Fällen bereits kundgewordene Ansicht —, daß schon der alltägliche Umgang mit Büchern den Wechsel des Geschäftsbetriebs — Verlag und Sortiment — vermittle, eine Ansicht, die derjenigen zu vergleichen ist, daß aus einem Buche unter dem Kopfkissen die Weisheit ins Hirn dringe.

Für den Verleger kommt die Frage in Betracht: was ist unter einer guten Schrift, dem Ding an sich, zu verstehen? Versucht man die Eigenschaften, das Wesen eines guten Buches darzustellen in ähnlicher Weise, wie man an alle Größen und Weiten, alle körperlichen und geistigen Kräfte einen gewissen Maßstab zu legen vermag, so ergiebt sich — ohne den unleugbaren Zusammenhang der körperlichen und geistigen Bedürfnisse näher zu berühren — kein besserer, zutreffenderer Vergleich, als derjenige einer guten geistigen mit einer wohlgerathenen leiblichen Speise, sagen wir einer guten Schrift mit einem guten Brote, dem Inbegriff des Labenden, Sättigenden, Nährenden. Und gleich wie dieses mindestens dreier Dinge bedarf, um seinem Zwecke zu genügen: reifen Korns, guten Wassers und gleichmäßiger Feuersgluth, so auch in übertragener Bedeutung jenes. Gleicht nun hierbei das Erstere als Hauptbestandtheil dem unerläßlichen Maße elementaren Wissens, so das Zweite, das verbindende Element, der Anwendung des Wissens auf Obliegenheiten, welche jede wie immer geartete Lebensstellung mit sich bringt, das Dritte endlich aber, das Feuer, in dem sich die Vollendung der rohen Form, die Reife der Masse vollzieht, der Kenntniß der Pflichten gegen Gott, die sittliche

Weltordnung oder was man immer als das Höchste, das leitende Prinzip im Kosmos anerkennen will, gegen Mitwelt und Natur, sowie der Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit. Denn ein jeder Mensch, in welchem Kreise er immer geboren und erzogen sein mag, dessen Lebenslauf sich unter nicht außergewöhnlichen Bedingungen vollzieht, ist bis zu gewissem Grade aller der Grundbedingungen theilhaftig geworden, an welche der Eindruck eines guten Buches anknüpfen muß und kann. Wer entbehrte auch des bescheidensten Wissens- und Lernensdranges, des Triebes das Gelernte selbstthätig zu verwerthen, des Gefühls für seine sittlichen Pflichten und der schwächsten idealen Regung? Niemand. Und diese Empfindungen der Menschenseele zu stärken, bildet die erste und Hauptaufgabe der ganzen Literatur. Natürlich hat sie dieselbe den verschiedensten Forderungen, fast der Individualität anzupassen. Die leibliche Kost des gemeinen Mannes genügt dem höherstehenden sowenig, wie dessen geistige Speise; auf einer ganz anderen Grundlage, wenn sie gleich aus demselben Urstoffe besteht, ruht des Letzteren Bildung und Lebensanschauung; von einem gegebenen Mittelpunkte ausgehend, erweitert sich der Kreis der Anschauungen, bis er sich ins Unendliche verliert. In jedem Lebenskreise ist aber ein geregeltes allmäliches Wachsthum normal veranlagter geistiger Kräfte möglich. Darauf fußt die Verbreitung der guten — denn nur hiervon kann die Rede sein — Literatur. Ihr Ziel ist also die Erziehung des Volkes zu höherer Bildung; dahin zu gelangen wird sie indessen schrittweise versuchen müssen. Nur so vermag sie es zu erreichen und das allgemeine Wissen vom Allernothwendigsten zum Wünschenswerthen überzuführen. Was immer unvermittelt dem geistigen Aufnahmevermögen zugemuthet wird, verdirbt, verleitet den Geschmack, lenkt die Bildung in eine falsche Bahn. Nun wirft aber der verbündete Haufe der Schriftsteller und Buchhändler dem p. t. Publikum in Masse vor, was ohne Unterschied von Jedem, dessen Bildungskreis sich mit den durch eine Schrift vertretenen Anschauungen zu berühren scheint, aufgenommen, als etwas Gutes geschätzt werden soll. Wie wäre das möglich, abgesehen auch davon, daß zwei Drittel und mehr der jährlichen Erscheinungen kaum lebensfähige, sogar hoffnungslose Früchte sind. Man sehe sich doch nur einmal z. B. die sog. populäre Litteratur an. Wie Vieles darunter, das im Sinne der Aufklärung betrachtet, gerade das Gegentheil vom Guten bedeutet, das nach der vergleichenden Erklärung von der Beschaffenheit eines guten Buches eher einem Abhub verdorbener Speise als gesundem Brote ähnelt. Diesem vergleichbar ist gewiß auch nicht die Masse politisch-parteilicher Schriften, welche nur eine Leidenschaft zu erregen und künstlich

wach zu halten bestimmt sind; nicht die Weisheit der Sammelwerke, welche einem zusammengekehrten Haufen aller möglichen Krumen gleicht; nicht die Tractätchenliteratur, welcher der Mensch als körperbedürftiges Wesen nichts, als Himmelserbe alles gilt; nicht die große Zahl der Volksromane, deren Hauptzweck die Erregung sinnlicher Leidenschaften, die Verführung der Phantasie ist; zum geringsten Theil endlich auch die sog. Volksschriftenlitteratur, welche sich bemüht, zwischen Allem die Mitte zu halten, hier ein wenig „fromm", dort etwas politisch, insgesammt leidlich anständig und unterhaltend zu sein, die in dem Leser aber wenig mehr hinterläßt, als einen nicht gerade unbehaglichen Eindruck. Denn an die schwerste Aufgabe, zum gemeinen Manne von Allem, woran auch er Antheil nehmen sollte, in seiner urwüchsigen Sprache fesselnd und verständlich zu reden, wagen sich Unzählige, ohne nur — um derb zu reden — einen blauen Dunst von der Schwierigkeit ihres Unterfangens zu besitzen.

Und man überblicke unsere Jugendschriften, die Bildungswerke für das weibliche Geschlecht, die Fachschriften für das Handwerk, und so viel Anderes, fange von unten an und höre oben auf — wie weit getrennt die Maschen des Netzes, das Alle, klein wie groß, fassen sollte; wie groß der Abstand zwischen jenen, die auf der Höhe, und ihnen die auf breiten Wegen im Thale wandeln und kaum das Haupt heben zu dem Lichte, in welchem jene stehen.

Aus solcher Betrachtung geht nun klar die Aufgabe des Buchhändlers hervor. Das Feuer, das die Männer der Wissenschaft anfachen und schüren: das Licht, das sie zu verbreiten suchen, auch in die Häuser und Hütten zu tragen, ist sein Beruf; seine Pflicht aber, die Wohlthätigkeit des Feuers und Lichtes selber zu erkennen, denn nur ein Wissender kann hier Vermittler sein. Er selber muß Empfänglichkeit und Verständniß für die Gedanken besitzen, von denen die Vergangenheit beseelt gewesen, die Gegenwart begeistert ist, und eine Ahnung davon, was sich aus den Gedankenkeimen gestalten wird, welche die Wissenschaft, die gesammte Lehrthätigkeit in die Herzen der Nation gestreut hat.

Dem Bestreben nach eigener Aufklärung folgend, lenkt er seinen Weg nothwendig in die Schatzkammer, die Geschichte der Literatur. Trennen sich auch sonst die Bahnen von Verleger und Sortimenter: in diesem Wege, den entlang auch die Geschichte des Buchhandels gewandelt, laufen sie zunächst zusammen. Aber die Geschichte des Schriftthums außerhalb ihres Zusammenhangs mit der politischen und der Kulturgeschichte im Allgemeinen schildern — wie dies noch vielfach zu geschehen pflegt — heißt eine Gegend oder ein Kunstwerk bloß von einer Seite betrachten.

Eine Literaturgeschichte, welche mit dem üblichen Darstellungsverfahren bricht, ist ein begehrenswerthes Werk, wie soll die Eigenart eines Schriftstellers verständlich werden, vermag man nicht zugleich zu beurtheilen, welche Einflüsse und Eindrücke von seiner Zeit her auf ihn eingewirkt haben? Mir kommt bei dieser Frage die Aeußerung eines mir befreundeten Gelehrten in Erinnerung, der nach zehn in Italien verlebten Jahren wieder in sein deutsches Vaterland zurückgekehrt, ausrief: „Wie hat sich der Styl der Deutschen gegen früher geändert! Wahrlich, wenn Einer dies Räthsel ergründen will, so muß er zuvor ein Buch schreiben über den Einfluß — Bismarcks auf die deutsche Literatur."

Uns Buchhändlern im Besonderen fehlt eine Literaturgeschichte, welche die Berührung der geistigen Bewegung im Zusammenhange mit dem ihr nahe stehenden Handel, sowie die Geschichte des Buches an sich — in gemeinverständlicherer Form, als Wattenbach's gelehrtes Werk — zum Vorwurfe nimmt. Aus den vorhandenen Hülfsmitteln läßt sich wohl das Eine und das Andere, nicht aber Beides zugleich im Zusammenhange entnehmen. Auch König's verdienstvolles Werk, das gerade seinen Reiz des Neuen durch ein Zugeständniß nach der angedeuteten Seite hin gewonnen hat, erfüllt nicht den erwünschten Zweck im ganzen Umfange. Unerläßlich für das angedeutete Buch wäre die Verallgemeinerung der Darstellung über alle Gebiete des Schriftthums; was man heutzutage unter Literaturgeschichte begreift, ist wenig mehr als eine Behandlung der Vergangenheit der schönen Wissenschaften. Uns Buchhändler aber berührt im Grunde weit näher die wissenschaftliche Forschung von anderen Gebieten, bei deren Behandlung namentlich auch das antiquarische Interesse seine Rechnung finden müßte.

Vertrautheit mit dem Boden, auf welchem unsere ganze geschichtliche Existenz erwachsen ist, darf in erster Reihe gefordert werden. Heute mehr als zuvor thut die Schärfung des Blickes, Erweiterung des Wissens noth. Zu natürlicher Verbindung reichen sich alle Wissenschaften die Hand, in begründetem Zusammenhange gehen neue Ideen, neue Erfindungen und Entdeckungen aus früheren hervor. Wer die Geschichte nicht kennt, wird die Gegenwart niemals verstehen lernen, sich immer neuen Räthseln gegenüber befinden, deren Ursprung in der Vergangenheit liegt. Wem die Geschichte der geistigen Bewegung nicht bekannt ist, wird vergeblich nach dem Verständniß für die herrschenden Strömungen nicht bloß der Wissenschaft, sondern unseres ganzen Kulturlebens, suchen; sein Bemühen, die eigene Thätigkeit der Zeitrichtung anzupassen, sie erfolgreich zu gestalten, wird immer ein unsicherer Versuch auf's Gerathewohl hin bleiben, der kläglich enden oder doch

verkümmern muß, weil ihm die Lebenskraft, der Pulsschlag der Zeit, nicht innewohnt. Dem Verleger also ist die Vertrautheit mit der Geschichte und der unter ihrem Einflusse stehenden Zeitrichtung vor allem unentbehrlich. Er muß sich der Fortschritte, sowie der veränderten Richtung, in welcher sich die gesammte Forschung bewegt, des Zusammenhangs der großen Gedanken, welche sie belebten, klar bewußt sein, will er von seiner Theilnahme an den geistigen Bestrebungen Erfolge erwarten. Die ehrwürdigste der Wissenschaften, die Gottesgelehrtheit, berührt sich mit der Naturwissenschaft, feindlich und freundlich; die Philosophie selbst, welche ihr Ziel auf die Erkenntniß des Höchsten, des Wahren, richtet, vermag sich den gewaltigen Einflüssen dieser reizvollsten aller Wissenschaften nicht zu entziehen; im Bunde mit derselben arbeitet die Heilkunde, um die Kenntnisse aller kosmischen Gebilde zu verfeinern. Sogar die Sprachwissenschaft beginnt sich mit diesen Beiden zu berühren, nachdem sie sich der alten Vorstellung von dem Werden einer Sprache, der phantastischen Idee, eine bestimmte Sprache als Ursprache erkennen zu wollen, entäußert und ihre Anfangsbegriffe mit der körperlichen Fähigkeit des Sprechens und den vielen dasselbe beeinflussenden Lebensbedingungen des Menschen in Verbindung gesetzt hat. Die neue Rechts- und Staatswissenschaft, die volkswirthschaftlichen Bestrebungen deren Endzweck ist, die Beziehungen des Individuums zum Staate, vordem als abstracte Formel betrachtet, nach bestimmten Gesetzen zu regeln, die Umgestaltung der Erziehungs- und Unterrichtskunde, die großen Erfolge kunstwissenschaftlicher und archäologischer Forschung und die dadurch herbeigeführte ästhetische Verfeinerung der Begriffe; der außerordentlich wachsende Einfluß der populären Literatur auf die Masse des Volks, die Fortschritte der Technik und die Einflüsse der wichtigen Erfindungen auf die Lebensanschauung und die menschlichen Bedürfnisse; endlich die Höhen und Weiten, deren sich die dichterisch und künstlerisch schaffende Phantasie bemächtigt — alle diese Züge, in welchen die menschliche Geistesthätigkeit der Gegenwart zum Ausdrucke gelangt, wollen in ihrer Gesammtheit und Bedeutung erfaßt, verstanden, der Intelligenz und geschäftlichen Thätigkeit des Verlegers dienstbar gemacht werden, will sich dieser würdig erweisen der Aufgaben, auf die ihn sein Beruf hinweist.

Wohlverstanden! Ich fordere nicht etwa, daß ein Verleger die Wissenschaft oder wissenschaftlichen Richtungen, welche er mit Auszeichnung pflegt, geschweige denn alle soweit kennen, wohl gar beherrschen soll, daß er über den Grad, bis zu welchem seine Unternehmungen die Wissenschaft weiterbilden, mit der Sicherheit eines Fach-

gelehrten Rechenschaft abzulegen weiß, aber er muß im Stande sein, selber zu ermessen, ob eine Schrift, die seiner Begutachtung unterbreitet wird, die Literatur ihrer Gattung bereichert, dem jeweiligen Stande der Wissenschaft im Ganzen entspricht, ihren Gegenstand mit Sachlichkeit und Klarheit behandelt.

Schon höre ich die Frage: wozu das, wenn man gelehrte Berather an der Hand hat? — Aber diese Frage bestätigt eben meine Behauptung, daß der Verlagsbuchhandel im Durchschnitte nicht über die Bildung verfügt, welche er in seinem Berufe aufwenden muß. Allerdings werden sich Fälle besonders schwieriger Art ereignen, in denen sich das reichhaltigste allgemeine Wissen vor eine allzu schwierige Entscheidung gestellt sieht — wie dürfte man z. B. über rein wissenschaftliche Monographieen ein endgültiges Urtheil von einem Laien erwarten? — aber die Menge der Fälle, in welchen der Verleger dem befragten Gelehrten als verschämter Armer — um nichts Schlimmeres zu sagen — erscheint, überwiegen jene weitaus und begründen die geringschätzige Ansicht in der gelehrten Welt von der Standesbildung vieler deutschen Buchhändler. Am bündigsten drückt sich dieselbe in einer Thürschrift aus, welche das Gerücht einem verstorbenen bedeutenden Philologen zugeschrieben hat: „Für hülfsbedürftige Verleger nicht zu sprechen". Es kommt vor, daß sich diese Hülfslosigkeit in den eigenen Geständnissen der Verleger und zwar in Gestalt von „Gutachten" kund giebt, die über diese oder jene Schrift in ihrem Urzustande seitens des „bedeutenden Gelehrten" X., des „allbekannten Autors" Y. oder des „vielgenannten Kritikers" Z. ergangen sind. Ja, mit unbefangenem, breitem Behagen werden diese gewöhnlich nichtssagenden Armuthszeugnisse für Verlegergeschmack und Verlegerwissen als Reklame zu Gunsten einer Schrift verwerthet, vor deren Annahme den glückseligen Besitzer ein bischen eigenes Urtheil besser bewahrt hätte. Daß man aus den pythisch gehaltenen Aeußerungen der „bedeutenden" Männer X., Y. oder Z. ebenso gut Nein, wie Ja, Rechts wie Links herauszuhören vermag, kümmert den Guten vielleicht erst in einer ahnungsvollen Dämmerstunde, während welcher er, angesichts zahlloser Lieben, die er besessen und — noch besitzt, über Bücherlooſe nachdenkt. Wohl ihm, wenn aus der trüben Gemüthsstimmung eine bessere Erkenntniß hervorgeht, die sich von der plumpen Marktschreierei, worin der Verlagsbuchhandel heutzutage das Höchste leistet, ab- und gehaltvoller Bescheidenheit zuwendet.

Aber mit der zweifellosen Unwissenheit und gedankenarmen Oberflächlichkeit geht bekanntermaßen die Einbildung Hand in Hand. Im

Buchhandel stolziren Beide einher im Gewande der ungeheuren Phrase. Kein noch so klägliches Ereigniß irgend eines Scribenten, kein noch so winziges Dutzend-Ding, dessen Erscheinen nicht mit einem Schwalle nichtssagender, ja nicht selten völlig sinnloser Redensarten wie ein Weltereigniß gefeiert würde! Was anders als offenbarster Unsinn ist es, der uns aus Zeilen, wie den folgenden, entgegengrinst: „Es sind meist kurze Striche, welche der Autor zur Hervorbringung seines... Bildes anwendet, aber jeder einzelne trägt bei, einen hervorstehenden Zug in dem Charakter des Geschilderten significant hervortreten zu machen". Also: der Autor entwirft ein Bild mit kurzen Strichen, von denen jeder einzelne einen bereits hervorstehenden Charakterzug hervortreten läßt! O Isis und Osiris — besitzt der Mensch Vernunft, um sie nicht anzuwenden? Ist das Sprach- und Stylgefühl dazu vorhanden, damit man es nicht besitze? Der Verleger fährt fort: „Es erregt Humor, wenn er (der Verf.) den Historiographen .... die historische Leiche .... aus den Händen reißt und mit fester Faust (!) die kritische Sonde ansetzt, um Herz und Nieren zu untersuchen". — Also: Humor — o ihr Götter! — erregt es diesem Mann, wenn ein Scheusal dem andern eine Leiche aus den Händen reißt? Und der Faust bedarf es, um die Sonde anzusetzen? — Der Himmel bewahre unsere Wundärzte vor solchem Schlächtergebahren, das auf das Erlegen eines Stiers, nicht auf die spielend leichte Nadel-Untersuchung einer Wunde zielt. Ja freilich, der Kannibale des Herrn X. prüft in einer bereits einbalsamirten Leiche noch Herz und Nieren! — Ein schüttelndes Beispiel für viele andere. Und dieser Aufwand von Phrasen, dies gräuliche Gemisch von Unsinn und Rohheit der Sprache, das sich noch bis ins Unendliche fortsetzt, wird der dritten „Auflage" eines Buches zu Theil, dessen zweite „Auflage" sich auf dem Trödelmarkte umhertreibt! Sage man ja nicht, daß dergleichen Auslassungen selten seien — im Gegentheil, sie sind nur ein hochgradiger Beweis von der anekelnden Sucht üblicher Anpreisung; die Art, wie sich diese äußert, bleibt sich im Wesentlichen gleich, bei jeder Gattung von Literatur, welche den 100[1] Bildungsgenossen jenes Mannes in die Hände geräth.

Aus einer knappen und klaren Inhaltsanzeige, die in vielen Fällen am Platze ist, hat sich die phrasendreschende Reklame entwickelt, die scherzhaft-traurige Anstrengung mit Hülfe einer süßen oder bitteren, immer jedoch widerwärtigen Brühe magere Braten schmackhaft zu machen, die ruhige Ueberlegung des Käufers irrezuleiten.

Daß der Gewinn dem Einsatze entspricht — wer möchte es be-

zweifeln? Die große Zahl unstäter, man kann sagen verzweifelter, Existenzen im Buchhandel ist ein redender Beweis dafür, daß Erfolge auf dem Gebiete des Verlags mühsam, mit dem ganzen Aufgebote der Umsicht und Ueberlegung verdient sein wollen. Daß aber da, wo diese Bedingungen vorhanden sind, bescheidenen Ansprüchen nicht schließlich ein erfreulicher Gewinn blühen sollte, ist kaum denkbar angesichts der unerschöpflichen Fülle des Gewordenen und Werdenden, aus welcher der Verleger seine „Ideen" zu schöpfen vermag, trotzdem sich, wie allerwärts im Handel und Wandel, so auch hier Fälle ereignen, in denen das ganze Aufgebot richtiger Erkenntniß und guten Willens sich Schwierigkeiten gegenüber sieht, die, unerfindlich und doch vorhanden wie sie sind, keine Anstrengung heben zu können scheint.

Mag's drum sein — die Möglichkeit eines Mißerfolgs wird und darf Niemanden entmuthigen, eine schlechte Erfahrung nicht trostlos machen. Viel schlimmer als ein Mißerfolg ist jene bedauerliche Armuth an schöpferischen Gedanken, welche sich in ihrer ganzen Blöße in der bekannten „Autorensuche" ausdrückt und selbst vor Schleichwegen, dem unredlichen Versuche, in die Beziehungen von Schriftstellern zu andern Handlungen Zwiespalt zu säen, nicht zurückschrickt.

Ein jedes Buch, das aus den Händen eines tüchtigen Verlegers hervorgegangen, wird nicht bloß minder wahrzunehmende Spuren nach innen, sondern vor allem deren deutliche nach außen von der kundigen, verständnißinnigen Behandlung seitens seines Erzeugers an sich tragen. Von diesem heißt es in sothaner Beziehung erst recht: Zeige mir deine Waare, und ich will dir sagen, wie du bist. Was von einem seiner Aufgabe ganz gewachsenen Manne kommt, wird stets gediegen, zweckmäßig sein. Wir zählen, Gott sei Dank! noch Verleger in unserer Mitte, deren Erzeugnisse sammt und sonders in musterhafter Erscheinung auftreten: Papier, Druck, textliche und bildliche Ausstattung — alles gleich gefällig, zweckentsprechend, wohlberechnet. Aber ihre Zahl ist klein gegenüber derjenigen, welche sich von der Gegenseite her stellt. An mindestens neun Zehnteln der jährlichen Erzeugnisse haften allerhand Fehler der Unkenntniß, Nachlässigkeit, bewußten Untugend. Sowohl ein Verleger, der zu dem werthvollen Inhalte einer Schrift seinerseits eine Ausstattung fügt, welche derselben gar nicht oder unzureichend entspricht, als auch ein solcher, der nichtiges Zeug in ein prunkendes Gewand kleidet, ohne allenfalls den Vorwand technischer Originalität bieten zu können — sie Beide offenbaren einen Mangel an noth-

wendigem Verständnisse für die technische Seite ihrer Aufgaben, vielleicht sogar unbewußt eine mehr oder minder liebenswürdige Schwäche ihres persönlichen Charakters, die sich in einem Falle als Fahrlässigkeit, in einem andern als richtige Ungeschliffenheit, hier als effecthaschende Gespreiztheit, dort als Knauserei, — immer aber als ein empfindlicher Mangel, ein Unvermögen kundgiebt. Ja auch der Verlagshandel hat eine Gründerzeit hinter sich, welche ganz so klar wie irgend eine andere die berüchtigte allgemeine Weite der Gewissen offenbart und in den Bibliotheken sich Jahr um Jahr fühlbarer macht. Ich hüte mich zu sagen, diese Gewissensweite sei heute nicht mehr vorhanden — es wird vielmehr nach wie vor gesündigt, bewußt und unbewußt. Natürlich ist die fahrlässige Täuschung des Publikums minder strafbar als die planmäßige, die man zu deutsch auch Betrügerei zu nennen pflegt. Täuschung, Betrügerei — wo kämen sie vor!? höre ich rufen. Ich kann ruhig erwidern: vielfach. Oder ist es keine Täuschung, wenn man dem Bücherfreunde ein Buch von löblichem Inhalte um üblichen Preis darbietet, dessen Papier in einem Jahrzehnt so verdorben sein muß, daß es kaum mehr zu brauchen sein wird; wenn man eine Schrift als „broschirt" ankündigt, die gar keinen Heftfaden hat, sondern sich sogleich in lose Bogen oder Blätter auflöst, nachdem man sie herzhaft angegriffen; wenn man unhaltbares Zeug zu Einbänden nimmt und was dergleichen mehr ist? Ist es Unredlichkeit oder nicht, wenn der Verleger eines Sammelwerkes entgegen seinem im Programm gegebenen Versprechen, das Ganze in der Art der vorliegenden ersten Lieferung ꝛc. auszustatten, schon die zweite, vollends die Folge, von seiner pflichtmäßigen Sorgfalt ausschließt, wenn er, mit dem Schriftsteller im Bunde, die Abnehmer eines Werkes eher mit allem Anderen als dem Zugesagten versieht, absichtlich die Menge der Theile desselben nach Belieben vermehrt, die Bedingungen ändert, ohne dafür einen Ersatz eintreten zu lassen und was dergleichen mehr ist? Die zornigen Worte, welche dem Schreiber dieser Zeilen aus dem Briefe eines Zeitgenossen des „alten" Reimer über die häufig beklagte Rücksichtslosigkeit dieses Verlegers zugeflossen, werden noch heute oft genug gesprochen — Sortimenter wissen, daß Verlegersünden nur zu häufig an ihnen gerächt werden. Und Rücksichtslosigkeiten sind an der Tagesordnung. Vielleicht nirgend mehr als in Hinsicht der „gangbaren" Lehr- und Schulbücher. Proben derselben, wie sie eine rheinische Verlagshandlung ablegt, welche zum Binden ihrer weitverbreiteten Schulbücher die unzweifelhaft billigste Leistung Strafgefangener in Anspruch nimmt und die aus deren Händen hervorgegangenen Bände allerdings noch rechteckig, im Uebrigen aber

mit allen Zeichen der Verwahrlosung in Folge spottbilliger und grundschlechter Arbeit behaftet der Jugend — und für die Jugend ist das Beste bekanntlich gut genug! — übergiebt, oder wie sie eine Leipziger Firma geboten, welche die Drucke eines gleichfalls vielbegehrten Lehrbuchs von gänzlich abgenutzten Schriftplatten abzog — solche Proben der Rücksichtslosigkeit, an denen mindestens kein Hauch von nobler Gesinnung hängt, sind keineswegs selten. Es ist fast müssig, zu fragen, wie sich die Inhaber der betreffenden Handlungen dem an sie herantretenden Versuche gegenüber verhalten würden, ihnen alle denkbaren hauptsächlichen Waaren anderer Art fehlerbehaftet zu liefern. In der That ist das bücherkaufende Publikum vielen Vergewaltigungen seitens anstandsloser Verleger ausgesetzt; daß es sich seltener sein klares Recht sucht, hängt damit zusammen, daß es gutmüthig genug ist, sich durch den Inhalt eines Werkes über so manche Unzulässigkeiten seines Aeußeren hinwegführen zu lassen. Darauf baut denn auch die offenkundige Schäbigkeit, die unzweideutig betrügerische Gesinnung; mit demselben Umstande findet sich — leichtfertigerweise — die Unwissenheit ab. Daß sich diese Untugenden so häufig auf dem Felde der Schulbücherliteratur zu bewähren im Stande sind, rührt von einem schreienden Uebelstande her, den nur eine ganz bestimmt ausgesprochene Maßregel der Ausschlag gebenden Behörden ändern kann. Dadurch, daß nur am Inhalt und Preis überhaupt ein Maßstab gelegt zu werden pflegt, nicht aber auch an die äußere Ausstattung, begiebt man sich dieserseits des Rechtes, die zahlreichen Mißwüchse auf erwähntem Felde zu tilgen. Ueber gute und schlechte Ausstattung sind erklärlicherweise der Kundige und der Unkundige abweichender Meinung, nur das jeweilig Aeußerste wird ihnen erkennbar sein. In gewöhnlichen Verhältnissen wird sehr selten ein zutreffendes Urtheil erzielt werden; man hat Fälle genug, in denen die Ausstattung eines und desselben Buchs hier als trefflich gerühmt, dort als völlig mangelhaft verschrieen worden ist. Allen Betheiligten würde eine bestimmende Oberbehörde zu Dank handeln, wenn sie ein „Normalschulbuch" schüfe, lediglich als Beispiel für die Ausstattungstheile zum Muster für Alle, welche sich auf diesem Unternehmergebiete bewegen. Daß die größte Schuld an der herrschenden Kurzsichtigkeit der deutschen Jugend unseren Schulbüchern beizumessen ist, wird nach so zahllosen „Enquêten" und nachdem die „Beiträge" zu dieser „Frage" schon eine kleine Literatur für sich bilden, doch wohl endlich außer Zweifel stehen. Wir begegnen freilich hin und wieder einem Beweise, daß deutsche Schulbücher — will man es nur ernstlich — den Vergleich mit uns so häufig gerühmten englischen oder sonstigen ausländischen

Unterrichtswerken nicht zu ſcheuen brauchen.*) Aber wie ſelten ſind dieſe Beiſpiele im Vergleiche mit denjenigen entgegengeſetzter Art. Räume man dieſe durch einen behördlichen Erlaß allmählich hinweg, man wird der Schule dienen — wer weiß, ob nicht auch ſogar dem Verlegergeſchmack.

Moderner Verlegergeſchmack! — Er bildet eigentlich ein beſonderes Kapitel. Wir haben die unzweideutigſten Beweiſe für und gegen ſein Vorhandenſein, wir haben Druckwerke, deren ſämmtliche Beſtandtheile ein ſtiliſtiſch verfeinertes Auge beherrſcht hat, und andere, über deren Ziel- und Stilloſigkeiten ſich eine wahre Mißgeburt von Geſchmack breitet. In dieſem Punkte iſt man geſchwind dabei, dem „Künſtler" oder Drucker begangene Verſtöße aufzubürden — aber iſt nicht der Verleger die letzte und oberſte Behörde, deren Urtel ſich jene Sünder zu unterwerfen haben? Gewiß; und demnach iſt als ſicher anzunehmen, daß die Unſelbſtändigkeit in der Entſcheidung eine maßgebende Anſicht gar nicht aufkommen läßt. Man ſtellt daher füglich den genannten Mitarbeitern in der Buchausſtattung anheim, ſich nach Bedarf auszudrücken, und wir erleben ſo allerhand Seltſames. Deſſen gedenkend, vergegenwärtige ich mir den farbigen Umſchlag einer Ausgabe des „Reineke Fuchs", welcher die Scene darſtellt, in welcher der ſchlaue Geſell dem Pfaffen das gebratene Huhn vom Tiſche ſtiehlt. Wer einen Funken von Verſtändniß für den Geiſt des wunderbaren Gedichtes beſitzt, wird ſich dieſen Vorgang nicht anders als ihm entſprechend, d. h. unter Verhältniſſen denken können, welche auf die geſchilderten harmloſen Beziehungen des Thierlebens zum Menſchen mindeſtens hindeuten, alſo auch bloß eine der Kaulbach'ſchen ähnelnde Auffaſſung zulaſſen. Auf beſagtem Bilde aber befindet ſich der Beſtohlene in einer völlig modernen Umgebung; den antiquariſchen Anſtrich des Studirzimmers ſtraft die Tracht des Pfaffen, noch mehr die der herbeieilenden Köchin, einer ältlichen Mamſell in bekräuſeltem Kleide, unbedingt Lügen, während der Dieb ſich der ihm unterſchobenen Rolle in einer Weiſe entledigt, welche die glückliche Verbindung der Fabel mit der Naturwahrheit in dem Gedichte geradezu ungeheuerlich erſcheinen läßt. Müßte der betreffende Verleger des Buches beim Anblick dieſes Bildes ſich nicht dieſelbe Frage vorlegen, die ein Kind inſtinctiv auf

*) Zweifellos vermag ſich keines der vielen mir bekannten engliſchen Unterrichtsbücher hinſichtlich der Ausſtattung mit der neuen Rheinhard'ſchen Ausgabe von Caesari Bellum Gallicum (bei Paul Neff in St.) zu meſſen. Man vergleiche dies Muſter von gediegener Eleganz z. B. mit G. Weber's vielgebrauchtem kleinem Lehrbuche der Weltgeſchichte in älterer Auflage (bei Engelmann in L.).

die Unnatur der Darstellung führt: Wie kommt denn der Fuchs dahin? d. h. an diesen Ort, in diese Gesellschaft, sagen wir in diese Zeit? Es ist das gewählte Beispiel nur eines aus vielen, aber es bezeichnet, was ich rügen will, den Mangel an gebildetem Geschmack. Man hat, um den letzteren zu fördern, eine ganze antiquarische Literatur ausgegraben, führt dem Publikum haufenweise die „alten Motive" zur Bildung des Stils vor Augen, man muthet ihm zu, die galvanische Belebung „mittelalterlicher" Ornamentik einer ganzen Kunst- und Literaturperiode durch seine Gunst für natürliches, frischblütiges Leben einzutauschen und steht selber dem „Stilgerechten" so fern. Das ist ein ordnungswidriger Zustand, welcher die Aermlichkeit der allgemeinen Fachbildung veranschaulicht. Unbestritten ist den unsern Buchhandel beeinflussenden Verhältnissen ein großer Theil der Schuld an diesem Zustande beizumessen. Die Selbstgenügsamkeit, womit man sich — wir hatten ja jüngst Gelegenheit es zu hören — in Druckerkreisen errungener Erfolge brüstet, die Verwirrung, in die unsere Kunstrichtung geraten — beeinflussen denselben, allem passiven Widerstande zum Trotz. Aber von dem gebildeten Verleger darf gefordert werden, daß er sich von Thoren nicht willen- und überzeugungslos in das Schlepptau nehmen lasse. Was der Kothurnschritt jenes Gutenbergjüngers bedeutet, welcher meinte, daß die alten Meister seines Faches über die Errungenschaften der Neuzeit den Verstand verlieren würden, das werde erläutert durch die Thatsache, daß sich an hundert innerhalb eines Jahres im Buchhandel umlaufenden Ankündigungen, die aus den allerverschiedensten Druckereien hervorgegangen waren, ein und dieselbe Randleistverzierung — welche die dürftig-praktische Neuzeit gleich in Dutzende von Stücken zerlegt liefert — nachweisen ließ. Ist das klägliche Armuth oder nicht? Ist das ein Beweis für die Erneuerung künstlerischer Anregungen seitens eines Gewerbes, das unendlicher Vervollkommnung seiner technischen Hülfsmittel zum Trotze, den Namen einer „Kunst" verloren hat? Man erwäge!

Alle diese technischen Nebenzweige und Hülfskräfte sollte aber der Verlagsbuchhandel beherrschen, nicht ihnen dienen; seine Ansprüche vermögen sie allenthalben zu heben kraft der Erfahrung, daß die Läuterung des Geschmacks im Gefolge tüchtiger Bildung einhergeht.

Wenn noch etwas erübrigte, um diese Skizze der Verlegerbildung abzuschließen, so wäre es allenfalls das Mäcenatenthum des Verlegers. Darüber wird man sich kurz fassen können, trotzdem hierüber mehr als über irgend eine andere Seite der Verlegerwirksamkeit geschrieben worden — natürlich; denn um vermeintliche Rechte zu begründen, setzen

sich die behenden Schreibfedern eher in Bewegung, als um anerkannte zu stützen. Derjenige Verleger, welcher den Anforderungen seiner Zeit und seines dargelegten Verhältnisses zur Literatur mit männlichem Ernste genügt, ist schon an sich ein Förderer aller geistigen Bestrebungen. Kein göttliches und menschliches Gebot kann von ihm fordern, alles Gefieder, das im deutschen Dichterwalde singt, zu nähren, allen Hunger nach Anerkennung und Ruhm zu stillen. Der Verleger ist vor allem der geschäftliche Vermittler der Beziehungen des Publikums zur Literatur, seine ganze Thätigkeit muß nothwendigerweise durch diesen Standpunkt beherrscht werden. Was er Großes oder Kleines unternimmt, erheischt die Förderung seitens der Gesammtheit, deren geistigem Wohle er mit dem ganzen Aufgebote seiner Intelligenz und Mittel zu dienen beflissen ist; mag diese Förderung von der nächsten Gegenwart oder der absehbaren Zukunft erwartet werden. Ein Verleger, der um die Gewogenheit der Nation bettelt, giebt sich dem öffentlichen Gelächter preis, aber auch ein solcher, der sich Zwecken opfert, die zu erreichen ihm nur durch Ueberschreitung seiner Mittel möglich wäre, erwirbt sich nicht den Dank des Vaterlandes noch die Achtung unter den Genossen. Die glückliche Vereinigung des Literaturfreundes und Kaufmanns in einer Person wird ihn hoch heben, aber das Uebergewicht nach dieser und jener Seite ihn seiner eigentlichen Berufsaufgabe entfremden. —

Von solcher Doppelart des Wesens wird der Sortimenter nichts empfinden. Aber es wäre sehr verkehrt gedacht, glaubte man auf seine Stellung im Buchhandel die Worte der Goetheschen Iphigenie über Mannes- und Frauenloos parodistisch anwenden zu dürfen. Mit bestem Rechte sehen vielmehr in ihm nicht nur die Oeffentlichkeit, sondern auch die Berufsgenossen vom Verlage den eigentlichen Vertreter des Buchhandels. Geht doch über sein Verhältniß zur Standes-Gesammtheit der eigentliche Kampf der Meinungen, ist doch er der Gegenstand so vielfacher und so verschiedentlich geäußerter guten Wünsche. Unter diesen allen den besten zu erlesen und als einzig löblichen „guten Rath" zu bezeichnen, vermag auch nicht der Klügste. Seiner Bestimmung wird am besten der alte selbstvertrauensvolle Spruch dienen: Selbst ist der Mann. Von günstigen Zufällen, von wohlgesinnten Andern wird Niemand der ein Mann heißen will, Großes erwarten. Aber es läßt sich wohl fragen, was man als beste Selbsthülfe erkennen darf.

Zweifelsohne ist es nicht diejenige, welche sich ihren Erfolg nicht anders als auf den Trümmern mitbewerbender Bestrebungen errichtet vorstellen kann, sei es, daß sie sich mit rücksichtsloser Gewalt freie

Bahn bricht oder auf geheimen, ſozuſagen den Wegen der Untergrabung, ihr Ziel ſucht. Beide Mittel ſchonungsloſen Selbſterhaltungstriebes haben ihre Anhänger. Gegen die Anwendung derſelben aber, als eine Bedrohung der Gemeinſame wird und muß dieſe die verbündeten Waffen kehren. Beſſer einen Haufen Unheilſtifter vernichten, als ihnen die Ordnung des Ganzen preisgeben. Auch das wird ſich als geſchäftliche Logik, als natürliches Verhängniß darſtellen. Man traue der hiſtoriſchen Gerechtigkeit, welche über dem Geſchicke des Einzelnen wie der Geſammtheit waltet. So viele, die heute den „Kampf ums Daſein" im Munde führen wie eine Floskel, mit der man jeden ſchlechten Streich, den man dem Nachbar ſpielt, jeden gewaltſamen Ausweg, den man für ſeine Rathloſigkeit findet, beſchönigen zu können meint, ſollten ſich einmal fragen, ob ſie ihre Berufsaufgabe richtig erfaſſen und von dieſem Standpunkte aus ihren Krieg um die Exiſtenz etwa mit den erlaubten Mitteln größerer Intelligenz und Umſicht, oder aber mit dem Uebergewicht des Kapitals und jener brutalen Verblendung führen, die, angebliche Ausſichtsloſigkeit vorſchützend, zur Feindin jeder geſitteten Ordnung und alſo verdammenswürdig wird, werth auch mit den ſchärfſten Waffen bekämpft zu werden. Es iſt doch wahrlich keine Kunſt, und wird ſelbſt in Abdera nicht als würdige Aufgabe von Menſchen erachtet, Schwächere umzubringen, und gewiſſe Leute, welche die Innungspläne Anderer mit Redensarten von „Mittelalter" und dergl. abthun, ſollten erwägen, daß ihre eigenen Fauſtrechtbegriffe einer viel ſchmachvolleren, dunkleren Zeit angehören, als diejenige geweſen, welche ſie verſpotten zu dürfen glauben.

Die kosmopolitiſchen Anſichten, welche der Freiheit ihrer Anwendung gleich die ganze Welt, mindeſtens das allerweiteſte Gebiet geöffnet wiſſen wollen, ziehen aus der mangelhaften Erkenntniß des Sortimentsberufes ihre kräftigſte Nahrung. Ihre Vertreter gehören faſt ausnahmslos der Schaar an, welche ſich auf allen Gebieten des Buchhandels beſchäftigt, im Verlag, Sortiment und Antiquariat, ohne das Eine oder das Andere ganz und mit voller Hingabe zu thun; ſie ähneln den Frauen, welche alle anderen mehr als ihren eigenen Mann entzücken, die ihre Anbeter außer dem eignen Hauſe ſuchen, das in ſeiner Vernachläſſigung durch die Herrin, welche allerlei Gaben, nur nicht die, ihren eigentlichen Beruf zu erfüllen, beſitzt, einen bedauerlichen Anblick gewährt. Und doch iſt der Beruf — hier wie dort — zweifelsohne es werth, eine hingebende Thätigkeit zu füllen, und auch imſtande ſie dauernd und befriedigend zu lohnen.

Die Aufgabe des Sortimenters iſt eine doppelte: die Befriedigung

vorhandener und die Weckung und Leitung neuer literarischer Bedürfnisse. Sie ist nicht leicht, denn schüchterner, unbestimmter als das literarische Interesse äußert sich keines im Menschen; sie ist schon schwer um der Vielseitigkeit willen, die sich im literarischen Bedarfe, fast gemäß den Individualitäten äußert, denn ganz anders, viel feinfühliger geartet, als der leibliche ist der geistige Geschmack. Auf diesem Umstande ist die große Verbreitung der periodischen, inhaltlich gemischten Blätter begründet, die sich zur Aufgabe machen, viel und Jedem etwas zu bringen. Aber der Buchhändler hat solchem Interesse gegenüber einen schwereren Stand als der Herausgeber einer Zeitschrift; was zu diesem in leichter, augenblicklicher Regung, soll zu jenem sich in bestimmter Richtung und bewußt äußern. Einen Mittelweg zwischen dem So und So bieten noch die Leihbibliotheken; der Leser fühlt sich nicht gebunden durch seinen nur zeitweiligen Besitz, dessen er sich leicht zu entäußern vermag. Man wird immer finden, daß am leichtesten eine Zeitschrift, darnach ein geliehenes Buch, und erst dann ein käufliches Eingang findet, selbst in solchen Fällen, wenn die Ueberzeugung beigebracht werden kann, daß das letztere nach seinem inneren und äußeren Werthe nach dieser und jener Hinsicht dem zu befriedigenden Bedürfnisse besser als jene genügt. Mit solchen Thatsachen hat der Sortimenter zu rechnen; ich ziehe sie nur an, um seine Wirksamkeit zu beleuchten. Daneben macht sich noch eine örtliche Rücksicht entschieden geltend. Zwar gehört in größeren Städten die Nachbarschaftskunde schon zu den altfränkischen Schnurrpfeifereien, auf deren Geringschätzung sich der Zögling der modernen Buchhandelsschule viel zugute thut; in Wahrheit hat ja auch der persönliche Einfluß bei dem steten Wechsel der Bevölkerung vorzugsweise in der Großstadt seinen Haken. Immerhin wird eine richtige Vorstellung von dem Gesammtcharacter des Ortes, wenn möglich auch der Umgebung, zu den Lebensbedingungen eines „Erfolgs" gezählt werden müssen. Das Prinzip der Gewerbe- und Wanderfreiheit hat an dieser Thatsache schon manchen empfindlichen Schiffbruch gelitten; was Wunder, wenn davon auch der Buchhandel und zwar nachdrücklich berührt worden ist. Die Niederlassung an einem nicht genau — allen Richtungen seines geistigen Lebens nach — bekannten Platze wird immer den Blick in die Weite begünstigen, während die gründliche Ortskenntniß unbedingt in dem engeren Kreise Beziehungen anzuknüpfen versuchen wird. Thatsächlich ist also der Mangel an der Erfüllung der Vorbedingungen zum ersprießlichen Erfolge ein Grund jenes Hanges, in fremden Gründen zu wildern, der auch im Buchhandel als Gemeinschaden empfunden wird. Man finde

dieses Schweifen in die Weite, dies Ungenügen an einem durch natürliche Schranken abgemessenen Wirkungskreise verzeihlich oder erklärlich als ein Zeichen rastloser Thätigkeit — bei Licht besehen ist es aber dies in den seltensten Fällen, in den weitaus meisten andern dagegen ein Begehren, das sich auf falsche Anschauung von natürlich erworbenen Rechten stützt, das kurzweg da ernten möchte, wo andere gebaut haben, Erfolge pflückt, denen die rechtmäßige Begründung durch eigene Thätigkeit fehlt.

Wohlgemerkt — nur die geschilderte, nicht anders als zerstörend auf das Gedeihen des Ganzen oder seiner Theile wirkende Ueberschreitung der durch das eigene Arbeitsvermögen gezogenen Schranken, das Streben nach großen Augenblickserfolgen, welches die verständige Sammlung kleiner Ergebnisse auf dem eigenen Felde verschmäht, ist tadelnswürdig. Man schelte aber von der Seite der Gegner nicht etwa als frechen Einbruch in ein fremdes Besitzthum die planmäßige Bemühung eines Andern, sich ein Absatzfeld zu erschließen, das man selber unberücksichtigt, ungepflegt sich selbst überlassen. Scheinbar seltsamerweise beurtheilt der Schwärmer für gleichsam verbriefte Wirkungskreise ein solches, wie das geschilderte Vorgehen seitens „privilegirter" Standesgenossen viel unnachsichtiger als seitens der Buchhändler zweiten Ranges, der Kolporteure. Das Seltsame an diesem Urtheile ist indessen nur scheinbar unerklärlich. In Wahrheit hat sich der Berufs-Buchhandel aufrichtig zu schämen, daß er sich einen bedeutenden Theil seiner Pflichten und sehr lohnenden Rechte von einer kleinen Schaar unternehmender Verleger zu Gunsten von Leuten hat entwinden lassen, die erst lange Uebung verbunden mit Gewandtheit und Ausdauer zu dem gemacht hat was sie jetzt für uns bedeuten: die Verbreiter der eigentlich populären Literatur. Natürlich trifft auch den Verlagsbuchhandel, nicht etwa bloß den Sortimentsbuchhandel die Schuld an diesem durchaus ordnungswidrigen Zustande. Keiner von Beiden hat die veränderte Lage, welche die Aufhebung der vormaligen Schranken des inneren Handelsverkehrs geschaffen, in ihrer Bedeutung für den Buchhandel nur annähernd richtig verstanden; jener hat seine Unternehmungen, dieser seine Vertriebsweise derselben nicht angepaßt, und so erleben wir das eigenthümliche Schauspiel, z. B. die einstmals berühmte Cotta'sche Buchhandlung lange nachdem ihre Klassikerprivilegien ausgegangen, im Bunde mit dem fliegenden Buchhandel arbeiten und als eifrige Bittstellerin für dessen Erhaltung beim Reichstage eintreten zu sehen. Man hat im angenommenen Falle, wie in unendlich vielen andern, gewiß Anlaß zu bedauern, daß diese zweifellos noch dazu von anderer Seite herrührende Einsicht nicht 15 Jahre früher gekommen

ist und so manches billige Lesefutter von seinen inzwischen erzielten Erfolgen ausgeschlossen hat. Jedenfalls hätte die richtige Würdigung der Verhältnisse seitens des Verlagsbuchhandels, welchem sie zur Pflicht gemacht werden durfte, dem Sortiment nicht nur seiner Zeit die erwachsene neue Aufgabe sehr erleichtert, sondern auch Millionen gewonnen, welche nunmehr in die Taschen vieler zweifelhaften, allerdings auch mancher ehrenhaften Personen geflossen sind, und endlich hätte sie uns vor einem großen Theile der Schundbücher glücklich bewahrt, die jetzt den vielversprechenden Boden für die Volksliteratur maulwurfsartig durchwühlt haben. Dem großen materiellen Schaden, den der Sortimentsbuchhandel erlitten, gesellt sich ein anderer zu: die Einbuße der Möglichkeit direkt auf diejenigen Kreise des Volkes zu wirken, aus welchen mit der zunehmenden Bildung dem Buchhandel auf die Dauer immer bessere Abnehmer erwachsen werden. Man unterschätze den gewaltigen Einfluß, welchem die steigende Theilnahme beispielsweise an politischen und ähnlichen Vorgängen auf die allgemeine Aufklärung ausübt, ja nicht. Ist auch die Zeit nicht denkbar, wo — um gelesene Worte zu wiederholen — die Stallmagd sich mit Kants Kritik der reinen Vernunft vertraut machen wird, so läßt sich doch allüberall ein stetiges Wachsen der allgemeinen Bildung erkennen, das im Wesentlichen auf unsere bewegte jüngste Vergangenheit und wellenschlagende Gegenwart zurückzuführen ist. Aber wie zu allem elementaren Können und zu bürgerlicher Selbständigkeit bedarf der Mensch auch zur Befreundung mit der Literatur ganz bestimmter Anleitung. Erfahrungsgemäß ist es schwer, den gemeinen Mann — und ich rechne hierzu im vorliegenden Falle auch die riesige Menge biertrinkender und sonstwie thätiger Bürger, welche das indolente Publikum verstärken — zu mehr Ausgaben als den nöthigsten für Bücher zu bewegen, wenngleich durchschnittlich seine große Lust am Lesen, sofern die Zeit vorhanden, unbestritten ist und allmählich doch in einzelnen Fällen von der Sparsamkeit Zugeständnisse erzwingt. Was aber sind die einzelnen Fälle?

Naturgemäß wird jeder, der nicht Bücherfreund von Neigung oder aus zwingenden Gründen ist, sich nur mit der Literaturgattung befreunden, deren reellen Werth für seine Lebenszwecke er erkennt; in vereinzelten Fällen opfert er noch dem Bedürfnisse nach Unterhaltung, sofern demselben nicht durch Zeitungen und Zeitschriften genügt wird, ein kleines — möglichst kleines — Scherflein, das sich nur in Ermangelung regelmäßiger Kost, so namentlich bei solchen Personen, die ihre Arbeit oft in die Nähe gebildeter Menschen führt, zu einer in vielen Fällen kaum geahnten, großen beständigen Ausgabe gestaltet, einer

Art Steuer für Phantasieluxus, mit der die ärmliche Lebensweise der Spendenden oft im grausamen Widerspruche steht.

Welche Vorbedingungen zu einer Besserung der bestehenden schadhaften Verhältnisse, die ich angedeutet habe, sind nun von Seiten des Buchhandels geschaffen oder noch zu bewirken? Gethan dazu ist bisher nicht viel, denn, ohne die Betheiligung der bestehenden Sortimentsbuchhandlungen an der Kolportage zu unterschätzen, ist doch nicht zu leugnen, daß der Löwenantheil an den Ergebnissen derselben den Hausirern zufällt. Zu thun bleibt noch viel, sehr viel: das Feld der Arbeit scheint unerschöpflich. Aber befriedigende Ergebnisse sind nur von zwei Voraussetzungen denkbar; entweder daß sich der Sortimentsbuchhandel den Forderungen anbequeme, welche der veränderte Vertrieb an ihn stellt oder aber, daß sich die Vertreter des Hausirbuchhandels einen höheren Standpunkt zu gewinnen streben, der sie befähigt, ihr Feld nicht nur zum Theil, sondern ganz zu beherrschen. Auf der einen wie auf der andern Seite gehört dazu mehr Unternehmungsgeist, Berechnung und — Bildung.

Der Hausir- oder Kolportagebuchhandel gründet sich auf den durch tausend Erfolge gestützten Gedanken, daß der Theil des Publikums, den Vorurtheile, Bequemlichkeit, Zeitmangel und besonders Unfähigkeit oder Scheu seine Wünsche bekannt zu geben, zum Besuche einer Buchhandlung in den allerseltensten Fällen oder gar nicht vermögen, aufgesucht, zum Büchererwerb überredet werden muß. Und doch bildet diese große Menge den Stützpunkt unserer nationalen Kaufkraft, sollte sie nichtsdestoweniger ausgeschlossen sein von dem geistigen Verkehr? Mit nichten. Und dadurch, daß er die Massen mit der Literatur, dem geistigen Blutgange der Nation in Verbindung zu bringen bestrebt ist, hat sich der Kolportagebuchhandel nicht nur großes Verdienst erworben, sondern auch bedeutende Einnahmen geschaffen, die zu mehren nur der Klugheit anheimgegeben ist.

Allerdings der Klugheit, der größeren Umsicht und der Fähigkeit die ungeheueren Haufen der Literatur nach seinen vielen Bestandtheilen zu sichten, das Schlechte vom Guten zu sondern und aus diesem das Passende für die geschäftliche Verwendung zu erlesen. Dazu, d. h. zur Aneignung dieses Könnens bedarf es nicht etwa längerer Zeit, doppelter stärkerer Arbeitskraft u. s. w., als welche man aufwenden zu können behauptet — sondern vielmehr weit intensiverer und umfassenderer allgemeiner Bildung, als die Menge der Sortimentsbuchhändler einzusetzen hat. Was vom Verleger, muß auch von ihm verlangt werden dürfen: er muß erkennen können, ob ein Buch, für dessen Vertrieb er besonders bemüht sein will,

den Werth besitzt, den es zu diesem Zwecke haben muß; er sollte im Stande sein, in allen Fällen die Spreu vom Weizen zu trennen und mit sicherer Hand aus dem Schwalle der Literaturerzeugnisse diejenigen zu heben, welche den Bedingungen am meisten entsprechen, die an ein gutes Buch zu stellen sind. Diese Aufgabe schließt eine ganze Summe andrer ein.

Ich höre erzürnt fragen: „Wie könnte der Sortimenter, dessen „Vielgeplagtheit" sprichwörtlich geworden ist, wie s. v. die Faulheit der Esel, daran denken, die Bücher womöglich alle zu lesen, die er verkaufen will?" — Gemach, ihr Herren, zwischen eurem Lesen und dem Prüfen in meinem Sinne, ist ein großer Unterschied. Daß er die Absatzfähigkeit eines Buches erkenne, ist wahrhaftig keine unbilligere Forderung an den Sortimenter, als diejenige an den Waarenhändler, daß er die Güte seiner Artikel zu beurtheilen wisse. Was den Buchhändler eben über die Masse der anderen Handelstreibenden hervorheben soll, ist die seiner Beschäftigung angemessene höhere Bildung. Wer sich darauf zu Gute thut, mit Geisteswaare zu handeln, der möge dafür sorgen, daß er sich des Verkehrs damit würdig erweise. Schilt man diese hohe Auffassung von der Stellung des Sortimentsbuchhandels unbillig, nun so erniedrigt man sich selber zum Trödler. Nach sogenannt kaufmännischen Grundsätzen, d. h. nach pfiffiger Berechnung pekuniärer Vortheile, vermag auch dieser zu handeln — ein Vorzug des Einen vom Andern bestände also nur etwa in der Art der Waare. Und so betrachtet, wird der Handel mit Wichse, Wurstwaaren oder getragenen Kleidungsstücken nicht minder ehrwürdig sein, wie der Handel mit Büchern. Ob er aber das soll, liegt bei keinem andern als dem Händler.

Wir haben freilich Fälle die Hülle und Fülle, daß ihn viele ganz in jener Weise betreiben, wir wissen, daß die „Verwendung" dieser schätzbaren Mitglieder unseres Standes nur solchen Büchern, ohne Unterschied der Gattung, zu Theil wird, welche mindestens einen so oder so hohen Gewinn abwerfen. Es ist aber eben so sicher, daß diese Art des Handels, welche zunächst für den Säckel des Verkäufers viel verspricht, das ihr zu Gebote stehende Absatzgebiet unverhältnißmäßig viel schneller ausgebeutet haben wird, als ein Verfahren, welches in vollem Verständnisse für die als unleugbar schon hervorgehobene Wahrheit, daß der Besitz eines guten Buches das Verlangen nach andern anrege und stärke, nicht lediglich das rein „kaufmännische" zur Triebfeder seiner Maßnahmen macht. Denn es wäre unklug, zu glauben, der Besitz eines Werkes, das anzubringen nur der üblichen Zungenfertigkeit gelungen ist, mache

den Käufer zu weiteren Ausgaben geneigt, und man wähne nicht, daß das Urtheil des Letzteren öfter als einmal mit gewünschtem Erfolge zu bestechen wäre. Dem entgegen, wird man in Hinsicht mancher literarischen Erscheinungen die nur einigermaßen zutreffende Beurtheilung ihres Werthes seitens der meisten Sortimenter mit Bedauern vermissen.

Fast noch eher als dem Verleger, thut diesem zur Erlangung der nothwendigen Fähigkeiten, welche der Beruf, das tägliche Leben des Geschäftsbetriebs, von ihm fordern, eine gründliche Schulung noth, aber gerade der Sortimentsbuchhandel steht weit schutzloser als der Verlag dem oft beklagten Eindringen untauglicher Personen in seinem Bereich gegenüber. Den Letzteren schützt, wenn auch nur in einigen Hinsichten, die allbekannte Warnung vor dem ungewissen Loose der Bücher, auch die Bedingung wenigstens einigermaßen nennenswerthen Kapitalbesitzes; mit jenem aber befassen sich allerlei, und darunter die unsaubersten Gründungen, die hoffnungslosesten Existenzen, die kümmerlichsten Mittel. Und mit all diesen Verhältnissen, an deren Aenderung durch ein Machtgebot, durch Gesetz und Zwang nicht zu denken ist, hat sich unser Stand abzufinden, und für alle endlosen Klagen darüber, für den drohenden Verfall unserer Einrichtung giebt es doch nur ein kräftiges, erfolgverheißendes Mittel: die Reform von innen heraus. Trotz Verlegersperre, trotz Börsenverein und Innungszwang, trotz diesem und jenem wird das Verderben seinen Gang gehen, einigt sich nicht der Sortiments-, bezw. der Gesammtbuchhandel zu wahrer, gründlicher Selbsthülfe.

In einer Unterhaltung vernahm ich unlängst die Aeußerung eines Mannes aus gebildetem Stande: „Mit dem Buchhandel steht es wohl auch nicht mehr so wie ehedem. Mein Sohn hat eine gute Schule durchgemacht, lernt aber in seiner Stelle als Lehrling so wenig, daß ich ihn werde wegnehmen müssen. Ich habe den früheren Inhaber der Handlung gekannt, in der er dient, einen trefflichen Mann von Intelligenz und Bildung; sein Nachfolger ist ein Stutzer mit falschen Waden, ein Freigeist, und ich argwöhne, der Mann hält sich noch für einen tüchtigen Geschäftsmann, obwohl er allem Anschein nach mit seinen Unternehmungen umherfährt, wie ein Toller. Was soll ein junger Mensch, dem es ernst ist mit seinem Berufe, in solcher Schule lernen?" Ich schließe mich dieser Frage an, indem ich sie an die Menge der Geschäftsinhaber richte, die sich im Besitze echter Waden wissen, ihren Zöglingen aber wenig mehr sein können, als jener Stutzer dem seinigen. Ein plattdeutscher Spruch sagt das Gleiche wie der vorerwähnte Mann und sagt mit Recht: „Swinegels Kinner sünnt ook Swinegels". Das heißt für diesen Fall übertragen: die Zöglinge schlechter Buchhändler

können nichts Anderes als auch schlechte Buchhändler werden. So wird es im unaufhörlichen Kreislaufe weiter gehen. Nicht allein der Verlag, sondern vor allem das Sortiment hat an die jungen Kräfte einen viel höheren Maßstab der Vorbildung zu legen, als gemeinhin geschieht, und bei zahllosen, die bereits dem Berufe angehören, schon geschehen ist. Wollen Verleger- oder Sortimentervereine, wie sie immer heißen mögen, nicht bloß für den Augenblick, sondern für die Dauer, für die Zukunft sorgen und fruchtbar wirken, so mögen sie sich einigen zu der Verpflichtung, dem Berufe nur solche Kräfte zuzuführen, die vermöge ihrer Schulung und Erziehung Hoffnung gewähren, daß sie in dem Buche als solchem mehr sehen als eine bloße Handelswaare, daß sie sich berührt fühlen werden von der geistigen Strömung, die sie leiten, vermitteln, über ein empfängliches großes Gebiet führen sollen. Ein Stand, der sich nicht selber zu ehren und hoch zu halten vermag, ist werth daß er zu Grunde geht. Wir wissen, daß gar Vielen dies Gefühl abhanden gekommen ist, wissen aber auch, daß die meisten unter den Störenfrieden des Buchhandels einer Sippschaft zugehören, welche ihr Thun von keinem höheren als dem nackt geschäftlichen Standpunkte aus beherrscht wissen will. Das vergegenwärtige man sich, indem man meine Forderung nach größerer Bildung des Buchhändlers erwägt.

Bekannt ist die Klage über den Mangel an leitenden praktischen Gesichtspunkten in der heutigen Jugenderziehung, bekannt auch die nicht genug zu geißelnde Thorheit vieler Eltern, auch nur mäßig veranlagte Söhne, ja nicht so selten sogar unzweifelhafte Tröpfe für ein Studium zu bestimmen, den ihres Erachtens „Mittelgut" zu nennenden Nachwuchs aber dem Handel und der Industrie zuzuweisen, während sich das verkümmerte Gewerbe noch durchweg aus den untersten Ständen zu ergänzen hat. Diesem Uebelstande entgegenzutreten, wird gebieterische Pflicht der Standesehre und der Wahrung unserer Berufsinteressen. Als mich vor geraumer Zeit ein bekümmerter Vater um meine Meinung ersuchte über den Plan, seinen halbwüchsigen, mehr körperliche als geistige Leistungsfähigkeit verrathenden Sohn dem Buchhandel zu widmen, nachdem verschiedene Versuche, ihn im Waaren-Großhandel unterzubringen, gescheitert seien, habe ich dem guten Manne nicht verschwiegen, daß wir unbrauchbare und mittelmäßige Subjecte im Ueberflusse, dagegen an tüchtig geschulten, mit Lust und Geschick arbeitenden Kräften Mangel haben. Man sollte das immer betonen und sich verpflichten, nur Knaben mit einer Schulbildungsreife etwa für die Sekunda einer Studien- oder Realschule und nicht jünger als 16 Jahre, und keines-

falls auf mehr als drei Lehrjahre, anzunehmen. Ein halbes Jahrzehnt wird genügen, um die segensreiche Wirkung dieses Schrittes zu erweisen. Dem Sortiments- wie dem Verlagsbuchhandel kommt eine humanistische Vorbildung des Zöglings weit gelegener, als eine realistische. Der Briefstil, die Anlage unserer geschäftlichen Bücher und Hülfsmittel sind soweit von denjenigen des übrigen Handels verschieden, daß z. B. die Kenntnisse von Schülern aus Handelslehranstalten für buchhändlerische Arbeiten fast nicht zu verwerthen sind. Dahingegen sind die Anfangsgründe der Kenntniß von den klassischen Sprachen in allen Fällen völlig unerläßlich nicht nur für die häufigen Anwendungen, sondern mehr noch für die richtige Auffassung der Berufsobliegenheiten. Wie und woher in aller Welt soll die Vorstellung von der kulturellen und nationalen Bedeutung des Buchhandels in den jungen Köpfen reifen, der Standesstolz kommen und die Erhebung unseres Berufs über die Fläche des niederen Handels, wenn nicht das Vermögen vorhanden ist, sich kraft der Idee über das Kleine und Kleinliche hinweg zu großen Aufgaben emporzuschwingen, wenn nicht das Wissen vorhanden ist, um in Gemeinschaft mit dem Wollen das Können zu bewirken? Ich weiß gar wohl, daß diese „hochfliegende" Ansicht von dem Wesen und Umfange buchhändlerischer Bildung sich schlecht verhält zu der leider Gottes von sehr vielen Geschäftsinhabern vertretenen Ansicht, daß der Lehrling dazu da sei, um durch Erledigung gewöhnlichster Handlangerarbeiten den Wochenlohn für einen Laufburschen zu ersparen, noch auch zu der mit Eitelkeit zusammengeleimten Viertelbildung so vieler junger Angehöriger unseres Standes, die da meinen, es genüge, um Buchhändler zu *sein*, ihn zu spielen, die Regeldetri, ein paar Dutzend geschäftliche Redensarten, die Fläche einer Factur, eines Frachtbriefes und was dergleichen mehr ist, im höchsten Falle die Verwaltung einer Geschäftsabtheilung unschädlich zu beherrschen; beide Theile aber besitzen von dem Geiste eines Friedr. Perthes, J. G. Cotta, Georg Reimer, Sal. Hirzel, F. A. Brockhaus im besten Falle nicht mehr als die Ahnung, daß sie mit gleicher Waare, wie jene, handeln.

Nun ist ja nicht zu glauben, daß aus den Reihen eines im Geiste jener Männer umgestalteten und gediehenen Buchhandels eine größere Zahl ihnen ebenbürtiger Kräfte, als ehedem, erstehen werde. Spärlich erstehen allerwegen die Genies. Aber die Bildung, Thatkraft, der große Blick und das unerschütterliche Standesbewußtsein — der ganze Geist derselben muß sich mehr in dem Buchhandel verkörpern, wenn er sich aus der unrühmlichen Stumpfheit, Verwirrung und drückenden Enge zu besserer Existenz retten will. Nur ein enges Bündniß und unent-

wegtes Zusammenhalten aller erhaltenden Kräfte, ein Verein der Besten im Buchhandel, welcher würdig wäre den Namen des unvergeßlichen Friedr. Perthes zu führen, kann die Vorbedingungen schaffen, die einer umgestaltenden, erneuernden Thätigkeit die Bürgschaft für ersprießliche Erfolge geben.

Möchten die Männer, welche sich berufen fühlen an der Aenderung unserer Verkehrsgesetze, an der Richtung, Weiterung oder Einengung der Wege, welche der Buchhandel zu gehen hat, thätig mitzuwirken, möchten alle, denen das Heil unseres edlen Standes am Herzen liegt, prüfen, ob sie nicht irrthümlichen Voraussetzungen trauen indem sie den Verhältnissen, Zeitumständen, der Wirksamkeit einzelner Personen die eigentliche Schuld an der sichtbaren Lockerung der Grundordnungen beimessen, oder ob es nicht vielmehr einer tiefgreifenden Aenderung von innen heraus, neuer Erde und der Gesundung der Wurzeln bedarf, mit denen der Stamm seine Nahrung zieht, damit er wachse und erstarke. An einem Geschlechte, das nicht Ehrgefühl genug besitzt, um den Niedergang seines Berufes zu empfinden, nicht einsichtige Thatkraft genug, um sein Gedeihen und damit sich selber zu heben, nicht Klugheit genug, um sich in der Achtung der Oeffentlichkeit zu erhalten, ist alle Mühe, aller Zwang umsonst verschwendet! Es mag sich neigen und verderben. Lebensfähig und Obsieger in allen Gefahren, mit denen die Zukunft droht, kann nur ein solches sein, das in sich selber die Arbeit im Dienste einer großen Idee ehrt, das wahrhafte Schaffensfreude besitzt und von dem Bewußtsein getragen wird, einem Stande anzugehören, dessen sich die Tüchtigsten nicht zu schämen haben.

In einer Abhandlung, welche ausdrücklich das Wesen und den Umfang der buchhändlerischen Bildung unter Hinweisen auf einige Exempel zur Darstellung nimmt, wird man „Realitäten" der Bildung, d. h. eine Zergliederung des Begriffes „Fachbildung" nicht suchen. Wenn doch, so bekenne ich mich zu der Ansicht, daß eine solche nicht möglich ist. Setze man einen Menschen aus allen möglichen Fähigkeiten zusammen — er wird in jedem Falle nur eine Summe derselben verkörpert darstellen, niemals aber schon dann ein trefflicher „Fachmann" sein. Weit befruchtender als alle rühmlichen Kenntnisse wird daher auf unseren Stand die Mehrung der Bildung wirken, welcher ich das Wort geredet zu haben meine: des Verständnisses für unseren Beruf und seine Aufgaben.

Leipzig. Peter Hobbing.

Die Geschichte der Schriftwerke.

Vorträge, gehalten im Deutschen Verein für Wissenschaft und Kunst in London

von

Franz Chimm.

1. Die frühesten Schriftzeichen und das Schreibmaterial.

Es giebt vielleicht in der ganzen Geschichte der Menschheit keine größere Erfindung, keine größere, weiterreichende That, die unsere Bewunderung mehr in Anspruch nimmt, als die ersten Versuche, die menschlichen Gedanken in einer geordneten Weise so aufzuzeichnen, daß ein jeder andere Mensch diese aufgezeichneten Gedanken verstehen, nachdenken und sich aneignen konnte.

Wir können uns heute kaum diese mächtige Erfindung versinnlichen; denn wir nehmen dieses alltägliche Mittel zum Zweck ohne Weiteres hin, ohne zu bedenken, daß die Menschheit nach allen Seiten hin Jahrtausende gearbeitet hat, um den Menschen zum denkenden, aussprechenden, schriftlichen Menschen zu machen, der seine geistige Thätigkeit des Denkens uns auf dieser Erde hinterlassen, und der noch tausende von Jahren nachher die Nachkommen aller Nationen mit seinen Gedanken bekannt machen und bilden kann. Nur durch eine stufenweise Nachforschung über die Entstehung und Bildung jener Schriftzeichen und ihrer schrittmäßigen Weiterentwickelung wird uns die ungeheuere Schwierigkeit klar, mit der die Menschen Jahrtausende zu kämpfen hatten, bis sie den vollkommenen Schlüssel zur vollkommenen Aussprache ihrer Gedanken gefunden haben.

Ich will es versuchen, meine Herren, Ihnen in dieser kurz gefaßten Vorlesung ein Bild zu entwerfen von dem Streben der Menschheit, tausende von Jahren hindurch, um diese Frage zu lösen; ich werde Ihnen zeigen, wie man Schritt vor Schritt sich neues Material errungen und darauf immer weiter gebaut hat, bis man endlich die wundervollste Entdeckung, das Alphabet, vervollständigt hat, was zu erlernen jetzt unseren kleinen Kindern eigentlich keine großen Schwierigkeiten verursacht — aber die Erfindung selbst war und ist eine der größten Fundamental-Errungenschaften des menschlichen Geistes.

Daß die frühesten Menschen schon den Wunsch hegten, gewisse Ereignisse zu bewahren und mitzutheilen, davon liefert die ganze Erde

überall Beweise; man berichtete Thaten durch Nachahmungen der Natur, man pflanzte Bäume zur Erinnerung an Begebenheiten, man errichtete große Steinhaufen als Monumente, man schlug ferner gewisse Zeichen in diese Steine zur Fortpflanzung der Tradition. Einige Völker wie die Chinesen, Peruaner und Mexikaner erfanden Schnüre und Knöthchen und verbanden damit Gesänge und Erinnerungen, Andere schnitten Zeichen in Holz und in Bäume zur Erhaltung und Erinnerung von Thaten und Begebenheiten.

Man machte sich Werkzeuge aller Gattungen aus Stein. Die „Steinzeit", deren Erforschung eigentlich eine Wissenschaft ganz moderner Zeit ist, giebt uns neue Belege über die Bestrebungen und Beschäftigungen von Menschen, die vor tausenden von Jahren vor uns diese Erde bevölkert und bewohnt haben, auch giebt uns diese „Steinwissenschaft" ganz unverkennliche Spuren und Nachrichten, daß der Mensch in seiner Urzeit zuerst mit einem scharfen Steine auf den weißen Knochen von Thieren gezeichnet und vielleicht seine Sprache wie seine Gedanken auf dieses erste Schreibmaterial eingeritzt und aufgezeichnet hat.

Später wird der Stein, als härteste bleibende Masse, selbst das Material für die Schrift. Er bedingt andere Werkzeuge und Instrumente, er bedingt Vorbereitungen zur Aufnahme von Aufzeichnungen, er verlangt zuvörderst eine glatte Oberfläche, er verlangt einen härteren Stein, einen Meißel und einen Hammer, um die Keile herauszuhauen oder hinein zu graben. Da Farben und Farbenmischungen von der Natur selbst geliefert werden, so benutzten die Menschen diese Farben auch schon früh, um dem Auge eine angenehme Empfindung zu verschaffen; zur Farbe mußte ein Rohr, eine Pflanzenstaude, ein Pinsel in Anwendung kommen, den namentlich die Aegypter zum Gebrauch einrichteten, um Bilder auf einen solchen Stein zu malen, die sie später in zusammengestellten Bildern „Hieroglyphen", ausdrückten.

Eine jede neu entdeckte Manipulation zum Malen und Schreiben bedingte stets andere, neue Materialien und technische Werkzeuge, um menschliche Gedanken, Artikulationen in Lauten, Worten und Buchstaben wiederzugeben, damit dieselben permanent festgehalten und gefesselt blieben.

Hieroglyphen nennen die Griechen die gemalten Zeichen der Aegypter, und zwar stammt das Wort aus dem Griechischen ἱερός heilig und γλύφειν in Stein graben, man kann das Wort also richtig als „heilige Eingrabungen" übersetzen. Diese Hieroglyphenschrift führt uns in eine Zeitperiode hinein, die man, wie wir später sehen werden, nahe an 3500 Jahren von heute ansetzen kann.

Durch die Griechen wissen wir, daß die gelehrten Priestercollegien

zu Memphis, Theben und Heliopolis einen sehr bedeutenden Schatz von realer Erkenntniß erworben hatten, sodaß selbst einige der tiefsten griechischen Denker sich nach Aegypten begaben, um zu lernen. Nirgends hören wir sie von Enttäuschung sprechen, wohl aber von den Schwierigkeiten erzählen, die sie zu überwinden hatten, ehe man ihnen den Zugang zu den nur den Einheimischen geöffneten Schulen gestattete.

Pythagoras mußte sich beschneiden lassen, um in die Priesterschulen Einlaß zu erlangen. — Und die Bibliotheken dieser Bilderschrift lagen offen auf jeder Straße, sie bildeten nicht wie heute Folianten, Quartanten, und Octavanten, sondern jeder Tempel, jeder Hof, jede Halle, jedes Gemach und in diesem jede Wand, die Säulen, die Architraven und oft sogar die Decken dienten dem priesterlichen Architekten zur Anbringung von Inschriften. Außerdem aber trugen die Obelisken und Kolosse vor den Thoren der Tempel, die Sarkophage, Gedenktafeln, Statuetten, Vasen, Amulette und Geräthe, Inschriften, Aufzeichnungen, Erinnerungen. Alles ist bedeckt mit Zeichen, und selbst wenn wir in die Gräber treten und uns in die labyrinthischen Gänge der Pyramiden verlieren, so sind wir umgeben von kolossalen Bibliotheken, und wenn wir den Deckel des Sarges erheben, so finden wir noch zuletzt historische Aufzeichnungen, Biographien, der hier seit dreitausend Jahren Ruhenden, sowie Trost für Tod, Himmel und Seligkeit. Ein ungeheueres Material der Geschichte für den Forscher und für die Menschheit, und alles dies eingegraben in Granit, Alabaster, Kalk und anderem harten Gestein wunderbar durch die trockene Luft Aegyptens erhalten und conservirt. Die Wiege, in der der menschliche Geist zuerst erwachte, stand in Asien und Aegypten.

In Kleinasien ritzte, meißelte und hieb man in den Stein, wir werden später darauf zurückkommen, denn wir wollen uns zuerst mit den alten Aegyptern beschäftigen, weil wir von ihren Malereien zur Schriftsprache einen geregelten Uebergang finden, der uns bei der Keilschrift abgeht.

Die Erfindung der Hieroglyphen ward von den Aegyptern dem Sohne des Menes, des ersten Königs der ersten Dynastie, dem Athotis oder Thoth, zugeschrieben und ebenso die Abfassung der ersten heiligen Bücher. Menes soll um die Zeit Pheleys, 666 nach der Sündfluth, gelebt haben, und da diese am 7. September 3447 vor Christi geendet hat, so wäre die hieroglyphische Schrift 2781 v. Christi erfunden worden, jetzt also 4664 Jahre alt.

Die alten Aegypter schrieben nach und nach drei verschiedene Schriften, die Clemens Alexandrinus zuerst genau bezeichnet hat, nämlich:

1. die heilige Steinschrift (γράμματα ἱερογλυφικά),
2. die Priesterschrift (ἱερατικά),
3. die Briefschrift (ἐπιστολογραφικά).

Die letztere nannte Herodot die demotische wie sie auch heute noch bezeichnet wird. Sie kommt zuerst im 8. Jahrhundert vor Christi vor, so daß die Menschheit also schon 2600 Jahre lang schreibt.

Schon dieses Wort „schreiben" und „Schrift" fesselt unsere Aufmerksamkeit, denn es ist ein geistiger Abdruck der erforderlichen Manipulation, der sich in das Wort hineindrückt. Es ist im Deutschen verwandt mit schraben, schrapen, schraffiren, einkratzen.

Es heißt im Holländischen schryven,
„ Schwedischen skrifva,
„ Dänischen shrive,
„ Isländischen skrifa,
„ Lateinischen scrib-ere,
„ Griechischen graph-ein.

Hier also haben wir die ganze technische Manipulation des Schreibens vor uns, des „Grabens — Eingrabens — Schabens — Kratzens — Griffelns" unserer Gedanken und zwar in ein einziges kleines, historisch sehr bedeutendes Wort ausgedrückt. Es ist ein Kraftwort, dieses „schreibein", wie denn solch ein Wort in unserer tief eingehenden deutschen Sprache, oft in seinem ursprünglichen Klange, in seiner Natur-Nachahmung eine ganze Geschichtsquelle enthält.

All diese Bestrebungen, dieses Einkratzen, Eingraben und Aushauen, in und aus dem Stein, waren die Vorläufer der Zeichenschrift. Aus diesen Zeichen wurden endlich Figuren gemacht, daraus entstanden Symbole, die durch das Bild selbst den Gedanken ausdrücken sollten, und so entstand also die Bilderschrift, es entstand eine Malerschule, dienstfertig dem Schriftbilde.

Allein die Unzugänglichkeit des Sinnes solcher Symbole wurde nur zu bald fühlbar, indem man wahrscheinlich das Symbol falsch interpretirte oder gar nicht interpretiren konnte, man suchte deshalb den Bildern einen wirklich allegorischen Sinn unterzubreiten, der dauerhafterer und verständlicherer Natur war. So entstanden die ja sehr verständlichen Zeichen wie

der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, als Zeichen, der fortwährenden Dauer, der Ewigkeit,

des Zirkels in weiterer Entwickelung als Sonne, Gott, Himmel, Jahr,

des Pelikans als Zeichen der List,

der Taube als Ausdruck der Unschuld,

des Auges als Bezeichnung der Vorsehung,
der Hand als Ausdruck der Stärke,

der Kreis des Ausdrucks, einmal gefunden, erweitert sich wellenartig, man greift in die Natur hinein, man zieht den ganzen Thierkreis zur allegorischen Bedeutung herbei, die Thiergestalten verkörpern die Gedanken der alten Völker, sie werden zum Ausdruck ihrer Gefühle angewendet auf ihren Monumenten und in ihren Gräbern. Die Wände des Labyrinthes von Theben gaben Hunderten von Künstlern Beschäftigung und Gelegenheit ihre Kunst zu üben. Die Thierform ist ein mächtiges Gedankenbild geworden, selbst die kleine Biene wird zum Ausdruck der höchsten Würde, denn sie bezeichnet den Herrscher, den König.

Diese Art zu schreiben nennt man die tropische oder symbolische Schrift. Es war der Grund, auf welchen sich die Schreibart der Menschen entwickeln sollte. Es war die erste, große heilige Steinschrift die Hieroglyphica. Sie erzählt uns noch heute in ganz Asien und Aegypten, in Mexiko und Yucatan, von vielen Tausend Jahren her, die Geschichte und die Stammtafeln lang verschwundener Völker und ihrer Familien. Ein heiliger Schauer durchzieht den Menschen bei Betrachtung und Ergründung dieser nachgelassenen Dokumente.

Die Maler und Schreiber sind in alle Ewigkeit verschwunden, aber ihre Werke sind so frisch vor uns, als wären sie erst gestern gefertigt. Die Figuren stehen auf der glatten, harten Wand mit Pinseln gemalt, in rother, blauer, gelber und schwarzer Farbe, wahrlich gut gewählte Farben, um sie Jahrtausende zu erhalten.

Oftmals werden die Zeichnungen und Formen nicht nur gemalt, sondern es tritt ein neuer Künstler in die Reihen der „Bildhauer". Er haut das Bild aus Stein und schafft das Basrelief, und noch öfter meißelt er es in den Stein hinein, als „relief en creux" d. h. als vertieftes Relief. So findet der Architekt, der Bildhauer, der Maler seine Beschäftigung und wird die rechte Hand des Gelehrten und Schriftstellers.

Da die Gelehrten der frühesten Zeit zugleich die Priester waren, die die Inschriften entwarfen und für die Ausführung sorgten, so liegt es nahe, daß sie auf den Gedanken verfallen mußten, diese Bilder in beschränkterer Weise für andere Aufzeichnungen und Mittheilungen nutzbar zu machen und so entstand denn auch im Laufe der Zeit die Gelehrten- oder Priesterschrift, die Hieratica.

Man erschuf aus dem Symbol das Wort und drückte dieses

durch ähnliche Zeichen aus, die allgemein verständlich waren. Dieses ganze Wort entbehrt aber aller Gedanken-Uebergänge und Verbindungen, man bedurfte und fühlte die Nothwendigkeit der gedachten Gedankenreihe und so machte man einen Schritt weiter und kam zur Silbenschrift. Jetzt hatte man den richtigen Pfad zu neuen Entdeckungen betreten, hatte man die Sylbe erfunden, so wollte man nun den Laut erhaschen. Man fing an, die Artikulationen der Sprache zu belauschen — es muß ein wahres Zittern der Erwartung durch alle Nerven der alten Gelehrten geströmt haben, als sie den Gedanken zu erfassen begannen, den Ton der Stimme in ein Wort zu bannen und durch ein richtiges Zeichen festzuhalten, und zwar so, daß ein jeder der es lesend nachsprach, den gleichen, richtigen Ton traf. Klug, gelehrt, erfinderisch waren diese alten Priester, sie waren ja in so unendlich viele Mysterien eingeweiht, und so entdeckten sie und schufen, nach langem, langem Forschen und Sinnen die Buchstabenschrift.

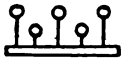
Fassen wir das Wenige zusammen, so sehen wir, daß es darauf ankam, die Gedanken und Laute durch gewisse Zeichen permanent darzustellen und festzuhalten, was wir Schrift nennen. Die ersten Anfänge waren deshalb eine Bilderschrift, die dem Auge den Gegenstand durch ein Bild gleich verständlich darstellte; es bildete sich hieraus die Wortschrift, die schon eine gewisse Sprache mit ihren Lauten voraussetzte, und aus dieser entwickelte sich immer fortschreitend die Silbenschrift, bis sie endlich ihre Vollkommenheit und zugleich nach jahrtausend geistreichen Manipulationen, woran fast alle Völker der Erde mitwirkten, ihren Schluß in der Buchstabenschrift erhielt. Wir haben schon früher bemerkt, daß die Aegypter nicht das einzige Volk waren, welches nach einem vollkommenen Ausdruck des Wortes strebte. Es war die ganze alte Menschheit thätig dabei, aber drei Schriftquellen sind es hauptsächlich, die von einander unabhängig waren und die auch heute als solche unabhängig erscheinen. Nämlich

1. Die ostasiatische oder chinesische Schrift,
2. die westasiatische Schrift, zu welcher die verschiedenen Stein- oder Keilschriften gehören, und
3. die ägyptische Hieroglyphenschrift, aus der die hieratische, (die priesterliche Buchstabenschrift der alten Aegypter) entstand (der erste hieratische Papyros ist aus dem 3. Jahrtausend) und die demotische (die spätere Volksschrift der alten Aegypter, oder die gemein ägyptische Buchstabenschrift); sie kommt erst im 8. Jahrhundert vor Christi vor. Aus dieser letzteren sind sowohl alle semitischen wie alle europäischen Schriften hervorgegangen.

Aus der demotischen Schriftart entstand als Fortsetzung im 3. Jahrhundert nach Christi die koptische Schrift, welche die in jener Zeit gesprochene Sprache der Aegypter in griechischer und einige dem Demotischen entlehnten Zusatzbuchstaben wiedergiebt und heute noch von der fast ausschließlich in Aegypten lebenden, christlichen monophysitischen Secte der Kopten, die übrigens jetzt nur arabisch redet, zu religiösen Zwecken verwendet wird. Die Uebergänge aus einem Schriftzeichen in das andere wird Ihnen die Tafel 1 deutlich erklären:

Tafel 1.

S.



Hieroglyphisch.

Hieratisch.

Demotisch.

Koptisch.

Phönizisch.

Hebräisch (Sin).

Hätten wir übrigens auf die Priester warten sollen, um die Schrift als Bildungsmittel allgemein und populär zu machen, so hätte es schlimm um die Menschheit gestanden. Es kam diesen alten engherzigen Priestern gar nicht in den Sinn, die Sonne des Wissens in voller Klarheit der Welt leuchten zu lassen, vielmehr hielten sie die Schrift als ein großes Geheimniß fest; denn diese Priesterkaste hüllte sich in das tiefste Mysterium ein — waren sie doch selbst diejenigen, die die göttlichen Orakelsprüche verkündigten und „unter uns" machten — und was wäre aus ihrer göttlichen Weisheit geworden, wenn ein Jeder die Symbole und Zeichen hätte lesen und verstehen können? Es mußte der gesunde Menschenverstand das Spinngewebe zerreißen, womit diese Kaste den menschlichen Geist eingesponnen hatte, um den Gedanken durch die Erfindung zu befreien, und so die Schrift für die Welt im Allgemeinen brauchbar zu machen. Und so geschah es denn auch mit der Schrift, sie wurde plötzlich nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel erfaßt.

Die Engländer des Alterthums, die kaufmännischen Phönizier waren es, die sich die Schriftzeichen zum Verkehr mit Aegypten aneigneten. Sie entlehnten, wie Bruch sagt, dem altägyptischen Schriftsystem die Buchstabenzeichen, adoptirten die einfachen Züge derselben, wie sie sich in der Bücherschrift, einer Art von Abkürzung der monumentalen Schriftzeichen, in den ägyptischen Papyrusrollen zeigt, und wendeten sie praktisch zum schriftlichen Ausdruck ihrer eigenen Sprache an. Der Erfolg war ein Weltereigniß, denn die „phönizischen Zeichen" wurden das gemeinsame Band, das viele Völker umschlang

und eine ungeahnte Bewegung in dem Kulturleben der alten Völker hervorrief.

Die Völker der Küstenländer des Mittelmeeres, vor allen der hellenische Stamm, machten sich diese neuen Wunderzeichen zu eigen, die von nun an eine Wanderung durch Räume und Zeiten anstellten, deren Züge bis auf den heutigen Tag unaufhaltsam vorwärts streben. Vorläufer aller Kultur, dringen sie in die fernsten Winkel der Erde, Licht und Helle verbreitend, Träger des Geistes, Sitten veredelnd, überall herrschend, und so dienstbar dem Menschen und seinen Zwecken.

Diese Buchstabenschrift wurde nach den schönen Worten Alexanders von Humboldt in seinem Kosmos „die Trägerin des Edelsten, was in den beiden großen Sphären, der Intelligenz und der Gefühle, des forschenden Sinnes und der schaffenden Einbildungskraft, das Volk der Hellenen errungen, und als eine unvergängliche Wohlthat der spätesten Nachwelt vererbt hat". — —

Herodot erzählt uns über die ersten Einwanderungen der Buchstaben in Europa. Er sagt, Phönizier seien mit Kadmus in Boötien gelandet und hätten sich angesiedelt, sie hätten Kenntnisse der Buchstaben gehabt und nach Griechenland gebracht, nämlich diejenigen, welche die Phönizier selbst gebrauchen. Im Verlauf der Zeit hätten sie ihre Sprache und auch einiges an den Buchstaben geändert. Damals haben in diesen Gegenden um sie her gewohnt die Jonier, die die Buchstabenschrift von ihnen lernten und mit einiger Umbildung für sich brauchbar machten. Sie nannten sie deßhalb auch als dankbares Andenken „die phönizischen Zeichen".

Es war Linos, der die Buchstaben der griechischen Sprache anpaßte und benannte, wobei der alte semitische Name aber nur sehr unwesentliche Umwandlungen erfuhr. Aus Aleph wurde Alpha, aus Bet, Beta, u. s. w.

Simonides vervollkommnete später das Alphabet, welches ursprünglich 16 — 18 Buchstaben erhielt, später bis auf 24 ausgedehnt wurde.

Es drängt sich jedem Gebildeten die Frage auf: wie ist es nur möglich geworden, diese alten Inschriften, diese Keile und Zeichen, diese Hieroglyphen, richtig zu lesen und zu verstehen, und da werde ich Sie 4000 Jahre zurückführen müssen, wo dieselben verfaßt, gelesen und verstanden wurden, um nach dem Verfall der Völker und Sprachen wieder vergessen zu werden. Wie wir die Spuren wieder aufgefunden? durch ein Labyrinth von Vermuthungen, Spekulationen und Gelehrsamkeit, von immer neuen Conjecturen und geistreichen Combinationen, die erst

gestern sozusagen uns zu ganz neuen Aufschlüssen und Entdeckungen geführt haben.

Nun haben wir schon gesehen, daß die Kopten und die koptische Sprache sich von den Formen des Altägyptischen merkwürdigerweise kaum weiter entfernt hat, als das Italienische vom Lateinischen, und da Ihnen bekannt sein wird, in welchen engen, stereotypen Grenzen der Ausdruck der ägyptischen Architektur und Sculptur festgehalten wurde, so finden wir dies in gleichem Maße in der Sprache wieder. Die Aegypter haben ihre Landesscholle nie verlassen, sie haben dieselben Wohnsitze Jahrtausende behalten, und dieser Abgeschlossenheit muß man auch das Festhalten an der alten Sprache zuschreiben. So kommt es, daß das Koptische, obgleich natürlich in vielen Punkten von den ältesten ägyptischen Sprachformen abweichend, immerhin die Grundsprache der Hieroglyphen genannt werden darf.

Gäbe nun die alte Bilderschrift in der Weise unserer oder der semitischen Schreibarten nichts als ein durch eine beschränkte Anzahl von Buchstaben dargestelltes Abbild der Lautform des gesprochenen Idioms, so würde die Entzifferung leicht und einfach gewesen sein; nun aber wußten wir schon durch griechische und römische Schriftsteller, daß sich unter den Hieroglyphen symbolische Zeichen mancherlei Art befänden, wir kennen an 3000, und so ließ es den Gedanken einer bloßen Lautschrift nicht aufkommen. Nachdem man sich nun Jahrhunderte lang mit Conjecturen abgequält, nahm das Studium der koptischen Sprache größeren Umfang an, und Napoleons Expedition nach Aegypten schloß das Wunderland der Pyramiden und der Inschriften auf. Die literarische Section, die den Heerzug begleitete, ließ viel zeichnen und kopiren, und so gelangte eine große Masse von Material nach Europa. Das Glück aber wollte es, daß ein französischer Ingenieurlieutenant, Bouchard, 1799 bei seinen Arbeiten an der Schanze St. Julien zu Rosetta (vielleicht das alte Kanopus) an der Nilmündung, eine große Tafel von schwarzem Basalt entdeckte. Die Tafel ist 10 Fuß hoch und $3^1/_2$ Fuß breit, hatte aber leider ziemlich große Ecken verloren. Drei Inschriften theilten sich in ihren Raum; die erste zeigt reine Hieroglyphen, die zweite demotische Lettern, die dritte ist in griechischer Sprache geschrieben. Das Ganze enthält ein Decret der Priester zu Ehren des Ptolemaios Epiphanes, und da der griechische Text die Mittheilung enthielt, daß es eine Uebersetzung der Hieroglyphen sei, so war zum ersten Male ein altägyptisches Schriftstück mit griechischer Uebersetzung gewonnen. Diese wunderbare Tafel befindet sich im Britischen Museum, in der Aegyptischen Abtheilung. Aus dieser Tafel las der Engländer Thomas

Young zuerst 1819 den eingravirten Namen Ptolemaios und erklärte als Erster, wenn auch nur zunächst in Eigennamen, Hieroglyphenzeichen für Laute.

François Champollion bestätigte 1822 die Richtigkeit der Lesart, hatte den Namen Ptolemaios auf einem Obelisken wiedergefunden, woselbst er auch den Namen Kleopatra vermuthete; er stellte deshalb beide Gruppen nebeneinander und verglich Zeichen für Zeichen, und da diese beiden Namen 5 gleiche Zeichen enthalten, so waren in dieser Entdeckung zwölf Buchstaben gefunden, fast der halbe Schlüssel zum Alphabet und somit wurde er durch seine zahlreichen und fleißigen Arbeiten der Stifter und Vater der ägyptiologischen Sprache. Die deutschen Gelehrten haben seitdem dies schwere Studium gefördert, und Klaproth, Sickler und Seyffarth verdienen hier besonders genannt zu werden, obwohl es unserer jüngsten Zeit als Verdienst anzurechnen ist, daß die Hieroglyphen jetzt durch die von Lepsius erkannten Silbenzeichen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit und Sicherheit gelesen und entziffert werden können, obwohl bei den 3000 ideographischen Zeichnungen es stets eine Herkules-Arbeit bleiben wird, den alten Aegypter genau zu verstehen.

Lepsius ging als Leiter einer Expedition, die vom preußischen Könige Friedrich Wilhelm IV. angeordnet wurde, nach Aegypten und brachte große Schätze nach Berlin, seine eigenen Werke, worunter sein Todtenbuch, die Tafel von Kanopus, haben viel zur Herstellung einer Chronologie beigetragen. Ueberhaupt ist durch die Erkenntniß der Hieroglyphen dem geistigen Besitze der Menschheit viel Brauchbares auf den historischen und sprachlichen Forschungsgebieten, zugeführt worden.

Es bleibt übrigens unerwiesen, welchem Lande wir die Erfindung der Buchstabenschrift zu verdanken haben. Die meisten Gründe sprechen dafür, daß sie von einem semitischen oder semitisch redenden Volke erfunden wurde, das vom Euphrat und Mesopotamien bis nach Syrien und Palästina gewohnt hat. Ueber das Alter der Schreibkunst bei den Babyloniern hat uns Simplicius, der im 5. Jahrhundert lebte, nach Porphyrius die Nachricht hinterlassen, daß Kallisthenes, der Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitete, auf Verlangen des Aristoteles die zu Babylon aufgezeichneten astronomischen Beobachtungen untersucht und gefunden habe, daß sie auf 1903 Jahre heraufreichen. Diese Untersuchung fand im Jahre 331 vor Christi statt, demnach wäre die Schrift 2234 Jahre vor Christi in Gebrauch gewesen.

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CIMBERNSTR. 11a

Das Material, auf welchem diese Schriften sich vorgefunden, waren hart gebrannte Ziegelsteine. Der Gebrauch dieser Ziegelsteine in Mesopotamien war aber ein uralter, denn wir finden, daß dieselben beim Thurmbaue zu Babel benutzt werden. Man kann also mit Recht schließen, daß in Babylon, wo die älteste Kultur bestand, das Vorhandensein der Schreibkunst im höchsten Alterthum gebräuchlich war.

Die statistischen Tafeln zu Karnak, welche den Namen Babylon aufführen, womit wohl Ninive gemeint ist, stellen das Bestehen dieser Stadt um 1490 vor Christi außer Zweifel; es ist also kein Grund vorhanden, warum wir nicht Assyrien dasselbe hohe Alter zuerkennen wollen, als Aegypten. Die Monumente Aegyptens beweisen, daß dieses Land an Civilisation und Macht nicht allein dastand. In seiner frühesten Zeit finden wir es mit Feinden im Kampfe, die fast eben so mächtig, wo nicht mächtiger waren, als es selbst. So weist uns Aegypten selbst nach dem Osten und dem Assyrischen Reiche hin, ihre Monumente und die Ausgrabungen in Ninive bestätigen, daß 2000 vor Christi ein assyrisches Reich und Ninive bestand, und der Reichthum an architektonischen Monumenten, der erzählende und künstlerische Inhalt ihrer Sculpturen, die den ägyptischen in Gruppirung und Form unbedingt überlegen sind, zeigt uns ein großes Kulturvolk, und da das Vorhandensein der hieroglyphischen Schrift um das Jahr 2000 vor Christi gewiß und ein uralter Zusammenhang beider Länder erwiesen ist, so kann man das frühe Bestehen einer Schrift in Assyrien vielleicht noch früher als in Aegypten kaum leugnen. Und die neuesten Entdeckungen und Untersuchungen haben dies auch vollständig bestätigt, auch ist die Schrift eine von der ägyptischen hieroglyphischen Schrift ganz verschiedene. Wir haben hier eine Schrift vor uns in allen Monumenten, die sogenannte Keil- oder Pfeilschrift; auch waren diese Völker, die diese gruppirten spitzen Dreiecke benutzten, nämlich die Skythen, Meder, Assyrier und Perser leidenschaftliche Pfeilschützen.

Zur Verfertigung dieser Buchstaben brauchte man einen Meißel und einen Hammer, um die Zeichen regelmäßig und schön herauszuhauen. Der Keil, den man dazu benutzte, heißt lateinisch Cuneus, der Meißel Celtes oder Coellum. In den zwischen Euphrat und Tigris gelegenen Landstrichen, in Assyrien und bis tief in Asien hinein, im alten Medien, Persien und Babylonien bediente man sich dieser Keilschrift. Die Bewohner dieser Landstriche gehörten, wie die Babylonier, dem semitischen oder armäischen Volksstamme an, und

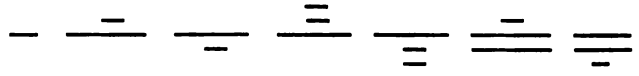
waren wie jene Sternanbeter, und auch bei ihnen ſcheint frühzeitig ſich Kultur entwickelt zu haben.

In all ihren untergegangenen, verſchwundenen Städten, namentlich in den Ruinen der Königsſtädte, wie Babylon und Niniveh, finden ſich an den Paläſten, Wänden, Säulen, Obelisken große und kleine Steinplatten mit dieſen uralten Schriftzeichen bedeckt.

Dieſe Keilſchrift führt auch in ſpäteren Zeiten, wo ſie durch die Chaldäer und durch die Perſer bedeutende Aenderungen erlitten hatte, immer noch den Namen „aſſyriſche Schrift," während die gewöhnliche den Namen „ſyriſche" bekam.

Der Keil iſt aber nicht immer die Figur dieſer Schrift, denn urſprünglich ſcheint es ein einfacher gerader Strich oder Linie geweſen

Tafel 2.



Keilſchrift
Obelisk aus Nimrud.

Chineſiſch.

1. teu : Punkt
2. gin : Menſch
3. tu : Erde
4. sin : Herz
5. seng : entſtehen
6. mi : Seide
8. fei : nein
11. in : Fiſch
io : Flöte

zu ſein und ſelbſt auf den Backſteinen des älteſten Palaſtes zu Nimrud findet ſich ſtatt der Figur eines Keiles, auch die eines Hammers.

Faſt auf allen Backſteinen der älteſten Bauten, deren Material Jahrhunderte nach der erſten Zerſtörung der Stadt zur Erbauung anderer

Paläste verwandt wurde, befindet sich eine Keilinschrift, die wahrscheinlich den Namen des Erbauers ausdrückt.

Die Sitte, auf Backsteine oder Cylinder von Thon zu schreiben, war sowohl in Babylon als in Assyrien allgemein.

Die technische Ausführung bestand darin, daß man die Inschrift in den weichen Thon einformte, und den Ziegel nachher brannte. In späterer babylonischer Zeit, wo die Buchstaben sehr zierlich erscheinen, ist zu vermuthen, daß die Inschriften durch einen Stempel oder eine Form eingedrückt wurden, während sie auf den älteren assyrischen Denkmälern einzeln gemeißelt sind, aber oftmals so fein und genau, daß man sich sehr guter Instrumente zu diesen Keilschriften bedient haben muß. Ueberhaupt sind die Keilbuchstaben auf assyrischen und babylonischen Monumenten sehr genau, sorgfältig, ja künstlerisch gearbeitet, wie man das leicht in der reichen Sammlung des Britischen Museums verfolgen kann.

Wer diese Schrift erfunden haben mag, oder wie alt sie sei, das wird wohl ein ewiges Geheimniß bleiben, es sei denn, ein günstiger Stern ließe uns unter den Ruinen Ninivehs die Geschichte dieser Keilschrift entdecken. Von der gewöhnlichen Schrift weicht sie übrigens nicht nur in den Buchstaben ab, sondern auch in der Stellung der Buchstaben, indem bei der Keilschrift von der Linken zur Rechten geschrieben wurde. Auch wurden in Assyrien zwei Arten von Schriften gebraucht, diese Keilschrift und eine andere Kursivschrift. Die erstere wurde bei Monumenten verwendet und im Laufe der Zeit als „heilig" betrachtet.

Da schriftliche Aufzeichnungen auf Thierhäuten oder Papyrus bis jetzt in mesopotamischen und assyrischen Denkmälern nicht gefunden sind, wir also nur solche monumentale Inschriften, beschriebene Backsteine und Cylinder von Thon besitzen, auf welchen nur die Keilschrift vorkommt, und Inschriften mit der gewöhnlichen zum Unterschiede von der assyrischen Keilschrift, die syrische genannt, die über die babylonische Zeit mit Gewißheit hinausging, bis jetzt nicht gefunden worden sind, so würde dies, wenn man sonst keine Nachrichten hätte, für das höhere Alter der Keilschrift sprechen. Allein es sind andererseits auch sehr viele altassyrische Kursivinschriften entdeckt worden, die den syrischen Buchstaben so ähnlich sind, daß ihre Identität keinen Zweifel zuläßt. Es wird ferner von den besten Forschern des Alterthums die Erfindung der Buchstaben den Assyrern zugeschrieben und von Diodor werden nach Ktesias in den Zeiten der Semiramis syrische Buchstaben erwähnt. Rawlinson selbst hat eine Inschrift entdeckt, die er in das Jahr 1100

vor Christi setzt, also in die Zeit des Ninus, der Ninive erbaute, und seiner Witwe und Thronfolgerin Semiramis.

Es wäre demnach, wenn man erwägt, daß die gewöhnlichen Buchstaben nicht unwahrscheinlich älter sind als die Hieroglyphen, gewiß zu schnell geurtheilt, wenn man die Keilschrift als die ältere ansehen wollte. Alles was man hierüber bis jetzt mit einiger Sicherheit behaupten kann, beschränkt sich darauf, daß die Keilschrift die in Assyrien gewöhnliche gewesen sei, und daß beide in so hohes Alter hinaufreichen, daß über ihre Entstehungszeit sich keine Anhaltspunkte finden. Aber weitaus das Wahrscheinlichere ist, daß in Assyrien die gewöhnliche Schrift die ältere sei. Daraus endlich, daß wir bloß monumentale Inschriften und solche auf feste Körper, wie gebrannten Thon, antreffen, darf man gewiß nicht den Schluß ziehen, daß man sonst kein Material zum Schreiben gehabt habe, da es ja ganz natürlich ist, daß Dokumente, die etwa auf Papyrus oder Leder geschrieben waren, zerstört werden mußten. Man wird wohl nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß ein Volk, das in der Kunst so weit war, wie die Assyrer, es wohl auch vermocht habe, Leder zum Schreiben zu bereiten nachdem sie ja selbst Thon in so vollkommener Weise zu behandeln verstanden.

Zudem hat Layard auf den Bildwerken von Khorsabad, Kujjundshik und Nimrud Schreiber dargestellt gefunden, welche die Zahl der getödteten Feinde und des eroberten Viehes auf biegsamen Rollen niederschrieben, und so haben wir den Beweis, daß es ein Schreibmaterial gab, wahrscheinlich Leder oder Baumrinde.

Wie außerordentlich schwer diese Keilschrift zu entziffern war, kann man sich denken, wenn man erwägt, daß unsere Gelehrten unter diesen Keilen ganz verschiedene Dialekte entdeckten und die Keilschriften in persische, assyrische und armenische gruppirten, daß man also den ganzen wissenschaftlichen Apparat der orientalischen Sprachkunde mitbringen mußte, ehe man an die Lesung und Entzifferung dieser mysteriösen Keile denken konnte. Zudem sind wir bis jetzt nicht so glücklich gewesen, einen Schlüssel zu finden — etwa einen Rossettastein — für die assyrische Keilschrift, sondern es ist nur durch geistreiche Conjecturen deutscher, englischer und französischer Gelehrten gelungen, die Inschriften gewissermaßen zu entziffern.

Pietro della Valle und Fuguerra hatten die ersten schwachen Vermuthungen über die Natur der Keilschrift aufgestellt. Es folgten diesen unsere Deutschen Niebuhr, Tychsen, Münter, Hager und Lichtenstein, allein sie waren nicht im Stande das mysteriöse Dunkel dieser Zeichen-

ſprache zu enträthſeln, trotzdem, daß die Form einfach und die Combinationen der Lettern eine beſtimmte Ordnung ausdrückten, blieb dieſe Sprache ein Räthſel.

Es mußte wieder einem deutſchen Gelehrten, Georg Friedrich Grotefend, Profeſſor in Göttingen, gelingen, das Alphabet der Keilſchriften, auf faſt ein Drittel zu beſtimmen. Ihm folgten Bournoeuf und die Deutſchen Laſſer, Oppert und Schrader, von Engländern Rawlinſon, Hincks und ganz neuerdings Georg Smith. Vor 16 Jahren war Letzterer noch ein einfacher Lithograph, der damals jede Mußeſtunde, die er ſeinem Geſchäfte, jeden Schilling, den er ſeinem Erwerb abſparen konnte, auf die wiederholte Beſichtigung und das Kopiren der Keil-Inſchriften im Britiſchen Muſeum verwandte, bis er ſich endlich darin eine meiſterhafte Fertigkeit aneignete und einer der hervorragendſten Gelehrten in der Leſung von Keilſchriften wurde. Vor einigen Jahren entdeckte er ein Thontäfelchen im Britiſchen Muſeum, woraus er die Chaldäer-Sage von der Sündfluth entzifferte. Dieſe Tafel von Terracotta, in Niniveh ausgegraben, gab er mit Ueberſetzung und Kommentar heraus. Auf ſeiner letzten Reiſe nach Babylon iſt er leider viel zu früh für die junge Wiſſenſchaft am Fieber erkrankt und geſtorben.

Wie geſagt, ſind zur Zeit erſt die perſiſchen und einige aſſyriſche Denkmäler, obwohl viele noch nicht ganz zuverläſſig, entziffert, und die leitenden Grundſätze der Lautzeichnung, obwohl theilweiſe, doch noch nicht vollſtändig gefunden, es bleibt dem Forſchergeiſte der Gelehrten noch eine ſchöne ſchwierige Aufgabe übrig, bis wir mit Genauigkeit und Beſtimmtheit dieſe alten Keilinſchriften werden leſen können.

(Fortſetzung folgt.)

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1482—1682.

Von

Eduard Zernin.

I.

Vier Städte sind es bekanntlich, welche die Buchdruckerkunst in dem ersten Jahrhundert ihrer Erfindung hauptsächlich gepflegt haben, nämlich Mainz, Frankfurt a./Main, Straßburg und Venedig. Nach Verdienst und Würden sind denn auch die Wappen dieser 4 Städte an dem großen Gutenberg-Denkmal angebracht, welches auf dem Roßplatze zu Frankfurt a./M. zu Ehren des Meisters Johannes Gutenberg und seiner zwei wackeren Mithelfer Johann Fust und Peter Schöffer im Jahre 1858 errichtet wurde. Unseres Wissens ist dieses Denkmal, eine Schöpfung des verewigten Eduard von der Launitz, das bedeutendste, welches die Wichtigkeit der „schwarzen" Erfindung zum sichtbaren Ausdruck für die Mit- und Nachwelt bringt.

Aber nicht allein sind es die genannten 4 Städte, welche sich Verdienste um die Pflege der Buchdruckerkunst beimessen. Nach Dr. A. Falkenstein's „Geschichte der Buchdruckerkunst" sind es nicht weniger als 17 Städte Deutschlands, der Niederlande, Schweiz und Italiens, welche sich um die Ehre stritten, daß Gutenberg's Kunst in ihren Mauern erfunden worden sei, nämlich Antwerpen, Augsburg, Bamberg, Basel, Bologna, Brügge, Dortrecht, Feltre, Florenz, Harlem, Lübeck, Mainz, Rom, Russemburg, Schlettstadt, Straßburg und Würzburg. Wir wollen hier nicht näher untersuchen, welches größere oder geringere Anrecht jede der genannten 17 Städte auf den bezeichneten Ruhm geltend machen darf, — ohne Zweifel hat Mainz den größten Anspruch hierauf, der auch heute von keiner Seite mehr bestritten wird — sondern nur feststellen, daß es hauptsächlich Mittel- und Süddeutschland war, wo die Buchdruckerkunst von Anfang an sehr gepflegt worden ist. Norddeutschland und Oesterreich können in dieser Beziehung immer erst in zweiter Linie genannt werden.

In Wien faßte erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst festen Fuß. Die Kaiserstadt an der Donau kann demnach nicht den Anspruch erheben, zur Erfindung oder schnellen Entwickelung

der Kunst wesentlich beigetragen zu haben. Wohl aber hat das heutige Wien, die Residenz der österreichisch-ungarischen Monarchie, das hohe Verdienst, den ersten Spuren der Verpflanzung von Gutenbergs Erfindung nach den äußersten Ostmarken deutscher Cultur in emsiger Forschung und mit glücklichem Erfolge nachgegangen zu sein. Wir erkennen hierin den Ausdruck eines hohen Geistes, einer kräftigen That, einer echt deutschen mannhaften Handlung, deren Früchte von dem übrigen Deutschland und ganz besonders von dem großen Heere der Jünger Gutenberg's in dessen ganzem Reiche nicht dankbar genug gewürdigt werden können. Wir sprechen von dem so eben im Druck erschienenen Prachtwerke: „Wiens Buchdruckergeschichte von Dr. Anton Mayer", 1. Band*), und wollen uns jetzt bemühen, dem Leser dieser Blätter einen annähernden Begriff von der hohen Bedeutung dieses Werks vorzuführen, welches wir mit einem bezeichnenden Worte eine wahre Heldenthat unserer Collegen der österreichischen Hauptstadt nennen möchten. Das Werk bestätigt, was wir gleich hier bemerken möchten, auf's Neue den hohen Sinn und großen Corpsgeist, der die Jünger Gutenberg's zu allen Zeiten und in fast allen Orten ausgezeichnet hat!

Das Buch ist aus dem schönen, von den Buchdruckern Wiens mit größter Einhelligkeit gefaßten Gedanken hervorgegangen, der schon auf dem Titel angegeben ist: die vor 4 Jahrhunderten erfolgte Einführung der Buchdruckerkunst in Wien durch ein würdiges Werk über die Geschichte der Wiener Buchdruckerkunst zu feiern. Im Spätherbst des Jahres 1879 richtete die „Section der Herausgabe von Wiens Buchdrucker-Geschichte" die Anfrage an den verdienten Secretär des Vereins für Landeskunde von Nieder-Oesterreich und Redacteur der Blätter dieses Vereins, Herrn Dr. Anton Mayer, ob er die Bearbeitung einer Geschichte der Wiener Buchdruckerkunst übernehmen wolle. Derselbe erklärte sich zur Freude Aller hierzu bereit und machte sich sehr bald an die Lösung der schwierigen und umfassenden Aufgabe. Er stellte sein Ziel sich sehr hoch und äußerte sich darüber selbst wie folgt:

„Ich ging von dem Gedanken aus, keine ephemere Gelegenheits- oder Jubelschrift zu schreiben, sondern Wien's Buchdruckergeschichte

*) Genauer Titel: „Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882. Herausgegeben von den Buchdruckern Wiens, verfaßt von Dr. Anton Mayer. 1. Band. 1482—1682. Wien 1883. Verlag des Comité zur Feier der 400jährigen Einführung der Buchdruckerkunst in Wien, in Commission bei W. Frick, Hofbuchhändler. 4. 404 S.

an der Hand der Quellen, soweit sie Bibliotheken und Archive bieten, nach den Principien strenger Forschung aufzubauen, so daß sie, da eine solche bis über das Jahr 1560 hinaus nicht existirt und auch Denis in seinem unvergeßlichen Werke: „Wien's Buchdruckergeschichte bis zum Jahr 1560" mehr die Bibliographie und die Gelehrten-Geschichte berücksichtigte, auf lange Zeit hinaus grundlegend bleibe; sie sollte daher nebst der Geschichte der einzelnen Officinen und ihrer Thätigkeit, sowie des jeweiligen Standpunkts in der Technik der Typographie, auch ein Spiegel des literarischen Lebens und dessen Strömungen in Wien seit der Einführung der Buchdruckerkunst daselbst werden, insoweit die Wiener Officinen daran betheiligt erscheinen. Die Buchdrucker-Geschichte Wien's ist ja ein wesentliches Supplement der österreichischen, speciell der Wiener Literaturgeschichte, ein wichtiges und unentbehrliches Hülfsmittel derselben und ein bedeutsames Moment in Wien's Culturgeschichte selbst. Denn nicht der Bedarf an Büchern allein, sondern auch deren Inhalt und Ausstattung sind uns ein Maßstab bei der Beurtheilung der Anschauungen und der geistigen Cultur eines Volkes in bestimmten Epochen."

Mit solchen ernst-wissenschaftlichen Plänen verband sich bei dem Verfasser eine besondere Vorliebe zur Ausarbeitung des Werks; tüchtige Kräfte traten ihm bei der Ausführung desselben zur Seite und trugen manchen einzelnen wichtigen Beitrag hinzu, Wien's Buchdrucker sorgten für eine entsprechende künstlerische und typographische Ausstattung, und so ist denn der erste Band des schönen Werks in der würdigen Gestalt vollendet worden, wie sie uns heute vorliegt. Wir wollen demselben jetzt näher treten. Der erste Band zerfällt in zwei große Abschnitte, deren erster das Jahrhundert 1482 bis 1582 umfaßt, welcher die Ueberschrift trägt: „die Wiener Buchdruckerkunst im Zeitalter des Humanismus und der Reformation", und in folgende 4 Capitel eingetheilt ist: 1. die Verbreitung der Buchdruckerkunst und ihre Einführung in Wien, die 5 Wiener Drucke aus dem Jahr 1482; 2. die Officinen bis zum Jahre 1582 und ihre Thätigkeit; 3. Einrichtung der alten Officinen, Schriftenguß und Stempelschnitt, Musiknotendruck, Xylographie und ornamentale Technik, Nachdruck und Privilegien, sociale Stellung der Meister, Buchhandel; 4. die geistigen Strömungen in Wien vom Jahre 1482 bis 1582 (Humanismus und Reformation) und die Beziehungen der Buchdruckerkunst zu denselben, Anfänge und Entwickelung der Censur.

Gleich das erste Capitel erscheint uns so gediegen und fesselnd, daß wir demselben einige allgemein interessante Sätze entnehmen wollen.

„Die nächste Veranlassung — so lesen wir — zur Verbreitung der Buchdruckerkunst (das wunderbare Zusammenpassen, Verhältniß und Gemeinmaß der Patrizen und Matrizen nennt es Gutenberg selbst im Catholicon von 1460) gab bekanntlich der Kampf zwischen den beiden Mainzer Erzbischöfen Adolf von Nassau und Diether von Isenburg. In der Nacht auf den 28. October 1462 erstiegen die Soldaten des ersteren, welcher vom Papste gegen den abgesetzten Diether von Isenburg auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden war, die Mauern der Stadt, vertrieben die Vertheidiger und drangen in die Straßen und Plätze ein, wo nun Schrecken und Verwirrung allgemein herrschten.

So erzählt, ist dieses Factum des mitternächtlichen Ueberfalls einer Stadt vielen in der Geschichte ähnlich, erhält aber seine höhere Bedeutung erst dadurch, daß es mit der geistigen Cultur, mit der Verbreitung von Gutenberg's Kunst in Zusammenhang steht. Denn in der allgemeinen Verwirrung verließen auch die Gesellen der Gutenberg- und Fust-Schöffer'schen Druckereien Mainz, wanderten in die weite Welt hinaus und schlugen an anderen, ihrer Kunst günstigen Orten die Presse auf.

Die Mainzer Officinen hatten sich bald erholt, aber anderwärts erblühte schon die neue Kunst in Erstlingswerken, die heute noch unsere Bewunderung erregen. In Bamberg druckte Albrecht Pfister, der frühere Formenschneider und Briefdrucker, dann Gutenberg's Schüler. In Cöln traten zwischen 1466 und 1468 Heinrich Eggstein und Ulrich Zell, wahrscheinlich Gehülfen der Mainzer Officinen, mit den ersten Drucken auf. In Eltwyll (auch Ellfeld) druckte bereits 1467 der Mainzer Patrizier Nikolaus Bechtermünze, ein Verwandter Gutenberg's, dem dieser auch seinen Druckapparat käuflich überlassen hatte. In Augsburg erschien Günther Zainer oder Zeiner aus Reutlingen, wahrscheinlich auch ein Gehülfe oder Schüler von Fust und Schöffer, 1468 als der erste Drucker. Der Schöpfer der berühmten Nürnberger Typographie wurde Johann Sensenschmid (1473 bis 1478), neben welchem Johann Regiomontanus in Verbindung mit dem reichen Patrizier Walther eine Buchdruckerei (1472 bis 1475) errichtet und correcte Ausgaben algebraischer, mathematischer und mechanischer Schriften veranstaltet hatte. Der „König der Buchdrucker" war aber hier ihr Zeitgenosse Anton Koburger (1473 bis 1513), welcher 24 Pressen beschäftigte und Factoreien in Nürnberg, Frankfurt a./M., Basel, Erfurt und Wien besaß. In Straßburg gab es schon seit 1466 undatirte Drucke, 1471 auf 1472 erschien Heinrich Eggesteyn,

von 1473 bis 1478 Johann Mentel, welcher aber sicher schon vor 1473 druckte. 1471 zählt Speyer seinen Erstlingsdruck (ohne Druckerbezeichnung); der erstgenannte Drucker ist hier Peter Drach (1477 bis 1504). 1473 ist das Jahr der ersten Drucke in Ulm (Ludwig Hohenwang und Johann Zainer, Bruder des Obigen), Eßlingen, Lauingen und Merseburg, 1474 finden wir den ersten Druck in Basel, 1475 in Breslau, Blaubeuren und Lübeck; 1476 in Rostock (nach Anderen schon 1475), verhältnißmäßig spät in Eichstädt (1478), Würzburg (1479), Leipzig (1481 durch den berühmten Andreas Frisner aus Wunsiedel im Fichtelgebirge) und Drach (1481), 1482 in München (ohne Bezeichnung des Druckers), Erfurt, Reutlingen, Memmingen, Passau und Wien (ohne Bezeichnung des Druckers)."

Die hier gegebenen Mittheilungen über die erste Ausbreitung der Buchdruckerkunst stimmen mit unserer Kenntniß des Gegenstandes fast überall. Nur in Bezug auf Lübeck möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß von anderer und, wie wir glauben, unterrichteter Seite nicht das Jahr 1475, sondern selbst die Zeit vor 1470 als Zeitpunkt der Errichtung einer Buchdruckerei angenommen wird. Als ein solcher Buchdrucker wird Johannes Kölhoff bezeichnet*).

Auch was der Verfasser über die Verbreitung der Buchdruckerkunst über die Alpen sagt, ist in seiner kurzen Zusammenfassung sehr lesenswerth. „Als nach der Erstürmung von Mainz — so lesen wir weiter — die Gehülfen der dortigen 2 Officinen mit dem Wanderstabe in der Hand in die Fremde zogen, waren einige von ihnen auch in das gepriesene Italien, das alte Ziel so vieler Weisheitsbeflissenen, gekommen. In dem nahe bei Rom gelegenen Kloster Subiaco schlugen im Jahre 1465 Conrad Sweynhagen und Arnold Pannartz, ohne Zweifel Schüler und Gehülfen Gutenberg's oder der Fust-Schöffer'schen Officin, ihre Pressen auf, wurden aber schon im folgenden Jahre durch die Mäcene Marchese Pietro und Francesco de Maximis nach Rom berufen, wo sie in deren Hause als erstes Druckwerk Cicero's Briefe in Angriff nahmen, bald es auch meisterhaft verstanden, den damals in Italien für Handschriften üblichen Zug, den rein römischen Ductus des 8. und 9. Jahrhunderts, nachzuahmen, die Antiqua-Type oder die kleinere lateinische Schrift, welche den deutschen Officinen noch fremd war, in die Typographie aufzunehmen. Ehe aber diese beiden

*) Man vergleiche J. H. a Seelen, selecta litteralia, Lubecae 1726 p. 558 sq. J. M. Lappenberg, zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. XV., ferner Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde, Band III. Seite 254, Lübeck, 1876.

Meister in Rom zu drucken begonnen hatten, war bereits Ulrich Han aus Ingolstadt, welcher wahrscheinlich in Mainz gelernt hatte, in Rom thätig, wohin er von dem Cardinal Torquemada eingeladen worden war, und wo er auch dessen Meditationen, das erste typographische Werk mit Holzschnitten, am 31. December 1467 vollendet hatte."

„Die deutschen Buchdrucker, „diese Waffenschmiede deutscher Bildung", verbreiteten sich bald über ganz Italien und entwickelten in mehr als 100 Druckereien eine fleißige, kunstvolle Thätigkeit. Es hatte sich mithin zwischen Deutschland und Italien in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ein hochbedeutsamer Austausch auf geistigem Gebiete vollzogen, in der Geschichte der geistigen Cultur beider Länder auch nicht der einzige. Italien hatte Deutschland die ersten Blüthen des Humanismus gespendet, dieses zeigte sich wieder dankbar, indem es jenem die kurz zuvor erfundenen Waffen zu dessen schnellerer und intensiverer Ausbreitung schickte. Italien hatte einen seiner Humanisten, den Enea Silvio (Piccolomini), wie einen Missionär zu den deutschen Barbaren gesendet, Deutschland sandte ihm dagegen 2 gewerbetüchtige Männer, Conrad Sweynhagen und Arnold Pannartz, die zu Subiaco die erste Presse aufstellten. Jener Enea Silvio schrieb für einen deutschen Fürstensohn die ersten Elemente der lateinischen Grammatik nieder; jene beiden förderten als das erste gedruckte Buch, welches Italien sah, die Grammatik des Donatus an's Licht."

„Von Rom aus hatten die deutschen Buchdrucker ihre Blicke nach Venedig gerichtet, das damals im Zenithe seiner politischen und handelspolitischen Macht stand und auch eine classische Stätte der Wissenschaften und Künste war, woran der berühmte Grieche und Cardinal Bessarion ein großes Verdienst hatte. Hier wurden nun bis zum Jahre 1500 in nahezu 200 Officinen allein um ein Drittel mehr Bücher gedruckt als in den übrigen Officinen Italiens zusammen. Die Deutschen Johann von Speyer, 1469 bis 1470, und sein Bruder Wendelin (1470 bis 1477), dann Christoph Waldarfer (1470 bis 1472) aus Regensburg, welcher sich aber um 1474 von hier nach Mailand begab, und Erhart Ratdolf aus Augsburg waren die ersten Meister der venetianischen Typographie. Auch das unter der Herrschaft der Venetianer stehende Cividale im Friaulschen hatte schon 1470 eine Druckerei, in welcher „Platinas opusculum de obsoniis ac de honesta voluptate" gedruckt wurde. Schon 1470 waren die ersten Druckereien in Foligno, Verona und Trevia, 1471 in Treviso, Ferrara, Bologna, Neapel, Florenz und Pavia, 1472 in Cremona, Fivizano, Padua, Mantua und Montreale, 1473 zu

Parma, Brescia und Messina, 1474 in Vicenza (Stefan Koblinger aus Wien), Como, Genua, Turin und Savona, 1475 in Cagli, Casola, Perugia, Pievo di Sacco, Piacenza, Reggio und Modena, 1477 in Ascoli, Lucca, Palermo, 1478 in Casenza, Calle und Pignerol, 1479 in Tusculano, 1480 in Nonentola, Friuli und Reggio, 1482 in Casale, Urbino, Aquila" u. s. w.

Wir folgen dem Verfasser nicht weiter in seinen Ausführungen, durch die er uns mit der Einführung der Buchdruckerkunst in Spanien, Frankreich, der Schweiz bekannt macht. Man ersieht aus seinen gründlichen Untersuchungen, daß bis zum Jahre 1482 Gutenberg's Erfindung festen Fuß gefaßt in 25 deutschen, 40 italienischen, 5 spanischen, 7 französischen und 4 schweizerischen Städten. Es muß jeden Deutschen mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß es gerade sein Vaterland ist, in welchem die hochbedeutende Erfindung, der man selbst die Wichtigkeit einer Großmacht beilegt, das Licht der Oeffentlichkeit erblickt und die erste Entwickelung gefunden hat. Dieser Ruhm kann niemals geraubt werden, doch legt er die hohe Pflicht auf, Würde und Bedeutung der Erfindung zu behaupten!

In den habsburgischen Erblanden — wir kommen nunmehr auf den Hauptgegenstand unseres Buchs und dieser Zeilen — gab es bis zum Jahre 1482 keine Buchdruckerei. Die Anfänge der typographischen Kunst in Wien fallen in das genannte Jahr, aus welchem 5 Drucke mit der Bezeichnung von Ort und Jahr, jedoch ohne Namen des Druckers, auf uns gekommen sind, ein urkundlicher Beweis dieser Zeitangabe fehlt freilich. „Die Kunst Gutenberg's — so berichtet unser Buch — hatte auch in Wien Jünger gewonnen; diese aber, welche wahrscheinlich in Mainz gelernt hatten, betrieben den Bücherdruck auswärts, und wie die Geschichte lehrt, nicht ohne Erfolg. Es sind Ulrich Han von Ingolstadt (der in Wien das Bürgerrecht erlangte), Johann Wiener und Stephan Koblinger. Ulrich Han oder Gallus war zu Ingolstadt geboren. In welcher Eigenschaft und zu welcher Zeit er sich in Wien aufgehalten, wann er hier das Bürgerrecht erhalten hat, kann aus Mangel an Quellen nicht gesagt werden, im Eid- und Innungsbuche der Stadt (von 1430 bis 1550) kommt sein Name nicht vor. Wenige, aber sichere Kunde erhalten wir erst durch seine Thätigkeit in Rom, wohin er dem Rufe des gelehrten Bischofs Johann Anton Campanus zu Teramo gefolgt war. Diesem hatte er sein schnelles Emporkommen zu verdanken, dieser war auch der Corrector seiner Druckwerke. Han dürfte 1475 in Rom gestorben sein, da schon

im folgenden Jahre sein Bruder Wolfgang oder Wolf Han als Buchdrucker und Nachfolger des Geschäfts erscheint."

„Johann Wiener gehörte dem bekannten, edlen Wiener Geschlechte der Wiener an. 1472 starb ein Johann Wiener, den G. Eder in seinem „Catalogus" einen gelehrten Dichter nennt. 1487 war ein Thomas Wiener von Korneuburg Domherr zu St. Stephan, Rector der Wiener Universität und in den Jahren 1481, 1485 und 1489 auch Dekan der Artisten-Facultät. Unser Drucker nennt sich ausdrücklich Joannes Wiener de Wienna und druckte 1476 zu Vicenza einen Virgil, später (1477 bis 1479) übte er seine Kunst zu Augsburg. Sein Nachfolger in Vicenza war Stephan Koblinger aus Wien, über den aber außer seinen Druckwerken weitere Angaben fehlen."

Unser Verfasser bezeichnet dieses Wenige als einzigen Beweis für den thätigen Antheil von Wienern an den Erstlingen der Typographie. Daß aber diese Männer zu einer Zeit, wo es in Wien selbst noch keine Buchdruckpresse gab, auswärts die Stätte ihres Wirkens sich erwählt hatten, war gewiß nicht in Gründen privater Natur allein gelegen, sondern im geistigen Leben Wien's insbesondere, woraus es sich auch erklärt, daß fremde Jünger Gutenberg's sich hier nicht niederließen.

Merkwürdiger Weise fällt gerade in die Zeit der argen Bedrängniß der Stadt Wien durch die Ungarn und die Pest im Jahre 1482 das Auftreten eines unbekannten Druckers, von welchem bisher nur 5 Drucke bekannt wurden. Der Verfasser erklärt das Auffällige dieser vereinzelten Erscheinung dadurch, daß es ein wandernder Buchdrucker gewesen sei, welcher den Versuch machen wollte, sich in Wien mit seiner Kunst niederzulassen, aber der ungünstigen Lage wegen nur kurze Zeit hier verweilte, einige Stücke unter die Presse nahm und noch vor der Belagerung der Stadt durch die Ungarn diese wieder verließ. Es vergingen dann noch 10 Jahre, bis der erste mit Namen bekannte Buchdrucker bleibend in Wien auftrat. Wir wollen nun diese 5 ersten Drucke Wien's in Kürze aufführen, es sind:

1. Tractatus distinctionum des Johann Meyger, eines der ältesten Magister an der Artisten-Facultät der Wiener Universität. Der Druck umfaßt 11 Blätter in 4°.
2. Guidonis de Monte Rotherii, manipulus curatorum, ein häufig gebrauchtes Pastoralbuch, über dessen Verfasser wenig bekannt ist; er zeigt 86 Blätter in 4°.
3. F. Aegidii O. S. Aug. Errores Philosophorum. Der Verfasser dieses Schriftchens gehörte dem berühmten römischen Geschlechte der Colonna an; der Druck umfaßt 5 Blätter in 4°.

4. Die Schrift des berühmten Gerson über die Beichte. Diese Schrift hat keinen Titel und ist 14 Blätter in 4° stark.
5. Die St. Rochus-Legende, ein in den Zeiten der Pest viel gelesenes Büchlein, das daher auch während der Herrschaft der Pest in Wien 1482 von einem unbekannten Drucker gedruckt wurde. 8 Blätter in 4°.

In Betreff des Näheren auf Inhalt und sehr bemerkenswerthe typographische Ausstattung dieser 5 Drucke müssen wir auf die sorgfältigen Erklärungen von Dr. A. Mayer selbst verweisen, und wollen nur noch anführen, daß sich unter denselben nur ein rein wissenschaftliches Werk befindet, nämlich der ad 1. genannte tractatus. Unser Verfasser spricht noch die Vermuthung aus, daß der unbekannte Drucker Wien bald wieder verlassen habe, etwa weil er durch die trüben socialen und politischen Verhältnisse in Verbindung mit den Intriguen einer mächtigen Schreiberzeche hierzu sich veranlaßt gesehen, oder daß er selbst einer der vielen Opfer der Pest geworden sei.

Näheres wird hierüber wohl nicht festzustellen sein. Wir verlassen nunmehr jene Zeiten und wenden uns zu dem nächstfolgenden Jahrzehnt, in welchem auch für die Buchdruckergeschichte Wien's der Ausspruch sich als wahr bewähren sollte: et fiat lux! (Fortsetzung folgt.)

Ersparnisse im Buchhandel.

I.

Die Vereinssortimente, wie sie sind und wie sie sein könnten.

Die Bestrebungen, im buchhändlerischen Verkehre Ersparungen zu erzielen, haben zur Gründung der Vereinssortimente geführt, und wollen wir heute prüfen, ob der damit gemachte Versuch als gelungen zu betrachten ist oder ob die Einrichtung sich in der Praxis als verfehlt erwiesen hat.

Es existiren bis jetzt nach Schulz' Adreßbuch 3 derartige Geschäfte (ein Geschäft in Kiel scheint wieder eingegangen zu sein), in Breslau, Frankfurt und Olten; die beiden ersteren sind „eingetragene Genossenschaften", es haften daher die Theilhaber mit ihrem ganzen Vermögen für die Verpflichtungen des gemeinschaftlichen Geschäfts; das Schweizerische Vereinssortiment in Olten ist ein Actienunternehmen, die einzelnen Mitglieder können daher nicht über den Betrag ihrer Actien hinaus für die Verpflichtungen des gemeinschaftlichen Geschäfts in Anspruch genommen werden. Bei dem jetzigen Betrieb ist dieser Unterschied für die Lieferanten, die Verleger, ohne wesentliche Bedeutung und hat mehr Interesse für die Theilnehmer.

Der Zweck dieser Geschäfte ist, den Theilnehmern sämmtliche Artikel des Buchhandels, deren sie bedürfen, möglichst schnell, zu möglichst billigen Preisen und mit möglichst niedrigen Nebenspesen belastet zu liefern.

Dieser Zweck wird durchweg auf folgende Art zu erreichen versucht. Das Vereinssortiment hält ein Lager der in seinem Bezirke gangbarsten Bücher, also Schulbücher, Classiker, Geschenkliteratur, Jugendschriften ꝛc., kauft dieselben in möglichst großen Parthien vom Verleger ein, und bedingt dabei meistens spesenfreie Lieferung nach seinem Domicile, besorgt die nöthigen Einbände in größeren Parthien und liefert diese Lagerartikel seinen Theilnehmern zum Nettopreise des Verlegers ev. mit einem kleinen Aufschlag für Fracht und sonstige Spesen.

Ferner besorgt es die Fortsetzungen und Journale für seine Theilnehmer gemeinschaftlich und erhält dadurch in der Regel Extra-

vortheile und die mit dem Bezug von Parthien verbundenen Freiexemplare ꝛc. Einzelne Verleger liefern die für die Theilnehmer bestimmten Fortsetzungen an das Vereinssortiment spesenfrei und besorgt dieses die Vertheilung und das Incasso ebenfalls spesenfrei.

Die Theilnehmer ersparen also durch dasselbe nach manchen Richtungen hin an Spesen und genießen oft durch den gemeinschaftlichen Bezug Extravortheile, die natürlich der einzelne Sortimenter nicht haben würde. Eine weitere Einnahme bildet der Verkauf an Nichttheilnehmer zu höheren Preisen, in Olten statutengemäß mit 10% Aufschlag auf die Preise für die Mitglieder; in Breslau bis Anfang dieses Jahres durch die Statuten ausgeschlossen, doch wurde eine dahin gehende Aenderung des Statuts beabsichtigt, ob dieselbe angenommen, haben wir bisher nicht erfahren.

Man kann daher wohl sagen, daß der Haupttheil des Gewinnes durch Extravortheile, welche der Verlagshandel gewährt, sei es durch niedrigere Parthiepreise, durch spesenfreie Lieferung oder durch Credit ꝛc. aufgebracht wird. Von diesem Gewinne sind nun die Kosten und Spesen des Vereinssortiments zu bestreiten und zwar die Leitung, Localmiethe, Arbeitskräfte, Drucksachen, Geschäftsbücher, Versicherung, Vertretung in Leipzig, Porti und Frachten ꝛc.

Naturgemäß sind die Extravortheile bei dem einzelnen Buche nicht groß, es gehört daher ein sehr großer Umsatz dazu, die nothwendigen Kosten zu decken und noch den Theilhabern für die Einlagen einen Zins zu gewähren; daß dies bei dem ältesten Geschäfte, dem Breslauer, erzielt ist, zeigt, daß die Vereinssortimente einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entsprechen und den Keim zu weiterer Entwicklung in sich tragen. Wir wollen versuchen, hier einen Vorschlag auseinanderzusetzen, der dieselben ihrer Bestimmung wesentlich näher bringen dürfte, aber bisher von denselben durch Statut ausgeschlossen ist: es ist dies der Vertrieb von Novitäten. Durch die Bestimmung der Statuten, daß nur *feste* Bestellungen ausgeführt werden und nur ganz kurzer Credit gewährt werden darf — in Olten z. B. darf der Bezug eines Theilhabers in einem Monate nicht den Betrag seiner Actien übersteigen, und wird am Monatsschluß über seine Schuld 30 Tage dato verfügt — ist der übliche Vertrieb von Novitäten gänzlich ausgeschlossen, denn der gemeinschaftliche Bezug eines neuen Romanes von Freytag oder Ebers ist doch kein Novitätenvertrieb in seiner gewöhnlichen Bedeutung. Gerade diese Bestimmung des Statuts wird sich als eine schwere Beeinträchtigung des Wachsthums derartiger Geschäfte erweisen und kann unter Umständen zu deren Ruin führen.

Der in den Betrieb der Vereinssortimente bisher aufgenommene Theil der Literatur, welche der Sortimenter fest zu bestellen bereit und gewohnt ist, ist an und für sich beschränkt, hat der Umsatz eine gewisse Höhe erreicht, so bleibt er stabil und das Geschäft geht nicht weiter vorwärts, es wird nach und nach langsam zurückgehen, dagegen hat der Vertrieb von Novitäten ein stetes Anwachsen des Umsatzes zur naturgemäßen Folge und aus der gut eingeführten Novität von heute, wird morgen ein couranter neuer Lagerartikel.

Hierzu kommt noch, daß viele Verleger auf den energischen Vertrieb ihrer Nova angewiesen sind, und daß diese durch die bisherige Art des Vertriebs, wenigstens indirect geschädigt werden. Wenn diese Verleger nach der Messe den Absatz auf den einzelnen Contis überblicken, finden dieselben durchweg die Theilhaber der Vereinssortimente mit verhältnißmäßig geringem Absatz, sie werden daher sehr leicht dazu kommen, deren Conti wegen des geringen Absatzes zu schließen, wozu sie wegen der großen Zahl von Conten so wie so schon leicht geneigt sind, und dadurch werden natürlich die Theilnehmer wieder benachtheiligt, da sie vom Vereinssortiment keine Nova erhalten, ihre Kundschaft also nach dieser Richtung nicht befriedigen können und solche der thätigen Concurrenz überlassen müssen. Ein weiterer Nachtheil ist noch, daß die regelmäßigen Sendungen für die Theilnehmer von den Commissionsplätzen aus durch den Wegfall der Lagerergänzungen so klein zu werden anfangen, daß die Fracht dafür sich im Verhältniß wesentlich höher stellt, als bei den bisherigen größeren Sendungen und daß daher die Zahl der regelmäßigen Sendungen beschränkt werden muß, wodurch wieder die prompte Erledigung der Bestellungen leidet, so daß die Theilnehmer an der einen Seite doppelt wieder verlieren, was sie am Vereinssortimente gewonnen haben.

Wenn sich diese Folgen noch nicht in vollem Maße zeigten, so liegt es eben noch darin, daß der Umsatz der Vereinssortimente bisher noch gering war und daß deren Zahl bisher noch klein ist, kommen müssen dieselben aber unbedingt, die Anfänge treten jetzt schon dem aufmerksamen Beobachter entgegen und das Mittel zur Abhilfe wird in erster Linie die Aufnahme des Novitätenvertriebes in üblicher Form mit Creditgewährung bis zur Ostermesse sein, neben dem bisher schon cultivirten Vertrieb der Lagerartikel auf feste Bestellung gegen kurzes Ziel.

Gerade hierdurch würden die Vereinssortimente einen großen Theil der Herren Verleger für sich gewinnen, denn der Verleger könnte dann auf einem Conto die bisher auf 30 und mehr Contis geführten

Rechnungen vereinigen und würde mithin bedeutend an Zeit, Arbeit und Packmaterial ersparen, und sehr leicht bereit sein, wenigstens einen Theil dieser Ersparnisse dem Vereinssortimente zukommen zu lassen. In Bezug auf Creditgewährung dürften die Genossenschaften wohl nirgends eine Fehlbitte thun, denn das gesammte Vermögen ihrer Theilnehmer zusammen dürfte wohl mehr Sicherheit bieten als jetzt die Einzelfirmen, und auch die Actiengesellschaft dürfte genügende Garantie bieten, um derselben entsprechende Beträge anvertrauen zu können. Ebenso wäre der Verleger einer weit pünktlicheren Abrechnung sicher, da die Genossenschaft im Interesse ihrer Theilhaber auf größte Ordnung und Pünktlichkeit halten müßte.

Wir wiederholen kurz noch die Vortheile für den Verleger: Reducirung der Zahl seiner Contis, Ersparung an Arbeit, Material ꝛc., größere Sicherheit und Pünktlichkeit. Für den Sortimenter: der bequeme Bezug aus einer Hand mit bedeutender Reducirung seiner Bezugsspesen. Für Beide: die Erhaltung des großen Vorzuges unserer Organisation, des Vertriebes aller Novitäten durch das ganze Gebiet des deutschen Buchhandels.

Die Frage, ob es möglich oder nur wünschenswerth, daß sich der ganze Sortimentsbuchhandel zu Vereinssortimenten (vielleicht provinzenweise) vereinige, können wir hier wohl noch unerörtert lassen, da sie einer noch sehr fernen Zukunft angehört, im Princip möchten wir sie mit: Ja! beantworten, doch kann die Praxis, wenn sie actuell werden sollte, vielleicht schon besseres erzeugt haben. Welchen Einfluß eine derartige Ausdehnung des Betriebes der Vereinssortimente auf unsere bisherige Organisation, besonders unsere Commissionsplätze ausüben würde, läßt sich zur Zeit nicht genau übersehen. Wenn die Sortimenter als Theilnehmer eines Vereinssortiments ihren ganzen Bedarf durch dieses beziehen, so fällt für sie das Bedürfniß weg, sich selber auf den Commissionsplätzen vertreten zu lassen, die Gesammtheit wird dann durch das Vereinssortiment dort vertreten. Im Großen und Ganzen dürften diese Plätze nicht viel dabei einbüßen, wenn auch manche Sendung direct gehen würde, die jetzt erst durch die Hände der Commissionäre wandert, auch dürfte eine kleine Entlastung dieser Plätze der größeren Beschleunigung in der Beförderung sehr dienlich sein.

Im Vorstehenden haben wir uns bemüht, zu zeigen, was die Vereinssortimente zur Zeit leisten, und was dieselben unter Umständen leisten können; wir können nicht umhin, den Muth und Scharfblick ihrer Gründer, der Herren vom Sortiment, zu bewundern; es nimmt uns aber Wunder, daß es derartige Einrichtungen noch so wenige giebt

und noch mehr, daß die Herren vom Verlage nicht dadurch angeregt worden sind, ähnliche Vereinigungen zu bilden, da gerade der Verlag sich sehr zu solchen Vereinigungen eignet. Wir meinen durchaus nicht, daß die Herren Verleger ihre Selbständigkeit aufgeben und den Verlag auf gemeinschaftliches Risico, Gewinn und Verlust betreiben sollen, nur sollten sich die kleineren und mittleren Verlagsgeschäfte eines Kreises vereinigen, die Werke der einzelnen unter einer gemeinschaftlichen Firma zu expediren und mit dem Sortimenter zu verrechnen. Die Ausführung der Bestellungen und Versendungen ist ein so mechanisches Geschäft, daß dabei die Intelligenz, welche unsere Herren Verleger entwickeln, ganz und gar nicht in Betracht kommt; jeder Schreiber, der darauf eingeübt wird, kann es allein resp. unter Anleitung eines erfahrenen Gehilfen besorgen, eine ebenso mechanische Arbeit ist die Führung der Contis, Genauigkeit und Schnelligkeit ist dabei die Hauptsache, und doch kosten diese Arbeiten den kleineren Verlegern sehr viel Geld, welches sich durch gemeinschaftliche Einrichtungen zum guten Theil ersparen läßt. Ein kleines Beispiel wird dies klar legen: zur Expedition und Contenführung in einem Verlagsgeschäfte von ca. 100 000 M. Auslieferung gehören zwei Gehilfen und ein Hausknecht (Packer, Markthelfer), außerdem noch Comptoir, Handlager, Einrichtung, Packmaterialvorräthe 2c., alles niedrig gerechnet ca. 4000 M. Spesen pro Jahr. Die zehnfache Auslieferung läßt sich ganz gut mit 4 Gehilfen, einem Buchhalter und 2 Hausknechten in einem Local von etwas größeren Dimensionen bewältigen, dafür nehmen wir sehr hoch ca. 11 000 M. Spesen pro Jahr, so würde dies eine Ersparniß von 29 000 M. pro Jahr ergeben, oder in andern Worten, die Spesen für 100 000 M. Auslieferung auf beinahe nur $^1/_4$ reduciren. Der Vortheil, daß der Sortimenter mit dem größeren Verlage meistens viel glatter abrechnet und daher viele Verluste vermieden werden, braucht gar nicht besonders in Anschlag gebracht zu werden, obige Rechnung zeigt schon Vortheil genug. Namentlich die kleinen und kleinsten Verleger sollten sich zu solcher gemeinschaftlichen Expedition verbinden, erst dadurch würden sie ihren Verlagsartikeln die nöthige Beachtung des Sortimenters sichern, der jetzt vom kleinen Verleger nichts verschreibt, weil sich die Führung eines Contos voraussichtlich nicht lohnen wird.

Wir wollten heute dies nur nebenher erwähnen, bei der Nothwendigkeit, im Betriebe des Buchhandels Ersparungen zu machen, werden wir in einem zweiten Artikel auf diesen Punkt zurückkommen.

Ludvig Holberg.

Von J. L.

„Lad Stenen synke mer alt Aar for Aar,
Dit Navn dog blomatrer i en evig Vaar!"
(„Der Grabstein sinkt von Jahr zu Jahr, Ewald.
Dein Name blühet immerdar!")

Unter den Helden der nordischen Literatur gebührt ohne Zweifel Holberg der Ehrenplatz. Ein Meister in der Beobachtung, wußte er wie kein anderer, uns in seinen Werken ein getreues Bild seiner Zeit zu entwerfen, einer Zeit, in welcher Beschränktheit, Unaufgeklärtheit und Aberglauben die Welt beherrschten. Holberg war frei von Alledem, er war mit seinem Geiste seinem Jahrhundert vorausgeeilt, und konnte mit klarem Auge alle die großen Schwachheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen erkennen, sehen und beurtheilen.

Ludvig Holberg wurde am 13. Dezember 1684 in Bergen in Norwegen geboren. Sein Vater, Christian Holberg, war Oberst. Von ihm heißt es: „Er war ein rechtschaffener, muthiger und gottesfürchtiger Mann." Schon von seiner frühesten Jugend an allein auf sich selbst angewiesen, hatte er sich von unten auf zu seinem Posten emporgeschwungen. Zuerst abwechselnd in malteſischen und venetianischen Diensten, kam er um 1660 zurück, in welchem Jahre er sich bei der Belagerung von Frederikshald die Achtung und das Lob seiner Mitbürger erwarb. — Mehr wußte unser Dichter auch nicht von seinem Vater zu berichten, denn schon als Säugling hatte er das Unglück, ihn zu verlieren. Seine Mutter nahm sich nun der Erziehung des Kindes an, doch auch sie starb, als Ludvig noch nicht das 10. Jahr vollendet hatte. Er sollte nun, dem Vater gleich, den Soldatenstand ergreifen, doch nicht lange konnte ihm dieses unstäte und unsichere Leben behagen: die Lust zu wissenschaftlichem Studium war größer, und er ließ sich daher im Jahre 1702 als Student an der Kopenhagener Universität einschreiben. Hier fand er was er suchte: Ausbildung seines Geistes. Er befleißigte sich nun zunächst in eingehender Weise des Studiums der Theologie. Doch mußte er schon nach kurzer Zeit seine Studien unterbrechen, denn die täglichen Lebensbedürfnisse hatten seine schon von vorne herein knappen Mittel vollständig erschöpft, so daß er gezwungen war, nach Norwegen

zurückzukehren und eine Stelle als Hauslehrer bei einem Propst auf dem Lande in der Nähe von Bergen anzunehmen, den er auch zu öfteren Malen auf der Kanzel zu vertreten hatte. Bei den Bauern war er wegen seiner drastischen und derben Rede sehr beliebt, weniger freilich bei der Frau Pröpstin. Dieser vielmehr war der Hauslehrer ein Dorn im Auge, denn über ihren jüngsten Sohn, der ein fauler und unfähiger Junge war, führte er ein strenges Regiment, und sintemalen der Kleine seiner Mutter Herzblatt war, ruhte letztere nicht eher, als bis Holberg nach einjähriger Thätigkeit seinen Abschied bekam.

Die Unannehmlichkeit einer so plötzlichen Entlassung überwand Holberg jedoch bald, und froh, wieder sein eigener Herr zu sein, zog er mit dem erworbenen Gelde zurück nach Kopenhagen, um sich hier von Neuem seinen Studien widmen zu können. Dieses Mal nun galten seine Arbeiten zumeist den neueren Sprachen, denen er um so mehr zugethan war, als sich ihm durch die Kenntniß fremder Sprachen die Aussicht auf eine Reise ins Ausland mehr und mehr eröffnete. Bei alledem setzte er jedoch das Studium der Theologie nicht hintan, sondern verließ vielmehr die Universität erst nach Ablegung des theologischen Amtsexamen, welches er „mit Lob" bestand. Zu einer Reise aber waren die Mittel nicht mehr ausreichend, und Holberg mußte sich entschließen, von Neuem einen Hauslehrerposten bei dem Vicebischof von Bergen, Magister Smidt, anzunehmen, welche Stellung er jedoch schon nach wenigen Monaten verließ, um sich nun auf die Reise zu begeben. Da aber seine Mittel sich nicht so beträchtlich vermehrt hatten, versetzte er zuvor seine sämmtlichen Habseligkeiten, wodurch er in den Besitz von freilich kaum 60 Rigsdaler gelangte, welche ihm aber doch mindestens die Reise ermöglichten. Denn Holberg hatte eine eiserne Willenskraft, er sagte selbst scherzend von sich: „Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hätte, so hielte es schwer, es wieder herauszubringen", — und so bedurfte es auch hierbei nur eines kurzen Entschlusses.

Er begab sich zuerst nach Holland, woselbst er sich ein Jahr lang aufhielt. Nach Verlauf dieser Zeit sehen wir Holberg wiederum in seinem Heimathland, wohin ihn die äußerste Geldnoth zurückgetrieben hatte. Er ließ sich diesmal nicht in Bergen, sondern in Christianssand nieder, denn er scheute den lästigen Rath und die Vorwürfe für sein fahrendes Leben seitens seiner Verwandten und Freunde. Dort gab es nun genug zu thun, und Holberg verdiente sich im Laufe eines Winters durch Unterricht in der französischen Sprache so viel, daß er sich im Frühjahr des folgenden Jahres zu einer Reise nach England auf-

machte. Sein engeres Ziel war Oxford, wo er auf den großen Bibliotheken und an der Universität Geschichte studirte. Sein tägliches Brot verdiente sich Holberg zu jener Zeit durch Unterricht in der Musik — er spielte sowohl Violine als auch Flöte — und den neueren Sprachen. Nach zwei Jahren kehrte er mit einem reichen Schatz historischen Materials nach Kopenhagen zurück, wo er sich als Privatdocent an der Universität niederließ. In dieser Eigenschaft hatte er, wenn auch einen stets vollen Saal, doch nicht die geringste materielle Unterstützung, und so mußte er — durchaus seinem Wunsche zuwider — diese Stelle aufgeben und von Neuem einen Platz, diesmal als Hofmeister eines reichen Professorensohnes aus Dresden, welcher sich zu der Zeit in Kopenhagen aufhielt, annehmen. Doch begleitete Holberg seinen Zögling nur bis nach Dresden und verließ ihn sodann, um auf eigene Hand den Weg über Leipzig, Halle und Hamburg zurück nach Kopenhagen zu nehmen, wo er einem Ruf als Erzieher der Kinder des Admiral Gedde folgte, und mehrere Jahre diesem Amte oblag. Im Jahre 1710 jedoch ernannte man Holberg zum Rektor des neuen Borch'schen Collegium, wofür er seine Stelle als Erzieher aufgab.

Aus der Zeit seines Rektorats stammt seine „Einleitung in die europäische Geschichte". Eine kleinere Schrift „Chronik Christians IV. und Friedrichs III." überreichte er seinem Könige, Friedrich IV. im Manuskript, wofür ihn dieser zum „Professor extraordinarius" ernannte. Freilich auch als solcher bezog er kein festes Gehalt, und seine einzige sichere Einnahme war zu der Zeit die bescheidene Jahresrente, die er aus dem Rosenkrantz'schen Legat bezog. Doch verpflichtete diese Rente — so war es in dem Testament bestimmt — den Empfänger, das Ausland zu besuchen, und so begab sich Holberg denn zum vierten Male auf die Reise. Er nahm diesmal seinen Weg über Holland, durch Belgien und Frankreich, nach Italien, wobei er theils aus Sparsamkeit, theils aber auch aus Gesundheitsrücksichten, einen großen Theil der Reise zu Fuß zurücklegte. In Paris hielt er sich anderthalb Jahre auf, und begab sich nach dieser Zeit nach Genua, wo ihn jedoch ein starkes Fieber heimsuchte, welches einen so ernsten Charakter annahm, daß er bereits die Hoffnung aufgab, sein Vaterland wiederzusehen. Aber mit Hülfe eines Freundes, der ihm gute Pflege angedeihen ließ, erholte er sich bald soweit, daß er weiter reisen konnte. Er schiffte sich nun nach Rom ein, woselbst er den Winter verbrachte. Ende Februar 1716 trat er die Rückreise an, wobei er, auf den Rath seines Arztes, wiederum meist zu Fuß, seinen Weg über die Apenninen, Alpen, durch Savoyen und die Dauphiné, nach Paris

nahm, und von hier aus, nach kurzem Verweilen, die Rückreise nach Kopenhagen antrat. Hier erhielt er endlich im Jahre 1718 eine Professur an der Universität (zuerst der Metaphysik, dann der Redekunst, und später der Geschichte und Geographie), wodurch er nun in Hinblick auf das tägliche Brod für das ganze Leben sichergestellt war und sich mit Muße seinen Arbeiten widmen konnte.

Inzwischen war sein „Natur- und Völkerrecht" (1715) und verschiedene kleinere Schriften prosaischen Inhalts herausgekommen. Wie Holberg's Meinung über die Dichtkunst damals lautete, möge aus seinen eigenen Worten erhellen: „Bis jetzt hatte ich meine Zeit mit dem Studium der Gesetzeskunde, Geschichte und Sprachwissenschaft angewendet, mit etwas anderem gab ich mich nicht ab, am allerwenigsten aber mit Poesie, der ich so wenig Geschmack abgewinnen konnte, daß ich gähnte, auch wenn man mir das schönste Gedicht vorlas. Wohl hatte ich die lateinischen Dichter gelesen, wahrlich aber nicht zum Vergnügen! Nur um lateinisch zu lernen, gleich wie man Medizin nimmt, nicht für den Wohlgeschmack, sondern weil die Aerzte sagen, es sei gesund."

Holberg war 30 Jahre alt geworden, und hatte noch keinen Vers gemacht. Jetzt kam sein Genie zum Durchbruch: Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug sein „Peder Paars," jenes berühmte komische Heldenepos, in die Beschränktheit und Naivetät der damaligen Zeit ein. Bis jetzt hatte sich die dänische Literatur nicht über die „Braut- und Grabgedichte" erhoben. Peder Paars machte ein ungeahntes Aufsehen. Jedem wurde in diesem Gedichte gründlich die Wahrheit gesagt, das Fehlerhafte wurde gegeißelt, das Kleinliche lächerlich gemacht. Wahrheit zu hören, war man nicht gewohnt, und aus diesem Grunde entstand an vielen Orten Haß und Erbitterung gegen den Dichter. Ja es kam so weit, daß auf der königlichen Rathsversammlung gar eifrig gestritten wurde, ob denn eigentlich überhaupt die Veröffentlichung einer derartigen Schmähschrift zulässig sei, und es war König Frederik IV. selbst, der das Werk für „äußerst amüsant und unschuldig" erklären mußte, um den Dichter vor Bestrafung und das Gedicht vor den Flammen zu schützen.

Peder Paars erlangte nun bald eine solche Verbreitung, daß sogar „Deutsche aus Liebe zu diesem Gedicht dänisch lernten." Später wurde es dann in das Schwedische, Deutsche und Holländische übersetzt. —

In diese Zeit fällt die Eröffnung des ersten dänischen Theaters, des „Danske Skueplads", auf dem nun gleich unter des Dichters eigener Leitung sein „Politischer Kannegießer" zur Aufführung kam.

Der Zudrang zu den Vorstellungen war so groß, daß das Theater lange nicht alle Zuschauer fassen konnte, und viele nicht einen Fuß über die Schwelle setzen konnten. Es folgten bald darauf „der Wankelmüthige", „Jean de France", „Jeppe v. Berge", „der 11. Juni", „die Wochenstube" u. s. w., alle wurden mit gleichem Jubel vom Volke aufgenommen.

Holberg entwickelte in diesen Jahren eine bedeutende Thätigkeit, die leider für seine Gesundheit nicht ohne nachtheilige Folgen blieb, er wurde kränker und kränker, und so beschloß er im Sommer des Jahres 1725, eine Erholungsreise nach Aachen zu unternehmen; doch schon zu Paris genaß er wieder so weit von seinen Leiden, daß er seinen Reiseplan änderte, und sich zu längerem Aufenthalt hier niederließ. Während seiner Abwesenheit stritten und kabalirten seine Feinde nach Kräften um ihn, und als er im nächsten Frühjahr nach Kopenhagen zurückkehrte, zog er sich, hierüber etwas verbittert, aufs Land zurück, wo er von Neuem begann, eifrig für Wissenschaft und Kunst zu wirken.

In dieser Zeit regierte in Dänemark König Christian VI., ein Monarch von ernstem, stillem Charakter, schon als Kronprinz lebte er „in tieferer Einsamkeit als mancher Einsiedler." Er besaß wohl Liebe zu seinem Volke, wirkte jedoch nur wenig für dessen Wohl, und war ebensowenig beliebt bei demselben. Der Grund hiervon aber lag zumeist in seiner deutschen Gesinnung. Am königlichen Hofe war damals buchstäblich außer dem König und seinen Kindern kein Mensch, welcher dänisch sprechen konnte, aber auch der König sprach nur deutsch. Das Deutschthum war zu der Zeit dermaßen an der Tagesordnung, daß ein deutscher Junker, wenn er nur zu einer Reise nach Kopenhagen die Mittel hatte, an Christians VI. Hofe einer sicheren und glänzenden Lebensstellung gewiß sein konnte. Die Königin, eine Deutsche, Sophie Magdalena aus dem Hause Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth, beherrschte den König so durchaus, daß er selbst keinen eigenen Willen mehr hatte, sondern alles allein von ihr abhing. Was ihren Charakter anbetrifft, so war derselbe nur wenig einer Königin würdig; ihre deutsche Gesinnung ließ sogar die Mutterliebe bei ihr in Vergessenheit gerathen, denn ihren Sohn, der die Schmach fühlte, und daher eine dänische Gesinnung zur Schau trug, nannte sie spottweise „Der dänische Prinz". Sie brachte den König um das Vertrauen zu seinem Volke: So konnte auch nie das Volk Vertrauen zu seinem Könige fassen. Um das ganze Schloß war eine schwere eiserne Kette gespannt, damit sich nur Niemand demselben zu sehr näherte, und über den Schloßplatz durfte man nur mit entblößtem Haupte gehen. Scheu und kriechende

Unterwürfigkeit aber war und ist man auch heutzutage nirgends weniger zugethan als in Dänemark, und deshalb erregten diese Maßregeln böses Blut, so lange sie eben währten.

Christians VI. schlimme Regierung war auch für den Charakter seines Volkes nachtheilig. Die sonstige ungezwungene Lustigkeit machte einer unsicheren Gedrücktheit Platz, die öffentlichen Lustbarkeiten hörten mehr und mehr auf, und als im Jahre 1728 eine schreckliche Feuersbrunst halb Kopenhagen in Asche legte, da war Armuth und Elend über das ganze Land verbreitet, und es bedurfte jahrelangen Schaffens und Strebens, um das Verlorene wieder zu ersetzen.

Auch für Holberg kamen jetzt andere Zeiten, denn das Theater, sein Wirkungskreis, wurde für eine lange Zeit, deren Ende man nicht absehen konnte, geschlossen. Während dieser Jahre wirkte er nun belehrend für sein Volk; in seinen Schriften: „Dänische Geschichte" „Kirchengeschichte", „Jüdische Geschichte", „Moralische Gedanken" bewundern wir in ihm den Historiker, den Philosophen; klar und populär, für Jedermann verständlich, verbreiteten diese Werke Intelligenz und Wissen im Volke.

Nur ein poetisches Werk hat uns Holberg in jener Zeit geschenkt: es ist dies „Niels Klims unterirdische Reise"; „vielleicht Holbergs tiefsinnigstes Werk", nennt es ein Zeitgenosse. Weiter sagt derselbe: „In einer Erzählung, unerschöpflich an Phantasie und Laune, werden fast alle Lagen des menschlichen Lebens in Erwägung gezogen, der falsche Schein, mit welchem Einbildung und Gewohnheit sie entstellt, getilgt und das umfassendste Wissen in leichte und scherzhafte Form gebracht. Die Satire geht hier ins Große, rücksichtslos bloßlegend die eingewurzelten Fehler, die je auf dem Gebiete der Religion, Moral und Politik begangen wurden." Keines seiner Werke gelangte zu einer gleichen Popularität; ursprünglich lateinisch verfaßt, erschien es bald in dänischer, schwedischer, deutscher, englischer, französischer, holländischer, russischer, polnischer, ungarischer, italienischer, isländischer Uebersetzung, und wurde so Eigenthum aller europäischen Nationen. —

Der 6. August des Jahres 1746 war für Dänemark ein bedeutungsvoller Tag. Einer langen hartnäckigen Krankheit erlag Christian VI. Mit ihm wurde auch die Zeit der Trauer und Unzufriedenheit für lange zu Grabe getragen, denn der „dänische Prinz", welcher nun als Frederik V. den Thron bestieg, war ein freundlicher, offener und herablassender Monarch. Er war lebhaft und liebte Scherz und Lustbarkeit seine erste dankenswerthe That war die Wiedereröffnung des Theaters, welchem nun ein neues schönes Gebäude errichtet wurde. Sein Volk

liebte er, ohne es zu fürchten. Er ſtellte ſich nicht wie ſein Vater unter fremde Söldner, ſondern unter ſeines Volkes Schutz, welches ſich frei und glücklich unter ſeinem Scepter fühlte. Holberg leitete nun noch mehrere Jahre die däniſche Bühne, auf welcher von Neuem ſeine Stücke ihren Triumphzug hielten.

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf des Dichters letzte Lebensjahre zu werfen. Er war unvermählt. Infolge der großen Verbreitung ſeiner Werke, deren Verleger er ſelbſt war, wurde er bald ein reicher Mann; ſeine Landgüter, welche er in der Umgegend der Stadt Sorö ankaufte, wurden ſpäter von Frederik V. zur Baronie erhoben, und Holberg ſelbſt Baron. Hier lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit, bis im Jahre 1754 der Tod ſeinem Schaffen ein Ziel ſetzte. Noch kurz vor ſeinem Ableben hatte er geſagt: „Ich habe mein ganzes Leben lang danach geſtrebt, ein guter und nützlicher Bürger zu ſein, nun ſterbe ich gerne, da ich ſehe, daß mir meine geiſtigen Kräfte nicht länger beiſtehen".

In ihm betrauerte Dänemark den Schöpfer nicht nur der däniſchen Dichtkunſt, auch den Schöpfer einer rein däniſchen Schriftſprache, ſtatt welcher man ſich vor Holberg nur eines durch Fremdwörter entſtellten Idioms bedient hatte. Holberg war vielſeitig im weiten Sinne. Er war nicht nur Dichter und Schriftſteller, nicht nur Hiſtoriker, ſondern auch Aeſthetiker und Philoſoph; er war ein Redner, der mit klaren und kernigen Worten ſeine Zuhörer auf der Kanzel ſowohl, als auch auf der Rednerbühne zu feſſeln wußte. Er war auch ein Muſiker, ein Landmann, hier für das praktiſche, dort für ſein und ſeiner Mitmenſchen geiſtiges Wohl raſtlos bethätigt. Viele nannten ihn geldgierig, doch iſt denn derjenige geldgierig, der in ſeinem Teſtamente ſein ganzes Vermögen der Academie zu Sorö ſeiner Vaterſtadt vermachte? Manche warfen ihm vor, er ſei ein Menſchenfeind, doch kann man den einen Menſchenfeind nennen, der ſein ganzes Leben dem Wohle der Menſchen widmete? Selbſt in ſeiner Satire war Holberg nie bitter oder gehäſſig. Ungeachtet deſſen, daß er von Natur ein Hypochonder war, finden wir doch niemals in ſeinen Werken auch nur eine Spur von Eigenliebe und Bitterkeit gegen Andere, wie man ſie ſonſt doch ſo oft als eine Folge langer und ſchwerer Krankheiten beobachtet. Sein Leiden bewirkte nur, daß er ein ſtilles und ernſtes Leben führte, und nur wenig an der Geſelligkeit theilnahm. —

Unſterblich bleibt Holberg durch ſeine Luſtſpiele, deren Humor jetzt noch ebenſo wie vor hundert Jahren auf die Gemüther wirkt, und ebenſo noch nach hundert Jahren Alle erfreuen und beglücken wird.

Drei und dreißig Luſtſpiele hat Holberg geſchrieben. Eine Auswahl ſeiner Luſtſpiele iſt in der Sammlung: „Bibliothek ausländiſcher Klaſſiker“ in ausgezeichneter Ueberſetzung erſchienen. Dieſelbe enthält: „Der politiſche Kannegießer“, „Jean de France“, „Jeppe vom Berge“, „Der 11. Juni“, „Die Wochenſtube“, „Die Maskerade“, „Jacob von Tyboe“, „Ulyſſes von Ithacia“, „Heinrich und Pernille“, „Hexerei“, „Erasmus Montanus“ und „Don Ranudo de Colibrados“. Eine ausführliche Biographie Holbergs beſitzen wir von ſeinem Zeitgenoſſen, einem geborenen Deutſchen, mit Namen Carl Scheibe.

Im December des Jahres 1884 feiert Dänemark Holbergs 200jährigen Geburtstag, und erſcheint ſchon jetzt mit Hinblick auf dieſen Tag eine illuſtrirte Jubelausgabe ſeiner Werke, welche in geſchmackvoller Ausſtattung und in der Vollkommenheit ihrer Illuſtrationen mit den erſten Kunſtwerken Deutſchlands wetteifert.

Auch eine deutſche Geſammtausgabe von Holbergs Werken wird hoffentlich nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. So lange wir aber eine ſolche noch nicht beſitzen, bleibt uns nur der Wunſch, daß die Zeit zurückkehren möchte, in der die „Deutſchen aus Liebe zu Holberg däniſch lernten!“

Lesefrüchte.

Wer viel und mit Aufmerksamkeit liest — ich meine damit: wer in Mußestunden ein Buch zur Hand nimmt in der Absicht, sich durch dessen Inhalt belehren oder auch unterhalten zu lassen und sich durch die Lektüre einen bleibenden Werth verschaffen will —, dem bietet sich reichlich Gelegenheit zu ganz eigenthümlichen und interessanten Studien. — Es ist leider zur viel verbreiteten üblen Gewohnheit geworden, Bücher und Zeitschriften in fieberhafter Eile und Aufregung zu durchfliegen, namentlich bei Erzählungen und Romanen ganze Kapitel und Seiten zu überschlagen, nur um die interessantesten Stellen herauszusuchen und das Ende so schnell als möglich kennen zu lernen; man nimmt sich eben nicht die Zeit, um ruhig und aufmerksam zu lesen, und kann doch unmöglich bei solcher Art des Lesens einen Genuß finden. — Andere wieder können stundenlang über einem mehrbändigen Romane sitzen, vergessen Essen, Trinken und Schlafen, und stehen nicht eher auf, als bis sie zu Ende gelesen; fragt man sie aber nach verhältnißmäßig kurzer Zeit über den Gegenstand, welcher ihr Interesse in so aufregendem Maße in Anspruch genommen hat, so bin ich überzeugt, daß ein anderer inzwischen auf gleiche Weise verschlungener Roman die Eindrücke des vorher gelesenen vollständig verwischt hat — der Genuß der Lektüre war eben nur ein momentaner. — Es gehört allerdings heutzutage zum guten Ton, von allen wichtigeren oder Aufsehen erregenden literarischen Erscheinungen mindestens die Quintessenz zu kennen, um, wenn ich mich an dieser Stelle des Ausdrucks bedienen darf, „mitsprechen" zu können, und wie soll man, so wird man nicht ganz ohne Unrecht fragen, jene Masse von Novitäten an Zeitschriften und Büchern, abgesehen von den politischen Tagesblättern, bewältigen, um immer au fait sein zu können? Es ist deshalb kein Wunder, wenn man namentlich unter gebildet sein wollenden Menschen vielfach Aeußerungen hört, die zur Evidenz beweisen, daß sie nicht die Hälfte dessen, was sie gelesen, oder richtiger gesagt, nur durchflogen, verstanden haben. — Es kann durchaus nicht beschämend sein, nicht Alles zu wissen, wenn man nur das, was man liest, und ich behaupte das hauptsächlich in Bezug auf gute Lektüre, auch richtig versteht und behält; das kann

man aber nur, wenn man sich mit Ruhe und Aufmerksamkeit dem Gegenstande widmet. Das fast einem jeden Werke beigegebene Vorwort verfällt gewöhnlich dem Schicksal gar nicht gelesen zu werden, „es hält nur auf und ist ja auch gar nicht interessant" und wie oft ist gerade dieser so kurze Theil von besonderer Wichtigkeit für den Inhalt des Buches, das zu lesen man eben im Begriffe steht. — Bei einigermaßen scharfer Beobachtung wird sich meine Beobachtung bestätigt finden.

Es ist eine tiefbetrübende Thatsache, daß in unserer jetzigen Epoche der Vielschreiberei (erscheinen doch jährlich durchschnittlich ca. 15,000 Schriften, welche sich auf Bücher und Zeitschriften diverser Natur vertheilen, ungerechnet die täglich erscheinenden Zeitungen und die ihrer Zahl nach unkontrollirbar herumschwirrenden Fluglätter allerlei Inhalts), abgesehen von wissenschaftlichen Werken und Fachliteratur, selten ein literarisches Erzeugniß derart beschaffen ist, daß das Interesse des selbst weniger anspruchsvollen Lesers von Anfang bis zu Ende dauernd gefesselt wird. Unsere modernen Schriftsteller lassen oft sehr viel von der alten deutschen Gründlichkeit (geschmäht oder gerühmt, gleichviel, sie hatte jedenfalls neben ihren Schatten- auch viele Lichtseiten) vermissen und arbeiten flüchtig, gleichsam als wollten sie mit der Schnelligkeit und Quantität ihrer geistigen Produktivität in der Aera des Dampfes und des Fortschritts nicht zurückbleiben. — Häufig finden wir ihre Namen auf einem Dutzend und mehr von Zeitschriften oder sonstigen literarischen Unternehmungen als Mitarbeiter aufgeführt, für jede derselben wollten oder sollten sie, wie im Programm versprochen, Beiträge liefern, daneben arbeiten sie möglicherweise an einem selbständigen Werke, es werden Ansichten, Kritiken von ihnen eingeholt, sie selbst müssen das Material ihrer Studien sammeln, ordnen und zusammenstellen, kurz und gut, sie sind derart mit Arbeiten überhäuft, daß ihnen etwas Flüchtigkeit wohl nicht zu hoch angerechnet werden dürfte, aber immerhin sind die Folgen dieser geistigen Ueberproduktion an der Minderwerthigkeit der späteren literarischen Erzeugnisse dieser Autoren zu erkennen. — Ein reiner und eleganter Stil, das Haupterforderniß einer guten Lektüre, ist leider nur in vereinzelten Fällen zu finden, wenn wir von unsern hervorragenderen Schriftstellern, deren Reihen sich leider mit jedem Jahre mehr und mehr lichten, absehen; Logik scheint oft ein nur dem Namen nach bekannter Begriff zu sein, und so sind denn häufig die besten Gedanken unter einem Wust von unlogischen, schlecht stilisirten Sätzen vergraben, so daß man sich genöthigt sieht, ein und denselben Satz mehrere Male durchlesen zu müssen, bevor man zu dem klaren Verständniß dessen gelangt, was eigentlich des Pudels Kern ist.

Es erinnert mich das immer an die amtlichen Schriftstücke und Erlasse früherer Zeiten, in denen Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks immer auf gespanntem Fuße mit einander standen und wo es manchmal ganz und gar darauf angelegt schien, den eigentlichen Sinn in absichtlich verwickelten Sätzen und Redensarten zu verstecken, so daß man sich erst in die Schreibweise dieser Dokumente hineindenken mußte, um dieselben ordentlich zu capiren. In neuerer Zeit scheint man in dieser Hinsicht praktischer und verständlicher zu werden, und wenn man bedenkt, daß diese Schriftstücke auf alle Schichten des Volkes berechnet sind, so ist das auch unbedingt nöthig.

Oftmals begegnet man, und das ist mir namentlich auch bei besseren literarischen Arbeiten passirt, Ausdrücken, die durchaus falsch sind und wo man sich wundern muß, daß dieselben die Korrektur ungesehen passiren konnten. Wie kann man z. B. von einem berühmten Erdbeben, von einem farbigen Mohr, von einem blendenden Appetit, oder von einem Haupte sprechen, daß sich leise zur Seite neigt? Ich könnte, würde dies nicht über den Rahmen der gegenwärtigen kleinen Skizze hinausreichen, noch mehr Beispiele zum Beweise anführen. — Das sind Fehler, die nur bei einer flüchtigen Arbeit einfließen können, aber doch unter keinen Umständen vorkommen dürften. Eine gute Lektüre soll vor allen Dingen bildend und veredelnd auf den Geist des Lesers einwirken; diesen Zweck erreicht sie aber in nur sehr geringem Maße, wenn Form und Ausarbeitung mangelhaft und flüchtig sind. Reinheit des Stils, Korrektheit des Ausdruckes und leicht verständliche, logische und einfache Satzkonstruktion sind die Haupterfordernisse bei einer literarischen Arbeit, die Anspruch auf Beachtung und Werth machen will.

Geradezu langweilig sind häufig die in den Einleitungen zu Novellen und Erzählungen kürzeren oder längeren Inhalts vorkommenden, sich oft bis ins kleinste Detail erschöpfenden Beschreibungen der einzelnen auftretenden Persönlichkeiten, Beschreibungen, die einem polizeilichen Steckbrief so ähnlich sind, wie ein Ei dem andern, nur mit dem Unterschiede, daß sie mit ein paar verbindenden Phrasen aufgeputzt sind; ferner die in allen Tonarten variirenden Bezeichnungen der Witterungsverhältnisse (es war an einem heiteren Oktober- oder Novembertage u. s. w.); oder aber die Schilderungen der Oertlichkeiten, mit einer topographischen Genauigkeit auseinandergesetzt, daß dieselben einem Generalstabsoffizier alle Ehre machen würden. Diese Einleitungen und Beschreibungen füllen oft ganze Spalten oder Seiten und wiederholen sich, wenn die Scenerie wechselt oder dem Leser neue Personen vorgeführt

werden. Alle diese Dinge werden vom Leser doch nur flüchtig behandelt, ja die ermüdende Länge fördert geradezu die Flüchtigkeit des Lesens überhaupt oder fordert dieselbe heraus, außerdem vergißt man ja doch nach den ersten 15—20 folgenden Zeilen jede noch so genaue Schilderung derartigen Genres.

Am auffallendsten ist die mit oft consequenter Vorliebe gepflegte Neigung, den Leser über Sachen zu unterhalten, die diesen unmöglich in dem Maße interessiren können, wie der Autor vorauszusetzen scheint. So las ich vor Kurzem eine anonym erschienene Schilderung einer Reise um die Erde, in welcher der Verfasser fast auf jeder Seite erzählt, was, wie, wo und wann er gegessen. Nun, wenn der Leser selbst nicht Feinschmecker oder doch zum Mindesten Koch von Beruf ist, dürften ihn diese Angaben wohl wenig interessiren. Es gehört eben ein eigener „Geschmack" dazu, solche Lektüre nicht gleich nach den ersten Kapiteln aus der Hand zu legen, sondern bis zu Ende zu lesen. —

Roman-Uebersetzungen aus fremden Sprachen, wie sie namentlich in den Feuilletons der Tages-Zeitungen unter allen nur irgend denkbaren Titeln Aufnahme finden, werden oft genug von Federn besorgt, die der deutschen Sprache nicht soweit mächtig sind um einen eigenen Gedanken stilistisch fehlerfrei und leicht verständlich niederschreiben zu können und die sich mit einer übertriebenen Aengstlichkeit an die wortgetreue Uebersetzung mancher Ausdrücke, die im Original selbst, nach Anwendung und Stellung manchmal eine ganz und gar von ihrer deutschen Uebersetzung abweichende Bedeutung haben, festklammern, als wäre dies das Haupterforderniß einer guten Uebertragung. — Mag dann der Leser zusehen wie er damit fertig wird. — Abgesehen davon, daß eine wenn noch so vortreffliche Uebersetzung niemals den Werth des Originals erreichen kann, wird auf diesem Gebiete auf Kosten der Autoren vielfach gesündigt. Ich könnte diese Behauptung, wäre der Raum nicht zu knapp bemessen, mit Citaten belegen, die deren Richtigkeit unzweifelhaft beweisen würden; eine Durchsicht der in den letzten Jahren erschienenen Uebersetzungen würde manches Unbrauchbare zu Tage fördern und diese Ansicht bestätigen. —

Es ist ferner eine nicht zu leugnende Thatsache, daß fast jeder, auch unserer gelesensten Schriftsteller, seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten besitzt, die sich in dem Produkt seiner geistigen Thätigkeit getreu abspiegeln, und die ein aufmerksamer Leser bei der Lektüre einer zweiten Arbeit desselben Verfassers mit Leichtigkeit wiedererkennen wird. Ich erinnere dabei nur an Elise Polko, Marlitt, Samarow, Winterfeld u. A. m. (Apropos Winterfeld! — Bei der Lektüre einer seiner letzten

„vielen" Arbeiten wird wohl manchem Leser aufgefallen sein, daß dieser Herr es versteht schon mitten im Frühsommer (Juni-Juli) Pflaumen und zwar in der Tuchler Heide wachsen zu lassen; sollte das nicht etwas zu früh sein Herr von Winterfeld! Kühn ist die Idee auf jeden Fall!) So gleichen sich z. B. die eigenthümlich scharfen und harten Charakterzeichnungen in den verschieden betitelten und gern gelesenen Erzählungen der Marlitt auf ein Haar, so daß man ein und derselben Persönlichkeit nur unter anderem Namen, anderen Verhältnissen und Zeiten in der Handlung begegnet. Ist der Eine leidenschaftlicher Raucher oder Trinker, so finden wir sicher zahlreiche Stellen in seiner Arbeit, die darauf schließen lassen. — Ich glaube, doch das ist meine vollständig unmaßgebliche Meinung, daß in der Bearbeitung des Nebensächlichen, welches der Schriftsteller zur Ausschmückung der von ihm erzählten Begebenheiten braucht, etwas mehr Einfachheit und Kürze nicht schädlich sein dürfte; es ist mitunter bis zur Ausarbeitung des eigentlichen Kerns der Sache sehr weit ausgeholt, so daß man sich unwillkürlich zu der Frage versucht fühlt, ob es im Interesse des Ganzen nicht besser gewesen wäre, den ganzen unnöthigen Ballast über Bord zu werfen, anstatt den Leser mit langathmigen uninteressanten und unwichtigen Nebensachen zu unterhalten. Eine schlichte, einfache Schilderung hat immer den Vorzug am meisten gelesen und auch verstanden zu werden, wenn auch Geschmack und specieller Bildungsgrad bei der Auswahl der Lektüre maßgebend sind.

Zum Schluß noch ein Wort über unsere Tages-Zeitungen. — Mit welcher Wichtigkeit die Berichterstatter der täglich erscheinenden Zeitungen oft die unwichtigsten Dinge, namentlich wenn sie die Person des Herrschers oder die Hofkreise im Allgemeinen berühren, zu ganzen Geschichten aufbauschen und mit welchem unverantwortlichen Leichtsinn sie die sonst von ihnen gesammelten Notizen oder das ihnen zugehende Material verarbeiten, ist wirklich staunenerregend. Beschämend wirken die auf solche Enten en miniature, welche oftmals selbst den Schein der Wahrscheinlichkeit vollständig entbehren und nur auf die Leichtgläubigkeit des Publikums berechnet sind, nachhinkenden Dementis. Leider sind die Zeitungen manchmal die einzige Lektüre einer Familie, für bescheidene Ansprüche bietet sie ja allerdings auch genügenden Stoff (Politik, Erzählung, Neuigkeiten, Stadtklatsch, Mode u. s. w.), und wie bildend muß gerade eine solche Lektüre — von den besseren Organen abgesehen — wirken! Und wie oft werden durch solche flüchtig hingeworfenen und leichtsinnig weiter kolportirten Notizen Beunruhigungen und falsche Ansichten in der großen Masse des Volkes hervorgerufen und verbreitet.

Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen, von einem Punkte ausgehend immer größere Wellenringe verursacht, so ist es auch mit einer solchen Notiz, die mitunter egoistischen oder gehässigen Motiven ihren Ursprung verdankt, und namentlich, wenn sie pikanter Natur ist, von einer Zeitung der andern nachgedruckt wird und schließlich in den unbedeutendsten Winkelblättchen ihre Aufnahme findet. „Ja, was müssen das für schlechte Menschen sein", sagt dann das biedere Landvolk und eine physische oder moralische Gänsehaut jagt dann die andere. Bei Lichte besehen löst sich dann der ganze Sachverhalt als „Scherz" auf.

Mit einem Dementi ist man gewöhnlich minder eilig, und so bleibt eine Nachricht, an der häufig kein wahres Wort ist, mehrere Tage hindurch leider zum Schaden der dadurch Betroffenen, ob schuldig oder nicht, in Kurs. Und nun gar erst die Fassung solcher Notizen. Hierbei wäre es allerdings Sache der Redaktionen, strengere Censur zu üben, aber in vielen Fällen gebricht es den Redaktionen, namentlich größerer Zeitungen, an der gehörigen Zeit, solche Beiträge auf Form und Inhalt zu prüfen und event. umarbeiten zu lassen, denn meistens gehen die Lokalnotizen, welche, um der Konkurrenz der anderen Zeitungen zuvorzukommen und als Original-Bericht, resp. Spezial-Telegramm an auffallender Stelle in die Augen zu fallen, unbedingt schleunigst in die nächste Nummer gelangen müssen, noch kurz vor Schluß des Blattes ein, und da ist keine Zeit mehr übrig, um die Spreu vom Weizen zu sondern, da wird eben aufgenommen, was kommt. In welcher erschreckenden Weise hierbei der Stil gemißhandelt wird, welcher Unsinn dabei zu Tage tritt, das finden wir in den Briefkästen unserer humoristischen Blätter, wie Kladderadatsch, Wespen u. s. w., zu einer stilistischen Blumenlese vereinigt. Also eine durchgreifende Reform wäre auf diesem Gebiete dringend nöthig, soll der Segen, den die Presse stiftet, nicht durch unwürdige Elemente beeinträchtigt werden.

Ich schließe hiermit meine kurze Betrachtung und gedenke der inneren und äußeren Ausstattung unserer Literatur im Vergleich zu denen anderer Länder später eine kurze Besprechung zu widmen.

Bücherbestellzettel und Postkarten.

Wer ist der Erfinder der Bücherbestellzettel? So fragt heute der jüngere Buchhändler, wenn er einer Sache auf den Grund gehen will, welche für die Entwickelung des ganzen Sortiments-Buchhandels und die Belebung des Absatzes von größtem Einflusse gewesen ist und noch ist.

Man wird ihm antworten: der Staatssecretair und Generalpostmeister Dr. Stephan, denn dieser große Freund der Literatur ist es thatsächlich gewesen, welchem der deutsche Buchhandel die Erfindung und Einführung der Post-Bücherbestellzettel zu danken hat. Daß jedoch zu denselben die wohl schon seit einem Jahrhundert bestehenden Buchhändler-Verlangzettel das Muster abgegeben haben, ist nicht im Geringsten zu bezweifeln.

Wer ist aber der Erfinder dieser bequemen und heute noch nicht übertroffenen Einrichtung, welche höchst wahrscheinlich aus den vorher üblichen Waaren-Bestellbriefen sich entwickelt hat?

Jedenfalls ein hochverdienter deutscher Buchhändler früherer Jahrhunderte, dessen Namen uns leider nicht mehr erhalten ist. Oder sollte einer unserer älteren Collegen uns hierüber etwas Näheres mitzutheilen in der Lage sein, so würde jede derartige Kundgebung gewiß mit großem allseitigen Interesse aufgenommen werden.

Die Postbestellzettel sind also eine Erfindung des Dr. Stephan und bestehen gegenwärtig etwas länger als ein Jahrzehnt, in welchem Zeitraum sie sich so sehr im deutschen Buchhandel eingebürgert haben, daß sie geradezu unentbehrlich geworden sind. Eine Wiederabschaffung derselben würde geradezu gleichbedeutend sein mit einem gewaltigen Rückschritt in unseren heutigen Handels- und Verkehrsverhältnissen. Diese Postbestellzettel sind aber wieder eine ganz natürliche Folge, ein weiteres Entwickelungs-Stadium gewesen der zu Beginn des Jahres 1870 — wenn wir nicht irren — zuerst aufgekommenen Postkarten, und es ist gar nicht ohne Interesse, auch der Entstehung dieser Einrichtung nachzugehen.

Es war im Jahr 1867, als der jetzige Staatssecretair des Post- und Telegraphenwesens Herr Dr. Stephan als Bevollmächtigter des

Königreichs Preußen die deutsche Postconferenz in Carlsruhe besuchte. Damals handelte es sich um einzuführende Verbesserungen im Postwesen; Preußen hatte kurz vorher von dem Fürsten von Thurn und Taxis die Postverwaltung in einigen deutschen Ländern (Großherzogthum Hessen, thüringische Kleinstaaten ꝛc.) käuflich übernommen und war nun vor Allem bemüht, eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Behandlung von Briefen, Packet- und Geldsendungen ꝛc. in Nord- und Mitteldeutschland herbeizuführen. Der damalige Postrath Stephan war es nun, welcher — wahrscheinlich aus eigener Initiative — den Gedanken einer deutschen Postkarte in jener Postconferenz in großen Zügen zuerst entwickelte. Er sprach sich etwa in dem Sinne aus, daß ein Weg gefunden werden möchte, um offene Nachrichtzettel oder Karten für das ermäßigte Porto von einem Silbergroschen in ganz Deutschland befördern zu können. In den Protokollen jener Postconferenz soll jedoch von einem eigentlichen Antrage des Herrn Stephan nichts enthalten sein, so daß der Gedanke wohl nur nach Beendigung der eigentlichen Sitzungen, gleichsam privatim von ihm geäußert worden ist; jedenfalls ist in den Jahren 1868 und 69 unseres Wissens im norddeutschen Bundesgebiete nichts geschehen, um der Ausführung jener Idee näher zu treten.

Die Erfindung der Postkarten, so wie sie im Herbste des Jahres 1869 wirklich in's Leben trat, ging nun thatsächlich von Oesterreich aus. Dieser Kaiserstaat war der erste, welcher die Postkarten in wesentlich derselben Gestalt, wie sie heute fast überall in allen civilisirten Ländern bestehen, zur Anwendung brachte. Als ihr eigentlicher Erfinder wird soeben von der „Cölnischen Zeitung" Herr Dr. Emanuel Herrmann bezeichnet, seiner Zeit Professor der National-Oeconomie an der k. k. österreichischen Militair-Akademie zu Wiener-Neustadt, der zu Klagenfurt in Kärnten geboren ist. Zu seiner trefflichen Erfindung gelangte er, wie die genannte Zeitung berichtet, durch die beharrliche Verfolgung der Wirthschaftsgrundsätze, die er gerade damals in neuer und origineller Art in dem 1870 in Prag erschienenen „Leitfaden der Wirthschaftslehre" niederlegte. Er arbeitete gerade an der Darstellung des Gesetzes der Specialisirung und forschte nach Belegen. Da fiel ihm auf, daß so viele Briefe geschrieben werden, welche ihrem Inhalt nach weder eines Siegels, noch eines Umschlags, noch der vielen Titulaturen und anderer Förmlichkeiten bedürfen, und daß dennoch für diese Specialität noch nicht eine ganz einfache und bequeme Form gefunden sei. Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke an Postkarten, die schon mit der Marke ausgegeben werden und nur mit Tinte oder Bleistift

beschrieben zu werden brauchen. Er theilte diesen Gedanken seiner jungen Frau mit, und diese zeigte sich von der Idee und deren praktischer Tragweite lebhaft ergriffen. Nun verfaßte er einen Artikel für die Wiener Presse mit der Aufschrift: „Ueber eine neue Art der Correspondenz." Der Artikel erschien am 27. Januar 1869 im Abendblatt der „Neuen freien Presse". Zehn Tage später begab sich Dr. Herrmann nach Wien zum Generalpostdirector Freiherrn v. Maly, um diesen zur praktischen Verwirklichung seiner Idee zu vermögen. Nach langen Verhandlungen, deren genaue Wiedergabe zu weit führen würde, wurden in Oesterreich-Ungarn die Postkarten am 1. October 1869 eingeführt, und bald fanden sie auch im Gebiet des Norddeutschen Bundes Eingang.

Die weitere Entwickelung ist bekannt. Es dauerte nicht lange, so folgten Belgien, Nordamerika, die Schweiz, Frankreich, England, Rußland ꝛc. nach, man erkannte überall sofort die Zweckmäßigkeit und Einfachheit der neuen Einrichtung und nahm sie an. Anfänglich galten die Postkarten nur im Verkehr des eigenen Landes, später aber neigte man sich auch zur Herstellung einer internationalen Postkarte, nachdem einmal der Weltpostverein gegründet worden war. In Bezug auf den letzteren hat unzweifelhaft Herr Dr. Stephan sehr hohe Verdienste sich erworben, ebenso wie auch um den Buchhandel, der in dem genannten Chef des Post- und Telegraphenwesens einen großen Gönner und Förderer der deutschen Literatur besitzt. Z.

Die Geschichte der Schriftwerke.

Vorträge, gehalten im Deutschen Verein für Wissenschaft und Kunst in London

von

Franz Chimm.

1. Die frühesten Schriftzeichen und das Schreibmaterial.

(Schluß.)

Von den übrigen asiatischen Völkern verdienen die Chinesen unsere Aufmerksamkeit. Die Chinesen besitzen in ihrer Sprache ein Werk, betitelt „Geschichte der Schrift", welches in der Periode Kian-lung (1736—1795) in 80 Bänden in China gedruckt wurde, dies wird auch hinreichend entschuldigen, auf die Geschichte der chinesischen Schriftzeichen nicht in meiner einstündigen Vorlesung einzugehen. Denn um dieses Werk gründlich zu studiren und kennen zu lernen, würde ein Europäer höchstens einen Band jährlich richtig lesen können, es würde also 80 Jahre beanspruchen, das ganze Werk zu beenden, also das Alter eines Methusalem erfordern. Wir wollen deshalb nur erwähnen, daß die Chinesen uranfänglich sich der zu Knoten geschürzten Stränge bedienten, um Verträge abzuschließen und Unterpfände zu geben. Sie erzählen selbst, daß der fabelhafte Fohi die Schriftzeichen erfand und zwar sagen sie, er habe aus den Zähnen des großen Drachen seine Zeichen gezogen. Sieht man die kombinirten Formen der chinesischen Zeichensprache an (Tafel 2 auf S. 46), so spielt der Zahn freilich eine ziemlich große Rolle darin, und gleich wie der Pfeil in der Pfeilschrift das Grundzeichen wurde, so könnte man die chinesische Sprache als eine „Zahnschrift" bezeichnen. Diese Bezeichnung gehört aber einer späteren Zeit an, denn das früheste Schriftdenkmal ist das „Heilige Buch J" oder der J-king, das Buch der Diagramme, welches die Chinesen für ihr ältestes Schriftstück halten. Dies besteht aus wagerechten Strichen in verschiedenen Längen, woraus sich acht Gestaltungen ergeben, die mit ihren Verbindungen und Versetzungen 64 Figuren angeben. Von diesen einfachen Strichen ging man, und zwar schon 3000 Jahre

vor Christi, zum Abmalen der Gegenstände selbst über, wie es die Tafel zeigt.

Ein wirkliches Alphabet besitzt die chinesische Sprache nicht, sondern sie besitzt Bilder und Grundbilder und zwar 40,000. Viele von diesen sind aber von ganz alter Form und deshalb veraltet und vergessen, dann giebt es Tausende, die nur einfache Varianten der Form genannt werden können, so daß sich nach Abzug dieser noch 10,000 vorfinden, die in Bedarf sind, und von diesen hält man 5000 für den gewöhnlichen Bedarf für ausreichend.

Der Europäer, der heut chinesisch lernt, begnügt sich als ein Anfänger, 214 Grundformen zu studiren und zu lernen, die ihm dann bei der Entzifferung der 5000 zu statten kommen; daß diese Grundformen übrigens nicht ganz leicht sind, werden Ihnen die drei letzten zeigen, die auf der Tafel abgebildet sind und deren jede 16 Striche enthält. Die Stufe des Sprachverständnisses, worauf die chinesische Schrift basirt war, war diejenige, in welcher der Mensch jedes Wort, oder was dasselbe besagen will, den Laut einer Silbe (die Wurzelwörter waren einsilbig) als ein Ganzes, welches einen bestimmten Sinn trägt, auffaßte und dem entsprechend darstellte. Sein Wort wollte der Chinese nicht verhallen lassen, sondern fest machen, wobei es ihm aber nicht etwa auf dessen Aussprache, sondern auf die mit ihm gegebene Vorstellung ankam.

Weil nun den Vorrath der chinesischen Sprache einsilbige Wörter ausmachten, lag es dem Schrifterfinder nicht nahe, an eine Zerfällung des Wortes in seine Laute zu denken. Sein Bedürfniß ging nur dahin, das ganze Wort abzumalen und es gelang ihm, indem er sich an seine Bedeutung hielt. Nicht wie das Wort lautete, sondern welche Idee in ihm ruhte, war sein Augenmerk. Dieser Standpunkt erforderte für jedes Wort ein eigenes Zeichen und jedes bekam ein solches.

Dies wird hinreichend sein um Ihnen den Geist der Chinesischen Sprache zu erklären und um Ihnen zu zeigen, wie es möglich wurde, daß die Chinesen, die die Gestalten des Wortes in ihren Gedanken zeichneten und nur die Zeichnung wiedergaben, sowohl in der Kultur als in der Geistesbildung der Völker zurückbleiben mußten. — Denn ein Volk, das in seinem Gehirn seine Gedanken mit der Schnelligkeit des Blitzes entwirft, wie wir und alle Europäer, welches die größten Geistescombinationen durch einen Satz ausdrückt, mußte sich den Himmel und die Erde erwerben, und nimmer rastend, ewig fortschreitend in Geistesbildung und Kultur, immer neue Gedanken erfassend, immer neue Bilder

der Imagination für Kunst und Wissenschaft bauend, unaufhaltsam weiterschreitend, den göttlichen Ursprung seines Daseins ausdrückend, — solchen Kulturmenschen — und die Griechen und Deutschen sind unter allen Nationen diejenigen, deren Geist an Fülle, an Schwungkraft, an Imagination und Tiefe, von keiner übertroffen wird — solchen Menschen gegenüber mußte die asiatische Raçe nachbleiben und ist es unwiderbringlich verblieben. Europa hat den Sieg der Menschheit davon getragen und die Deutschen sind die Bescherrscher des Gedankens geworden. —

Ehe wir die alten Schriftzeichen der Aegypter verlassen, wollen wir noch einen Blick auf ihre Figuren werfen um uns das Bild zu vergegenwärtigen, welches sie bezeichnen und ausdrückten. Man darf nicht etwa glauben, daß wenn man das ABC heut zu Tage gelernt hat, daß man damit auch schon die wunderbare Geschichte dieses ABC's versteht. Es ist in diesen Zeichen nichts willkürlich, sondern jeder Buchstabe bezeichnet in sich selbst eine ganze Geschichtsentwickelung. Jeder dieser so einfachen Buchstaben, verbindet uns, vom Latinischen rückwärts, in einer direkten Kette, bis zu den altägyptischen Hieroglyphen, zurück bis zu den frühesten Zeiten der menschlichen Geschichte, bis zu den Pyramiden und der Epoche ihrer Erfindung, wie wir bereits gesehen haben.

So wurde der Buchstabe

A als Adler abgebildet und das römische A bezeichnet einen sitzenden Vogel.

B ein anderer Vogel, mit einem Federbüschlein auf der Brust.

L war als Löwe bezeichnet, leo, der auch in fast allen Sprachen durch ein L ausgedrückt wird, wie Löwe, lion, u. s. w.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen den tiefen Inhalt der verschiedenen Buchstaben zu bezeichnen, denn es liegt außer meiner Absicht die Geschichte des Alphabets weiter zu verfolgen, vielmehr wollen wir sehen, wie die Jahrtausende diese Schriftzeichen benutzten und in welcher Weise sie sie verwendeten und anwandten.

Der Name Buchstabe verweist schon auf Buch, im Grunde aber bezeichnet er „das buchene Stäbchen" und wie Jakob Grimm nachweist benutzten die heidnischen Deutschen buchene Bretter, auf welchen sie ihre Schriftzeichen (Runen) ritzten. Der Name Buchstabe ist also weit älter als das Buch, und weist augenscheinlich auf das Material selbst hin, womit man die Zeichen festhielt.

Uebrigens berichtet die Bibel (Josua 15, Vers 15) schon von einer Buchstadt. Als die Israeliten in Palästina eingezogen waren,

zog Caleb hinauf gegen die Bewohner von Debir, der Name von Debir war aber vor Zeiten Kirjasch-Sepher und heißt Buchstadt.

Auf den Stein sowohl wie auf Thierhäuten hat man mit Farben, namentlich mit rothen, gelben und schwarzen Farben gemalt, deshalb nannten auch die Jonier von alters her die Bücher „Häute" (διφθέραι), weil sie ehedem auf Ziegen- und Schafhäute geschrieben hatten. —

Es kam in nächster Entwickelung das Holz zur Benutzung der Schrift. Ja, in dieses Material konnte man sowohl hineinschneiden als auch darauf zeichnen. Aber lange, ehe dies bewegliche und leicht transportable Material benutzt wurde, besaß die Menschheit schon die großartigsten Geschichtsbücher, wie wir schon wissen, gemalt auf den Säulen des großen Sesostris, in den Pyramiden vom Könige Cheops gebaut. Die Tempel, Paläste und Gräber waren die wunderbaren Bibliotheken des früheren Alterthums, das Buch der Menschheit selbst. In Babylon und Nineveh waren die Städte die Bücher, überall Inschriften und Urkunden, auf Obelisken, steinernen Säulen, marmornen Särgen und auf Mauern. Im Norden Europas ließ der König Harald Hyldetand zur Zeit des Kaisers Gallienus die Thaten seiner Ahnen in die Blekingischen Felsen hauen.

Briefe kamen zuerst in David's Zeiten vor, sie waren auf biegsames Material geschrieben, wurden zusammengelegt, mit einer Schnur umwunden und mit dem Siegelringe geschlossen. Das Wort Buch und Brief ist im Hebräischen dasselbe und heißt Sepher.

Hiob nennt schon das Blei und Erz als Schreibmaterial, man hat also schon den Schreib-Griffel zum Einritzen und Schraffiren in Erze erfunden, er war von Eisen, Kupfer, auch Silber. Pausanias hat Hesiod's Werke auf Blei gesehen, die man in dem Musentempel auf dem Berge Helikon in der Landschaft Böotien aufbewahrte. Plinius sagt auch, daß man auf Blei geschrieben, welches wie ein Cylinder zusammen gerollt werden konnte. Aber man zog der Dauer wegen das Erz vor. Der Bund der Römer und Makkabäer stand auf ehernen Tafeln geschrieben, und unter Vespasian schmolzen 30,000 dergleichen beschriebene Tafeln im Capitol, bei einem Brande, zusammen. Auch die Gesetze der Cretenser waren in Erz gegraben. Ueberhaupt finden wir, daß die Römer bereits eine weitere Entdeckung gemacht hatten, denn sie ätzten ihre Gesetze, Plebiscita (Volkssatzungen) Bündnisse und andere öffentlichen Verträge und Bekanntmachungen zur Zeit der Republik in Erz.

Zur Zeit des Jesaias und des Habacus schrieb man schon auf Holz. Dies war ein unbedingter Fortschritt. Um diese Schrift her-

zustellen brauchte man einen Griffel, theils einen Rohrgriffel, theils einen zugespitzten Holzstiel. Von dieser Art der Schreibekunst haben wir schon Beweise und Abbildungen in den Gräbern. Wir sehen ein ganzes Volk von Schreibern, hoher und niederer Stellung, beschäftigt, die viereckigen Tafeln mit Schriftzügen zu bedecken, hinter dem Ohre einen oder zwei Schriftgriffel führend, als müßten sie bei ihrer Arbeit häufig mit den hölzernen Federn wechseln. Diese Griffel waren von verschiedenen Größen und Formen, groß und stark sowohl wie auch klein und dünn, langen Nadeln vergleichbar. Gewöhnlich waren sie an dem einen Ende stumpf und breit und dienten somit als Radirmittel um falsche Buchstaben auszukratzen; die Römer nannten diese Griffel stilum vertere.

Aber die alten Völker schrieben nicht nur, sondern sie rechneten auch, und bedienten sich zu ihren mathematischen Operationen des dekadischen Zahlensystems.

Solons Civilgesetze waren auf Bretter geschrieben, die in Maschinen lagen, welche sich umdrehen ließen und axones hießen und noch im vierten Jahrhundert unter den Kaisern wurden die Gesetze auf hölzernen, mit Bleiweiß überzogenen Tafeln bekannt gemacht. Die Griechen und Römer bedienten sich früh, auch zum alltäglichen Gebrauch, entweder glatter, oder mit Wachs oder Kitt überzogener Holztafeln, die sie Pugillares cerei nannten. Plinius versichert, daß diese hölzernen Tafeln schon vor dem trojanischen Kriege üblich gewesen seien. Um auf Wachs oder Holztafeln zu schreiben, bediente man sich der, aus Knochen oder Elfenbein verfertigten Griffel, wie man ähnliche noch heut zum Modelliren in Wachs anwendet, weil das Wachs daran nicht kleben bleibt, und man bei dem Ausgraben der Schrift damit einen reinen, klaren Zug ausführen kann.

Die alten Römer bedienten sich zur Privat-Korrespondenz dergleichen kleiner, die man unter Leinwand couvertirte. Wohlhabende Römer führten die kleinen Elfenbeintäfelchen ein, die wir merkwürdigerweise noch heute zu kleinen Erinnerungsblättern verwenden und in unseren Taschen tragen; welche die Alten wahrscheinlich zu ganz gleichen Zwecken benutzten, wie wir noch heute. Es ist dies vielleicht das einzige Beispiel, was wir im modernen Leben besitzen, und welches uns die alte Sitte ganz treu vor Augen führt. Auch brauchte man zum Schreiben dieselben Griffel, die wir noch heute dazu in Anwendung bringen, nämlich bleierne und silberne.

Man war eben im Uebergange zu verschiedenen Schreibmaterialien geschritten, man wollte die Kosten verringern und die Schreibkunst ver-

allgemeinern, deshalb schrieb man auch auf Palmblätter, namentlich die Aegypter, die mit einem metallenen Griffel in das Blatt ritzten, und es dann mit einem Oel tränkten, welches die Schrift schwarz erscheinen ließ. Hier war also schon der Anfang zu neuen Entdeckungen gefunden, die dann auch nicht lange auf sich warten ließen: Palmblätter, Oelblätter, Pappelblätter, alles Blätter mit mehreren Häuten, wurden benutzt, Letztere jedoch nur zu heiligen Mittheilungen, weshalb auch Pythagoras das Pappelblatt ein heiliges Blatt nennt.

Nach den Blättern bediente man sich des Baumbastes, oder der inneren glatten Rinde der Linde, ein wunderschönes Material, worauf sich mühelos und sehr schön schreiben läßt. Diese dünne, biegsame Rinde läßt sich leicht zusammenrollen, und eine solche Rolle nannte man ein volumen, eine Benennung, die man bis heute für „einen Band" beibehalten hat, trotzdem daß sich Form und Art gänzlich verändert haben.

Hier müssen wir noch nachholen, was für eine Schreibweise man beobachtete. Die Art und Weise, die Zeichen zu gruppiren oder zu schreiben, war uranfänglich in Colonnen von oben nach unten, oder in Linien von rechts nach links; so schrieben fast alle semitischen Völker. Ihre Buchstaben sind deshalb auch nach der linken Seite offen, erst die Griechen fingen an dies System in die sogenannte „Pflugschrift" zu ändern, nämlich sie schrieben eine Zeile von rechts nach links, und die zweite folgende Zeile von links nach rechts, nach Art des Ackersmannes, der seine Pfluglinien in dieser Weise in die Erde zieht. Zu Herodots Zeiten aber schrieb man durchgehends immer nur von links nach rechts und das griechische Alphabet öffnet deshalb auch seine Zeichnungen und Verbindungen nach rechts. Diese Schreibart nach rechts haben sich auch alle übrigen europäischen Sprachen angeeignet und bis heute festgehalten. In Aegypten wurde man zu gleicher Zeit auf die Rinde des Papyrus aufmerksam, die Herodot stets Biblus nennt. Man verfertigte eine Art Rindenpapier daraus, ehe man die feinen Fasern der Pflanze selbst zu benutzen anfing, um das wirkliche Papier daraus zu bereiten. Der Name der Pflanze ist Cyperus Papyrus, ein Schilfgewächs, was namentlich in Aegypten wuchernd wuchs, und welches man ohnehin zu vielfachen Gegenständen benutzte und brauchbar machte. Man verwandte es, wie uns Plinius erzählt, nicht nur um daraus Matratzen, Stricke, Kähne, Schuhe für Priester zu verfertigen, sondern auch für Hausgeräthe aller Art, sowie zu Segeln. Die Fabrikation bestand darin, daß man die feinen Häute des Papyrus, die den Stamm umgaben, ablöste, sie dann sorgsam in Größe des ge-

wünschten Bogens auf eine Tafel legte und sie mit heiß gemachtem, klebrigem Nilwasser übergoß. Das war, so zu sagen, die Maische unseres jetzigen Papiers. Es wurde dann an der Sonne getrocknet, geglättet, später gepreßt, und das berühmte ägyptische Papier war erfunden!

Daß der Gebrauch der Pflanzen zur Verfertigung des Papiers in Aegypten übrigens sehr alt war, wenn es gleich unmöglich ist, den Zeitpunkt der Erfindung zu bestimmen, läßt sich jetzt nicht mehr bezweifeln, seitdem in den Katakomben von Theben so viele Papyrusrollen gefunden worden sind.

Später war das ägyptische Papier indessen keineswegs das beste, denn die Römer, nachdem sie einmal das Geheimniß des Fabricirens gelernt, verwandten weit mehr Sorgfalt darauf, es zu waschen, zu schlagen, zu leimen und zu glätten, ja wir finden ganze Werkstätten damit beschäftigt, die sich dieses Kunstproduktes annahmen, und dann unweit das beste und schönste Papier lieferten. Man verwandte die größte Sorgfalt darauf, den feinsten Leim zu bereiten, um es zu planiren, man schlug das Papier mit einem Hammer, man leimte es von Neuem, preßte es und suchte es so weiß als möglich herzustellen. Es gab in Folge des Fabrikats natürlich verschiedene Papiersorten, sowie überhaupt das Kapitel der Papierfabrikation ein sehr ausgedehntes ist, welches man in dem Werke Wehr's „Vom Papier", sehr ausführlich bearbeitet finden kann.

Plinius giebt acht verschiedene Sorten von Papier an, welche in Gebrauch waren. So nannten die Römer unter anderem heiliges Papier die vielerlei Sorten der Chartae Hieraticae, weil dieselben zu heiligen Schriften und Büchern gebraucht wurden. Sie hatten eine Breite von elf Zoll.

Die Alten beschrieben das Papier gewöhnlich nur auf einer Seite, und nur die Adversaria- oder Collectaneen-Bücher wurden auf zwei Seiten beschrieben, man fütterte dann auch wohl das Papier, um es stärker zu machen. In Alexandrien wurde das ägyptische Papier in großen Quantitäten angefertigt und der Export desselben wurde nach allen Gegenden hin betrieben, was der Stadt sowohl wie dem ganzen Lande große Reichthümer einbrachte, deshalb auch die große Geschäftsthätigkeit und Wohlhabenheit der Bewohner des alten Alexandriens.

Der ägyptische Papierhandel hielt Jahrhunderte lang alle Konkurrenz aus, namentlich war er im 3. Jahrhundert sehr groß und bedeutend, dann aber kam die Konkurrenz in Folge der Habsucht. Im 5. Jahrhundert nämlich wurden noch immer große Geschäfte gemacht,

aber die Könige hatten schon eine bedeutende Steuer darauf gelegt, um sich zu bereichern; der Handel damit war aber so ausgebreitet, daß man ägyptisches Papier bis ins 11. Jahrhundert brauchte, obwohl schon im 8. und 9. Jahrhundert die Konkurrenz mit dem Pergament und die Erfindung des Baumwollen-Papiers einen Damm gegen seinen enormen Absatz setzte.

Zum Pergament und dem ägyptischen Papier bediente man sich des Schreibrohrs stylus, das Rohr aus Knidos und vom Nil, genannt calamus arundineus, war berühmt, das beste Rohr jedoch lieferte Persien. War dasselbe vom Schreiben abgestumpft, so wurde es entweder durch ein Messer gespitzt oder auf einem Stein geschliffen. Cicero nennt ein solches gespitztes Rohr calamum temperatum. Es hatte, wie unsere heutigen Federn, eine Spalte, damit Dinte oder Farbe leichter ausfließen konnten. Dintenfaß, Farbegefäß, Lineal und Schreibzeug wurden als Schreibgeräthe zugleich erfunden und benutzt.

Auch das Baumbastpapier, aus den zarten Fasern der inneren Seite der Baumrinde verfertigt, wurde in abendländischen Ländern, wo man den Papyrus nicht erlangen konnte, vielfach gebraucht, in Frankreich und Deutschland hat man namentlich noch Urkunden auf diesem Papier. Eine wichtige Rolle aber spielte das Pergament.

Schon im hohen Alterthum brauchte man Thierfelle zu Aufzeichnungen. In späteren Zeiten löste man die innern Häutchen der Felle ab und verarbeitete sie durch Schaben, Reiben mit Kalk zu Blättern, die man Membrana nannte; allein diese Membrana waren noch kein eigentliches Pergament, denn dieses hat seinen Ursprung der Eifersucht zu verdanken, die Ptolemäus I., auch Soter genannt, gegen Eumenes, den König von Pergamus, an den Tag legte, weil er sich eine noch größere Bibliothek anzulegen gedachte, als die Alexandriner.

Um dies zu vereiteln verbot Ptolemäus die Ausfuhr des ägyptischen Papieres nach Pergamo und das Resultat war, wie es bei solchen Verboten fast immer stattfindet, daß sich der Mensch auf Erfindungen legt und gewöhnlich noch etwas Besseres entdeckt, als was ihm vorenthalten wird, und so war es auch hier. Die Stadt Pergamo erfand 300 Jahre vor Christi das Pergament. Es übertraf das ägyptische Papier bei weitem und seine große Dauerhaftigkeit ist der Menschheit von großem Nutzen geworden. Die Fabrikation des Pergaments verbreitete sich sehr bald in allen Ländern. Rom lieferte das Beste und Feinste. Cicero versichert, daß er Homer's Iliade auf Pergament geschrieben und in einer Nußschale verschlossen, gesehen habe. Es muß also von außerordentlicher Feinheit gewesen sein.

In Europa brauchte man Pergament vom 6. Jahrhundert an und die meisten Dokumente in Deutschland und England sind darauf geschrieben.

Das Pergament, einmal beschrieben, läßt sich theilweise waschen, abreiben, theilweise abkratzen und schaben, so daß man eine Handschrift entfernen konnte, die sich darauf vorfand und eine neue darüber setzen konnte; solche Pergamentblätter nannte man Palimpsestos. Der Erfindung des Pergaments haben wir, wie gesagt, viel zu verdanken, denn es besitzt eine Dauerhaftigkeit, die jeder Einwirkung der Witterung trotzt und diesem Umstande ist es vor Allem zuzuschreiben, daß uns aus dem frühen Mittelalter so viele wunderbare Schätze überliefert worden sind, die sonst gewiß verloren gegangen wären.

Das Pergament war zu allen möglichen Zwecken zu gebrauchen, es ließ sich darauf schreiben, zeichnen und mit Farben malen, es war in der That ein köstlicher Fund für den Geist und die Bildung des Menschen. Man malte Anfangsbuchstaben in gar kunstreicher Weise aus, in verschiedenen Farben und sogar mit Gold. Josephus sagt, daß die Juden ihre Thora mit goldenen Buchstaben prächtig hatten schmücken lassen. Später im Mittelalter entstanden die schönen Codices und die pergamentenen Bibeln und Gebetbücher, von den frommen Mönchen geschmückt mit den prachtvollsten Initialen, und auch oft gezeichnet und gemalt von den größten Künstlern der Zeit. Wunderschöne Randzeichnungen, kunstvolle Compositionen, die durch Farbe an Pracht gewannen und durch erhöhte Goldschrift ausgezeichnet und geheiligt wurden. —

Nur einen praktischen Mangel hatte dieses köstliche Material, es war zu kostspielig für allgemeine Zwecke. Die geistige Kommunikation durch geschriebene Mittheilungen war schon zu allgemein geworden und rief dringend zu neuen Erfindungen und Entdeckungen auf und so entstand auch bald die Fabrikation des baumwollenen Papieres. Man hat lange geglaubt, daß die Araber dieses Papier im 8. Jahrhundert erfunden hätten, spätere Forschungen haben uns indeß belehrt, daß dieselben es bei ihren Eroberungen in der Bucharei um das Jahr 704 kennen lernten und diese Kunst mit sich nahmen als Beute der Eroberung. Der Gebrauch dieser Erfindung wurde hierauf zwar mehr bekannt, aber die Kunst, selbst das Papier zu verfertigen, war von ihnen erst im 11. Jahrhundert nach Europa gebracht. Es läßt sich folglich ebensowenig über das Erfindungsjahr, als über den Erfinder etwas Zuverlässiges behaupten. Das baumwollene Papier wurde aus roher Baumwolle gemacht und die Araber benutzten dazu

meistens ihre abgetragenen Gewänder zu baumwollenen Lumpen. Ihr Papier war keineswegs geschmeidig, sondern es war dick und zu wollig und erst den Mauren gelang die Verbesserung. Diesem, in so vielen Künsten und Wissenschaften fein gebildeten und edlen Muhamedaner-Volke, das mit poetischem Kunstsinne die schönsten Formen in der Architektur ausdrückte, diesen Mauren, schnöde von den Spaniern verkannt und gemißhandelt, verdanken wir den Fortschritt in der Papierfabrikation. Es gelang ihren Papiermachern, durch gut konstruirte Mühlen dem baumwollenen Papier größere Consistenz und Güte zu verschaffen. —

Die gesitteten Völker bedienten sich zuerst des ägyptischen und hernach des baumwollenen Papieres, ohne das Linnen zu ähnlichen Zwecken zu benutzen. Sowohl die Griechen als die Römer brauchten dies Papier, aber durch die ersteren wurde es in die europäischen Länder gebracht. Die Griechen erhielten es aus der Bucharei und durch den venetianischen Handel kam es nach Deutschland, auch war es im 9. Jahrhundert unter dem Namen des griechischen Pergaments „Parcamena graeca“ bekannt.

Griechenland, das durch seinen Handel lange in Verbindung mit Asien und Aegypten stand, Italien, das die Araber bereits im 7. Jahrhundert besuchten, Spanien, das sie im 8. Jahrhundert eroberten und bis ans Ende des 15. Jahrhunderts bewohnten, waren ohne Widerspruch die europäischen Länder, in welchen das baumwollene Papier zuerst bekannt war und in Gebrauch kam. Deutschland erhielt die Baumwolle als Handelsartikel um dieselbe Zeit und im 10. Jahrhundert war dieselbe schon so gewöhnlich, daß sie neben dem Lein gesponnen und gewebt wurde.

Mit der Einführung des Baumwollenpapiers ist auch die Schreibfeder aus Gänsekielen und anderen Federn eingeführt worden. Die Alten brauchten zuerst röthliche Dinte, aus eingekochtem Wein oder Maulbeersaft gemacht, später schwarze, aus Ruß, sowie auch die Sepia vom Dintenfisch, bereitet. Die rothe Farbe, namentlich der Purpur, war sehr kostspielig und wurde daher später nur von Kaisern zu Unterschriften verwendet, denn man hielt diese Farbe für ein Zeichen der Würde und Hoheit.

Im 13. Jahrhundert entstanden Baumwollen- und Linnen-Fabriken in Deutschland, die so viel Waare lieferten, daß daraus ein großer Handelszweig nach Italien und der Levante entstehen konnte, doch bleibt es unsicher, ob das Papier schon damals in Deutschland angefertigt wurde.

Wann nun endlich das Linnenpapier eigentlich entstanden ist, ist

schwer zu entdecken, weil sich die beiden Produkte sehr ähnlich sehen und schwer zu unterscheiden sind.

Am frühesten scheint Italien aus Leinen Papier fabricirt zu haben, obwohl Deutschland die Ehre gebührt und auch die früheste Anfertigung des Baumwollen- und Leinenpapiers mit Recht beanspruchen kann, auch als Aneigner, Fabrikant und Konkurrent aufgetreten zu sein; Papiermühlen finden sich 1390 zu Nürnberg, Augsburg und Basel, und nach Erfindung der Buchdruckerkunst vermehrten sich die Papierfabrikanten ins Unendliche. Sehr gutes Papier machten später die Holländer und versandten viel nach Frankreich, Spanien und der Levante. Darauf wurden die Franzosen sehr gute Fabrikanten, bis endlich die Engländer die Fabrikation auf den höchsten Gipfel der Größe und der Vervollkommnung gebracht haben. Jetzt konkurrirt die ganze Welt mit der Papierfabrikation und jedes Land hat sich in Spezialitäten der Sorten zu einer großen Höhe geschwungen, so daß das Papier eine Vollkommenheit erreicht hat, die spätere Jahrhunderte noch bewundern werden. Leider hat die Neuzeit Stoffe zu Papier verwandt, wie Holz, Stroh und Fasern aller Art u. s. w., die zwar billige Quantität liefern, aber nur destruktive Qualitäten enthalten.

Was nun die Menschheit mit der Erfindung der Schrift gemacht, wie sie sie für das Wohl der Welt verwendet hat, wie sie die Schriftzeichen und das Material verwerthet hat, das mitzutheilen, behalte ich mir für eine zweite Vorlesung vor.

Quellen.

H. Brugsch, Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. 1868. — Ulzheimer, Die Buchstabenschrift. 1860. — Metz, Geschichte des Buchhandels. — Wehrs, Vom Papier. 1789. — Böttcher, Unseres Alphabetes Ursprung. 1860. — Hug, Die Erfindung der Buchstabenschrift. 1801. — Egger, le Papier dans l'Antiquité. 1866. — Dr. Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. 1871.

Die heliographischen Verfahren als die Stellvertreter des Holzschnittes.

Deren Entwicklung und Bedeutung für die Gegenwart.

Mit Illustrationen.

Fast dürfte es heute, da die Technik unsrer zeichnenden Künste ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, da in unsrer deutschen Literatur von der Illustration fast in verschwenderischer Weise Gebrauch gemacht wird, und im Gebiete des Anschauungsunterrichtes kaum noch eine Publikation erscheint, die der bildlichen Erläuterung des Textes entbehren könnte, als eine müssige Untersuchung erachtet werden, die Bedeutung der Holzschneidekunst als Bildungsmittel des Geistes und Gemüths, folglich in ihrem kulturgeschichtlichen Werthe zu beleuchten, allein gerade während auf der einen Seite des Guten zu viel gethan und dabei die Grenze der Kunst gar häufig überschritten wird, ist man auf der anderen Seite nur gar zu leicht geneigt, den Einfluß der Illustration zu unterschätzen und ihr, vielleicht eben deshalb, weil sie so viel zur Popularisirung der Kunst und der Wissenschaft beizutragen imstande ist, ihren Platz als künstlerisches und didaktisches Bildungselement streitig zu machen.

Allgemein und mit Recht sagt man von der Schrift, sie sei das edelste Werkzeug des menschlichen Geistes, aber fragen wir uns, kann sich die Schrift bezüglich ihrer Wirkung auf die Gesammtheit, ihrer überall gleich leichten Verständlichkeit für den Beschauer ohne Unterschied der Nationalität an die Seite stellen mit dem Bild? Das Bild ist, wie die Musik und alle anderen Vertreter der schönen Künste, Kosmopolitin, während der Buchstabe oder der Laut nur in einem verhältnißmäßig beschränkten Kreise, im Kreise der Eingeweihten wirken kann, er ist an die Kenntniß der Sprache gekettet und bleibt deshalb für einen großen Theil der Gesellschaft ein todtes Zeichen, ein leeres Wort. Braucht man aber, um das Herz dem Zauber der Töne zu

erschließen, um im tiefsten Innern zu empfinden, was uns das Instrument von Lust und Leid, von Glück und Wehe singt, von der Technik der Musik oder von den Noten, nach welchen sich der Künstler richtet, Kenntniß zu besitzen, oder muß man, um sich an einem vollendeten Gemälde oder Bild zu erquicken in genialer Weise wie der Künstler den Pinsel oder den Griffel zu führen wissen?

Treten wir aber dem Gebiete der zeichnenden Künste näher und werfen wir die Frage auf, ist es das Bild oder das Gemälde, welches als Veredlungs- und Erziehungselement den höheren Rang einnimmt, so muß die Antwort jedesmal zu Gunsten des Bildes entscheiden und die Begründung dessen liegt auf der Hand. Ist auch der Kunstwerth eines Gemäldes in den meisten Fällen, da ihm die mächtigen Hilfsmittel der Farbengebung zu Gebote stehen, ein höherer als der der Zeichnung, so hat doch die letztere den Ausschlag gebenden Vorzug der auf ihrer Technik begründeten leichten Vervielfältigung und Verbreitung voraus. Das Gemälde gleicht in dieser Hinsicht der Aufführung eines populären Theaterstückes, dessen Genuß vielen entzogen bleibt, denen die Mittel fehlen; die Illustration hingegen ist wie das Wort, welches der Geistliche von der Kanzel aus an die Gesammtheit richtet, denn bei der Vereinfachung und der Vervollkommung ihrer Technik ist sie heute auch dem Unbemittelten nicht mehr unerreichbar.

Und welchen Segen kann die Illustration in ihrem ausgedehnten Wirkungskreis stiften, wenn sie in ihrer ursprünglichen, ihrer Zugehörigkeit zur Kunst würdigen Gestalt auftritt — wie viel Unheil auf der anderen Seite, wenn sie von schamlosen Spekulanten ausgenutzt, als Sklavin einer nichtswürdigen Begierde auf dem Markt erscheint! Die Illustration war von jeher eine Botin, eine Tochter des Lichts, aber bekannter Maßen wird das Licht nicht von Jedermann mit gleich frohem Herzen begrüßt, und daher kommt es, daß dem heiteren Kinde der Musen schon so manche Faust geballt worden ist, aber umsonst, denn ein so mächtiges und segensreiches Element, wie die Illustration, ist über das Zähneknirschen ihrer im Trüben fischenden Gegner für alle Zeiten erhaben. Sie wird fortfahren ihren Stoff aus allen Gebieten zu schöpfen, das Schöne und Gute zu verherrlichen, das Lächerliche zu geißeln, das Verruchte zu brandmarken und den Geist und das Gemüth des Menschen anzuregen und zu erziehen.

Der Begriff eines illustrirten Werkes hat sich im Laufe der Zeiten mehr und mehr ausgedehnt, er hat Schritt gehalten mit den Neuerungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Illustrationstechnik. Heute verstehen wir unter einer illustrirten Ausgabe jedwedes mit Bildern

versehenes Buch, ganz abgesehen davon, ob sich die Abbildungen innerhalb des Textes oder auf besonderen Blättern befinden, das ist aber wie gesagt, ein Abweichen von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Illustration, welches nichts anderes meint, als eine an den Text sich eng anschließende, also auch technisch mit demselben verbundene Abbildung. Seit der großen Erfindung der Buchdruckerkunst, seitdem also unsere Schriftwerke in der Presse vervielfältigt werden konnten und mithin auch die Illustration eine auf die Vervielfältigung berechnete Technik erforderte, bis auf die neuere Zeit war es aber der Holzschnitt allein, dem es möglich war, Druckplatten zu liefern, welche zugleich mit den Typen in der Presse vervielfältigt werden konnten. Es wäre indessen ungenau, wenn wir den Anfang der Geschichte der Illustration und die Erfindung des Holztafeldruckes als identisch bezeichnen wollten, denn der Gebrauch der bildlichen Ausschmückung von Schriftwerken ist fast so alt wie die Schreibkunst selbst. Wir wissen, daß schon M. T. Varro eine Schrift mit den Porträts von 700 berühmten Persönlichkeiten versehen hat und dieses aus dem Alterthum stammende Beispiel wird wohl kaum vereinzelt dastehen, wenn uns auch die Geschichte für diese Annahme keine unmittelbaren Beweise in die Hände geliefert hat, allein, was ist die in den großen Zeitraum vom IV. bis zum XVII. Jahrhundert fallende Geschichte der Miniaturmalerei anders als eine Vorläuferin unserer neueren Illustrationsgeschichte? Denn die mittelalterlichen Miniaturmaler verfolgten keineswegs den Zweck, ihre Schriftwerke nur mit schönen Initialen und Randleisten zu verzieren, es erweiterten sich diese Versuche allmälig zur Darstellung selbständiger Bilder, die theils den Text erläuterten, theils von diesem unabhängig der individuellen Auffassung des Verfassers Ausdruck verliehen. Schon zu Beginn des VIII. Jahrhunderts verläßt die Miniatur das von ihr bis dahin fast ausschließlich betretene religiöse Gebiet und beginnt in das ritterliche Wesen einzudringen, Jagdbilder vorzuführen und ihren Stoff selbst aus der Naturgeschichte zu schöpfen. In noch größerem Maße machte sich im Laufe des VIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts der Hang zum Ritterlich-Romantischen geltend, so daß späterhin sich kleinere populäre Werke entwickelten wie der Heilsspiegel, das Gärtchen der Seele u. s. w., neben denen die Dramen des Terenz und des Seneca illustrirt wurden. Als sich dann im Laufe des XV. Jahrhunderts die Kenntnisse zu vermehren und in den mittleren und niederen Ständen einzubürgern begannen, reihte sich zu den bisherigen Stoffen für die Miniaturmalerei noch die Mythologie. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß derartig ausgeschmückte

Bücher fast durchgehends nur den wohlhabenden Ständen zu Gute kamen, da der Arbeitsaufwand und das Material theuer genug bezahlt werden mußte, aber gerade deshalb wurde, da die Lust an der Illustration nun einmal geweckt war, der zu jener Zeit auftauchende Holztafeldruck um so begieriger bewillkommt, um so mehr, als die in den Gewalten der Kirche und des Staates befindliche Oelmalerei dem aus den alten Fesseln sich losringenden Volksgeist keinen Reiz mehr darbieten konnte.

„Das Bild ist für den Bauer, der nicht zu lesen versteht," hatte schon ein Schriftsteller des XIII. Jahrhunderts, Thomasin von Zerklere geäußert, und, von seinem Standpunkte aus betrachtet, mit Fug und Recht; denn darin lag ja vor allem der Werth der neuen Erfindung, daß sie auch den, dem Schriftenthum ferner stehenden Kreisen Stoff zur Unterhaltung bot, daß sie in den mittleren und niederen Volksschichten Interesse für die öffentlichen Vorgänge, für die Heldengeschichte, für die Gewerbe und Wissenschaften erweckte, und zwar in einer Art und Weise, wie sie vielleicht schon längst von dem der Beschaulichkeit so leicht zugeneigten deutschen Volke geahnt worden war. Rechnen wir nun noch hinzu, daß die damals eines jeden Mittelpunktes entbehrende Nation bei den kümmerlichen Verkehrswegen nur sehr spärlich über die Vorgänge im eignen Vaterlande, geschweige denn über jene im Auslande informirt werden konnte und daß die Holzschneidekunst mit einem Male den lebhaften Drang des Volkes nach Mittheilung zu stillen vermochte, so wird das rasche Vorwärtsschreiten der neuen Kunst im Laufe des XV. Jahrhunderts leicht begreiflich.

Die ersten in Buchform erscheinenden Holztafel-Drucke, die sogenannten Blockbücher, hatten viel Aehnlichkeit mit einer gewissen Klasse unsrer modernen illustrirten Literatur: die Bilder waren die Hauptsache, auf den Text wurde gar kein Werth gelegt, und nur ab und zu zur Belebung der einzelnen Gestalten wurden diesen Spruchbänder in den Mund gegeben. Erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, und zwar wohl auf Anregung der neu erfundenen Buchdruckerkunst, nimmt in diesen Blockbüchern der Text einen größeren Raum in Anspruch, so enthält das gegen das Jahr 1473 erschienene, 24 Blatt starke Werk „Ars moriendi" 11 Seiten mit Abbildungen, 11 Seiten mit Text und zwei mit der Vorrede. Noch lange Zeit hielt sich der Druck des Bildes und Textes von Holztafeln neben dem Typendrucke aufrecht, und als die große Erfindung Gutenbergs immer mehr Grund und Boden faßte, erhielt sie an der Holzschneidekunst, die sich von jetzt an auf die Illustration beschränkte, eine treue und mächtige Bundesgenossin.

Denn welche gewaltige Umwandlung hatte die Holzschneidekunst im Laufe eines Jahrhunderts erfahren, welcher Unterschied, wenn wir die in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts erschienene Apokalypse mit dem gleichnamigen Werke Dürer's vergleichen! Was ist aus den eckigen, in Umrissen gezeichneten und jeder Schattenangabe entbehrenden Gestalten geworden, zu welch hoher Stufe der gedanklichen wie künstlerischen Erfindung sowohl als der technischen Ausführung hat sich unter Leitung des genialen Künstlers, des Reformators des Formschnitts, der anfangs so anspruchslos auftretende Holztafeldruck emporgeschwungen! Die Anfertigung der Zeichnung und des Schnittes lag bisher in derselben Hand, und zwar in Händen von Briefmalern und Kartendruckern, die den Formenschnitt als Handwerk betrieben, seitdem sich aber Meister wie Wolgemut und Dürer dem Holzschnitte zuwandten, vollzog sich die segensreiche Trennung in der Technik desselben, die allein es ihm ermöglichte sich zur selbständigen, wahren Kunst zu entwickeln; den Formenschneidern blieb von jetzt ab lediglich die Führung des Grabstichels überlassen, die Bearbeitung der Zeichnungen, zu denen die großen Meister selbst die Vorlagen lieferten. Wohl mußte der erfindende Maler wissen, was er vom Holzschnitte verlangen, was er von der Technik desselben erwarten durfte, allein eben so sehr war es nun die Aufgabe des Holzschneiders sich der Vorlage anzupassen, in die Absichten des Künstlers einzugehen und sich in dessen Auffassung zu vertiefen. So arbeiteten sich der Entwurf und die Ausführung gegenseitig in die Hände und schufen auf diese Weise den Grundstein zu einem Kunstzweige, der im ferneren Laufe der Zeit wohl auch Jahre der Erniedrigung erfahren mußte, aber doch endlich als Phönix strahlend seiner Asche entstand. Denn wie es der Fluch der bösen That ist, „fortzeugend Böses zu gebären", so ist es auch das Verdienst des Großen, ein Vorbild geschaffen zu haben, welches immer wieder, und sei es auch nach langer Finsterniß, dem nach Vollendung ringenden Geiste der Menschheit strahlend vorschweben wird. Das wird wohl auch Dürer mit den Worten gemeint haben: „Denn wenn ich etwas anzünde und ihr alle Nahrung mit künstlicher Besserung darzu thuet, so mag mit der Zeit ein Feuer daraus geschüret werden, das durch die ganze Welt leuchtet".

Der geniale Meister, wenn er heute noch einmal seinen Blick im Gebiete seiner Kunst umherschweifen lassen könnte, würde zufrieden sein, sein Werk hat gute Früchte getragen. Aber es würde ihn auch manches bekümmern, wir leben nicht mehr im Zeitalter der Reformation, der Neubelebung der Künste und Wissenschaften, der nüchternen Verständig-

keit, und wenn auch damals schon das Wort des Dichters: die Kunst soll nicht nach Brod gehen" eine Phrase war, von der kein Kunstbeflißner satt wurde, so ist sie dies heute noch viel mehr. Der Kampf um's Dasein tobt eben heute heftiger als in jenen guten alten Tagen, und der Kunst, die sich so gut wie jede Industrie dem Reigen um das goldne Kalb anschließen muß, bleibt nichts anderes übrig, als den Anforderungen, welche die Gegenwart an sie stellt, Genüge zu leisten. Aber diese Anforderungen legen in den weitaus meisten Fällen den Schwerpunkt mehr auf die Quantität als auf die Qualität, der Verleger, der im Frühjahr ein illustrirtes Werk bestellt, will es womöglich im Sommer schon fertig haben, und vollends die für periodisch erscheinende Publikationen bestimmten Abbildungen, die ja dem Leser das Neuste ohne Verzug vor Augen führen sollen, haben die größte Eile — was Wunder also, wenn sich in unserer modernen Holzschneidekunst gar häufig die Neigung verräth, auf den Standpunkt zurückzukehren, auf dem sie sich vor Jahrhunderten befunden hat: zum Handwerkmäßigen?

Wir haben nun zwar wie gesagt keine Veranlassung, mit dem Zustande unserer heutigen Holzschneidekunst unzufrieden zu sein, in der kurzen Zeit, seit welcher dieselbe wieder zu Ehren gekommen ist, ist so Großes erreicht worden, daß man fast glauben möchte, ein weiteres Fortschreiten sei unmöglich, allein, wäre es wohl zu beklagen, wenn der Holzschnitt den Kreis seiner Wirksamkeit in gewisser Richtung einschränkte, wenn er mit seinen mächtigen Hilfsmitteln nur den Boden bebaute, der ihm seinem Namen nach zukommt, das Bereich der Kunst im engeren Sinne? Ist es deshalb nicht vielmehr mit Freuden als mit Bedauern zu constatiren, daß ihm in neuerer Zeit mechanische Illustrationsverfahren als Stellvertreter an die Seite gegeben worden sind, die dazu berufen scheinen, der fabrikmäßigen Behandlung des Holzschnitts einen Damm entgegenzusetzen und die demnach durch ihre Konkurrenz vielleicht gerade das Gegentheil bewirken von dem, was man ihnen vorwirft: der Holzschneidekunst zu schaden?

Es ist diesen Stellvertretern schwer geworden, sich den Weg in die Praxis zu bahnen, theils wegen der auf ihrer Technik begründeten Hindernisse, die ihnen bisher entgegentraten, theils aber auch wegen der mißgünstigen, von Vorurtheilen beeinflußten Kritik, die sie aus gewissen Kreisen des Publikums erfahren mußten. Es ist ja begreiflich, daß es dem Kunstliebhaber wehe thun muß, wenn er sieht, wie die Bedürfnisse unserer materiellen Zeitströmung anfangen, wenn auch nur scheinbar, eine so ehrwürdige und segensreiche Kunst, wie den Holz-

schnitt zu bekämpfen, wenn die vom Geiste der Kunstschöpfung durchdrungene Arbeit des Stichels durch die mechanische Wirkung der ätzenden Säure ersetzt werden soll, allein wir glauben, man ist hierbei mit den Befürchtungen und Wehklagen eben so sehr über's Ziel gegangen, als wie mit den Lobeserhebungen, die man den Stellvertretern gespendet hat. Der richtigste Weg, den Werth und die Bestimmung derselben zu ermessen, scheint uns ein Rückblick auf ihre Entstehung und Entwicklung, eine Darstellung ihrer jetzigen Gestaltung zu sein, und eine Schilderung dessen wollen wir in den nachstehenden Zeilen zu geben versuchen.

Der Holzschnitt liefert bekanntlich Druckplatten, auf denen die Linien der Zeichnung erhaben stehen; diese Linien erhalten dann in der Presse zu gleicher Zeit mit den Typen des Textes durch die Farbwalze Druckerschwärze und kommen demnach auf dem Papier zum Abdruck. Was auf dem Holzstock vertieft war, bleibt im Bilde weiß. Als Material benutzt der Holzschneider in der Regel Buchsbaumholz und als Werkzeug den Grabstichel. Bei den Stellvertretern des Holzschnitts ist nun die Technik eine ganz andere, aber das Endziel dasselbe, nämlich Clichés zu liefern, auf denen die Linien der Zeichnung erhaben stehen. Der technische Unterschied besteht erstens darin, daß als Material Metall (gewöhnlich Zink) benutzt wird und zweitens, daß die Grabstichelarbeit durch die Wirkung einer Säure Ersatz findet, die alle um die Zeichnung herumliegenden Metalltheile tief ätzt. Unter sich aber unterscheiden sich diese Verfahren wieder wesentlich durch die Art und Weise, wie die Zeichnung resp. das Bild auf die Zinkplatte übertragen wird, und durch die Behandlung, welche es vorher erfährt.

Wir glauben den Stoff am übersichtlichsten zusammen zu stellen, wenn wir an der folgenden Eintheilung festhalten:

Uebertragung des Bildes durch Umdruck u. s. w. (Chemigraphie),
Uebertragung des Bildes mit Hilfe der Photographie (Photo-Chemigraphie),
Uebertragung photographischer Naturaufnahmen (Photo-Typographie).

Die frühesten Versuche auf chemigraphischem Gebiete stammen aus Frankreich. Von Senefelders ersten lithographischen Arbeiten her wußte man, daß sich Zink als Material für Druckplatten eignete, es besitzt fast alle Eigenschaften des Lithographiesteines, ist von großer Verseifungsfähigkeit und hart genug, um in der Presse gegen 100 000 Abdrücke auszuhalten. Die Hauptsache aber war, durch das neue Verfahren die Handarbeit, die ja den Holzschnitt so kostspielig und

langwierig macht, zu ersparen, und das ließ sich nur mit Hilfe der Chemie bewirken. Es kam also jetzt darauf an, die Zeichnung auf die Zinkplatte zu übertragen, die Linien derselben gegen Säure widerstandsfähig zu machen und dann die Oberfläche der Druckplatte eine Zeit lang in Aetzflüssigkeit zu tauchen. Man benutzte deshalb zur Zeichnung chemische Tusche und autographisches Papier, zum Uebertragen präparirtes Umdruckpapier, rieb die auf die Metallplatte übertragene Zeichnung mit fetter Anreibefarbe ein, streute, um sie gegen die Säure widerstandsfähiger zu machen, Harzpulver darüber und legte die Platte dann in verdünnte Salpetersäure.

Dies sind die wesentlichen Manipulationen, die auch heute noch in der Chemigraphie gebräuchlich sind. Nur versteht man gegenwärtig nicht allein Tusch- und Federzeichnungen für diesen Zweck zu verwerthen, man weiß heute ebensowohl Kreidezeichnungen mit Hilfe der Chemigraphie dem Buchdruck zugänglich zu machen, als Reproduktionen von Kupferstichen, Holzschnitten, Lithographien u. s. w., und hat deshalb in dem vielseitigen Verfahren zu gleicher Zeit ein Surrogat für den Kupferstich und die Lithographie gefunden.

Die Chemigraphie bildet demnach zunächst eine Vertreterin für die drei älteren graphischen Künste, indem sie das in die Kupferplatte gravirte, oder auf den lithographischen Stein gezeichnete Bild in ein für den Druck in der Buchdruckpresse geeignetes hochgeätztes Cliché umzuwandeln imstande ist. Man muß bei diesem Verfahren natürlich die betreffende Originalplatte zur Hand haben, von dieser nimmt man einen Abzug auf dafür präparirtem Ueberdruckpapier und überträgt denselben auf Zink, zum Aetzen.

Aber auch als selbständige Kunst haben wir die Chemigraphie bereits kennen gelernt, nämlich in ihrer Eigenschaft als Reproduktionsmittel von Tusch- oder Kreidezeichnungen, in neuerer Zeit hat sie nach dieser Richtung hin noch eine Bereicherung ihres Gebietes erfahren, welche sie zur nächsten Verwandtin der Kupferstechkunst gemacht hat, nämlich die directe Radirung auf der Platte. Dieses letztere Verfahren verdient besonderer Beachtung schon deshalb, weil es im Vergleich zu den übrigen angegebenen Methoden ohne Zweifel das einfachste ist. Denn alle die schwierigen und riskanten Manipulationen, wie das Umdrucken der Zeichnung, das Anreiben und Einstäuben derselben auf der Zinkplatte u. s. w. fallen dabei weg, man hat nur nöthig, die Platte anzuätzen, zu grundiren, und die Zeichnung — natürlich links mit rechts vertauscht — mit einer Gravirnadel darauf zu radiren. Um nun aber keine Tiefdruck-, sondern vielmehr eine Hochdruckplatte zu erhalten,

ist hiernach noch eine weite Präparation nothwendig: das Bild muß fixirt werden. Durch das Radiren der Zeichnung ist die Grundirmasse bis auf den Grund des Metalles abgedeckt worden, wollte man sie in diesem Zustande der Wirkung der Säure aussetzen, so würden eben nur diese radirten Linien geätzt und es entstände eine Tiefdruckplatte. Man überzieht deshalb zuvor die Zeichnung mit einem chemischen Präparat, welches der Säure Widerstand leistet, entfernt die um das Bild herumliegende Grundirmasse und beginnt dann zu ätzen. Jetzt bleibt die fixirte oder geschützte Zeichnung erhaben stehen.

Mehr als zwanzig Jahre lang existirte bereits die Chemigraphie, ohne daß man in weiteren Kreisen etwas über sie gewußt, oder von ihr gesehen hätte, und das kam daher, daß die Ausübung des neuen Verfahrens noch wenig materiellen Nutzen einbrachte und in Folge dessen aus dem Stadium der Versuche nicht herauskam, anderntheils aber auch, weil von den Anstalten, welche sich mit der Chemigraphie beschäftigten und sie zu vervollkommnen suchten, die erzielten Resultate der Oeffentlichkeit gegenüber ängstlich geheim gehalten wurden. Und die Proben, die man zu sehen bekam, waren noch so kläglich, daß man es damals nicht für möglich gehalten haben würde, daß die Chemigraphie sich je in einen ernstlichen Wettstreit mit dem Holzschnitt würde einlassen können. Erst zu Anfang der 70er Jahre wurde das anders und zwar Dank der Anstrengung einer einzelnen, rührigen Firma, die so untadelhafte chemigraphische Abbildungen auf den Markt brachte, daß man im Publikum anfing, sich für die neue Vervielfältigungsmethode zu interessiren und ihre Fortschritte mit größerer Aufmerksamkeit zu verfolgen; heute aber hat sich die bedeutete Firma — die Herren Angerer und Göschl in Wien — durch ihre vorzüglichen Leistungen auf chemigraphischem Gebiete bereits einen Weltruf erworben.

Aber der Chemigraphie würde die Bedeutung, die sie heute besitzt, fehlen, wenn ihr nicht eine mächtige Verbündete, die Photographie, geholfen hätte, den Weg zu bahnen.

Die Aufgabe, welche bei den photochemigraphischen Arbeiten die Photographie zu erfüllen hat, dürfte für den ersten Augenblick gar nicht so wichtig erscheinen, denn sie besteht einfach darin, das zu vervielfältigende Bild auf die Zinkplatte zu übertragen, oder kurz gesagt, zu reproduziren; und die Vorzüge, welche diese Reproductionsmanier in sich schließt, lassen sich durch drei Worte ausdrücken, nämlich: Schnelligkeit, Genauigkeit, und Uebertragung in jeder gewünschten Größe. Aber was bedeuten diese drei Worte für die graphische Kunst!

Eine Reproduction wird immer um so werthvoller sein, je ge-

nauer sie die vom Künstler entworfene Zeichnung wiedergiebt, je genauer sie uns die „Manier" des Meisters, d. h. seine characteristische Auffassung und Darstellungsweise vor Augen führt. Unsere deutschen Holzschneider streben deshalb auch darauf hin, sich so eng als möglich an die Vorlage anzulehnen, aber so viel Mühe sie sich auch geben mögen, gänzlich gelingt es ihnen nicht. Der Holzschneider gleicht hierbei einem Uebersetzer: beide bemühen sich, das Original in seinem ganzen Werthe, in allen Einzelheiten dem Sinne des Urtextes entsprechend wiederzugeben, allein die fertige Arbeit trägt eben stets eher das Gepräge des Uebersetzers, als des Verfassers. Die Photographie hingegen irrt sich bei dieser Arbeit nicht, sie liefert vom Originale so zu sagen ein Spiegelbild, welches wir auf dem Papiere festzuhalten vermögen.

Nicht minder werthvoll ist die Schnelligkeit, mit welcher die Photographie arbeitet, — in Folge derer die Herstellungskosten natürlich bedeutend verringert werden. Ein Holzschnitt oder ein Kupferstich soll chemigraphisch reproduzirt werden, die Originalplatte ist aber nicht da, ein Ueberdruck also unmöglich, — wie viel Arbeit und Kosten würde da die Reproduktion verursachen, wenn das Original von neuem gezeichnet werden müßte! Da hilft wieder die Photographie, in wenig Stunden hat sie eine dem Original völlig entsprechende Abbildung geliefert.

Wäre nun aber auch die Originalplatte wirklich vorhanden, die Reproduktion sollte aber größer oder kleiner als die Vorlage ausfallen, so könnte uns ein Ueberdruck gar nichts nützen, da müßten wir schon wieder zur Photographie greifen, die ebenso leicht mikroskopisch verkleinerte, wie lebensgroße Abbildungen liefert.

Will endlich der Künstler seine Zeichnung schonen, durch einen Umdruck auf Zink nicht verderben lassen, so braucht er nur Tusche und weißen Carton für seine Arbeit zu verwenden und die fertige Zeichnung photographiren zu lassen — und das Original ist für alle späteren Manipulationen gänzlich überflüssig, es kann getrost in der Mappe verwahrt werden.

Die Hilfeleistung der Photographie auf chemigraphischem Gebiete ist eine zweifache, denn entweder wird vermittelst derselben die Vorlage copirt und dann durch Umdruck auf Zink übertragen, oder aber die Zeichnung wird mittelst der Photographie direct auf die Druckplatte gebracht, ohne vorherigen Umdruck. Für beide Fälle aber ist ein photographisches Negativ nothwendig, welches dabei als Matrize functionirt. Da dasselbe außerdem zu allen übrigen „heliographischen" Verfahren die Grundlage bildet, müssen wir für einen Augenblick bei dem Gegenstande verweilen.

Der photographische Apparat in seiner heutigen Gestalt ist allen unseren Lesern bekannt. Er besteht aus einer kleinen Dunkelkammer, die vorn eine Oeffnung hat, in welch' letzterer die Linsen eingelassen sind. Die durch diese Linsen einfallenden Lichtstrahlen werfen das Bild des aufzunehmenden Gegenstandes auf die in der Rückseite des Apparates eingeschobene lichtempfindliche Glasplatte und graviren es auf derselben ein. Das geht aber so zu. Die Glasplatte wird vor der Aufnahme mit einem Präparate überzogen, welches sich unter Einwirkung von Sonnenlicht zersetzt, oder besser, durch das Licht die Fähigkeit erhält, pulveriges Silber anzuziehen, wenn solches auf der Glasplatte niedergeschlagen wird. Und dieses geschieht nach der Aufnahme des Gegenstandes, beim Entwickeln des Bildes. Während dieser Operation wird nämlich eine Lösung von Silber mit verdünnter Eisenvitriollösung über die Platte gegossen, wodurch auf letzterer ein Silberniederschlag in Gestalt von grauem Pulver entsteht. Dasselbe setzt sich indessen nur an den vom Sonnenlicht getroffenen hellen Stellen des Bildes fest und so entwickelt sich das letztere. Um die zurückgebliebenen unlöslichen Silbersalze aus demselben zu entfernen, wird die Platte noch fixirt, d. h. mit einer Salzlösung übergossen, welche die Silbersalze auflöst. Jetzt haben wir in Gestalt dieser Glasplatte ein photographisches Negativ, so genannt, weil es bei durchscheinendem Lichte die dunklen Theile der Aufnahme hell, die hellen Partien dagegen sehr dunkel zeigt. Will man von dieser Platte einen positiven — d. h. in Licht und Schatten dem Original entsprechenden — Abdruck haben, so legt man ein Stück lichtempfindliches Papier unter dieselbe und setzt beides der Wirkung der Sonnenstrahlen aus. Die Strahlen fallen dann durch die hellen Stellen des Negativs und färben die entsprechenden Stellen des Papiers dunkel, das unter den dunkeln Theilen des Negativs befindliche Papier hingegen bleibt weiß. Die nebenstehende Zeichnung macht dies klar.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Figur 1 stellt das Original vor, Figur 2 das Negativ und Figur 3 den Abdruck.

Will nun also der Chemigraph seine Vorlage mit Hilfe der Photographie reproduziren, so fertigt er sich zuerst ein solches Negativ

und nimmt von diesem einen positiven Abdruck auf lichtempfindlichem, mit Chromleim überzogenem Umdruckpapier. Dieses positive Bild wird alsdann mit einer fetten Farbe eingewalzt, auf die Zinkplatte übertragen, eingestäubt und geätzt. Dieses auf der gegenseitigen Reaction zweier Flüssigkeiten beruhende Verfahren ist dasselbe, welches der Photo-Lithograph für seine Arbeiten anwendet. Der Chromleim besitzt nämlich die Eigenschaft, unter dem Einfluß von Licht unlöslich und hart zu werden; demnach werden bei der Belichtung unter einem Negativ nur die Linien der Zeichnung, die ja auf dem Glasbild hell erscheinen und durch die folglich Licht fällt, auf dem Papier gefärbt und unlöslich, die um die Zeichnung herumliegenden Stellen bleiben weiß und löslich. Legt man dieses belichtete Papier in Wasser, so schlucken nur die nicht belichteten Stellen Wasser ein und quellen auf, die unlöslich gewordene, braune Zeichnung bleibt auf der Fläche stehen und stößt Wasser ab. Beim Einwalzen mit fetter Farbe nehmen aber wiederum nur die mit Wasser nicht getränkten Stellen — also die Linien der Zeichnung — Fettigkeit an, die nassen, aufgequollenen Stellen stoßen dieselbe ab. Wir sehen demnach nach diesem Prozeß die Zeichnung in schwarzer, fetter Farbe auf dem Papier, zum Umdrucke fertig.

Soll nun aber vom Umdruck abgesehen und das Negativ direct auf die Zinkplatte copirt werden — was meistens bei sehr detaillirten Illustrationen, bei der Reproduktion von Kupferstichen, oder bei sehr bedeutenden Verkleinerungen geschieht — so muß man sich hierfür eines umgekehrten Negativs bedienen, d. h. eines solchen, auf dem Links wieder auf derselben Bildfläche liegt, als wie die linke Seite des Originals und Rechts wieder ebenso, wie im Original. Auf der später als Cliché dienenden Metallplatte zeigt sich alles natürlich wieder umgekehrt, wie es ja für den Druck erforderlich ist. Ferner muß für diese Operation die Zinkplatte mit einer lichtempfindlichen Masse, entweder mit syrischem Asphalt oder mit Chromleim, überzogen und unter dem Negativ belichtet werden. Das Bild steht dann in brauner Farbe auf der Metallplatte und wird nun ebenso behandelt wie vorhin beim Umdruck angegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1482—1682.

Von

Eduard Zernin.

II.

Das 2. Kapitel des Mayer'schen Werkes führt uns die „Officinen bis zum Jahre 1582 und ihre Thätigkeit" vor. Nachdem, wie wir in dem ersten Theil unserer Arbeit mitgetheilt, die ersten Buchdrucker Wiens nach Einführung der Kunst in dieser deutschen Hauptstadt an den Ostmarken des Reichs bis heute unbekannt geblieben sind, beginnt mit dem Jahre 1482 dort Klarheit über die Anwendung der Typographie zu herrschen. Es sind im Ganzen 19 Meister, welche während des ersten Jahrhunderts seit Einführung der Buchdruckerkunst in Wien dort thätig gewesen sind, von denen — bis auf 3 — auch mehr oder weniger Drucke in den Bibliotheken noch heute vorhanden sind. Darunter befindet sich nur ein Wiener von Geburt: Singriener der jüngere, die meisten kamen aus deutschen Landen, 2 aus Polen. Unser Verfasser nennt ihre Namen wie folgt: Johann Winterburger oder Winterburg, Hieronymus Vietor, Hieronymus Vietor und Johann Singrenius der ältere vereint, Johann Singrenius allein, Johann Singrenius der Sohn, zuerst in Verbindung mit seinem Bruder (auch Singrienische Erben, Haeredes Singrenii genannt), dann allein, Johannes Carbo (Hans Kohl), Aegidius Aquila (Egydius Adler), die Jesuiten, Raphael Hofhalter, Michael Zimmermann, Kaspar Stainhofer, Philipp Pübninger, Hans Widtmann, Leonhard (Linhart) Spalter, Blasius Eber, Jacob Mayer, Stephan Creutzer, Michael Apffel, David de Necker und Leonhard (Linhart) Nassinger.

Von diesen 19 Buchdruckern Wiens wollen wir hier nur den Vertreter der ersten Firma, Johann Winterburger oder Winterburg herausgreifen und seine Thätigkeit, die in die Jahre 1492 bis 1519 fiel, näher betrachten, weil er der erste dem Namen nach bekannte Buchdrucker Wiens ist. Auch er war ein Eingewanderter: seine Wiege stand zu Winterburg, unweit Kreuznach an der Nahe in der Grafschaft Sponheim. Er trug nach der Sitte der Zeit seinen Namen von

diesem Orte und unterschrieb sich auch „de hiberna arce, haud procul a ripis Rhenanis et orbe inventrice et parente impressoriae artis Moguntiaco". Herr Dr. Mayer hält es für möglich, daß auch er in dem nahen Mainz die Lehrjahre vollendet habe, worauf manche Eigenarten seines Druckes, besonders in den liturgischen Büchern, und die oft wortreichen, selbstgefälligen Unterschriften schließen lassen. Ueber seinen Aufenthalt und seine technische Ausbildung in Mainz hat unser Verfasser jedoch keine auf Quellen gestützte Kenntniß, auch unsere desfallsigen Erkundigungen in Mainz sind erfolglos geblieben.

Man hat behauptet, Winterburger sei schon 1482 in Wien gewesen und habe die bekannten 5 Drucke aus diesem Jahre (vgl. S. 57 u. 58 in Heft 1 der „Buchhändler Akademie") gedruckt, jedoch als Anhänger Kaiser Friedrichs III. während des Aufenthalts des ungarischen Königs Mathias Corvinus dieselben nicht mit seinem Namen versehen. Aber hierfür gibt es keine Quellen, und selbst die Vermuthung ist wenig stichhaltig. Mit ziemlicher Gewißheit sagt der Verfasser nur, daß Winterburger kurz vor seinem Auftreten in Wien schon freundschaftliche Beziehungen zu Ofen und zu ungarischen Gelehrten und Staatsmännern erfolgreich eingeleitet hätte. Er druckte später auch mehrere ungarische Werke und liturgische Bücher für die Graner Diöcese. Am Hofe Maximilian's hatte Winterburger angesehene Gönner, welche auf seine Ankunft und Wirksamkeit in Wien nicht ohne Einfluß gewesen sind. Im Wetteifer mit ihnen schaffte er, der ehrenfeste, gebildete Meister, Arbeiten, wie sie der Kirche und der humanistischen Gelehrsamkeit würdig waren. Der Verfasser vermuthet, daß die „Satire A. Flacci Persij. Impressum Wienne anno domini 1. 4. 9. 2." in mittelmäßiger Mönchschrift das erste Erzeugniß seiner Presse gewesen sei; er selbst war in Wien 27 Jahre thätig, darunter 17 ohne Concurrenten. Mit seinem Namen kommt er zum ersten Mal auf der deutschen Beschreibung des Leichenbegängnisses Kaiser Friedrichs III. vor (1493). Um das Jahr 1509 erscheint Winterburger, der sich durch seine Arbeiten bereits Ruf und Vermögen erworben hatte, als ein angesehener Bürger und Hauseigenthümer in Wien. Er starb im Herbst des Jahres 1519 und wurde auf dem Stephans-Freithofe begraben. Sein letztes Werk erschien im September dieses Jahres und war ein mit großen schönen Typen gedrucktes Antiphonarium (katholisches Wechselgesangbuch).

Was man über die äußeren Lebensverhältnisse Winterburgers weiß, ist also nicht viel. Dagegen enthüllen uns — sagt Herr Dr. Mayer — seine Werke einen frommen Sinn, die deutsche Tüchtigkeit

und die solide Arbeit, welche den besten typographischen Erzeugnissen in Basel, Nürnberg, Augsburg, Straßburg u. a. mitunter wenig nachsteht und die vollste technische Eignung für seine Aufgabe beweist. Er besaß in seiner Kunst große Kenntnisse und viele Erfahrung. Die Officin war gut eingerichtet, mit großen und kleinen, mit gothischen und lateinischen Typen, alle vortrefflich geschnitten, sowie mit schönen untadelhaften Choralnoten reichlich versehen. Griechische Lettern fehlten ihm noch . . . Eine Zierde seiner Thätigkeit sind die ansehnlich ausgestatteten liturgischen Werke, auf welche er auch alle Sorgfalt und Kunst verwendete. Die Schriften sind groß, rein und scharf; der Druck ist überall sorgfältig ausgeführt. Auch vom Choralnotendrucke und den hierzu verwendeten Typen läßt sich Gleiches sagen. Diese Bücher waren für die bischöflichen Kirchen zu Olmütz, Gran, Passau und Salzburg bestimmt. Namentlich überragte die Passauer Diöcese, welche in dieser Richtung aus seiner Officin nahezu allein versorgt wurde, durch ihre correcten und sehr schön gedruckten Liturgiebücher die andern deutschen Diöcesen . . . Außer den Missalbüchern druckte Winterburger noch verschiedenes andere, wie ein Psalterium, ein Brevier, Graduale, eine Agenda und andere Kirchenbücher. Ueberhaupt wurden in Wien damals viele liturgische Bücher gedruckt, und in einer vollständigen liturgischen Bibliothek wären Wiener Drucke sicherlich zahlreich vertreten, namentlich beschäftigte sich die Wiener Presse stark mit den Schriften des heiligen Ambrosius. Winterburgers Ausgaben dieser Gattung zeichnen sich alle durch große Correctheit des Textes aus, da sie von gelehrten Geistlichen sorgfältig zusammengestellt, während des Satzes eifrig corrigirt und während des Druckes gewissenhaft überwacht wurden. Auch die profanen Drucke zeigen correcten Text und große Sorgfalt in der technischen Ausführung. Winterburger hatte, wie es in den großen Officinen damals Gebrauch war, mehrere gelehrte Setzer und Correctoren.

Vom Jahre 1500 an beginnen in Winterburgers Drucken auch größere Holzschnitte. In der lateinischen Grammatik dieses Jahres und in Perger's Grammatik befindet sich der Holzschnitt eines stehenden und lesenden Mannes, in den „elegantie minores Augustini Dati" der eines am Schreibpulte lesenden Mannes, in den Missalen nebst dem Kreuzbilde die Holzschnitte der Diöcesan-Kirchenpatrone u. s. w. Bemerkenswerth ist auch, daß am Schlusse des Schriftchens über den Tod Kaiser Friedrichs III. der kaiserliche Adler als Zeichen landesfürstlicher Gunst und Gnade angebracht ist.

Von den Winterburgerschen Drucken sind die bekanntesten „Das Heilthumsbüchlein (1. Aufl. 1502, 2. Auflage 1514)" und die „tabulae

Eclypsium" (1514). Von dem ersteren sind noch heute 3 auf Pergament gedruckte Exemplare als vorhanden bekannt (darunter eins in der Bibliothek des germanischen Museums in Nürnberg). Dasselbe zählt 24 auf beiden Seiten bedruckte Blätter und ist mit vielen Holzschnitten und Initialen geziert. Die letzte Seite enthält 19 Zeilen Text, der uns sagt, daß dieses Büchlein 1501 durch Mathaeus Heuberger zusammengestellt und 1502 durch „Johanne Winterburg auch burger daselbs zu Wienn gedrugkt vnd zu end bracht" worden sei.

Die „tabulae Eclypsium" sind ein Werk, welches als Zeugniß nicht nur für die Bedeutung seiner Officin, sondern auch für die wissenschaftlichen Bestrebungen, insbesondere in der Mathematik und Astronomie im damaligen Wien von höchstem Interesse ist. Die Verleger — die Brüder Alantsee — besaßen zu Gunsten dieses Buchs ein kaiserliches Druckprivilegium mit einer Strafe der Confiscation und 50 Goldgulden auf den Nachdruck oder Verkauf. Das Format ist folio, die Farbe tiefschwarz, der Druck sehr sorgfältig.

Vielleicht weil er durch seine Erfolge verwöhnt wurde, war Winterburger nicht frei von Eigenlob, welches überhaupt die ersten Buchdrucker in nicht selten übertriebenem Maße besaßen. Eine solche selbstgefällige Unterschrift findet sich in einem Missale, wo es heißt: „J. W. Artis impressorie studiosissimus et caracterum sculpendorum ingeniosissimus" — was sich darauf bezieht, daß er auch Stempelschneider gewesen, oder in einem andern Werke, wo er sich „impressor accuratissimus, solers vir", ja selbst „bonarum artium fautor" nennt. Solche Unterschriften weisen auf die Fust-Schöffersche Schule und Eigenart hin.

Man gibt an, daß Winterburger 61 Drucke mit seiner Firma geliefert hat. Außer denselben hat man bisher noch 18 Drucke ohne Jahr und Angabe des Druckers genannt, welche aber zweifellos Winterburger zugeschrieben werden können, im Ganzen also 79 Werke. Dieser Zahl fügt Herr Dr. Mayer noch 27 weitere hinzu, in der That nicht zu viel für eine 27jährige Thätigkeit. Aus dieser Gesammtziffer von 106 Druckwerken ergibt sich, daß wir von einem Hauptzweige seiner Thätigkeit, den liturgischen Drucken, eigentlich nur wenig kennen. Freilich waren einige derselben, wie z. B. die Missalbücher, umfangreiche Arbeiten, welche seine Pressen längere Zeit beschäftigten, aber trotzdem können die uns bekannten Werke dieser Art unmöglich ein nur annäherndes Bild seiner Wirksamkeit in dieser Richtung geben. Es sind ihrer ohne Zweifel mehr gewesen, aber manches Exemplar mag noch in einer Capitel- oder Dombibliothek ruhen, viele Exemplare sind in

Folge des täglichen oder doch häufigen Gebrauchs zu Grunde gegangen und wurden durch Drucke anderer Meister vielleicht schon wiederholt ersetzt. Sie waren noch im vorigen Jahrhundert auf dem Lande hier und da zu finden.

Uns scheint hiernach die Thätigkeit Winterburgers eine im Ganzen recht bedeutende, ersprießliche und ebenso wirkungs- wie erfolgreiche gewesen zu sein. Unser Verfasser, dem das nicht geringe Verdienst gebührt, für die allgemeine Kenntniß 27 Drucke Winterburgers bekannt gegeben zu haben, bezeichnet dieselben genau und beschreibt sie theilweise näher, doch würde hier selbst ein kurzes Eingehen auf dieselben viel zu weit führen. Wir müssen uns darauf beschränken, die Umrisse der Thätigkeit Winterburgers angedeutet und seine Verdienste um die Wiener Buchdruckerkunst, als deren erster bekannter Vertreter er die Reihe seiner Berufsgenossen würdig eröffnet, hervorgehoben zu haben.

Ebenso wenig können wir die nun zunächst folgende Zahl der Wiener Buchdrucker einzeln verfolgen, deren Namen wir bereits auf S. 104 genannt haben. Wohl aber möchten wir noch einen kurzen Blick auf das ganze Feld der bis jetzt bekannten Bibliographie des ersten Jahrhunderts der Wiener Buchdruckerkunst werfen, wie es unser Werk am Ende des Kapitels erschließt. Dieser Blick gestattet ein annähernd richtiges Bild von dem Umfange des Betriebs und der Größe der Wiener Officinen. Man hatte bisher die Zahl von 847 Wiener Drucken aus dem ersten Jahrhundert von Wiens Buchdruckgeschichte angenommen. Unser Werk vermehrt diese Zahl um fast ein volles Drittel und bringt sie auf 1248, wozu aber noch manche andere treten, so daß aus der Zeit von 1482—1582 heute etwas mehr als 1600 Wiener Drucke bekannt sind. Der Verfasser gibt eine übersichtliche Darstellung der neuen 401 Drucke in tabellarischer Form und in chronologischer Ordnung, — ein wahres Meisterstück, das von dem gründlichsten und fleißigsten Studium des Dr. Mayer ein glänzendes Zeugniß ablegt, und dessen Zusammenstellung eine sehr bedeutende Mühe verursacht haben muß.

Das dritte Kapitel behandelt „Einrichtung der alten Officinen, Schriftenguß und Stempelschnitt, Musiknotendruck, Xylographie und ornamentale Technik, Nachdruck und Privilegien, sociale Stellung der Meister, Buchhandel". Wie man sieht, sind die hier besprochenen Gegenstände recht mannigfach und vielseitig: sie beginnen mit der Technik und schließen mit der Vermittelung des Absatzes; im Wesentlichen zeigen sie uns das innere Getriebe der Buchdruckerkunst während ihres ersten Jahrhunderts in der Hauptstadt Wien. Die uns darin

vor das geistige Auge gestellten Bilder sind überall anziehend, lebensvoll; sie nehmen unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch und fesseln sie, so daß man mit oft wachsender Spannung sich in die gute alte Zeit mit ihren so ganz anders gearteten Verhältnissen versenkt. Wir wollen aus den Darstellungen dieses Kapitels ein paar Beispiele mittheilen, um die Belege für unsere Behauptungen zu bieten und dem Leser selbst die Prüfung an die Hand zu geben; beginnen wir mit der Beschreibung einer alten Buchdruckerei und ähnlicher Dinge:

„Setzer und Drucker, deren Geschäft nicht wie heute getrennt war, befanden sich früher in einem und demselben niedrigen, gewölbten Zimmer zu ebener Erde; größere Officinen hatten mehrere Räumlichkeiten für ihr Personale, unter dem es auch Schriftgießer und Holzschneider gab. An der Fensterseite standen die Setzerkasten, im Hintergrunde arbeiteten die Pressen. Dieselben waren noch, wie zu Gutenbergs Zeit, nach dem Vorbilde eines Weinkelters *) erbaut, mit hölzernem Fundamente, hölzernen Preßwänden und dem an Stricken angebundenen Tiegel, denn die erste, authentisch erwiesene Verbesserung war die Einführung einer messingenen Spindel durch den Nürnberger Drucker Danner um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Jene alten Pressen waren ganz erbärmliche Maschinen. „Die früheste mir zugekommene Abbildung einer Presse, sagt W. Blades, ist die von Ascensius in Paris, mit der Jahreszahl 1507. Diese, obwohl etwa 60 Jahre jünger als die Gutenbergsche, ist immer noch ein rohes Gebäude aus lauter Holz, kaum verschieden, außer in der Größe, von solchen Pressen, wie sie sich unter den Holzspielwaaren finden. Der Bengel sitzt direkt an der Schraube, und der Tiegel an dieser ist ein wackliger Klotz von hartem Holze; ein roher Deckel und dito Rähmchen vollenden das Bild. Nun denke man sich, der beste Drucker von der Welt würde mit einem solchen Apparate versuchen das berühmte gothische B in Farben zu drucken, das noch immer bis zur Halbbreite Register halten muß."

Mit derartig einfachen Holzpressen druckten Winterburger, Vietor, Singriener, Aquila, Zimmermann, Hofhalter u. a. ihre Werke. Nur

*) „So war auch die älteste Preß als Holzin und wie ein Trott, damit man allerhand Saft austrottet (keltert) formirt". Königshofen, Chronik. Diesem alten Zeugniß gegenüber erscheint dem Verfasser die geäußerte Ansicht, das Modell der Gutenbergschen Presse sei des Papiermachers Presse gewesen, nicht stichhaltig; das Muster beider ist vielmehr die weit ältere Weinpresse. Uns scheint es ganz natürlich, daß in dem Lande, in welchem die Buchdruckerkunst erfunden wurde, also in dem Rheinlande, welches seit Menschengedenken dem Weinbau eine hochbedeutende Stelle zugewiesen hat, die allgemein bekannte Weinkelter dem Erfinder das Modell zu seiner Presse geliefert hat.

Tüchtigkeit und Verständniß des Meisters und der Gehülfen, beiderseitiger Eifer und Hingebung für ein solides Schaffen erklären, daß wir heute noch solche Werke mit einer gewissen Ehrfurcht vor der ehrlichen, wenngleich mitunter unbeholfenen Arbeit betrachten. Und doch, wenn es nöthig war, wurden auch in oft kurzer Zeit verhältnißmäßig viele Bogen gedruckt. Rechnet man die Sonn- und die vielen Feiertage in damaliger Zeit ab, so bezeugt es die Schnelligkeit der Arbeit, wenn aus einer Officin jährlich 319 Folioblätter hervorgingen, und selbst diese Leistung übertraf Singriener durch den Druck von „Stephan Verböczi' Tripartitum Opus" ꝛc., indem er über 71 Bogen Folio neben andern Arbeiten in 40 Tagen vollendete ... Die alten Officinen mußten auch oft feiern, weil das Papier fehlte; es war dies ein stehender Klagepunkt vom Beginne der Buchdruckerkunst an bis zur Anwendung der Surrogate bei der Papierfabrikation in neuerer Zeit ... Das Personale einer größeren Officin bestand aus Setzern (compositores literarum s. typorum), Druckern (impressores) und dem Corrector (castigator). Jene waren, wie gesagt, nicht immer strenge von einander geschieden, der Setzer verstand sich auf's Drucken, der Drucker auf die Herstellung des Satzes, was sich eben aus den einfachen Verhältnissen jener Zeit erklärt. Heute freilich bedarf der Maschinenmeister einer sorgfältigen technischen Bildung, und an den Drucker werden Anforderungen gestellt, die eine selbständige Ausbildung voraussetzen. Die Setzer waren mitunter sehr tüchtige Leute. In der ersten Zeit der Typographie gab es unter ihnen ehemalige Schreiber, Illuministen, Briefdrucker, ja selbst Gelehrte hielten es nicht unter ihrer Würde, Setzer und Drucker zu werden. Hier und da sind uns auch Namen von Setzern in den ältesten Wiener Officinen überliefert, die ihrer gelehrten Kenntnisse wegen, oder weil sie später selbst das Meisterrecht erlangten, über die enge Arbeitsstube hinaus bekannt wurden. In so wanderlustiger Zeit, wie sie das 15. und 16. Jahrhundert war, zogen die Gehülfen, nachdem sie ihre Lehrjahre vollendet hatten, in die Fremde; mancher wechselte mehrere Male die Stätte seines Wirkens, bis er in seine Vaterstadt zurückkehrte oder an einem fremden Orte sich bleibend niederließ. In Wien gab es wenig Nachwuchs, Alle — Meister und Gesellen — kamen von auswärts, aus Bayern, Franken und vom Rheine her, Vietor und Hofhalter von Polen. Manchmal geschah es auch, daß sich ein Meister geschulte Setzer aus einer größeren Officin ausbat oder verschrieb. Die Officinen gingen vom Vater auf den Sohn, häufig auch mit der Wittwe oder einer Verwandten des Meisters auf einen ehemaligen Gesellen derselben über.

Einen wichtigen Posten bekleideten die Correctoren, welche in größeren Officinen oft auch die technischen Vorsteher (Inspectoren oder Factoren) waren. Bei einem kleineren Geschäftsbetriebe versah anfangs auch ein Setzer, selbst wenn er nur nothdürftige Kenntnisse hatte, die Stelle eines Correctors. Wo es sich aber in einer nur irgendwie renommirten Officin darum handelte, kritische Ausgaben der Classiker oder andere bedeutende Werke hinauszugeben, da durften fachkundige Correctoren, Männer, welche in Kritik und Hermeneutik, in Alterthumskunde, Geographie und Geschichte, mit einem Worte, in weltlichen und kirchlichen Disciplinen wohl erfahren waren, nicht fehlen. Ihre Aufgabe war es dann auch, die Indices und Register zusammenzustellen. Oft besorgten die Autoren sämmtliche Correcturen. Das Gleiche finden wir auch in den uns bekannten Wiener Officinen des 16. Jahrhunderts.

Weiter lassen wir noch Einiges über das geschäftliche Leben des Büchervertriebs folgen, da die alten Druckherren zugleich Herausgeber, Verleger und Buchhändler waren. In der ersten Zeit beschränkten sich die Buchdrucker darauf, die heilige Schrift oder vorliegende Manuscripte eines Donatus, eines Kirchenvaters, eines lateinischen Autors oder sonst beliebte Manuscriptbücher nachzudrucken, und zwar meistens sclavisch mit allen Abbreviaturen und Fehlern, wozu noch die der Druckerei selbst kamen. Bei diesen ältesten Erzeugnissen des Buchdrucks machte sich daher die ausgeprägte Persönlichkeit des Druckers allein geltend. Später kamen Autoren, d. h. Männer, welche selbst ein Buch geschrieben oder ein Manuscript corrigirt und mit Noten zum Drucke vorbereitet hatten. Entweder bestritten dann diese die Kosten, d. h. sie verlegten ihr Werk selbst, oder der Drucker war der Verleger, oder, was sich mit der Zeit herausgebildet hatte, es traten eigene Verleger auf, welche dann mit ihren Büchern oder mit Büchern fremden Verlags ein Geschäft machten: das waren die Buchhändler. Diese bildeten eine Zunft, oder sie gehörten, wie z. B. in den Niederlanden, der berühmten St. Lucas-Gilde an. Die berühmten Alantsee in Wien waren solche Verleger und Buchhändler. Lucas Alantsee nennt sich noch bescheiden „omnium literatorum parens ac nobilis vir".

Die ältesten Buchdrucker vertrieben, wie gesagt, ihre Erzeugnisse oft selbst, auch im Wege des Tauschhandels, wie dies in der Buchdruckerei des Benedictiner-Klosters St. Afra in Augsburg und bei den im westlichen und nördlichen Deutschland zahlreich verbreiteten Brüdern vom gemeinsamen Leben der Fall war, oft auch nur gegen Bezahlung. Freilich war dieses Geschäft in der Zeit der Erstlingsdrucke nicht immer glänzend, und manche berühmte Officin, deren Gründer Mühe, Sorg-

falt und materielle Opfer auf ihre Meisterwerke verwendet hatten, ging zu Grunde. Pfister in Bamberg z. B. hatte durch seine schönen Drucke sein Vermögen erschöpft und Pannarz und Sweynheim, die sich doch hoher Gunst erfreuten, erfuhren, daß ihre Kunst leider keinen „goldenen Boden" hatte. Die Concurrenz wurde auch schon damals immer größer. Gelehrte kauften im eigenen und fremden Namen bei entfernten Druckherren, reisten deshalb auch selbst an die ersten Druckstätten. Im Jahre 1504 war Vicentius Longinus Eleutherius, des Celtes Stellvertreter in der Abtheilung des Collegiums für Poetik und Rhetorik in Wien, nach Rom geschickt worden, um Bücher und Manuscripte daselbst einzukaufen. Koburger in Nürnberg, welcher zu seiner Zeit das größte Geschäft in Deutschland besaß, hatte in fast allen hervorragenden deutschen Städten seine Factoreien, und von Italien her hatte sich ein noch ausgebreiteteres Sortimentsgeschäft mit den Classikern entwickelt. Namentlich fanden die besten Aldinen-Ausgaben einen bedeutenden Absatz. Bei dieser zweiseitigen Concurrenz, von Deutschland und Italien her, hatten daher die Wiener Druckherren schon frühe einen schweren Stand. Wenn diese nicht vermöge ihres Ansehens in Gelehrtenkreisen und wegen ihrer Bemühungen um gute Ausgaben hinlängliche Beschäftigung für ihre Pressen gefunden hätten, wenn nicht das wissenschaftliche Leben in Wien ein mannigfaltiges und hochentwickeltes gewesen wäre, so hätte jene Concurrenz den Wiener Pressen schon damals einen nicht geringen Schaden zufügen können. Jedenfalls war die Situation der ersten Wiener Buchdrucker eine schwierige, zumal dann die steten Türkengefahren und die Belagerung Wiens von 1529, später die reformatorische Bewegung auf den Rückgang des wissenschaftlichen Lebens und damit auch des Buchdrucks nicht ohne Einfluß geblieben waren.

Die Buchhändler oder Buchführer (librarii oder bibliopolae) in Wien hatten ihre Verkaufsläden im Bischofshofe gegen den Stephanfreithof zu, bei dem Carmeliter-Kloster am Hof oder in ihren eigenen Häusern. Der älteste, uns bekannte Buchführer Wiens ist Wilhelm Bel, welcher schon 1492 die Leipziger Messe besuchte. Ihm zunächst werden genannt Theobald Feger, Bürger und Buchhändler in Ofen, welcher 1494 die Winterburger'schen Pressen beschäftigte, Hanns Hüftl, welcher von 1497 bis ins erste Decennium des 16. Jahrhunderts in Quellen vorkommt und Heinrich Hertzog, Bürger und Buchführer in Ofen, welcher 1500 das Graner „Baptismale" bei Winterburger verlegte. Diesen zunächst führen wir an Bernhard Melipola von Olmütz, welcher 1508 den „Computus novus et ecclesiasticus" bei

Winterburger verlegte, Vietor, der 1509 bei Winterburger die Gedichte des Ruthenen Paul Crosna drucken ließ, und endlich Mert Schayringer, von dem wir aus dem Jahre 1509 quellenmäßige Kunde haben. Die hervorragendsten Buchhändler Wiens aber, die in Venedig und Straßburg verlegten und — man kann sagen — in der ganzen damaligen literarischen Welt bekannt waren, waren die von Augsburg stammenden Alantsee. Es kommen zuerst Leonhard (Lienhart) und Lucas vor. Sie betrieben den Buchhandel in Wien schon im Jahre 1505 und machten häufige Reisen nach Italien und Deutschland; sie kauften und vertrieben viel und ließen bei Winterburger, Vietor und Singriener drucken. Ihr Wiener Verlag war ein sehr bedeutender, und sie wurden auch wegen ihrer Verdienste gelobt. Sie führten ein eigenes Verlegerzeichen, ein kleineres und seit 1514 auch ein größeres. Lucas Alantsee starb im Jahre 1523. Sein Sohn Urban († 1551) ließ 1530 bei Vietor und 1550 bei Hanns Kohl drucken. Er hatte ein Haus auf dem Graben, der Buchhandel ging auf seinen Stiefbruder Christoph Wech über. Noch wird ein Michael Alantsee genannt, der 1523 erscheint und sich Buchführer und Buchdrucker nannte; in seiner letzteren Eigenschaft wissen wir bis jetzt nichts von ihm. Ein angesehener Verleger und Wiener Bürger war auch Johann Metzker, der von 1513 an bei Singriener drucken ließ. Sein Schwager Johann Widemann von Augsburg verlegte bei Vietor das „Odeporicon".

Der in Ofen seßhafte Buchhändler Urban Keym, der auch in Straßburg und anderwärts drucken ließ, und Mathias Milher, der Verleger eines „Proprium" für die ungarische Geistlichkeit im Jahre 1519, zählen ebenfalls zu den Wiener Buchhändlern. Bartholomäus Werla, 1519—1521 erwähnt, verlegte bei Singriener mehrere Werke und ließ u. a. auch das seltene Buch „Corvini Laurentii Elegantiarum liber" daselbst drucken, kommt also noch im Jahre 1520 vor.

Außer diesen erwähnen wir Wolf Hueber (1527), Johann Lieb (1556), Paul Strasser, dessen Buchhandel 1558 an den Buchbinder Georg Eberhart kam, Martin Heyn (vor 1540), Anton Rapolt (1551), Georg Schiller und David Kremer (1554), Christoph Kaisersperger (1551 und 1555), Stephan Hösch (1558), Johann Sauer (vor 1560), Hanns Zan und Valentin Preselkha (vor 1560), Leopold Knäbl (1560), Gregor Eberhart (1577), Hanns Sparing (1577), Joachim Laymann (circa 1580), der erste und angesehenste Buchhändler seiner Zeit und Elias Freitag, welcher circa 1580 seinen Laden im niederösterreichischen Landhause hatte.

Auf das vierte Kapitel, welches die geistigen Strömungen in Wien vom Jahre 1482 bis 1582 (Humanismus und Reformation) und die Beziehungen der Buchdruckerkunst zu denselben, dann die Anfänge und Entwickelung der Censur behandelt, können wir hier nicht näher eingehen. Wir verweisen auf das Mayer'sche Buch, welches die Nachweise giebt, wie die jungfräuliche Kunst der Typographie bemüht ist, als treue Dienerin der zwei mächtigen Bewegungen der Geister jener Zeit — des Humanismus und der Reformation — zu wirken, sowohl in fördernder Art, als auch selbst wieder angeregt und weiter entwickelt. Auch über die Verhältnisse der Censur in Wien erhalten wir sehr schätzenswerthe Mittheilungen und manche neue Aufschlüsse, woraus wir ersehen, daß die damaligen Jünger Gutenbergs in der Kaiserstadt oft in recht schwieriger Lage sich befanden. Heute dürfen wir der Freude Ausdruck geben, daß eine solche Zeit für uns längst vorüber ist, denn in der Gegenwart giebt es für Deutschland keine Censur mehr, wie sie in Rußland und theilweise noch in Italien, Spanien, Portugal besteht. Aus der Darstellung des Verfassers tritt uns stets eine Wahrnehmung entgegen, daß nämlich die Buchdruckerkunst immer ein Kind und ein Spiegelbild ihrer Zeit ist; beide stehen in engster Verbindung mit einander, und um beide richtig zu verstehen, muß man sie kennen zu lernen und ihre beiderseitigen Beziehungen zu prüfen suchen. Das Ergebniß ist auch hier, daß die „gute alte Zeit" doch weit, sehr weit weniger gut ist als die Gegenwart, in der wir als „Waffenschmiede der deutschen Bildung" oder „Träger der Cultur" zu wirken berufen sind.

(Schluß folgt.)

Allerlei aus der Buchführung.

Wir beabsichtigen in dem Folgenden einzelne Theile der Buchführung des Buchhändlers, sowohl des Sortimenters als des Verlegers etwas ausführlicher zu behandeln, als dies in den meisten Lehrbüchern bisher der Fall war und hoffen dadurch an manchen Stellen Anregung zu geben, zur Einrichtung einer geordneten Buchführung und dieselbe besonders jüngeren Herren durch einige praktische Winke etwas zu erleichtern.

Bekanntlich bestimmt § 28 des Handelsgesetzbuches: „Jeder Kaufmann ist verpflichtet Bücher zu führen, aus welchen seine Handelsgeschäfte und die Lage seines Vermögens vollständig zu ersehen sind." Diese gesetzliche Vorschrift ist auch für den Buchhändler maßgebend, wird aber leider nicht immer genügend beachtet, ebenso geht es dem § 29 über die Inventur und Bilanz.

Soll aus den Büchern die Vermögenslage vollständig zu ersehen sein, so müssen dieselben das ganze Vermögen zu Anfang des Geschäftes, resp. Geschäftsjahres vollständig enthalten und damit es übersichtlich ist in einer systematischen Anordnung. Ferner sollen alle gemachten Handelsgeschäfte vollständig daraus zu ersehen sein, sie müssen daher sammt und sonders verzeichnet werden und zwar in einer Anordnung, die auch *Anderen*, als dem Chef und dem Buchhalter gestattet, die Vermögenslage zu einem gewissen Zeitpunkte ersehen zu können.

Es ist dabei jedem überlassen, welches System er für seine Buchführung auswählen will, wenn es nur den erwähnten Anforderungen entspricht. Die einfache Buchführung kann ebensowohl angewandt werden wie die doppelte, die Hauptsache ist, daß überhaupt eine *systematische* Aufzeichnung 1. aller Vermögensobjekte am Anfang des Geschäfts; 2. aller Veränderungen während des Geschäftsbetriebes stattfindet und daß 3. nach § 29 des Handelsgesetzes in *jedem* Jahre eine solche Inventur und Bilanz gezogen wird. Es ist auch hierbei dem Ermessen des Einzelnen überlassen, den Zeitpunkt für die Inventur zu bestimmen, doch muß er dabei beachten, daß die einzelne Rech-

nungsperiode nicht über ein Jahr dauern darf, während es ihm unbenommen bleibt, innerhalb des Jahres zwei oder mehr Inventuren zu machen.

Die in vielen Buchhandlungen getroffene Einrichtung, die Geschäftsbücher mit Neujahr abzuschließen, aber doch wieder Remittenden, Disponenden und Zahlungen der nächsten O.-M. in alte Rechnung zu verbuchen, entspricht nicht genau dem Gesetze. Am leichtesten dürfte der Buchhandel dieser gesetzlichen Vorschrift nachkommen, wenn er seine Inventur auf die Zeit nach der Messe, also auf den 1. Juli resp. 1. August verlegt und dürfte er auch zu dieser Zeit des stilleren Geschäftsganges am meisten freie Zeit für eine solche Arbeit zur Verfügung haben. Wie vorhin bemerkt, genügt die einfache Buchführung den gesetzlichen Anforderungen, doch ist es meistens besser sich die doppelte Buchführung einzurichten; die Arbeit, welche dieselbe im Laufe des Geschäftsjahres mehr erfordert als die einfache, erspart sie wieder bei der Inventur und außerdem gewährt sie eine größere Sicherheit für die Richtigkeit der Verbuchungen, da ja jeder Posten zwei Mal verbucht wird und der Zusammenhang der einzelnen Posten dadurch viel deutlicher hervortritt, auch Irrthümer sich dabei leichter auffinden lassen und schließlich die Aussicht auf Controle durch die doppelte Buchführung manchen Mitarbeiter schon von vornherein zu sorgfältigerem Arbeiten veranlaßt. Es ist wohl selbstverständlich, daß eine doppelte Verbuchung jedes einzelnen Postens zu zeitraubend wäre; die üblichen Bücher der einfachen Buchführung müssen aber so eingerichtet sein und geführt werden, daß aus denselben die gleichen Posten summarisch (monatlich, quartaliter 2c.) in die Bücher der eigentlichen doppelten Buchführung übertragen werden können. Ohne weiter auf doppelte oder einfache Buchführung im Besondern uns beziehend, wollen wir jetzt einige Arbeiten spezieller durchnehmen, welche bei beiden Arten ziemlich gleich sind und besonders hervorzuheben trachten, was jetzt in vielen Fällen nicht genügend beachtet zu werden scheint.

Wir beginnen mit der Inventur eines Sortiments. Die Vorschriften finden sich im Handelsgesetzbuche § 29, 30 und 31. Der letztere Paragraph bestimmt, daß sämmtliche Vermögensstücke und Forderungen nach dem Werthe anzusetzen sind, welcher ihnen zur Zeit der Aufnahme beizulegen ist. Abgesehen vom baaren Gelde muß also jedes Vermögensobjekt geschätzt werden. Gute Wechsel, Staatspapiere, Aktien und dergleichen, welche man täglich gegen baar Geld verkaufen kann, sind leicht geschätzt, der ev. Erlös bei Verkauf am Aufnahmetage ist ihr wirklicher Werth. Immobilien, Grundstücke und ähnliches wird man

durchweg zum Einkaufspreise, nöthigenfalls nach üblichen Abschreibungen, aufnehmen, das vorhandene Mobiliar des Geschäfts wird ebenfalls nach Abzug der Abnutzungsprozente vom Einkaufs- oder Kostenpreise ziemlich richtig eingeschätzt sein; anders und schwieriger ist aber die Einschätzung des Büchervorrathes. Eine Schätzung im Ganzen, in Bausch und Bogen dürfte wohl in keiner Weise den Anforderungen des Gesetzes entsprechen, es muß also eine Aufnahme der einzelnen Bücher stattfinden (à Cond.-Sendungen sind nicht Eigenthum des Sortimenters, er darf dieselben also nicht mit seinem eignen festen Lager zusammen rechnen) und muß dann jedes Buch abgeschätzt werden. Für gangbare Bücher, welche der Sortimenter erst im Laufe des letzten Rechnungsjahres bezogen hat, kann er, unserer Meinung nach, den Facturapreis des Verlegers ansetzen; für weniger gangbare und besonders für Ladenhüter und für Werke, die ihm liegen geblieben, muß, je nach der Wahrscheinlichkeit des Verkaufs, ein Abzug gemacht werden. Unverkäufliche Werke sind besser ohne Preisansatz aufzuführen. Die bequeme Methode, von allen Büchern den Nettopreis auszuwerfen und von der ganzen Summe einen Abzug für Entwerthung zu machen, ist bei kleinem und ganz und gar gangbarem festen Lager wohl angebracht, aber bei größerem Lager doch zu ungenau. Ferner sind alle Forderungen nach ihrem Werthe anzusetzen, die zweifelhaften aber abzuschreiben. Der Sortimenter wird also die Forderungen aus dem letzten Jahre, soweit ihm nicht bereits das Gegentheil bekannt ist, für voll annehmen können, natürlich erst nach Abzug des üblichen Scontos oder vereinbarten Rabatts, dagegen dürfte er ältere Forderungen wohl nur sehr niedrig annehmen können, denn was jetzt nicht binnen Jahresfrist gezahlt ist, wird in den meisten Fällen auch überhaupt nicht mehr bezahlt, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, wie Ratenzahlungen oder ähnlichen Vereinbarungen.

Die Zusammenstellung dieser Posten würde nun schließlich das gesammte Vermögen umfassen und würden davon dann nur noch die Schulden in Abzug zu bringen sein. Schulden sind am leichtesten zusammengestellt, da sie sich nur selten ändern, gegenüber den vorliegenden Rechnungen und Facturen, eine einfache Addition dieser Posten genügt, um deren Gesammtsumme festzustellen. Schwieriger ist es im Sortiment allerdings zu ermitteln, was von den Disponenden und à Cond.-Sendungen verkauft ist und wofür der Betrag daher als Schuld mitgezählt werden muß; meistens ist die Einzelaufnahme dieser Posten vortheilhafter, jedenfalls viel genauer als die summarische Art und Weise, nach welcher man von dem Totalbetrag dieser Posten den Totalbetrag des Vorraths abzieht und die Differenz als Schuld mitrechnet.

Nachdem man nun die Totalsumme aller Schulden von der Totalsumme des Vermögens abgezogen, hat man den Betrag des reinen Vermögens und kann durch Vergleichung mit den vorjährigen Abschlüssen ersehen, ob sich dieses vermehrt oder vermindert hat.

Es könnte nun die Frage aufgeworfen werden, ob der Sortimenter berechtigt ist, den innern oder sog. idealen Werth seines Geschäftes als einen Theil des Aktiv-Vermögens mit aufzunehmen. Wir möchten diese Frage bejahen, doch ist bei Ausrechnung desselben die allergrößte Vorsicht und Aufmerksamkeit erforderlich; wie bei allen Schätzungen der einzelnen Posten des Aktiv-Vermögens muß man auch hierbei lieber zu niedrig als zu hoch rechnen. Wir werden an einem Beispiel zeigen wie man es machen kann, ohne gerade dies Muster als für alle Fälle zutreffend halten zu wollen.

Hat man sich bei Abschätzung des Lagers und der Einrichtung bemüht, diese Schätzung so vorzunehmen, als wenn die Werke ꝛc. in einer Auktion verkauft werden müßten, so wird man wohl ziemlich richtig eingeschätzt haben. Bei Berechnung des idealen Werthes muß man sich ebenfalls auf einen gänzlich unpartheiischen Standpunkt stellen, am besten vielleicht auf den eines Capitalisten, der ein solches Geschäft als eine solide Capitalanlage betrachten könnte und, um sich von der Sicherheit und Rentabilität zu vergewissern, sich die Inventur und Abschlüsse vorlegen läßt.

Nehmen wir an, daß er die Berechnungen des Werthes am Lager, Einrichtung und sonstigen Objekten richtig befindet, die Schulden ebenfalls vollständig in Abzug gebracht sind, so würde ihm nun die Berechnung des innern oder idealen Werthes erübrigen, d. h. er hat auszurechnen, ein wie großes Capital das Geschäft außer dem bereits als reines Vermögen bekannten Betrage noch mit ziemlicher Sicherheit verzinsen wird. Er würde also ungefähr folgende Rechnung aufstellen:

Einnahme für Baarverkauf		M. 10 000.—
Auf Rechnung ist verkauft		„ 20 000.—
Ordinär-Absatz also in Summa:		M. 30 000.—
Das Lager hat sich vermindert um	M. 1 000.—	
Für Baarpackete sind ausgegeben	„ 15 000.—	
Schulden sind gemacht	„ 4 000.—	M. 20 000.—
Der Bruttogewinn beträgt also:		M. 10 000.—

Von diesem Bruttogewinn sind folgende Posten vorweg zu bestreiten:

Gehalt eines Geschäftsführers	M. 3000.—
Steuern ꝛc.	„ 300.—
Transport:	M. 3 300.—

Transport:	M.	3 300.—
Commissionär für Honorar, Emballage ꝛc.	„	750.—
Miethe	„	750.—
Salair für Gehilfen, Hausknecht ꝛc.	„	2000.—
Heizung, Licht, diverse kleine Ausgaben	„	500.—
Frachten	„	400.—
Porto- und Stempelausgaben	„	300.—
ferner hat sich herausgestellt, daß von den creditirten 20 000 M. ord. an Rabatt und Sconto, sowie voraussichtlichen Verlusten abgehen	„	1 000.—
6% Zinsen von 15 000 M. Anlage- und Betriebs-Capital . .	„	900.—
Summa:	M.	9 800.—

Es bleibt also ein reiner Ueberschuß von M. 200.—, der zur Verzinsung von rund 3000 M. ausreichen würde, in der Voraussetzung, daß der betr. Capitalist auf eine Amortisation, resp. Rückzahlung seines Capitals verzichtet.

Die Summe von 3000 M. würde also immerhin unter den erwähnten Verhältnissen als der ideale Werth des Geschäfts zu betrachten sein, oder mit andern Worten für ein Geschäft, dessen Abschlüsse vorstehende Zahlen ergeben, könnte außer dem reellen Werthe von Lager und Einrichtung ꝛc., noch ein Betrag von 3000 M. mehr angelegt werden. Ganz besondere Beachtung verdient der Posten für Sconto, Rabatt und Verluste auf den creditirten Betrag, während beim Baarverkauf der Rabatt oder Sconto in der Regel nicht besonders gebucht werden kann, sondern nur als eine Mindereinnahme und daher nur als Verringerung des Bruttogewinnes zum Ausdruck kommt, werden die Rechnungen für gewöhnlich in Ordinär geführt und der Abzug erst bei deren Zahlung gemacht; wenn man nun nach einer gewissen Zeit die noch restirenden Beträge von der Gesammtsumme der ausgeschriebenen Rechnungen abzieht, so wird man finden, daß die eingegangenen Zahlungen geringer waren und diese Differenz ist Verlust, soweit nicht in Einzelfällen die betr. Rechnung durch nachträgliche Rückgabe von Büchern reduzirt wurde. Sind die Rechnungen Netto geführt, ist also Rabatt und Sconto vor der Zusammenstellung abgezogen, so wird der Verlust nur von solchen Posten herrühren, welche nicht einzutreiben sind. Ein entsprechender Betrag für diese Verluste ist aber stets mit zu veranschlagen. Da in jetziger Zeit wohl nur wenige Geschäfte gar keinen Rabatt gewähren, so muß bei jeder Berechnung von Rentabilität auch diese Rabattfrage nach den vorliegenden örtlichen Verhältnissen berücksichtigt werden, entweder ist der Bruttogewinn dem Prozentsatze nach um den Rabatt kleiner, oder der Rabatt ist als Ver-

lust vom Bruttogewinn erst in Abzug zu bringen. Ferner ist bei jeder Rentabilitätsberechnung ein Posten für Verzinsung und Amortisation des Anlage- und Betriebskapitals in Ansatz zu bringen; wie viel Prozente, ist natürlich Sache jedes Einzelnen, unserer Meinung nach müßten es ca. 7—10% sein, 5 oder 6% als Zins, 2—4% als Amortisation. Diese Beträge müssen nicht nothwendig dem Geschäft entzogen werden, sondern können zur Vermehrung des Betriebskapitals verwendet werden, besonders dann, wenn letzteres dem Umfange des Geschäfts nicht genügen sollte. In Betreff des angesetzten Gehaltes für einen Geschäftsführer, so muß sich die Höhe desselben einestheils nach den örtlichen Verhältnissen, Preise der Lebensmittel, Repräsentation ꝛc., richten, besonders aber muß der Umfang des Geschäfts und die dadurch bedingten Ansprüche an die Arbeitskraft und Intelligenz desselben berücksichtigt werden. Im Allgemeinen sind die Geschäftsführer für kleinere und mittlere Sortimente ja mit einem sehr bescheidenen Einkommen zufrieden, doch dürfte 10% vom Ordinärabsatze in der Regel nicht zu viel gerechnet sein. Für diese letzten beiden Posten, Zinsen und Gehalt, ist es ganz gleichgültig, ob der Besitzer sein Geschäft selber leitet, dann will er doch zuerst davon leben, eventuell seine Familie ernähren und muß ungefähr denselben Betrag verbrauchen; braucht er weniger, so erspart er allerdings, doch wird dadurch natürlich der Werth des Geschäfts nicht größer. Ebenso ist es mit den Zinsen; ist alles Geld freies Eigenthum des Besitzers, so genießt er selber die Zinsen, kann sie ev. mit verbrauchen, oder anderweitig verwerthen und anwenden; ist das Geld geliehen, so muß er sie an andere zahlen; in Berechnung sind dieselben auf jeden Fall zu ziehen.

Wenn wir nun die Inventur eines Verlegers betrachten, so finden wir im Ganzen dasselbe Bild; Aktien und Staatspapiere, Einrichtung und Immobilien sind bald abgeschätzt, anders ist es mit den Vorräthen der einzelnen Verlagsartikel, hiervon muß jeder einzelne ebenfalls geschätzt werden. Die Zahl der vorräthigen Exemplare muß natürlich zuerst festgestellt werden, was sich im Ballen und Handlager befindet wird nachgezählt, hinzukommt, was sich auf den Auslieferungslagern an den Commissionsplätzen befindet, etwa beim Buchbinder befindliche Vorräthe und die Disponenden der betr. Ostermesse, sowie die Auslieferung à Cond. des laufenden Rechnungsjahres. Wir wollen annehmen, von einem Werke unter dem Titel „Charlottes Kochbuch" seien 4500 Expl. complet vorhanden, außer den entsprechenden Defektbogen ꝛc.

Dies Werk ist ziemlich spät im letztverflossenem Jahre neu er-

schienen; die Auflage betrug 6000 Expl. und kostete an Honorar, Satz, Druck, Papier und Broschur incl. Umschlag 8000 M.

Der Ordinärpreis ist 3 M. 60 Pf., wir berechnen netto 2 M. 40 Pf., baar 2 M. 10 Pf. ohne Freiexpl.

Wir versandten „pro nova" 4000 Expl. à M. 2.40		M. 9600.—
Zur O.-M. wurden remittirt 1500 Expl. . . .	M. 3600. —	
„ „ „ disponirt 1200 „ . . .	„ 2880.—	„ 6480.—
Absatz also in Rechnung 1300 Expl. mit		M. 3120.—
Baar wurden ausgeliefert . . . . . 1200 „	„ „	2520.—
Totalabsatz 2500 Expl. mit		M. 5640.—

Außer den genannten Druckkosten von 8000 M. oder von 1 M. $33^1/_3$ Pf. pro Expl., belasten wir das Conto dieses Verlagsartikels mit allen speziell für dessen Absatz aufgewendeten Spesen und Kosten, wie Inserate, Prospecte u. s. w., sowie mit einem Antheil an den nicht einzeln vertheilbaren Spesen des Geschäfts für Geschäftsführung, Verzinsung des Capitals, Verpackungsmaterial, Frachten, Löhne, Steuern, Miethe, Verluste, Heizung, Verlagskataloge u. dergl. Nehmen wir z. B. an, daß diese letzteren Spesen für das ganze Geschäft bei einer Auslieferung von in Summa 200000 M. 40000 M. betragen, so würden dieselben mit 20% der Auslieferung jedem Verlagsartikel zu belasten sein.

Die Frage nach der rationellsten Vertheilung dieser Geschäftsunkosten scheint noch nicht gelöst, wir verkennen nicht, daß dafür ganz verschiedene Grundsätze in Anwendung kommen können, halten aber die prozentuelle Vertheilung nach Maßgabe der Auslieferung für eine der bequemeren Arten, denn die Höhe der Auslieferung bedingt am meisten die Kosten für Arbeit, Fracht, Commissionsgebühren, Verpackung u. dergl. und haben wir daher diesem Modus den Vorzug gegeben.

Das Conto des Buches ist also belastet

mit den Herstellungskosten von		M. 8000.—
hinzukommen: specielle Spesen		„ 500.—
20% Antheil: allgemeine Spesen		„ 2424.—
Die Einnahme betrug	M. 5640.—	
Der Vorrath von 3500 Expl. à $1^1/_3$ M. . . .	„ 4660.—	
Verlust	„ 624.—	
	M. 10924.—	M. 10924.—

Wir wollen nun an demselben Beispiele die Inventur älterer gangbarer Werke zeigen. Bei den guten Aussichten für den baldigen Absatz des Vorrathes wagen wir es, den vorstehend aufgeführten Verlust wieder auf neue Rechnung vorzutragen, obgleich derselbe, genau

genommen, abgeschrieben werden müßte; im zweiten Jahre würde also das Conto belastet mit folgenden Posten:

Vortrag des Verlustes		M. 624.—
Werth des Vorraths 3500 Expl. à 1⅓ M.		„ 4660.—
Specielle Spesen		„ 300.—
20% von 6750 M. Auslieferung als Antheil an den allgemeinen Spesen		„ 1350.—
Einnahme für 1500 Expl. à M. 2.40	M. 3600.—	
„ „ 1500 „ à „ 2.10	„ 3150.—	
Vorrath 500 Expl. à 1⅓ M.	„ 660.—	
Gewinn		„ 476.—
	M. 7410.—	M. 7410.—

Im dritten Jahre wird der Rest ausgeliefert, doch stellt sich dabei heraus, daß 50 Exemplare in verschiedener Weise defekt geworden sind und die Rechnung ergiebt noch einen Gewinn von 80 M. auf diesen Rest, welcher im 1. Semester zu Ende geht. Die ganze Auflage ergab also in 2½ Jahren einen Reingewinn von 556 M. oder pro anno von ca. 220 M. Bei dieser Schlußrechnung muß man ev. darauf Rücksicht nehmen, ob vielleicht in früheren Jahren ein Verlust abgeschrieben ist, oder ob ein solcher, wie oben, wieder vorgetragen; im ersteren Falle müßte derselbe noch in Abzug gebracht werden, bevor man einen Reingewinn auswirft.

Wenn man nun Sicherheit hätte, daß dies Werk auch ferner Jahr für Jahr einen Gewinn von 220 M. gäbe, so wäre dieser Betrag eine Rente und könnte von einem Käufer des Geschäfts das Verlagsrecht mit einem entsprechenden Capitale bezahlt werden; da aber dafür keine Sicherheit geboten werden *kann* und die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß dies nur eine kurze Reihe von Jahren der Fall sein werde, so ist bei Berechnung des Kapitalwerthes eines solchen Verlagsartikels ein sehr hoher Prozentsatz für die Capitalisirung anzuwenden, 20% scheint uns nicht zu hoch, es ergebe sich daraus immerhin noch ein Werth von ca. 1100 M. außer etwa vorhandenen Vorräthen, Holzschnitten u. dergl. Der Verleger wird eine solche Werthschätzung bei seiner Verlagsinventur *besser unterlassen* und nur die effectiven Vorräthe höchstens zum Herstellungspreise ansetzen, sie höher anrechnen hieße den Gewinn der folgenden Jahre anticipiren. Dagegen wird er die Vorräthe von weniger gangbaren Artikeln, sobald die späteren Inventuren ein Nachlassen des Absatzes ergeben, stets unter dem Kostenpreise anrechnen und zwar um so viel niedriger, je weniger Absatz erzielt ist und schließlich den ganzen Betrag als Verlust abschreiben. Zu beiden Inventuren möchten wir noch besonderer Beachtung empfehlen,

daß der Verluſt bei zu niedriger Schätzung der Vorräthe nur ſcheinbar iſt; werden ſolche Vorräthe ſpäter beſſer verwerthet, ſo iſt der Gewinn ſo viel höher; durch eine zu hohe Schätzung aber täuſcht man ſich ſelber und wird gezwungen. ſpäter den Verluſt in einer viel größeren Summe auf einmal abzuſchreiben, ferner iſt die Aufzählung der einzelnen Vermögensſtücke ſyſtematiſch nach Gruppen einzurichten und alles Gleichartige von vornherein zuſammen zu ſtellen, denn nur durch die genaue ſyſtematiſche Eintheilung kann man einen Ueberblick über die einzelnen Theile und ihr Verhältniß zum Ganzen gewinnen und auch nur dadurch kann man es erreichen, daß dieſe Vermögensaufnahme die Grundlage einer geordneten Buchführung bilden kann.

Hat man in der Inventur jeden Haupttheil ſeines Vermögens möglichſt objektiv veranſchlagt und den Beſtand deſſelben genau in ſeinen einzelnen Theilen feſtgeſtellt, ſo hält es nicht ſchwer, die im Laufe des weiteren Geſchäfts vorkommenden Veränderungen, Abnahme oder Zunahme, dabei zu vermerken und dadurch hat man dann von ſelber eine geordnete Buchführung. Wenn man jede Veränderung notirt hat (es genügt das Zuſammenfaſſen vieler gleicher kleinen Poſten in einen oder einige wenige Hauptpoſten), ſo muß am Jahresſchluß die neue Aufnahme des Vermögens mit den Büchern genau übereinſtimmen, es iſt dies alſo die Probe für die Buchführung.

In vorſtehenden Zeilen haben wir verſucht für die Inventuren einige Winke zu geben, bemerken aber ausdrücklich, daß wir die Abſchätzungen durchaus nicht als allgemeine, immergiltige Normen hinſtellen wollen; eine Schablone läßt ſich dafür überhaupt nicht geben, wir werden zufrieden ſein, wenn wir angeregt haben, die dabei auftauchenden Fragen objektiv zu prüfen und nach vorliegenden Thatſachen, nicht nach allgemeinen unbeſtimmten Eindrücken zu entſcheiden, beſonders aber dem Speſenconto eine gebührende Beachtung zu ſchenken, weil dies Conto wenigſtens bisher bei vielen buchhändleriſchen Schätzungen nicht genügend berückſichtigt iſt.

Sollte dieſe Arbeit Beifall finden, werden wir ſpäter andere Theile der Buchführung behandeln.

Buchhändler-Wappen und Abzeichen verwandter Gewerbe des Buchhandels.

Von

Max Merseburger in Leipzig.

Mit 7 Abbildungen.

Buchhändler-Wappen? Giebt es denn ein solches, wenn auch nur durch den Beschluß einer buchhändlerischen Corporation anerkannt? Nein! Es müßte denn das bekannte, altehrwürdige Buchdrucker-Wappen auch für den Buchhändler Geltung haben sollen, was sich vielleicht deshalb rechtfertigen ließe, weil die Begriffe Buchdrucker und Buchhändler ursprünglich zusammenfielen.

Wenn früher nur Geistliche den Manuscriptenhandel ausgeübt hatten, so wandten sich mit Entstehung der Universitäten im 12. Jahrhunderte auch Nichtgeistliche demselben zu, und in Paris, Prag und Wien gründeten sich förmliche Schreiberinnungen (gewissermaßen die ersten buchhändlerisch angehauchten Corporationen), die als Angehörige der Universität betrachtet und durch Privilegien geschützt wurden. Einen mächtigen Aufschwung gewann alsdann der literarische Verkehr durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und bis zu Ende des XV. Jahrhunderts waren die Buchdrucker zugleich auch Buchhändler, d. h. sie vertrieben ihre Preßerzeugnisse selbst. Den Namen librarius, Buchhändler, legten sie sich zuerst in Italien, etwa 1475, bei.

Was nun die Geschichte des Buchdrucker-Wappens betrifft, so wurde bisher meist geglaubt, daß Kaiser Friedrich III., der im Jahre 1493 starb, den Setzern den Adler mit den Insignien der Setzer (Winkelhaken mit Setzlinie und Tenakel mit Divisorium) und den Druckern den Greif mit den Ballen (Farbenreibern) verliehen habe.*)

*) Ueber das Wappen der Buchdrucker schreibt Louis Mohr: Viel ist bereits über dieses Wappen geschrieben. In den alten Lehrbüchern der Buchdruckerkunst, sowie in allen auf das Wappen bezüglichen Abhandlungen wird dasselbe als von Kaiser Friedrich III. den Buchdruckern zwischen 1460 und 1470, nebst anderen Privilegien und Freiheiten, verliehen bezeichnet. Alle Nachforschungen, ein offizielles

Trotz eifrigster Nachforschungen hat ein Beweis für diese Annahme nicht erbracht werden können und vielfach gewöhnte man sich schon

---

Document hierüber aufzufinden sind erfolglos geblieben, und ist daher anzunehmen, daß ein solches nicht existirt und daß das Wappen von den Buchdruckern gewählt wurde.

In Siegmund von Birken's Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich, herausg. von Fugger (Nürnberg 1668) finden wir die Verleihung des Wappens erzählt und wird auch in Tentzel's Discours von der Erfindung der Buchdruckerkunst (Gotha 1700) darauf Bezug genommen, doch ist dort nichts über die Form des Adlers gesagt.

Die erste detaillirte Citation dürfte sich in Bussingi kurtzgefaßte Heroldskunst S. 509—10 (Hamburg 1713) finden; sie lautet „Die Buchdrucker haben zum Wappen den zweyköpfigen schwarzen Reichsadler in Gold, jedoch ohne Krone, welcher in der rechten Klaue einen Winkelhaken, in der linken aber zwey aufeinandergesetzte Druck-Ballen hält. Auf dem Schilde steht ein offener gekrönter Helm, und aus der Krone raget ein halber geflügelter Greiff, mit ausgestreckter Zunge herfür, welcher in seinen beiden Vörder-Klauen gleichfalls ein paar übereinander gesetzte Druckerballen hält."

In dem ältesten Siegel der Jenaischen Buchdruckergesellschaft findet sich anfangs der Greif im Schilde und auf der Krone. Im Siegel, welches von dieser Gesellschaft im Jahre 1720 adoptirt wurde, zeigt sich der Doppeladler im Schilde, während sich der Greif auf der Krone befindet, das gleiche Siegel besaß auch die Regensburger Gesellschaft.

Eine Vignette, in welcher sich auf dem Schilde der einfache Adler befindet, ist als Schlußstück der nicht paginirten Einleitung in Ernesti wohleingerichtete Buchdruckerei abgedruckt, jedoch ist diese Vignette ohne jede Bedeutung, da im Texte vom Wappen nicht die Rede ist. Die in Joh. Const. Spoerl's introductio in notitiam insignium typographicorum (Nürnberg 1730) Seite 3 befindliche Kopfleiste, gestochen von J. F. Schmidt, auf welcher sich das Wappen abgebildet findet, ist mit Sorgfalt ausgeführt und wird darin auch Seite 31 der Reichsadler für das Wappen bezeichnet.

Eine von Mart. Schmeitzel verfaßte „Historische Untersuchung von dem von Kayser Friedrich III. der sämmtlichen Buchdruckergesellschaft ertheilten Wappen" (abgedruckt in Oeffentl. Jubiläumszeugnisse ꝛc. — Halle 1740) giebt die Beschreibung des Buchdruckerwappens mit dem einköpfigen Adler, ohne die letztere jedoch zu begründen.

Lesser in seiner Typographia jubilans (Leipzig 1740) bezieht sich auf die Abbildung in Spoerl's introductio ꝛc., scheint selbe jedoch nicht gesehen zu haben, denn er giebt in seiner Beschreibung den einköpfigen Adler an. Dies gab auch dem Herausgeber des „Journal für Buchdruckerkunst", Dr. Heinr. Meyer, im Jahre 1837 Veranlassung zu der Behauptung, daß die Anwendung des Doppeladler fehlerhaft sei.

Der Hofbuchdrucker E. Benker in Darmstadt verfaßte im Jahre 1837 eine Brochüre über das Buchdruckerwappen, worin er seine Ansichten für das Wappen mit dem Doppeladler zur Geltung bringt; selbe wurde bei Gelegenheit der Einweihung des Gutenberg-Denkmals in Mainz einer dort tagenden Versammlung von

lange daran, das Buchdrucker-Wappen lediglich als ein Jahrhunderte langen kollegialem Thun und Treiben entsprossenes Symbol zu betrachten.

Buchdrucker-Wappen.

Das an gegenwärtiger Stelle vorgeführte Buchdrucker-Wappen ist, der Form nach, neuesten Ursprungs und verdankt seine Entstehung zunächst einem offenen Schreiben, datirt vom Januar 1883, unseres Collegen

---

Buchdruckern und Buchhändlern nebst einem vom Verfasser entworfenen Wappenbilde vorgelegt und allgemein approbirt.

Eine definitive Entscheidung wurde jedoch nicht genommen und wenn trotzdem das Wappen mit dem einköpfigen Adler neben demselben mit dem Doppeladler fortbestand, so hatte dies wohl seine Ursache in der allgemeinen Theilnahmlosigkeit der Buchdrucker; das Journal für Buchdruckerkunst nahm keine Veranlassung, für den richtigen Doppeladler in die Schranken zu treten; eine Aenderung trat auch in dieser Beziehung bei Gelegenheit des 400jährigen Buchdrucker-Jubiläums im Jahre 1840 nicht ein, obgleich das Wappen zahlreiche Anwendung fand.

Da sich also ein vom Kaiser Friedrich III. verliehenes Wappen nicht erweisen läßt, so kann es nur darauf ankommen, welches Wappen — ob mit einfachem Adler oder mit Doppeladler — die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat das richtigere zu sein; wir stehen nicht an uns für das Letztere zu erklären. Viele Innungen und Corporationen hatten im XV. Jahrhundert den Doppeladler auf ihren Fahnen angebracht; wir begegnen selben auf den ältesten Druckermarken, sowie auf mehreren Jubiläums-Medaillen und wenn Friedrich III. das Wappen verliehen hätte, so konnte er kein anderes als mit dem Doppeladler verleihen, (doch kommt der einfache Adler auch noch auf Münzen Kaiser Maxim. I., Sohn Kaiser Friedrich III., sowie Friedr. III. [der Weise], Churfürst von Sachsen, welche derselbe als locum tenens generalis [Reichsstatthalter] prägen ließ, zu Anfang des 16. Jahrhunderts vor. M. M.)

Die Wittich'sche Hofbuchdruckerei in Darmstadt besitzt noch eine Sammlung der beim Verschenken des Postulats gebrauchten Holzinstrumente, darunter ein Gautsch-

Herrn Louis Mohr in Straßburg i. Elsaß, worin derselbe die typographischen Gesellschaften zu einer Entscheidung besonders hinsichtlich des willkürlichen Gebrauchs des ein- und zweiköpfigen Adlers aufforderte. Die Leipziger „Typographische Gesellschaft" nahm die Angelegenheit energisch in die Hand und die Frucht der darauf verwendeten Mühen hat sicher Anspruch auf heraldische Richtigkeit.

Die „Typographischen Jahrbücher" (Leipzig, Julius Mäser) geben folgende Beschreibung des nun endgiltig festgestellten Buchdruckerwappens: Die Stellung des Wappens ist die nach den Gesetzen der Heraldik einzig mögliche. Als Helmzier zeigt sich der Greif in moderner (?), schöner Zeichnung, der Helm ist ein sogenannter Stechhelm, wie solcher im XV. Jahrhunderte üblich war, ebenso ist die Schildform dem XV. Jahrhunderte entnommen; daß auch die Zeichnung des Doppeladlers eine schöne ist, wird nicht geleugnet werden können. Die Ornamente, welche unter der Krone hervortreten, die sogenannten Helmdecken, bilden den ständigen Zierath aller Wappen, sie sind entstanden aus einem mantelartigen Schmucke des Helmes, welcher bis über die Schultern herabwallte. Die Helmdecken des vom Freiherrn von Rosenfeld in Wien gezeichneten Wappens*) sind so gruppirt, daß sie ein Rechteck füllen, sie geben dem Wappen eine äußere Form, welche von der üblichen etwas abweicht (nach meinem Geschmacke dürften allerdings die unteren Ausläufer fortfallen und würde ich die abgerundete Gesammtform der

---

Beil mit der Bezeichnung „Riedlinger 1673", auf welchem sich eine Abbildung des Buchdruckerwappens mit dem Doppeladler im Schilde befindet; es dürfte dies eins der ältesten Denkmale sein.

Die Frage ist in neuerer Zeit wieder angeregt worden und den Typographischen Gesellschaften zur Begutachtung und Beschlußnahme vorgelegt worden.

Die Leipziger Typographische Gesellschaft hat sich dies besonders angelegen sein lassen und sich mit competenten Personen in Verbindung gesetzt, welche zum Schlusse gekommen sind, daß das Wappen nur mit dem Doppeladler richtig sein könne; in einem von Freih. v. Rosenfeld in Wien neu entworfenen Wappen ist auch den Ansprüchen der Heraldik Rechnung getragen.

Die Farben würden die gleichen bleiben, wie sie bis jetzt verwendet wurden. Der doppelte schwarze Adler, ohne Krone im goldenen Felde, mit herausragender rother Zunge. In der rechten Klaue hält er einen Winkelhaken, in der linken aber einen Tenakel mit dem Divisorium. Oben auf dem Schilde ein Helm mit goldener Krone. Aus der Krone wächst der geflügelte Greif aus Silber mit ausgestreckter rother Zunge. Der Greif hält in beiden Klauen ein paar übereinandergesetzte Druckerballen von Holz. Die Helmdecken der rechten Seite sind oben Silber und unten Roth, die der linken Seite umgekehrt. Der Grund leuchtet blau durch.

*) Alex. von Dachenhausen in Wien ladet soeben zu einer Subscription auf ein von ihm gezeichnetes Wappen der Buchdrucker ein.

viereckigen entschieden vorziehen!); sie heben sich, und das ist ein Hauptvorzug, in klarer und deutlicher Weise von dem Hintergrunde ab. Farbig würden Gold bezw. Gelb den Untergrund des Wappens bilden, mit Ausnahme des Helmes, des Tenakels und des Winkelhakens, die silberfarben, der Adleraugen und der Adlerzungen und Kleinodien der Krone, welche rothen Grund erhalten. Die Conturen werden schwarz aufgedruckt. Denkt man sich das Wappen auf blauem Grunde, so würden sich die Buchdruckerfarben Schwarz—Roth—Gold—Blau—Silber zeigen, was einem auch in seinen Farben historisch treuen Wappen entspräche.

Wenden wir uns nun wieder der besonderen Frage betreffend das Buchhändler-Wappen zu.

1. Buchhändler-Wappen.

Ein solches, lediglich für den Buchhandel, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt, das neuerliche, hier ebenfalls wiedergegebene Produkt in dieser Richtung muß ebenso, wie das weiter unten zur Darstellung gebrachte, ausschließlich als individuelle Composition bezeichnet werden, wenigstens so lange, bis ihnen nicht ein unbedingtes oder doch scheinbares Recht, durch Anerkennung des Wappens von irgend einer gewichtigen Seite, zu Theil geworden ist. Das von R. von Grumbkow in Dresden verbreitete, von L. C. gezeichnete Buchhändler-Wappen macht den Eindruck gar zu gewagter Anwendung symbolischer Kennzeichen. Der (bärtige!) Pegasus in ganzer und als Haupt-Figur paßt nicht als charakteristisches Wahrzeichen für den Buchhandel und daß der Merkurstab, allem Anscheine nach, der Eule nur aufgeklebt ist, muß sicherlich befremden. Ob die Fassung des beigesetzten lateinischen Spruches:

Nunquam Retrorsum, Plus Ultra! d. h. niemals rückwärts, darüber hinaus (immer weiter — nur vorwärts)! als eine glückliche bezeichnet werden kann, mag dahingestellt bleiben. Hat dieser Versuch, denn als mehr läßt sich's schwerlich vertheidigen, den Zweck, für die Wappenfrage Interesse zu erwecken, so verdient er unumwundene Anerkennung; namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß das, was auf der einen Seite sich erst während der Dauer von Jahrhunderten entwickelt hat, sich auf der anderen nicht einfach von Einzelnen bestimmen läßt, sondern nur durch gegenseitiges Vergleichen verschiedener Auffassungen möglichster Vollkommenheit nahe gebracht werden kann. Haben wir doch bis zur Stunde noch nicht einmal eine geschriebene Geschichte des deutschen Buchhandels, nach der sich manche unklare Verhältnisse folgerichtig nachweisen lassen würden.

Bei dem hier behandelten Thema ist der Blick auf eine der Hilfswissenschaften der Geschichte, die Heraldik oder Wappenkunde, welche einen wichtigen Zweig der mittelalterlichen Kultur- und Kunst-Geschichte bildet, gewiß am Platze. Lehrt sie uns doch die Wappen zu verstehen und zu erklären und — mit Zuhilfenahme der Wappenkunst — sie richtig zu verfertigen. Wappen, d. h. bestimmte symbolische oder redende Bilder, die als bleibende Abzeichen mit einer besonderen Berechtigung geführt werden, wurden von jeher auf den Waffen (daher der Name Wappen), insbesondere auf dem Schilde und dem Helme angebracht. Diese häufig als Auszeichnung von Kaisern und Landesfürsten verliehene Berechtigung beruht in der Regel auf einer Bestimmung der Geber und das Recht ihrer Führung steht ausschließlich den Betheiligten zu. Diese Betheiligten sind entweder einzelne Personen und Familien (Familien- und Geschlechts-Wappen), oder ganze Corporationen, Gemeinden, Städte, Länder (Gemeinschafts-Wappen), oder bestimmte Aemter und Würden (Amtswappen); die letztere Art geht dann zuweilen, weil die Würde manchmal gewissen Geschlechtern zukam, auf diese Geschlechter selbst über. Allerdings giebt es auch Wappen, welche sich diejenigen, welche sie führen, eigenmächtig zulegten; dieselben erlangten jedoch im Laufe der Zeit eine gewisse Berechtigung.

Bei den Buchhändlern würden wir es, ebenso wie bei den Buchdruckern und Anderen, mit einem Gemeinschafts- oder Corporations-Wappen zu thun haben. Da die Hoffnung auf Verleihung eines Wappens, etwa durch den ersten erblichen, deutschen Kaiser, Wilhelm den Siegreichen, z. B. an den Börsenverein der deutschen Buchhändler, als etwas allzu kühn angesehen werden könnte, so liegt es mindestens nahe, daß eine der größeren buchhändlerischen Genossenschaften durch

ſelbſtändigen Beſchluß ein derartiges äußeres Wahrzeichen als offiziell anzuerkennen hätte.

Dieſe Erwartung gab dem Schreiber Veranlaſſung, von dem Zeichner Bernhard Mörlins, nach beſtimmten Angaben, ein Wappen entwerfen zu laſſen, welches der Urheber durch den Allgemeinen Deutſchen Buchhandlungs-Gehilfen-Verband, deſſen Vorſtand bezügliche Eröffnungen unterbreitet worden ſind, geführt zu ſehen wünſcht.

2. Buchhändler-Wappen.

Man wolle nicht glauben, daß die für den Buchhandel ziemlich neue Wappenfrage, einer gelegentlichen Laune ihr Daſein verdankt; im Gegentheile muß darin ſo recht ein Zeichen der Zeit erblickt werden, mit Hinweis auf die gewaltigen Anſtrengungen, die jetzt im Buchhandel gemacht werden, um das leider locker gewordene Gefüge in ſeinen Gliedern wieder feſter zu ſchmieden und womöglich alle Angehörigen deſſelben unter einem gemeinſamen Banner zu vereinigen. Das Buchhändlerwappen ſoll nun das äußerliche Kennzeichen bilden; die Fahne, um welche ſich die Getreuen ſchaaren. In dieſem Sinne möge man das Beſtreben, die von Seiten des Herrn R. von Grumbkow gegebene Anregung zum allgemeinen Beſten auszunützen, auffaſſen.

Die ſymboliſchen Inſignien des von mir zunächſt für den Verband gedachten Buchhändler-Wappens (ein allgemein gültiges dürfte noch manche Wandlung erfahren), als da ſind: Buch — Merkurſtab — Eule — Krebs — Feder, dürfen ſelbſtverſtändlich nicht fehlen. Bezüglich der Verwendung des Reichsadlers, ebenſo des Pegaſus, ſodann der einfachen oder doppelten Schildform kommen verſchiedenerlei Wenn und Aber in Betracht. Ein modernes oder neuzeitliches Wappen z. B. könnte doch nur den jetzigen, deutſchen Reichsadler führen; da aber zur Verherr-

lichung derjenigen Kunst mit welcher unser Dasein auf's innigste verknüpft ist, auf das Mittelalter (Erfindung der Buchdruckerkunst i. J. 1440) zurückgegriffen werden muß, so ließe sich der alte deutsche, doppelköpfige Reichsadler nicht einfach mit Stillschweigen übergehen. Um dieser heiklen Formfrage ganz auszuweichen und wenn es sein soll, den internationalen Charakter zu wahren, ist bei unserem Wappen der nationale Adler vorerst ganz in Wegfall gekommen. Der Pegasus wurde, entgegen der v. Grumbkow'schen Auffassung, weniger vordringlich angebracht; unter Umständen hätte an seine Stelle der Reichsadler gepaßt. Daß der Merkurstab auf dem Kopfe steht, mag sein Bedenkliches haben; die harmonische Gliederung des Ganzen ließ dieser Anordnung den Vorzug geben. In Beziehung zum Verbande kann diese Stellung eine vorübergehende Ruhe im Handeln versinnbildlichen (nicht wie böse Zungen meinten, die gerade im Buchhandel häufigen „geknickten Hoffnungen") und zwar um Zeit zu gewinnen, den von ihm gepflegten humanitären Aufgaben gerecht zu werden. Im Uebrigen soll der Merkurstab nicht nur den Handel, also auch den Buchhandel, als solchen symbolisieren, sondern zugleich die Gabe der Ueberredung, welche Mercurius als Götterbote besaß und wofür er von den Rednern und Philosophen ebenfalls als Gott der klugen und gewandten Rede verehrt wurde, wie man ihm denn später selbst die Erfindung der Sprache, sowie die der Schrift zuschrieb. Das Sinnbild der Lebensweisheit, die Eule, deren runde, leuchtende Augen stillen Ernst und geistige Klarheit ausdrücken, erklärt auch zum guten Theil den gewählten Wahlspruch: Klar und wahr (könnte auch heißen: So klar, als wahr). Die Feder soll nicht nur auf die Manuscripte der Schriftsteller und Dichter, sondern auch auf die einstigen Schreiberinnungen, die Vorläufer der buchhändlerischen Organisation, verweisen. Welche gefürchtete Bedeutung die Krebse für den Buchhandel haben, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Die Farben sind gleich gedacht wie beim Buchdrucker-Wappen: Schwarz — Roth — Gold — Silber — Blau.

Im Gegensatze zum buchhändlerischen Gemeinschafts-Wappen, sei hier kurz auch auf ein buchhändlerisches Familien- oder Geschlechts-Wappen neueren Ursprungs hingewiesen. Es ist das Wappen der Familie Braumüller. Die Thätigkeit des Wiener Buchhändlers Braumüller, nachdem er sich 1848 von einem Gesellschafts-Geschäfte losgelöst hatte, hängt mit der Hebung des österreichischen Buchhandels, u. a. durch allmälige Ueberwindung des Vorurtheils gegen den österreichischen Verlag, eng zusammen. Seine Leistungen in verlegerischer Beziehung verdienen denn auch ungewöhnliche genannt zu werden, wie die ihm

Wappen der Familie Braumüller.

zu Theil gewordene Anerkennung und Auszeichnung eine außerordentliche ist. Braumüller erhielt bereits 1846 den Titel eines K. K. Hofbuchhändlers; 1865 ernannte ihn das Professoren-Collegium der Wiener Universität einstimmig zum Universitäts-Buchhändler; aus Anlaß seiner Betheiligung an der internationalen Ausstellung in London verlieh ihm der Kaiser von Oesterreich den Franz Josephs-Orden, und bei Gelegenheit der Feier seines fünfzigjährigen Berufsjubiläums den Orden der eisernen Krone. In Folge der letzteren Decoration wurde er in den Ritterstand erhoben und führt seitdem das vorstehende Wappen*), in dem uns bekannte Abzeichen begegnen.

Wenden wir uns nun in möglichster Knappheit den verwandten

Xylographen-Wappen.

*) Vergl. Geschlechter-Buch der Wiener Erbbürger, Rathsverwandten und Wappengenossen. Von Dr. Ernst Edler von Hartmann-Franzenshuld. Wien, Verlag von Georg Paul Faesy.

Gewerben des Buchhandels zu. Desjenigen des Buchdrucks wurde bereits eingangs, der Xylographie oder Holzschneidekunst ist durch eine Personen-Marke in Wappenform gedacht. Die Platte rechts mit zwei gekreuzten Sticheln nebst Ballen auf einem von Adern und (Leim-) Fugen durchzogenen Schild, eine Buchsbaum-Holzplatte andeutend, vergegenwärtigt die Abzeichen der Holzschneidekunst. Die auf den Helm gesteckten Stichel ruhen, zum Schutze der Spitzen, in einem Korkstücke. Entworfen ist die originelle Marke von Bernhard Mörlins.

Ueber die Entstehung des Lithographen-Wappens diene folgendes: Nachdem in Kreisen der Lithographen und Steindrucker wiederholt der Wunsch nach einem gemeinsamen Wahrzeichen laut geworden, schrieb

Lithographen-Wappen.

Herr Josef Heim im Jahre 1879 einen Preis von 50 M in seinen „Freie Künste, Fachblatt für Lithographie, Steindruckerei und Buchdruckerei — Wien und Leipzig" für den besten Entwurf eines Wappens der Lithographen und Steindrucker aus. Die Concurrenz sollte eine internationale sein. Am festgesetzten Termine gingen 13 Entwürfe ein, welche im Oesterreichischen Gewerbe-Museum ausgestellt wurden. Die Jury, welche über die Zuerkennung des Preises zu urtheilen hatte, bestand aus folgenden Herren: Freiherr v. Sacken, Vicepräsident der K. K. Akademie der Wissenschaften; Architekt Streit, Präses der Künstlergenossenschaft Wiens; Professor Radnitzky von der K. K. Akademie der bildenden Künste; Joh. Haupt, Georg Reiffenstein und H. Schmutterer, Steindruckerei-Besitzer. Der Preis wurde einstimmig dem Entwurfe des Herrn Ferd. Wüst, Maler in Wien, zuerkannt. Dem Entwurfe des Herrn Rud. Seitz in München wurde das Namenräthsel S N E in zwei Felder (Senefelder) entlehnt; es war

dieſes die einzige Möglichkeit des Erfinders der Lithographie im Wappen zu gedenken, da ein Monogramm nicht heraldiſch iſt. Der Page, welcher die beiden Schilder hält, trägt das Wappen der Kunſt auf der Bruſt und deutet ſo an, daß die Lithographie und der Steindruck mit der Kunſt in inniger Beziehung ſtehen. Der ſinnige Wahlſpruch: „Saxa loquuntur“, die Steine reden, wurde von Herrn Wüſt gewählt; derſelbe hat das Wappen auch in Chromolithographie in 13 Farben ausgeführt (Verlag von Joſef Heim, Wien und Leipzig, M 2,50) und fand das ſchöne Blatt in der ganzen Welt ſehr raſch Aufnahme.

Buchbinder-Wappen.

Als Vertreter des Buchbinder-Gewerbes erſcheint das Wappen der Buchbinder-Innung zu Leipzig nach dem Entwurfe des Herrn L. R. Theyer in Wien, eine Holzpreſſe mit Preßbengel, Schärfmeſſer, Vergoldepinſel, Kleiſterpinſel und je ein Buch im unfertigen und fertigen Zuſtande vorführend.

Der Realismus in der französischen Literatur.

Es ist schwierig, eine zeitgenössische Literatur darzustellen, die sich gewissermaßen erst unter den Augen der Beobachter vollzieht und entwickelt — die noch nicht in der Perspective einer übersichtlich historischen und objectiven Kritik liegt, sondern mitten in der Polemik des Tages. Und doch ist eine Literatur, sobald sie die Signatur einer Zeit oder Gesellschaft ist, der Kritik des Zeitgenossen nicht vollständig entrückt. Untersuchen wir die Existenzbedingungen dieser Literatur, die eigenartigen Verhältnisse, welche das Erscheinen, den Kampf und endlich den Durchbruch der neuen Literatur verursacht — studiren wir ihre Geschichte, ihre Biographie oder gewissermaßen Naturgeschichte, wie sich die vereinzelten Formen der Vergangenheit zum Typus der Gegenwart entwickelt: und auf Grund dieser Analysen und Hypothesen wird ein einheitliches Gesammtbild — wenn auch unvollkommen — sich zeigen. Und um so eher ist der Deutsche zum Studium und zur Kritik der modernen französischen Literatur berechtigt, als das Ausland gerade für jede nationale Literatur in gewissem Sinn die Nachwelt vertritt. — So sind auch wir unsern Nachbarn gegenüber die zeitgenössische Nachwelt.

Es liegt in der Culturgeschichte begründet, daß philosophische oder literarische Ideen, die bestimmt sind, sich dereinst zum Charakter einer ganzen Epoche zu entwickeln, vor Jahrhunderten schon in einzelnen Trägern oder Schulen existirten. Der Einzelne, der über seiner Zeit steht, hat als Literatur-Philosoph gewissermaßen eine Formel definirt und aufgestellt — nicht eine selbsterfundene phantastische Formel, sondern einen wissenschaftlichen Gedanken, den er allein zu fassen oder auch nur zu ahnen vermag. Aber die Formel existirt nur für ihn und durch ihn, bis endlich die Nachwelt sich mühsam in die betreffende (präexistirende) Formel hinaufentwickelt und einlebt. Dies zeigt die Geschichte der Philosophie — der Politik — der Literatur. — Die Formel selbst tritt erst in Geltung, wenn die geistigen und gesellschaftlichen Verhältnisse ganz genau mit ihr übereinstimmen und sie nähren.

Der Realismus (und als solchen definiren wir die moderne Literatur im Allgemeinen) ist also keine Pflanze von heute — keine Erfindung einiger „Romancier's" Oder aber —: er war einst eine Pflanze, er existirte einstmals in einzelnen frühreifen Sträuchern und Pflanzen — aber die klimatischen Verhältnisse des Geistes und der Gesellschaft haben seinen Durchbruch, seine Verbreitung mit elementarer Gewalt verlangt. Die Theorie wurde zur Praxis entwickelt — das Zeitalter des Dampfes und der Technik wollte Wahrheit auch in der Analyse des Menschen und der psychologischen Conflicte. Erst die Zeit also hat den Realismus in der Literatur, wie im Leben, geschaffen; nur in einer realistischen Welt mit ihrem Streben nach Wahrheit, nach Wissen auf allen Gebieten, mit ihren Contrasten, ihrem Glanze, ihrem Elend — nur hier ist der bewußte, theoretisch determinirte Realismus auch in der Literatur lebensfähig und nöthig.

Die ersten Spuren des Realismus in der französischen Literatur gehen auf das 15. Jahrhundert, ja bis auf Froissart zurück, den Rabelais seiner Zeit.

Schon vom 14. Jahrhundert an ist die Renaissance erkennbar. Die Gesellschaft emancipirt sich von der Kirche, der Adel zersetzt sich immer mehr und sinkt von seinem traditionellen Platze, bis ihn die Erfindung des Pulvers vollends zerschmettert. Das Volk tritt in der städtischen Commune zum ersten Male selbstbewußt auf und findet im Absolutismus Ludwigs XI. seine beste und natürlichste Garantie.

Wie in Deutschland, den Niederlanden, Italien, ist auch in Frankreich der Charakter des 14.—16. Jahrhunderts das Bürgerthum, gewissermaßen das Handwerksmäßige, Triviale. Auch hier ist die Literatur der getreue Ausdruck ihrer Zeit. Es herrscht in dieser Zeit sogar ein derb realistischer Geist, der allerdings weit verschieden ist von dem Geiste der realistischen Gegenwart. Denn trotz des Kampfes um Emancipirung steht die Nation noch tief unter dem Banne der Kirche und des Aberglaubens. Und dennoch tritt der unbewußte Renaissance-Realismus der römischen Romantik mit Derbheit entgegen. Unter dem Schutze seines Königs kämpft dort der Bürger gegen den Adel, gegen die höheren Stände, gegen den hohen Klerus. Der niedere Priester steigt von der Kanzel und populariſirt sich — das „quartier latin" erhält seinen eigentlichen Charakter, und die Studenten wenden sich von der Kirchenweisheit der Scholastik zum Leben, zum Kampfe, zur Wahr-

heit. Das Elend, der Mangel geht durchs „quartier latin“ — neben die philosophischen Dichter der Moralités treten die Cyniker der farces und der soties — die Villon'schen Gestalten. Die sanften Lieder der Troubadours sind verstummt vor dem Getümmel und dem Lärm des Lebens. Alles ist greifbar, Alles lebend-concret, Alles Volk. Und mit dem Volke feiert auch die Idee der Revolution ihre Geburt.

Eine solche Gesellschaft mußte auch eine eigene Literatur mit sich bringen; und sie that es. Auf die kindliche Naivetät eines Villehardouin folgte die Macchiavel'sche Kritik Commines', auf die frommen Mysterien der Kirche der „Maître Patelin“ mit seinen cynischen Späßen — auf die faden Reimereien Charles von Orléans und des „Roman de la Rose“ der wahr und kräftige Villon.

Philippe von Commines war Mann der Praktik, und als solcher der Schöpfer der französischen Kritik, wie in linguistisch-stilistischer Beziehung auch Begründer der französischen Prosa. Da ist nichts mehr von der gutmüthigen Einfalt Villehardouin's und Joinvilles zu entdecken — da lebt nicht mehr der mittelalterliche geharnischte Ritter mit all' seinem Feudalismus und seinem romantischen Gepolter — nicht mehr die gläubige Neugier, die Kreuzzüge nach dem heiligen Grabe unternimmt und verzückt den plumpen Mysterien lauscht. Was bei dem Don Quixote der Chronisten, Froissart, sich nur schlecht verhehlte, das tritt bei Commines mächtig hervor: die Berechnung, die Politik. Die Zeit der Borgia's, der Medicäer mit Macchiavel, und besonders die Herrschsucht Ludwigs XI. war der einseitigen Entwickelung des Verstandes und also gewissermaßen dem Realismus in Politik und Gesellschaft am denkbar günstigsten. — Der Unterschied Commines' von den früheren Chronisten ist der des dämonisch-berechnenden Kritikers vom kritiklosen Kinde. Der Zweck der Literatur ist nicht mehr das Vergnügen, sondern die Belehrung; denn Commines schreibt seine Memoiren: „afin qu'on connaisse les habilités de quoi on usa en France“. — Und darum lüftet er als der Erste allen Schleier der Intriguen, darum führt er den Leser mit demselben Vergnügen in die Labyrinthe seiner Diplomatie, als der Arzt seine Schüler in den Secirsaal.

Für ihn ist die Geschichte nicht mehr das Eingreifen Gottes in die Geschicke der Welt. Trotz seiner Verwandtschaft mit Bossuet, was das Ensemble der Geschichtsbetrachtung betrifft, ist der Kritiker des 15. Jahrhunderts doch fortgeschrittener als der Declamator des siebenzehnten. Die Geschichte besteht für ihn aus der Kette der Causalität, er bleibt nicht bei der Wirkung stehen, sondern geht zur Ursache zurück und — was charakteristisch — beurtheilt die Handlungen nicht nach der

„Moral", sondern nach dem staatsmännischen Nutzen und dem Erfolge. So ist Commines ein Jesuit der Politik; alle Mittel sind auch ihm gestattet, vorausgesetzt, sie bringen Gutes und Zweckmäßiges mit sich.

Indem Commines Vergangenheit und Zukunft vermittelst der Causalität verbindet, macht er die Historik kritisch — verwandelt die Chronik in die Geschichts-Wissenschaft. Der Realismus Commines ist Methode. —

Bahnbrechend für die Poesie, ein poetischer Ausdruck des Volkes, wie es lebte, fühlte und fehlte, war Villon — zugleich der bedeutendste Dichter der französischen Renaissance. Der Contrast des „letzten Troubadours" Charles von Orléans und seines Zeitgenossen Villon ist so ungeheuer, wie der Abgrund, der beide Epochen, Mittelalter und Renaissance, trennt. In beiden stehen sich zwei grundverschiedene Generationen gegenüber. In Orléans das ersterbende Echo des alt und kindisch gewordenen Minnesangs — der liebelnden, tändelnden Hofpoesie, die allegoristisch und lächerlich wird und den Mangel an Inhalt durch die Form drapirt. In Villon ist Alles Leben, Alles Volk. Alles Wahrheit und Sturm, Alles Kraft. Charles d'Orléans war der letzte Repräsentant der „Seigneuries" und der „Cours d'amour". — Die Herrenschlösser zerfallen, die Liebeshöfe sind von Moos überwuchert, aber die neue Generation lebt, ein Stamm von Titanen voll Jugend, voll Sehnsucht und Sturm. — „Sturm und Drang". — Die Etikette des Hofes, die feine zierliche Etikette ist vergessen, und die kunstvolle Ritornelle verklungen. Villon ist das Volk. Béranger hat von sich gesagt: ma muse c'est le peuple — Villon kann sagen: ma muse c'est le peuple de Paris" — das Volk von Paris (oft auch der Pöbel) mit all seinen Lastern und Fehlern, und dann wieder seinen Thränen, seiner Wehmuth, seiner Liebe. Villon singt das Hohelied vom Volke, indem er es schildert — schon drei Jahrhunderte vor der Erklärung der Menschenrechte und der Souveränität des Volkes hat ein Verbrecher gezeigt, daß das Volk allein die Quelle aller Poesie, alles Edeln sei, wie auch die alles Schlechten und alles Bizarren. Villon ist kein einseitiger Volksmann — er analysirt selbst zu wenig, um Vorgänger Rousseau's zu heißen.

Villon ist Verbrecher, ist arm, verachtet, verstoßener Vagabund ohne Heimath. Seine Heimath sind die Schenken von Paris, die Gassen und die — Kerker. Er hungert immer, leidet immer; und immer ist er Spötter, immer voll Satire und Witz. Und diesem Witze, diesem Gemüthe verzeiht man sein Leben. Man könnte sagen, Villon sei das Urbild eines — Heine.

Er besucht die Sorbonne. Bald kehrt er dem Hörsaal den Rücken, wird Dieb, dann Räuber — dann wird er zum Strange verurtheilt. Und zweimal ist es der „bon roi" Ludwig XI., der ihn rettet — nur „rettet" allerdings, um ihn von Neuem dem Hunger und dem Verbrechen zu opfern.

In Villon hat gewissermaßen der „Sturm und Drang" der Renaissance Stabilität gewonnen. Sein ganzes Leben ist Reaktion gegen den mittelalterlichen Troubadour in Schnabelschuhen und Barett. Seine ganze Poesie ist nicht das Gesuchte, das Zierliche, sondern das sog. „Triviale", die Details des Trivialen. Villon hat die Ehrenrettung des „Trivialen" vollzogen. Seit ihm ist der Beweis gegeben, daß die. wirkliche Poesie in der Natürlichkeit, in der Wahrheit, in der Psychologie besteht.

Villon ist Revolutionär gegen die bestehende Gesellschaft, nicht aus Idealismus allerdings, sondern aus Hunger; er ist eine „Catilinarische Existenz", voll Cynismus — aber oft bricht aus diesem Cynismus ein trüber wehmüthiger Ton, wie das Echo einer früheren glücklichen Zeit. Und diese Lyrik des Cynismus läßt uns den Dichter lieben.

Im Gegensatz zu der vorhergehenden Epoche sind Villons Gestalten keine Ritter, keine Prinzen, keine wandernden Troubadours, keine Koketten der „Cours d'Amour". — Der Dichter ist unbewußt der Entdecker des modernen literarischen Realismus („Naturalismus"), denn einmal sucht er nicht peinlich nach unwahrscheinlichen krankhaften Stoffen, und zweitens wendet er — wiederum unbewußt, aber ebenso wie sein Zeitgenosse Commines — die moderne Methode an. So geht Villon einem Descartes voraus — die Praktik der Theorie. — Villon geht auf die Gasse, in die Schenke, in die Kirche, beobachtet die Menschen und zeichnet sie getreu, wie er sie beobachtet hat. Kein Versuch zu idealisiren, keine Bemühung zu verschönern, kein Strich zu viel, noch zu wenig, Alles natürlich, lebendig, real, wenn auch zuweilen schmutzig. Da wimmelt das Volk von Paris, die Hefe des Volkes, die Besucher der Schenken, die Sträflinge des Kerkers, Villons besondere Leidensgenossen. — Auch in der Liebe verdrängt Villon die Galanterie der Liebeshöfe und des „Roman de la rose" mit ihrer feinen Pikanterie und ihrem „bel esprit". Die Lyrik des Volksdichters gilt dem Mädchen aus dem Volke — solchen Wesen sogar, die selbst noch heute für die Poesie ein verlorener Stoff zu sein scheinen. Aber Villon fühlt sich wohl in all dieser Gesellschaft. Er selbst hält sich für den Märtyrer seiner Zeit — fühlt sich als Verkörperung der armen

duldenden Klassen und er will im Proletariate bleiben, ja unter den Verbrechern. So sehr hat ihn der Realismus seines Lebens verbittert — derselbe Realismus, der seiner Mitwelt einen epochemachenden Dichter gab. — „Nicht Villon trägt die Schuld seines Elends (so sozialistisch ist die Villon'sche Philosophie), sondern die Gesellschaft!" In diesen wenigen Worten liegt eine ganze Zukunft — der ganze Keim jenes unzufriedenen schmutzigen „Faubourg"-Elements, das die Intelligenz des vierten Standes vertreten und die Revolutionen der Zukunft machen soll. Villon ist also der Prophet des Proletariats und — des Krieges Aller gegen Alle, den er ahnt.

Trotz seiner Ironie und trotz seiner Trivialität ist Villon der Shakespeare seiner Zeit — oft sogar der Bossuet. Er appellirt an den Communismus des Todes, weil der des Lebens ihm zu unerreichbar scheint — der Tod gleicht Alles aus, legt den Schädel des Großen neben den des „armen Teufels", und mit welchem fast dämonischen Behagen, mit welch' furchtbar Bossuet'scher Farbe malt der Dichter diesen „charnier" aus!

„Et icelles (sêtes) qui s'inclinaient
Une contre autres en leurs vies;
Desquelles les unes régnaient,
Des autres craintes et servies;
Là les voir, toutes assouvies
Ensemble en un tas pêle-mêle.
Seigneuries leur sont ravies:
Clerc ni maître ne s'y appelle."

Villon ist, wie Shakespeare, ein Riese, der mit mächtigem Arme der französischen Renaissance die Bahn bricht. Er ist zu wild, zu unbändig, um sich viel um die wissenschaftliche Methode zu kümmern, die er unbewußt ausübt. Aber eben darum ist Villon der Typus jener Epoche, die wie ein wildes Naturkind sich von den lästigen Fesseln des Traditionellen losreißt, und mitten in die Wirklichkeit und Natürlichkeit des Lebens hineinstürmt. — Ihren endgültigen Ausdruck fand diese, von Villon und Commines inaugurirte Tendenz im Bruche mit dem Mittelalter und der Rückkehr zur Klassik. Diese eigentliche Renaissance beginnt mit der Verbreitung klassischer Studien nach dem Falle Constantinopels und als Consequenz der bedeutenden italienischen Literatur. — Als Jahrhundert des Kampfes hat das 16. Jahrhundert mit dem neunzehnten mehr als einen Aehnlichkeitspunkt: dort der Bruch mit dem Mittelalter, hier der mit der Klassik. In beiden aber Kampf

und Gährung, die nach Emancipation aus einer literarischen Vergangenheit drängen.

Was die Sprache vom philologischen Standpunkte aus betrifft, so ist dieselbe im 16. Jahrhundert schon vollständig reif, und Commines und Villon sind von der heutigen Sprache nicht allzusehr verschieden. Mit dem Tode Ludwigs XI. ist Frankreich geeinigt und das moderne Französisch geschaffen. So scheint auch die Sprache Calvin's in der „Institution de la réligion Chrétienne" völlig reif, und wäre es ohne die verderbliche Einwirkung des Auslands, wie auch der Klassik, wohl geblieben.

Mit dem 16. Jahrhundert ist die Renaissance vollendete Thatsache geworden. Es ist eigenthümlich, daß jede literarische Renaissance stets mit einer sozialen und politischen Umgestaltung verknüpft ist. Im 16. Jahrhundert ist der Bürgerstand vollständig begründet, oft sogar privilegirt, der Feudalismus dem Königthume unbedingt unterworfen — die Vorarbeiten für eine literarische Renaissance sind durch die socialpolitische beendet, und der Kampf um den Geist und die Freiheit beginnt. Das Edict von Nantes bestätigt die Berechtigung dieses Kampfes. Der einzige Centralpunkt ist jetzt die Monarchie, und dies ist die Zeit, in der sich — unter Anklängen an die Augusteische Zeit — die Gesellschaft mit den antiken Ideen durchtränkt.

Die Literatur des 16. Jahrhunderts ist ein stetiger Kampf zwischen Leben und Form. Das Leben, der Inhalt ist wohl da; aber die Form ist vernichtet, und vergebens bemühen sich Du Bellay und Ronsard, eine neue zu schaffen. — Die Erben Villon's sind gezwungen, sich ihre eigene Sprache zu gründen, denn das Frankreich des 16. Jahrhunderts steht unter dem Einflusse der italienischen Sprache. Die Kriege Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz' I. bringen das Italienische über die Alpen; unter Katharina von Medici bürgern sich italienische Sprache und Mode am Pariser Hofe ein. Petrarca, Boccaccio, Dante werden gelesen; und selbst die Architektur belebt sich durch den italienischen Renaissancestil. Vom Studium des Italienischen zu dem der Klassik ist es nur ein Schritt. Je ferner jetzt das Mittelalter liegt in sozialer und geistiger Beziehung, desto näher ist die Klassik; und die Buchdruckerei begünstigt diese Verwandtschaft.

Die Schriftsteller dieser Periode stehen alle mehr oder weniger auf dem skeptischen Standpunkt. Die klassische Formel Corneille's ist noch nicht geschaffen, die Gedanken sind noch nicht in eine feste Form gebaut und flattern noch frei und ungebunden umher. Aristoteles ersetzt sich durch Plato; der „bon sens" macht sich geltend; an die

Stelle der Autorität tritt die Vernunft und die Descartes'sche Methode, die ihre Nähe verkündigt. — So drastisch als bei Villon erscheint im 16. Jahrhundert der Realismus nicht; zum Mindesten nicht in so „sturm- und drangvoller" Weise. Die Wogen haben sich gelegt und beruhigt, für den wissenschaftlichen Realismus aber ist die Zeit noch nicht gekommen. Der Läuterungsprozeß der klassischen Formel muß ihn erst auf sein Erscheinen vorbereiten. Das 16. und 17. Jahrhundert aber gehört der Klassik.

Montaigne. Der Hauptprosaiker jener Zeit ist zu sehr Philosoph, um das Haupt einer literarischen Schule zu sein — zu sehr Novellist aber für einen Philosophen. Schon sein Lebensgang ist von dem Villon's durchaus verschieden — nur das Elend erzeugt wirkliche Realisten. Montaigne ist aber der Epikuräer, Villon der Cyniker. — Montaigne studirt den Menschen, studirt sich selbst, aber er wählt seine Objecte ausschließlich im Bereiche des Hofes, aber ohne die tiefe Erkenntniß Commines'. Am meisterhaftesten ist seine Selbst-Analyse, die von dem Descartes'schen Satze: „Was weiß ich mit Evidenz?" — ausgeht.

Mit noch höherem Rechte als Montaigne macht François Rabelais Anspruch auf das Epitheton des Realisten. Er ist der Realist der Komik — Villon und Shakespeare in einer Person. Da vereinigen sich Satire, Cynismus, Philosophie und Humor. Schon das unstete Leben Rabelais' erinnert an Villon — er ist Wirthssohn, wie jener: bald Arzt, bald Sekretär, bald Priester, von einer Klippe des Lebens an eine andere geschleudert, aber immer begeisterter Kämpe des Fortschritts. Und seine Waffe ist der Spott. — Sainte-Beuve hat Rabelais den „Shakespeare der französischen Komik" genannt — dasselbe, was Cervantes im „Don Quixote" den Spaniern, Fischart in der „Geschichtklitterung" den Deutschen. — Rabelais baut dem fliehenden Feinde keine goldenen Brücken; unerbittlich hebt er den Schleier von den Mysterien des Klerus und den Lastern der Prahlsucht und Verderbtheit der Gargantua-Pantagruels seiner Zeit. Und immer bleibt er, dem Anschein nach, „bon homme", so harmlos, daß es seinen mächtigsten Feinden, dem Klerus, sogar nicht gelingt, ihm zu schaden. Die Reflexion überläßt Rabelais der Logik des Lesers — er selbst begnügt sich zu schildern; etwas burlesk allerdings. Mag also der Leser sich bemühen, „das Mark aus den Knochen zu saugen, wie ein Hund" — ein Princip, das Anforderungen an den Leser stellt und somit den Commines'schen Satz von dem Zwecke der Literatur bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

Besprechungen.

Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1884. Herausgegeben von Jos. Kürschner. (Verlag von W. Spemann. Preis geb. 5 M.) — Außer dem gewöhnlichen Handwerkszeug des Buchhändlers, wie Schulz' Adreßbuch oder Hinrichs Bücherverzeichniß, über deren Brauchbarkeit an dieser Stelle zu reden, nur Eulen nach Athen tragen hieße, dürfte es kaum ein Buch geben, dessen eminenter Werth für Verleger, Redactionen und auch Sortimenter so betont zu werden verdiente, wie Kürschners Literaturkalender. Wie bekannt, wurde der Kalender von den Gebr. Hart in's Leben gerufen und vier Jahre hindurch nicht ohne Geschick redigirt; da das Buch jedoch durch seinen jetzigen, auf lexikalischem wie allgemein redactionellem Gebiet nur mit Auszeichnung zu nennenden Herausgeber eine nach Form und Inhalt wesentlich andere Physiognomie erhalten hat, erübrigt eine Besprechung der beiden letzten Jahrgänge. Zur Würdigung dieser durchaus mühsamen und mit vielem Aerger verbundenen Arbeit, ist es in erster Linie erforderlich, sich über den Inhalt zu orientiren. Der V. Jahrgang brachte im ersten Theil die für Deutschland und Oesterreich gültigen literarischen Gesetze:

für Deutschland: Preßgesetz, Urheberrecht von Schriftwerken ꝛc., Urheberrecht von Werken der bildenden Künste, Urheberrecht betr. Photographien, Urheberrecht von Mustern und Modellen, Sozialistengesetz, Literarconventionen, Sachverständigenvereine

und Oesterreich: Preßgesetz, Strafverfahren, Abänderungen dazu, Gesetze und Verträge zum Schutze des lit. Eigenthums, betr. Deutschland, Sardinien und Italien, Frankreich, Großbritannien, Ungarn.

Rechtsgutachten des Syndikus Dr. A. Gerhard: Zeitungswesen betr., Verkehr zwischen Verleger und Autor, Uebersetzung betr.

Reichsgerichtliche Entscheidungen: Zeitungswesen betr., Buchhandel betr.

Gesetzesentwurf, betr. Gewerbeordnung.

zu deren Ergänzung im diesjährigen Kalender zum Abdruck gelangte:

Ein Verzeichniß einschlägiger Gesetze. — Uebereinkunft zwischen Deutschland und Frankreich, betr. den Schutz an Werken der Literatur und Kunst. — Adaptierung von Schriftwerken. — Skandinavisch-deutscher Schutzverein. — Abänderung der Gewerbeordnung. — Sachverständigenvereine,

für Oesterreich: Verzeichniß einschlägiger Gesetze

und die Schweiz: Bundesgesetz, betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst. Vom 23. April 1883. — Verlagsvertrag nach dem Schweizerischen Obligationsrecht.

Rechtsgutachten und reichsgerichtliche Entscheidungen. Rechtsgutachten des Syndikus des Allg. deutschen Schriftstellerverbandes Dr. A. Gerhard. — a. Zeitungswesen betr.; b. Verkehr zwischen Autor und Verleger beim Buchverlag; c. Verkehr zwischen Autor und liter. Bureau; d. Liter. Eigenthum an Briefen. — Verschiedenes. — Reichsgerichtliche Entscheidungen. — a. Zeitungswesen betr.; b. Strafbarer Inhalt; c. Urhebe..echt an liter. Erzeugnissen; d. Aufführung dramat. Werke; e. Verbreitung von Druckschriften.

Wenn ich auch glaube annehmen zu dürfen, daß in jeder Buchhändlerbibliothek diese Gesetze im Wortlaut oder Auszug vorhanden sind, so ist für den Gebrauch gerade eine Zusammenstellung aller einschlägigen Vorschriften, Verträge und Rechtsgutachten nicht hoch genug anzuschlagen.

Der 2. Theil, welcher die Statuten und Mitgliederverzeichnisse der literar. Vereine, Stiftungen und localen Vereinigungen der Schriftsteller umfaßt, hat allerdings in erster Linie für letztere Bedeutung, allgemein interessant ist jedoch der neuerdings hinzugefügte dritte historische Theil:

Nekrologie. — Denkmale u. dgl. — Preisausschreiben. — Feste, Jubiläen u. dgl. — Ernennungen und Auszeichnungen. — Schriftstellerstatistik. — Statistik der literarischen Production.

Gleichwichtig für Schriftsteller wie für Buchhändler ist aber unbedingt die räumlich bei weitem größte zweite Abtheilung mit dem von Jahr zu Jahr sich vervollkommnenden Adressenverzeichniß der deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Auf Grund directer Informationen — eine wahre Riesenarbeit! — giebt Kürschner hier authentische Mittheilungen über Aufenthaltsort, soziale Stellung, liter. Thätigkeit, Geburtsort und -Jahr der über die ganze Erde verbreiteten deutschen Schriftsteller, sowie vollständige Bibliographie mit Ausschluß der ein allgemeineres Interesse nicht beanspruchenden Fachschriften. Wenn eine absolute Vollständigkeit der Adressen wie Correctheit der Angaben noch nicht erreicht ist, wenn besonders die kathol. Literatur nicht unerhebliche Lücken aufweist, so ist dieser Mangel nur zur Hälfte dem Herausgeber, an dessen Findigkeit wohl kein Beurtheiler dieses Werkes zu zweifeln Ursache hat, zuzuschreiben. Wenn die Herren Verleger aufhören wollten, die Adressen ihrer Autoren mit Argusaugen zu bewachen, wenn jeder Betheiligte vorurtheilslos sein Scherflein beitragen würde, dies mit der Zeit unentbehrliche Hülfs- und Nachschlagebuch nach jeder Richtung auszubauen, würde diesem Mangel bald abgeholfen werden. Nun, noch ist nicht aller Tage Abend, und wenn das Verzeichniß nur in den Progressionen sich ergänzt wie in den drei letzten Jahren: IV. Jahrgang 1260 Namen; V.: 2541; VI.: 4150 — wird das Unternehmen seinem idealen Ziele immer näher gerückt werden.

An die Adressen der Autoren schließen sich die der Verleger, zum Theil mit Angabe der Verlagsrichtung; ich bezweifle nicht, daß dies Verzeichniß durch Ergänzungen von Seiten der Betreffenden noch viel an Brauchbarkeit gewinnen kann. Sehr bereichert ist das Gebiet der Zeitungen. Von den belletrist. Journalen fehlt kaum etwas Nennenswerthes. Schließlich wäre noch die Aufzählung der deutschen Theater zu erwähnen.

Wie mir der Herausgeber mittheilte, hat diesmal wieder eine interessante Zusammenstellung aus Mangel an Raum zurückgestellt werden müssen, und zwar eine Städteschau, worin die Schriftsteller nach ihren Domicilen gruppirt waren. Dem nächsten Jahrgang wird dieselbe jedoch sicher einverleibt werden, desgleichen ein systematisches Verzeichniß der Autoren nach ihren Fächern, der Uebersetzer ꝛc.; Verbesserungen, welche ohne Zweifel dazu beitragen werden, das auch typographisch höchst geschickt arrangirte, handliche Büchelchen immer mehr einzubürgern und zu einem unentbehrlichen Vademecum der Schriftsteller und Buchhändler zu machen.

Vivant sequentes!

Hans Ziegler.

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CIMBERNSTR. 11

Die litterarische Bildung des deutschen Buchhändlers.

Ein Beitrag zu dem, was noth thut.

An mehr oder weniger treffenden Schlagworten für die Charakterisirung unserer Zeitepoche hat es nicht gefehlt. Wer den Versicherungen der Pessimisten wollte Glauben schenken, möchte leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß die Welt noch niemals so im Argen gelegen habe, als gerade in unseren Tagen. Bei dem immer lauter werdenden Mahnrufe nach einer allgemeinen Umkehr und einer allmähligen Einlenkung in bessere Zustände scheint das bezeichnende Loosungswort einmüthige Zustimmung gefunden zu haben, daß die Gegenwart an einer immer weiter um sich greifenden Ueberproduction leide. Alle Parteien versichern es uns, daß Ueberproduction auf wirthschaftlichem und auf geistigem Gebiete vorhanden sei. Und auch dem Buchhandel ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß er an dem selbstverschuldeten Uebel einer alles überfluthenden Ueberproduction innerlich tief kranke, und daß die damit eng verbundenen Bestrebungen auf dem Felde der deutschen Litteratur in arge Mitleidenschaft gezogen wären.

Ein Koryphäe unserer zeitgenössischen Litteratur, Friedrich Spielhagen selbst, hat sich nicht enthalten können, in einem geistreichen Essay über „Production, Kritik und Publikum", in Westermann's deutschen Monatsheften Mai 1883, Seite 260, noch einmal diese Frage zu berühren und folgenden Stoßseufzer über das Herz zu bringen:

„Und daß dem Künstler auch der Kampf ums Dasein im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht erspart bleibt, dafür sorgt noch jener trübselige Umstand, dessen wir bereits in einem anderen Zusammenhange Erwähnung thaten, und auf den wir leider hier zurückkommen müssen.

„Dieser Umstand aber ist die Ueberproduction, wenn man anders so nennen will, was nur halb oder viertel oder auch gar nicht mehr Production, sondern nur der Schein davon ist: Nachahmen, Nachäffen mit mehr oder weniger Geschick, oft genug mit völligem Ungeschick —

als einzelnes harmlos oder verächtlich, durch seine Masse bösartig und fürchterlich. Denn das Schrecklichste an dem Schrecklichen ist, daß jene unseligen Manuscripte des Fräulein X., der Madame Y. und des Herrn Z., anstatt den einzig legitimen Weg in den mitleidslosen Papierkorb einer Redaction oder ein freiwilliges Flammengrab, doch nur allzu häufig den reinen Thoren finden, der seinen schönen und verantwortlichen Beruf dahin mißdeutet, es sei seine Aufgabe, die Welt mit Büchern zu füllen, gleichviel ob gut oder schlecht. Nun ist das Ding, schlecht wie es ist, ein Buch, das sich äußerlich durch nichts von dem guten unterscheidet, mit dem es innerlich nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat; auf diese äußere Gleichheit hin vielleicht ein ganz vergnügtes Dasein führt, es zu neuen Auflagen bringt, in dem Gemüth des verblendeten Autors fortzeugend weiteres Böses, das heißt Bücher desselben Gelichters zeitigt — das alles zur tiefsten Schädigung, wie des Publikums, so vor allem der Production, deren Werth und Würde in den Augen der verwirrten Menge durch diese unsaubere Vermischung trauriger Surrogate mit gediegener Geistesnahrung auf das schimpflichste discreditirt wird und die angesichts der Erfolge und Triumphe poetischer Pfuscher und Nichtse alle Kraft aufbieten muß, den so schon erschütterten Glauben an sich selbst nicht vollends zu verlieren und mit ihm die Freudigkeit, die wie aller, so in sonderheit der poetischen Tugenden liebreiche Mutter ist."

Wir glauben nicht, daß diese Klage gerade neu ist, und daß nur in diesem Jahrhundert und nur in der Gegenwart allein schlechte Bücher aller Art gedruckt worden sind. „Elende Scribenten" hat es wohl immer gegeben; wenn wir auch den etwa bereitgehaltenen Einwurf: ob auch in der antiken Zeit bei Griechen und Römern? nicht eben zu Gunsten einer lobpreisenden Menge von Vertheidigern des Alten abweisen wollen.

Glaubte zwar der Frankfurter Weise, auf dessen Worte man heutzutage ja zu schwören pflegt, die Reinheit und erhabene Größe der classischen Litteratur durch den Umstand erklären zu dürfen, daß damals noch keine Geld-, Ruhm- und Manuscriptsüchtigen Verleger (wir citiren nicht wörtlich, sondern sprechen nur in seinem Sinne) des „heiligen Geistes Tagelöhner" zu honoriren pflegten; so können wir uns dennoch nicht der Meinung verschließen, daß sich eine jede Zeit voll hoher Kultur wohl — abgesehen von anormalen Perioden, reich an zerstörender Kraft, wie sie der dreißigjährige Krieg und seine Nachwehen, oder die napoleonische Aera (und auch diese kaum) über Deutschland verhängte — einer gewissen Ueberproduction materieller und immaterieller Güter wird

rühmen oder anklagen müssen, wenn auch jetzt freilich deren Zeugen nicht mehr vorhanden, sondern als überlästige und überflüssige „Werke" allzugeringer Geister längst den Weg aller Makulatur gegangen sind.

Eine kaum zu unterdrückende, weil leicht erklärliche Neigung, mehr hervorzubringen an Gütern jeder Art, als auch das gesteigertste Aufsaugungsvermögen je zu absorbiren im Stande ist, wird stets das Kennzeichen einer hoch entwickelten Kultur bleiben. Alle Mittel und alle Versuche, den tief wühlenden Strom einer unablässig nach Ausdehnung strebenden Betriebsamkeit, welche mit ungezügelter Spannkraft ihrer Grenzen zu spotten pflegt, ohne weiteres abzuleiten, einzudämmen oder wirksam zu beschränken, werden und müssen fehlschlagen, wenn nicht bei Zeiten angebrachte Sicherheitsventile einen gefahrlosen und steten Ausweg eröffnen.

Kann es sich gegenwärtig darum nicht handeln, auf Mittel zu einer radikalen Abhilfe zu sinnen, weil es dergleichen kaum giebt; so mögen wir uns darauf beschränken, geeignete Präventiv-Maßregeln zu ergreifen, welche zwar langsam, aber doch mit Erfolg wirken. Mögen wir uns also bemühen, die eine und andere jener Quellen zu verstopfen, welche den gefahrdrohenden Strom zu einer solchen Höhe haben anschwellen lassen!

Hatte man bisher in hartnäckiger Weise den Grundsatz verfochten, daß, wenn auf dem deutschen Büchermarkt nun schon viele Jahre lang das Angebot die Nachfrage bedeutend überstiegen, dem Publikum, welches entweder zurückgezogen, träge und theilnahmlos keine Bücher kaufen wolle, oder aber, weil zu arm, auch keine kaufen könne, ein mindestens gleicher Theil der Schuld zugefallen; so scheint sich jetzt nach und nach die Ueberzeugung Bahn gebrochen zu haben, daß in dem eigenen Lager der Bücher Erzeugenden und Bücher Verkaufenden die Wurzel alles Uebels zu suchen wäre.

Nicht dem Publikum, über dessen Lauheit man klage, sei es beizumessen, daß der Buchhandel diejenigen Erfolge, welche er mit Verkennung der Sachlage gar zu thöricht erwartet, nicht habe finden können. In keinem Lande der Welt sei, wie die Statistik evident lehre, die Menge der jährlich erscheinenden Bücher, welche doch wenigstens theilweise einen genügenden Absatz finden müssen (weil die Production andernfalls längst schon aufgehört hätte), eine verhältnißmäßig so große, wie gerade in Deutschland. Auch die Ausfuhr halte nicht gleichen Schritt mit der anderer Länder. Also dürfe die Anzahl der deutschen Bücherkäufer, oder doch die Summe der gekauften Werke, eine immerhin befriedigende genannt werden.

Es wird sich gegen diese Beweisführung Erhebliches nicht einwenden lassen.

In einem anregend geschriebenen und lesenswerthen Aufsatze (in der „Gegenwart" 1880, Bd. II, S. 9, abgedruckt im Börsenblatte für 1880, S. 2773): „Warum kaufen die Leute keine Bücher? Eine volkswirthschaftliche und kulturwissenschaftliche Untersuchung" hatte der bekannte Abgeordnete und Kulturhistoriker Karl Braun-Wiesbaden (unter dem Pseudonym: Johannes Berg) die mit guten Gründen vertheidigte Behauptung aufgestellt, daß in Deutschland zu viele schlechte Bücher gedruckt würden, welche ohne Beihilfe der Verleger niemals das Tageslicht erblickt hätten. Es wird u. A. auch an Worte erinnert, welche der Verfasser des Waverley und geniale Pfadfinder auf dem sonst beschwerlichen Wege zu erschriebenem Reichthume über Verlegermisere einstmals hatte fallen lassen. Der „große Unbekannte" hatte sonst wahrlich keinen Grund sich zu beklagen, denn er soll bei Lebzeiten etwa anderthalb Millionen Thaler Honorar erhalten haben.

Walter Scott that eines Tages, wie sein deutscher Biograph Felix Eberty erzählt, die Aeußerung: „Jeder Fleischer wird in der Regel etwas vom Viehmästen und der Viehzucht verstehen, und Niemand, außer einem gelernten Jokey, wird es unternehmen, ein Rennpferd zuzureiten. Aber wer hat jemals gehört, daß ein Buchhändler etwas von der Waare versteht, in der er Geschäfte macht. Sie sind die einzigen Gewerbtreibenden, welche ganz | offen gestehen, daß sie stets eine Katze im Sacke kaufen. Blickt man auf die Menge von Unsinn, welche sie aus reiner Unwissenheit in jedem Jahre drucken lassen und herausgeben, so kann man ihnen nicht böse werden, wenn sie auf Kosten der Schriftsteller, die etwas taugen, ihre Verluste wieder einzubringen suchen."

Und in Deutschland lägen, wie Karl Braun meint, die Dinge nicht viel anders: „Nicht nur müssen diejenigen Schriftsteller, welche gut schreiben und aus diesem oder irgend einem anderen Grunde viel gekauft und gelesen werden, diejenigen mit durchschleppen, welche schlecht schreiben und nicht begehrt werden, aber dennoch gedruckt und verlegt werden wollen, sondern auch diejenigen Leser, welche Bücher kaufen, müssen mit bezahlen für die, welche nicht kaufen, aber dennoch lesen wollen . . . Unser Buchhandel hat einen socialistischen Charakter. Die Chancen des Gewinnes und des Verlustes sind nicht richtig vertheilt. Es fehlt am richtigen kaufmännischen Risiko und dafür auch an großem kaufmännischen Gewinn. Die Selbständigkeit und die Selbstverantwortlichkeit kommen nicht genügend zur Geltung. Der

Einzelne läßt sich vom Ganzen tragen. Dadurch verliert er die Selbständigkeit und den Ansporn. Es ist ein Zustand, unter welchem Verleger, Autor und Publikum gleichmäßig leiden . . . Man verlegt, ohne die Bücher, welche man in Verlag nimmt, gelesen und geprüft zu haben, und ohne sie durch wirklich sachkundige und bewährte Männer prüfen zu lassen. Man kalkulirt: „Unter zwölf Loosen wird sich wohl ein Treffer finden, der die Kosten der Nieten deckt und dann noch einen schönen Ueberschuß abwirft" . . . Die lotterige Lotteriepraxis hindert auch, daß sich auf dem Gebiete des Bücherverlags mehr Specialitäten und Autoritäten ausbilden . . . Es giebt Verleger, welche, wenn der Autor, der weder berühmt noch auserwählt ist, aber das brennende Verlangen, sich gedruckt zu sehen, empfindet, nur gehörig bezahlt, auch den größten Schund übernehmen, und ihn, auch wenn sie ihn nur in Commission haben, auf dem Titel als ihren eigenen Verlagsartikel bezeichnen, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchen nicht wieder gutzumachenden Schaden sie dadurch ihrer Firma zufügen" . . .

Auch Braun weiß es sehr wohl, daß wir an kenntnißreichen, gebildeten und erfahrenen Verlegern nicht arm sind; aber die große Menge unberufener und ungeeigneter, welche nur durch Speculationsgeist und alleinige Hoffnung auf Gewinn angetrieben und bewogen, ihren Stand mißbrauchen, wer vermag sie aus ihrer Stellung zu verdrängen?

Zwar die Sortimenter könnten den angerichteten Schaden zu einem guten Theile wieder ins Gleichgewicht bringen, wenn sie von der Nothwendigkeit einer Reform überzeugt, und in der Wahl der zu ergreifenden Mittel einig, mit Lust und Liebe „ihren schönen und verantwortlichen" Beruf zu erfüllen trachteten. Wenn auch bei ihnen die Erkenntniß Eingang fände, daß es damit allein nicht gethan ist, Jahraus Jahrein eine möglichst große Anzahl von Büchern an den Mann zu bringen, das Absatzfeld zu erweitern und den Gewinn zu erhöhen. Scheint es aber den Buchhändlern nicht wie den Zuckerbäckern zu gehen, welche die Waaren, mit denen sie täglich zu thun haben, nicht sonderlich zu achten pflegen, dieselben zu kosten, zu genießen durchaus nicht mehr in Versuchung kommen? Hält es der Buchhändler auch bei Gelegenheit einmal vonnöthen, nach außen hin bemerkbar zu machen, daß er doch etwas Anderes und mehr wäre, als ein bloßer Kaufmann, der mit beliebigen Artikeln zu handeln beflissen, so ist er dennoch von der Würde und dem rechten Werthe seines Berufes selten in Kenntniß gesetzt.

Und wenn Goethe in dem „Geisterzeugten" die edelste Blüthe des menschlichen Lebens erkennen will:

„Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre!“

das naturgemäße Reſultat in dem Endproceſſe der organiſchen Welt; welch' eine Aufgabe voll erhebender Genugthuung iſt dann dem deutſchen Buchhändler nicht vorbehalten? Vermag er in ſeiner vermittelnden Stellung zwiſchen denen, welche den Reichthum ihres Geiſtes nicht wollen im Verborgenen halten, und der Bildung ſuchenden und bildungsfähigen Menge derer, welche lernbegierig die ausgeſtreute Gedankenſaat entgegennehmen, nicht in reichem Maaße an dem vorwärtsſchreitenden Gange der allgemeinen Geiſtesbewegung theilzunehmen?

Iſt ihm nicht mehr zugefallen, als die beſcheidene Rolle eines bloßen Bindegliedes zwiſchen Producenten und Conſumenten? Hat es der deutſche Buchhändler, Verleger ſowohl als Sortimenter, geſtützt auf die in ihrer Art einzig daſtehende Organiſation ſeiner berufsmäßigen Thätigkeit, nicht in der Hand, Talente hervorzurufen und zu fördern? und ihnen je nach Verdienſt zu Erfolgen jeder Art zu verhelfen? Vermag er der Litteratur nicht neue Impulſe zu geben?

(Fortſetzung folgt.)

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1482—1682.

Von

Eduard Zernin.

III.

Wir gelangen nunmehr zu dem zweiten Jahrhundert der Wiener Buchdruckerkunst. Der zweite Abschnitt unseres Werks behandelt die Zeit von 1582 bis 1682 und führt die Ueberschrift: „Die Wiener Buchdruckerkunst im Zeitalter des Jesuitismus und der Gegenreformation"; das erste seiner drei Capitel „Die Situation der Wiener Buchdruckerkunst im Allgemeinen am Beginne des zweiten Säculums, die einzelnen Officinen und ihre Thätigkeit". Wir entnehmen diesen einleitenden Bemerkungen Folgendes, das uns ein bezeichnendes Bild der allgemeinen Lage jener Zeit vorführt und als kleiner Beitrag zur Culturgeschichte gelten darf.

„Der Schwerpunkt in der inneren Geschichte der Habsburgischen Erbländer liegt seit dem Regierungsantritte Kaiser Rudolfs II. in der Gegenreformation. Obgleich derselbe nicht offenkundig für sie eingenommen war, so hatte er doch den Grund dazu gelegt, ‚indem — wie Dr. Gindely in seinem Werk über Rudolf II. sagt — er die wichtigsten Posten der Regierung nur strengen Katholiken einräumte. Diese, im Verein mit den unter dem Einflusse des Tridentiner Concils reformirten Bischöfen, den Jesuiten und dem gleichgesinnten Klerus hielten den weiteren Verfall des Katholicismus auf und bereiteten die Wiederbelebung desselben vor.'*) Wie die Reformatoren, so benutzten jetzt auch die Gegenreformatoren die Macht der Buchdruckerpresse, unterdrückten aber unnachsichtlich und strenge jede Parteinahme derselben

*) Kaiser Rudolf II. führte den Wahlspruch: omnia ex voluntate Dei. Siegmey's deutsche Kaiserchronik (Leipzig 1879) sagt von ihm:

„Rudolf der Zweit' folgt ohne Ruhm
Dem Vater in dem Kaiserthum,
Da er sich äußerst abgeneigt
Gegen die Protestanten zeigt."

für oder im Dienste ihrer Gegner. Die Typographen, welche wegen ihrer Bildung und socialen Stellung nicht mehr in jenem Ansehen standen, wie ihre Vorfahren im Zeitalter des Humanismus, hatten nun schwere Tage durchzukämpfen; nicht leicht ist es daher, unter so ungünstigen Verhältnissen die eine oder andere Ausnahme zu schildern, da auch biographische Daten aus Acten nur spärlich beizubringen sind und von den Druckwerken jener Zeit viel zu Grunde gegangen ist. Wo Hunderte und Tausende von Flugblättern, Tractätlein und Kampfeslitteratur jeder Art schnell und billig unter das Volk gebracht wurden, da konnte selbstverständlich das ästhetische Moment in der Typographie keine Beachtung finden, die typographische Kunst mußte verfallen. Aber auch die geschäftliche Seite erlitt einen empfindlichen Rückschlag, der einerseits durch weltliche und kirchliche Verordnungen und Verbote, andererseits durch die Abnahme der Schul- und Gelehrten-Litteratur herbeigeführt wurde. Man sieht auch hier wieder und kann es nicht genug betonen, wie der Gradmesser und die jeweilige Situation der Buchdruckerkunst von den geistigen und politischen Strömungen abhängig sind."

Wir möchten hierzu bemerken, daß die letzteren unseres Erachtens noch wichtiger waren als die ersteren und erinnern zu diesem Zwecke an die Stellung, die 100 Jahre später Napoleon I. Gutenbergs Erfindung gegenüber einnahm, und die wenig Wohlwollen zeigte. „Die Buchdruckerei — so argumentirte Napoleon — ist ein mit gefährlichen Waffen gefülltes Zeughaus, das man ungern in den Händen des ersten besten läßt. Die Buchdruckerei ist kein Handelszweig; es genügen deshalb einfache Privilegien, um sie zu organisiren. Es handelt sich um einen Stand, an dessen Gedeihen der Staat ein Interesse hat, letzterer muß deshalb die Entscheidung in den Angelegenheiten dieses Staates haben. Der Buchdrucker kann ein geschickter, selbst ein gelehrter Mann sein, er ist aber kein Kaufmann und kein Fabrikant. Eben weil der Erfolg nicht von ihm selbst, sondern von der Speculation Anderer abhängt, kann nur eine gewisse Zahl von Buchdruckern existiren. Beschränkt der Staat nicht die Zahl und leidet in Folge davon der Buchdrucker Noth, so kann man nicht auf dessen rechtlichen Charakter zählen, und die Druckkunst ist eine zu furchtbare Waffe, um sie in den Händen von Nothleidenden zu lassen. Gutsituirte Bürger sind weniger geneigt, gegen die Gesetze zu handeln; es ist deshalb ebenso human als politisch richtig, die Zahl der Buchdruckereien zu beschränken und aus demselben Grunde die Zahl der Lehrlinge zu normiren." Eine Folge solcher Erwägungen war ein Decret (vom 5. Februar 1810), welches

eine Direction der Buchdruckerei und des Buchhandels einsetzte. Die Zahl der Buchdruckereien in Paris wird auf 60 fest bestimmt, die unter den 3—400 bestehenden ausgewählt werden sollten; die bleibenden waren verpflichtet, die anderen zu entschädigen und das Material der zu löschenden Firmen anzukaufen. Der Betrag von 4000 Francs (für die eine mehr, für die andere weniger) wurde als Durchschnitts-Entschädigung bestimmt. Das Brevet war eine einfache Ermächtigung und schloß nicht, wie dies bis zum 18. Jahrhundert der Fall gewesen war, die Bürgschaft der geschäftlichen Befähigung des Inhabers in sich. Ein weiteres Decret (vom 16. Februar 1811) erhöhte die Zahl der Buchdruckereien auf 80, das litterarische Eigenthumsrecht wurde geregelt und die Censur in optima forma eingeführt. Ein dem Ministerium der Polizei beigegebenes Bureau de l'esprit public sollte für Verbreitung der Regierungsansichten und die Bearbeitung der öffentlichen Meinung wirken. Im Jahre 1812 wurden die Privilegien auch für den Buchhandel eingeführt, jedoch die Zahl der Buchhandlungen nicht beschränkt. Censirte Werke konnten nachträglich confiscirt werden, jedoch mußten die Druckkosten ersetzt werden. Daß der Buchhandel und die Buchdruckerei sich unter der Regierung Napoleon's trotz des äußeren Glanzes nicht recht entwickeln konnten, wird Jeder verstehen, bemerkt Herr C. B. Lorck, dem wir hierbei gefolgt sind,*) indem wir uns nunmehr wieder in die Zeit von Kaiser Rudolf II. zurückwenden.

Es waren also wenig günstige Aussichten, unter denen die Wiener Buchdruckerkunst in das zweite Jahrhundert ihres Bestehens trat. Die Universität fristete in Folge der religiösen Wirren nur ein kümmerliches Dasein, und wo einst 7000 Studenten von nah und fern sich eingefunden hatten, da zählte man jetzt kaum einige Dutzende. Es fehlte an Lehrern, es mangelten die Bücher, überall war Verwilderung der Geister und Abnahme des Wissens. Von 1576 bis 1589 gab es in den weltlichen Facultäten nur wenige Promotionen, in der theologischen gar keine, dagegen waren die Schulen der Jesuiten in Schwung gekommen. Diese drückten der geistigen Bewegung ihren Stempel auf, wie auch die damalige Litteratur der Erblande nach Form und Inhalt beweist. Die theologischen, philosophischen und medicinischen Schriften bestanden der Mehrzahl nach nur aus Broschüren; Schulschriften, Abhandlungen und Classiker-Ausgaben sind dagegen selten und gaben ebenfalls der Typographie keine Gelegenheit, sich besonders hervorzuthun. Die Volks-

*) Vergl. „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst", 2. Band (Wiedererwachen und neue Blüthe der Kunst). Leipzig, J. J. Weber. S. 165 u. folg.

litteratur bietet in so kampfesluſtiger Zeit nur das gleiche Bild oft rohen Kampfes und derben Spottes. Dieſe Schriften, Lieder, Zeitungen u. dgl. wurden überdies von außen eingeſchmuggelt und trotz ſtrenger Cenſur-Edicte an den Mann gebracht. Wie das litterariſche Leben, war auch die Kunſt — wenngleich nicht ſo intenſiv — im Verfalle. Die Typographie aber, an welche unter ſolchen Umſtänden nicht einmal beſondere Forderungen innerhalb ihrer eigenen Sphäre geſtellt wurden, befand ſich natürlich ſchon lange nicht mehr in einem engen Connexe zur Kunſt und nahm dieſelbe nur ſelten und in geringem Maße zur Ausſchmückung in Anſpruch.

Nach dieſer Darlegung der Lage der Wiener Buchdruckerkunſt wendet ſich der Verfaſſer zu den einzelnen Officinen, deren Thätigkeit in folgender Reihe aufgeführt und gewürdigt wird: 1. die Buchdruckerei der proteſtantiſchen Stände Niederöſterreichs, 2. Michael Apffels Wittwe, 3. Johann Apffel, 4. Leonhard Formica, 5. Nikolaus Pierius, 6. Wolfgang Halbmeiſter, 7. Franz Kolb, 8. Hans Valled, 9. Andreas Niclas, 10. Ludwig Bonnoberger, 11. Margaretha Formica, 12. Chriſtoffel Creutzer, 13. Michael Chriſtopff (Chriſtoph), 14. Johann Fidler, 15. Regina Bonnoberger, 16. Wolf Schumpfen, 17. Gregor Gelbhaar, 18. Judith Gelbhaar, 19. Matthäus Formica, 20. Caspar van Rath, 21. Michael Rickhes, 22. Maria Rickhes, 23. Maria Formikin, 24. Matthäus Cosmorovius von Lorenzberg, 25. Matthäus Rickhes, 26. Johann Jakob Kürner der ältere, 27. David Hautt, 28. Suſanna Rickheſin, 29. Johann Baptiſt Hacque, 30. Leopold Voigt, 31. Michael Thurnmayer, 32. Franz de Mesgnien Meninski, 33. Johann Chriſtoph Cosmorovius von Lorenzberg, 34. Johann Jakob Kürner der jüngere, 35. Helene Thurnmayer, 36. Peter Paul Vivian, 37. Johann B. Podeſta, 38. Anna Hacque, 39. Johann van Ghelen und 40. Michael Gabriel Hertz. Unter dieſer großen Zahl von Buchdruckern, über deren perſönliche und geſchäftliche Verhältniſſe Herr Dr. Mayer eine Fülle von anziehenden und belehrenden, auf mühevollen und erfolgreichen Forſchungen beruhenden Mittheilungen macht, iſt die Firma Matthäus Cosmorovius von Lorenzberg am eingehendſten geſchildert, auch wird eine Abbildung des Hauſes der Familie Cosmorovius und deren Wappen in Holzſchnitt wiedergegeben. Matthäus ſtammte aus Ruſſiſch-Polen und entwickelte ſeine Geſchäftsthätigkeit in Wien in den Jahren 1640 bis 74, nachdem er erſt Univerſitätsdrucker geworden war und ſpäter das Privilegium eines Hofbuchdruckers erhalten

hatte; er lieferte manche Werke, die der Wiener Buchdruckerkunst seiner Zeit recht zur Ehre gereichten. Wir müssen es uns hier versagen, auf sein Leben und Wirken näher einzugehen und verweisen auf unser Buch, welches auch über die Thätigkeit seines Sohns Johann Christoph — 1674 bis 1685 — eingehende Auskunft ertheilt. Wir entnehmen daraus hier nur, daß das vom Vater festbegründete Geschäft und Hauswesen in dessen Geiste vom Sohne weiter geführt und erhalten worden ist. Unter den späteren Firmen müssen wir noch besonders Johann van Ghelen hervorheben, 1678—1721, die bedeutendste ihrer Zeit, deren Besitzer aus einem altadeligen Geschlechte stammte und von Holland nach Wien gekommen war, um hier eine Buchdruckerei zu erwerben und sehr bald auf allen Gebieten durch fachmännische Leistung zu bedeutendem Rufe zu bringen. Johann van Ghelen war nicht nur ein tüchtiger und kundiger Jünger Gutenbergs, sondern auch ein Mann von künstlerischem Geschmack und solidem Geschäftsgeiste. Auch in Bezug auf das Leben und die Thätigkeit dieses Buchdruckers müssen wir auf das Mayer'sche Werk verweisen, welches hierüber sehr interessante nähere Darstellungen enthält. Am Schlusse dieses Abschnitts giebt der Verfasser eine kurze resumirende Uebersicht über die gesammte Wiener Bibliographie von 1582—1682, welche eine sehr verdienstliche Arbeit genannt werden muß. Wir entnehmen derselben die Schlußfolgerung, daß für die Zeit von 1482 bis 1682 nahezu 3400 (genau 3364) Wiener Drucke bekannt geworden sind, und daß aus diesen beiden ersten Jahrhunderten der Wiener Typographie sich im Ganzen etwa 4000 Drucke erhalten haben, eine Behauptung, die Manchem vielleicht auffällig erscheint, und von welcher der Verfasser eigentlich nur wünschen kann, daß sie einmal mit Bezug auf das erste Jahrhundert der Wiener Typographie widerlegt werde. Wir selbst halten jene Behauptung für keineswegs gewagt und sind sehr geneigt, uns derselben anzuschließen, da wir gesehen haben, wie genau der Verfasser seine Forschungen anzustellen pflegte, aus welchen er seine Schlußfolgerungen gezogen.

Nunmehr sind wir am Schlusse der Bibliographie angekommen und wenden uns anderen Gegenständen der Wiener Buchdruckerkunst zu, welche unser Verfasser in gleich fesselnder und gründlicher Weise behandelt hat, wie unsere Leser wohl selbst finden werden.

Das zweite Capitel behandelt nämlich folgende Gegenstände: „innere Geschichte der Officinen — ornamentale Technik — sociale Stellung der Buchdrucker — Privilegien und Nachdruck und Buchhandel". Im Allgemeinen ist hier vorauszuschicken, daß die rein technische Seite der Typographie mit sehr geringen Aus-

nahmen auch im 17. Jahrhundert beim Alten blieb. Der Verfasser unseres Buches weist nach, daß die in ihren Hauptbestandtheilen aus Metall hergestellte Presse in Wien erst am Ende des 17. oder zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch van Ghelen Eingang gefunden hat. Ebenso sind in der Technik der Schriftgießerei damals nur geringe Fortschritte eingetreten; sie beziehen sich zunächst nur auf eine bessere Handhabung der Gießwerkzeuge, weiter wurden auch die Typen für den Setzer handlicher eingerichtet. Auf die theilweise höchst interessanten Einzelnheiten, die Herr Dr. Mayer besonders in Betreff der ornamentalen Technik vorführt und durch zahlreiche vortreffliche Abbildungen erläutert, können wir hier leider nicht näher eingehen; wir verweisen deshalb auf das Buch selbst, das namentlich dem Techniker werthvolle und lehrreiche Aufschlüsse nach dieser Richtung darbietet. Dagegen entnehmen wir ihm folgendes Nähere über die sociale Stellung der Buchdrucker, sowie ähnliche Verhältnisse: „Die sociale und rechtliche Stellung der Wiener Buchdrucker — so lesen wir — war in diesem Zeitraume im Allgemeinen noch dieselbe wie früher, nur in Besonderheiten hatten sich durch wissenschaftliche und religiöse, politische und wirthschaftliche Einflüsse Veränderungen ergeben. Einer späteren Zeit war es erst vorbehalten, die Keime, die jetzt schon vorhanden waren, in solchem Grade zu entwickeln, daß auch die Grundzüge und das ganze Wesen jener Verhältnisse der Wiener Buchdrucker umgestaltet wurden. Dieser Umschwung vollzog sich leicht dadurch, daß die neuen Anschauungen in Politik und Wirthschaft mit der hergebrachten und veralteten Social- und Rechtssphäre der Buchdrucker in keinen Einklang mehr zu bringen waren . . . Daß ein solcher Unterschied bestand, ist gewiß.

Mit dem Niedergang von Wissenschaft und Kunst ist auch das Ansehen jener Personen, die noch in deren Dienst standen, merkbar entschwunden. Vergeblich suchen wir daher in den Drucken des 17. Jahrhunderts Lobreden auf die Buchdrucker, vergeblich forschen wir nach dem Studiengange des einen oder anderen Meisters. Die Wenigen, die durch ihre technische Bildung und einen regen Geschäftsbetrieb es zu größerer Bedeutung gebracht haben, wie Matthäus Cosmorovius und Johann van Ghelen, ragten nicht durch jene classische Bildung hervor, strebten nicht nach der Palme der Wissenschaft, wie die Buchdrucker der alten classischen Zeit. Viel und Gutes zu schaffen, war auch ihr ehrliches Streben, aber ihre Schulbildung war nur die nach dem Maße der Jesuiten, und die größere Sprachkenntniß im Italienischen und Spanischen, durch welche die Cosmorovius und van Ghelen die Buchdrucker des früheren Jahrhunderts übertrafen, hatten sie sich

hauptsächlich nur nach der Mode jener Zeit und im Interesse ihres Geschäftsbetriebes angeeignet. An Stelle der einstigen begeisterungsvollen Hingabe an die classische Bildung und Kunst, an die ideale Seite des Berufs, war der nüchterne, bald mehr, bald weniger gebildete und geschulte Geschäftsgeist getreten. Cosmorovius, van Ghelen und alle Anderen waren eben Kinder ihrer Zeit. Von den Behörden geachtet, von ihren Mitbürgern hoch angesehen, erfreuten sie sich kaiserlicher Gunst und Gnade in hervorragender Weise, besonders van Ghelen, der in der Pestzeit und während der Türkenbelagerung das schönste Beispiel von Bürgertugend gegeben hatte.

Die Principale größerer Officinen, die zugleich auch, wie Rath, die Rickhes, Gelbhaar, Formica, Cosmorovius und van Ghelen, Buchführer waren, befanden sich in einem gut bürgerlichen Wohlstande. Sie besaßen Häuser, Wiesen und Weingärten und hatten, wie viele Bürger Wiens, auch Wein im Keller liegen. In den Testamenten und Verlassenschafts-Abhandlungen wird bei Einigen des Familienschmucks und eines besseren Hausraths gedacht, der nach der Sitte jener Zeit in den Familien sich vererbte; auch werden neben den gesetzlichen und freiwillig frommen, auch wohlthätige Stiftungen erwähnt, und für ihren religiösen Sinn zeugt es, daß sie die eine oder andere Kirche, oder speciell diesen und jenen Altar daselbst mit Stiftungen bedachten.

Wie im 16. kommen aber auch im 17. Jahrhundert Besitzer kleiner Officinen vor, die in mißlicher Lage sich befanden und, den kummervollen Blick nur auf sich und die Ihrigen geheftet, ein recht bescheidenes Leben führten; die Abhandlungen über ihre Verlassenschaft entwerfen uns in oft nur wenigen Strichen ein trübes Bild. Die Gegenreformation mit all' ihren einschränkenden und lästigen Maßregeln, die Folgen des dreißigjährigen Krieges, die besonders in den finanziellen Nöthen hervortraten, die fortwährenden Kriegszeiten lasteten damals auch schwer auf vielen Jüngern Gutenberg's. Der Nachdruck und die erschreckend engen Grenzen der Litteratur, sowie der Umstand, daß selbst die großen Officinen oft mit den unansehnlichsten Drucken vertreten erscheinen und dadurch dem kleinen Buchdrucker Concurrenz machten, erschwerten noch wesentlich dessen Existenz.

Die Wiener Buchdrucker bildeten keine Vereinigung gleich den Kaufleuten, Tuchmachern, Waffenschmieden, Goldschmieden und Bauhandwerkern, die man Zunft oder Innung nannte, ja, sie zählten nicht einmal zu den unzünftigen Gewerbetreibenden wie die sculptores und scriptores, die Maler und Schreiber; denn was sie betrieben, war Kunst und kein Gewerbe. Wir lesen daher nirgends von der Aufnahme

eines Buchdruckers in eine Zunft, wir erfahren nichts von der obrigkeitlichen Bestätigung einer Buchdruckerzunft, nichts von landesfürstlichen Privilegien, nichts von Zunftgerichtsbarkeit, Zunftbriefen oder Zunftrollen der Buchdrucker. In den Verzeichnissen der Zunft werden sie auch nicht genannt.

Der Buchdruck wurde als eine freie Kunst, als eine akademische Function angesehen, und die Wiener Buchdrucker, Principale und Gesellen standen daher in allen Personalangelegenheiten als Universitäts-Angehörige (cives academici) unter der Wiener Universität; Rector und Consistorium waren ihr competentes Forum (forum externum jurisdictionis).

Das schloß aber nicht aus, daß sie zur Regelung der die Buchdruckerei betreffenden Fragen unter sich eine „Verwandtschaft" bildeten, daher sich jeder der Kunst Gutenbergs Beflissene auch „Buchdruckerei-Verwandter" nannte. Innerhalb dieser Verwandtschaft gab es ein forum internum, das, wie wir aus einem speciellen Falle vermuthen dürfen, aus sämmtlichen Universitäts-Buchdruckern und je einem Gesellen einer jeden Officin bestand. Dieses forum internum galt als der eigentliche Vertreter der Buchdrucker Wiens und wurde auch von dem Rector und Consistorium der Universität, als der den Buchdruckern unmittelbar vorgesetzten Behörde, vorgeladen, so oft es sich um wichtige Fragen und judicielle Entscheidungen für die Buchdrucker handelte. Diesem Forum stand die Aufsicht über die einzelnen Officinen zu, es hatte zu wachen, daß die Ordnungen und die Kunstgebräuche, die schon seit alter Zeit her bestanden, und an welchen man fest und steif hielt, strenge beobachtet würden. In seinen Wirkungskreis gehörte die Durchführung der gewohnheitsrechtlichen Normen über das Aufdingen und Freisprechen, den Ein- und Austritt der Gesellen und die Sorge für die Unterstützungen in Krankheiten und Unglücksfällen. Der Candidat für Gutenbergs Kunst mußte ehrbarer, ehelicher Geburt sein und auch den Schulbesuch oder die Kenntniß des Lesens und Schreibens nachweisen. Dem eigentlichen Aufdingen ging eine Probezeit von 3 bis 4 Wochen voraus. Jenes geschah immer zur Quartalszeit, wobei in Gegenwart des Principals und Factors, sowie der Eltern des Knaben demselben Ermahnungen an seine Pflichten ertheilt wurden. Zugleich mußte die sogenannte „Einführtaxe" erlegt werden. Das Einführen in die Handwerksgriffe geschah entweder durch den Principal selbst oder durch einen Gehilfen („Anführgespan"). Der Lehrjunge wurde in einer bestimmten Weise und Reihenfolge, was sich Alles gewohnheitsmäßig zu einer Norm herausgebildet hatte, mit der Technik des Satzes und Druckes

vertraut gemacht. Nach beendigter Lehrzeit, die 4, 5, auch 6 Jahre dauerte, fand das „Freisprechen" statt.

Das Freisprechen war der feierliche Act, bei welchem in der Versammlung aller Principale und Gehilfen und unter bestimmten Festlichkeiten ein Lehrjunge, welcher ehrlich und voll ausgestanden und den Buchdruck wohl erlernt hatte, nun zum Gesellen gemacht werden sollte.

Der Eintritt des Gesellen war an eine bestimmte Zeit geknüpft, und zwar von einer Messe zur andern, ebenso auch der Austritt. Sechs Wochen vor der Messe war der „Sagetag", d. h. der Gehilfe konnte seinen Dienst „aufsagen", der Herr „redete den Gehilfen an" zum Bleiben. Heimliche Entfernung des Gesellen galt für ehrlos. War den Gehilfen, wie es öfters vorkam, von ihrer vorgesetzten Behörde, dem Universitäts-Consistorium, eine Geldstrafe auferlegt worden, so wurde stets der Beisatz hinzugefügt: „Wer abreist, ohne gezahlt zu haben, für den zahlen die Zurückbleibenden." Ein solcher Gehilfe sollte aber nirgends mehr aufgenommen werden.

Zwischen den Principalen und Gehilfen sollte der Vorschrift nach auch ein patriarchalisches Einvernehmen bestehen, die Gehilfen sollten nach dem vierten Gebote Gottes ihrem Principal Ehre und Gehorsam bezeugen, sich ihm nicht widersetzen. Der Gehilfe sollte nicht lügen, Gott lästern, schelten, streiten, schwatzen, spielen u. s. w. Im Allgemeinen finden wir auch in den Acten nur wenige Fälle angedeutet, wo das Universitäts-Consistorium Conflicte zwischen ihnen zu schlichten hatte. Der Gehilfe erhielt Wohnung und Kost, von Zeit zu Zeit auch ein Kleidungsstück; vielleicht auch war dies speciell ausbedungen. In den Testamenten einiger Principale waren den Gehilfen kleine Legate ausgesetzt worden. Der Factor des Johann Christoph Cosmorovius erhielt ein „Klagekleid" und 50 Thaler, und Johann van Ghelen bestimmte testamentarisch, daß jeder Geselle seiner Officin einen „Klagehut" mit Flor, Schuhe und Strümpfe erhalte.

Die Meister oder Principale sollten gelernte Buchdrucker sein, doch gab es einige, die sich nicht auf Gutenbergs Kunst verstanden, namentlich diejenigen, welche früher Buchführer gewesen und dann das Privilegium eines Buchdruckers erhalten hatten. In diesen Fällen, sowie dann, wenn die Frau nach dem Tode ihres Mannes die Buchdruckerei fortführte, war es Vorschrift, daß ein gelernter Factor die Officin leite.

Als Besitzer von Häusern und Grundstücken waren die Buchdrucker Bürger, aber nur wenige scheinen ein bürgerliches Amt bekleidet zu haben, nur von Caspar von Rath wissen wir, daß er „Schrannen-

beisitzer" *) gewesen. Noch bis zum Jahre 1715 besaßen die Principale das Recht, den Degen zu tragen.

Es gab Hof-Buchdrucker und Universitäts-Buchdrucker. Von den letzteren berichtet unser Verfasser auf Grund der von ihm eingesehenen Universitäts-Acten, daß Jeder, der in die Matrikel der philosophischen Facultät eingetragen werden wollte, folgende Eigenschaften nachweisen mußte: 1. daß er ein Landeskind sei, 2. zur katholischen Religion sich bekenne, 3. ehrlichen und ehelichen Herkommens sei und 4. die Kunst der Buchdruckerei rechtmäßig erlernt habe. Hierauf mußte der Bewerber in die Quästur (Universitäts-Casse) den Betrag von 50 Gulden erlegen, worauf ihm gestattet wurde, in einer der nächsten Consistorial-Sitzungen den Eid als Universitäts-Buchdrucker in die Hände des Rectors abzulegen. Dieser Eid lautete in der Hauptsache dahin, „daß Candidat jedem Herrn rectori magnifico et venerabili consistorio dieser uralt und weit berühmten Universität gehorsam, getreu und gegenwärtig sei, deroselben Nutzen, so viel an ihme ist, jederzeit befördern, dero membra gebührend ehren, nicht weniger keine ketzerische Unkatholische oder sonst schädliche, Verbottene, ja gar keine Bücher ohne behöriger Censur drucken, auch sonsten, wie einem ehrlichen, der hohen Schul einverleibten Mitglied und Buchdrucker gebühret und wohl anstehet, sich verhalten wolle." Auf diese Eidesablegung erfolgte der Handschlag und nunmehr die Eintragung in die Universitätsmatrikel.

Die Universitäts-Buchdrucker hatten manche Vortheile und Vorrechte. Als Universitäts-Angehörige im engeren und eigentlichen Sinne besaßen sie alle Rechte und Pflichten der Facultäts-Mitglieder, genossen in ganz besonderer Weise den Schutz der Universität und hatten Antheil an allen von Alters her der Universität ertheilten Privilegien. Sie hatten aber auch mit den Consistorial- und Facultätsmitgliedern, und zwar der philosophischen Facultät, an den Festtagen der Kirche und der Universität beim feierlichen Gottesdienste in der Jesuitenkirche zu erscheinen. Die Vorrechte und materiellen Begünstigungen der Universitäts-Buchdruckereien bestanden u. A. darin, daß ihre Zahl eine kleine und bestimmte war, und daß ihre Besitzer darauf, gleichwie auf Häuser und Grundstücke, Schulden und Guthaben mit der vollsten Gültigkeit versichern

*) Eine „Schranne" war im Allgemeinen ein eingeschränkter Raum, in welchem etwas verkauft wurde, besonders Getreidemarkt gehalten wurde. Ein „Schrannenbeisitzer" war demnach eine von dem Ortsvorstand eingesetzte Persönlichkeit, eine Art Aufsichtsrath, zur ordnungsmäßigen Regelung von öffentlichen Verkäufen. Wien hat wohl stets — schon wegen der Nachbarschaft des getreidereichen Ungarnlandes — für den Kornhandel eine große Wichtigkeit besessen.

konnten. War eine solche Buchdruckerei durch den Tod ihres Besitzers erledigt, so konnte sie an die Wittwe oder die Kinder vererbt werden und erhielt sich oft durch Generationen hindurch in ein und derselben Familie. Nur im Falle der Intestat-Erbfolge oder unter mißlichen Verhältnissen kamen sie unter Intervention der Universität zum Verkauf. Das Universitäts-Consistorium sendete dann die Bittgesuche an sämmtliche Universitäts-Buchdrucker, um deren Aeußerung einzuholen. Selten nur stimmten diese zu und erneuerten vielmehr bei solcher Gelegenheit die alten Klagen, daß sie zu Grunde gehen müßten, wenn ihre Zahl nicht beschränkt würde, weshalb sie um Einziehung des betreffenden Universitäts-Befugnisses bitten.

Zu ihren ältesten Vorrechten zählte die Universität auch jenes der eigenen Gerichtsbarkeit (privilegium fori) und wollte deshalb auch, daß die Buchdrucker in Bursen*), also in Universitätshäusern wohnten, damit sie mit dem Stadtrathe nicht zu oft in Competenz-Conflicte geriethe. Die meisten Buchdrucker des ersten und einige noch am Beginn des zweiten Jahrhunderts hatten ihre Officinen in Bursen. Da die Beziehungen der Buchdrucker zur Universität in geschäftlicher und rechtlicher Hinsicht sehr enge waren, so befanden sich die Officinen auch jener Buchdrucker, die nicht in Bursen wohnten, in der Nähe der Universität. Der Universitäts-Gerichtsbarkeit unterstanden alle Universitäts-Angehörige, also auch die Buchdrucker, dieselbe war inappellabel, und nur in wenigen reservirten Fällen war von ihr eine Berufung an den Landesfürsten gestattet. Diese gänzlich unabhängige Jurisdiction der Universität ward im Laufe des 16. Jahrhunderts, je mehr die Staatsgewalt jede Autonomie einengte, ebenfalls beseitigt, die niederösterreichische Regierung wurde nunmehr in allen Fällen die obere Berufungsstelle.

Neben der eigenen Gerichtsbarkeit besaßen die Universitäts-Angehörigen auch die Steuerfreiheit und die Zollfreiheit für die Einführung der ihnen gehörigen Weine, wobei jedoch Streitigkeiten zwischen Universität und Magistrat nicht ausblieben. Gerade die Buchdrucker waren es, welche überhaupt fast unaufhörlich zu Conflicten zwischen Stadtobrigkeit und Universität den Anlaß boten. Solche Meinungsverschiedenheiten traten namentlich nach dem Tode eines Buchdruckers ein, welcher Eigenthümer von Haus und Grundstücken und in dieser Eigen-

*) „Bursa" bedeutete eine Zusammenkunft auf gemeinschaftliche Kosten, beziehungsweise also ein Haus, worin auf Universitäten die Studenten zusammen wohnten. Hieraus abgeleitet ist das Wort bursales, Burschen, auch bursarius, derjenige, welcher auf gemeinschaftliche Kosten mit Andern zehrt, also ehemalige Studenten, welche als Stipendiaten in gemeinschaftlichem Hause beköstigt wurden.

schaft Bürger von Wien gewesen war. Der Verfasser berichtet nach den Acten Näheres über zwei von solchen Fällen, die sehr interessant sind, auf welche wir hier jedoch nicht näher eingehen können.

Unter den Buchdruckern des 17. Jahrhunderts befanden sich ebenso wie unter denen des 16. viele, die zugleich Buchführer oder Buchhändler waren. Entweder hatten sie schon vor Erlangung des Druckprivilegiums als Buchführer gearbeitet, oder sie waren von Haus aus gelernte Buchdrucker gewesen und um das Privilegium eines Buchführers eingekommen, um die von ihnen gedruckten und selbst verlegten Bücher nun auch zu verkaufen oder zu vertauschen. Eine strengere Scheidung trat erst weit später ein.

Der Verfasser unseres Werkes wendet sich nun in dem dritten Capitel zu anderen Dingen. Er behandelt darin „die geistigen Strömungen in Wien vom Jahre 1582 bis 1682 und die Buchdruckerkunst im Dienste derselben — die Censur". Obwohl hierin wieder manche sehr interessante Gegenstände erörtert werden (so ist namentlich auch das älteste Zeitungswesen Wiens mit Geschick vorgeführt), so glauben wir doch uns einer weiteren Besprechung derselben nicht hingeben zu sollen, schon aus Rücksicht für den Raum, den wir nicht übermäßig beanspruchen dürfen. Wir verweisen auf das Buch.

Ueberblicken wir am Schlusse unserer Arbeit, in der wir vielfach die eigenen Worte des Dr. Mayer gebraucht haben, sein großes Werk, durch welches er dem Leser die ersten zwei Jahrhunderte der Wiener Buchdruckerkunst vorführt, so geben wir nur der Wahrheit die Ehre, wenn wir mit unumwundener Anerkennung dasselbe als eins der vortrefflichsten preisen, die uns je über Gutenbergs Kunst vorgekommen sind. Allerdings hatte sich der Verfasser bei seinem großen Unternehmen der thatkräftigsten Unterstützung nach fast jeder Richtung zu erfreuen. So wurden u. A. von dem früheren Minister des Aeußern und des kaiserlichen Hauses, Sr. Excellenz dem Freihern von Haymerle, die österreichischen Botschafter in London, Paris und Rom, sowie die Gesandtschaft in Madrid amtlich aufgefordert, die Bitte des Verfassers um archivarische Mittheilungen, bei den fremden Regierungen und Bibliotheks-Vorständen möglichst zu unterstützen. Außerdem hatte sich der Verfasser an die hervorragenden Bibliotheken Deutschlands persönlich gewandt und vielfach das thunlichste Entgegenkommen gefunden. Das reichste Ergebniß lieferten die österreichischen Bibliotheken, öffentliche wie

private, was auch ganz natürlich ist. Eine weitere Förderung und Unterstützung verdankt der Verfasser, wie er selbst sagt, den Mitgliedern der Section für die Herausgabe seines Werks in Wien, besonders aber dem Obmann derselben, Herrn Friedrich Jasper, dem Vertreter einer hochgeachteten Wiener Firma, in dessen großer Officin das Buch mit vortrefflichen Lettern in mustergültiger Weise hergestellt worden ist. Ebenso ist die ganze übrige äußere Ausstattung (Papier, Holzstöcke, Kopfleisten, Initialen ꝛc.) eine der schönen Bestimmung des Buchs vollkommen würdige.

Wiens Buchdruckergeschichte von Dr. Anton Mayer ist ein Werk, welches den Unternehmern wie Ausführern zur besonderen Ehre gereicht; man kann auch auf dasselbe das Wort anwenden, daß es „in der schönen Form die schöne Seele" birgt. Möge es bald gänzlich vollendet werden!

Deutsche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Gustav Moldenhauer.

Der 9. November 1867 war in der Geschichte des deutschen Buchhandels ein denkwürdiger Tag, der mit allen Folgen in seiner — wir möchten beinahe sagen — kulturhistorischen Bedeutung von Vertretern des Buchhandels längst schon vergessen zu sein scheint. Sonst würde man heute die weite Ausdehnung einer sehr wohlfeilen und volksthümlichen Litteratur von einem ebenso einseitigen als beschränkten Standpunkte aus nicht betrachten.

Man erörtert, und nicht immer mit Geschick., die großen Grundübel und die leidigen Aussichten des Buchhandels, als ob die Tage desselben schon gezählt wären. Man bedauert das Ueberhandnehmen einer Menge wohlfeiler, wenn auch guter Bücher, man befürchtet das Herabgehen der Bücherpreise im Allgemeinen, welche die Ausstattungskosten fürderhin kaum mehr zu decken versprechen, man ist entrüstet über das Umsichgreifen eines verderblichen Schleuderwesens, welches scheinbar wider eigenes Interesse und sehr gegen den allgemeinen Vortheil in Wirkung getreten; und ungeachtet dieser Mißstände und trotz aller Klagen will es uns bedünken, als ob sich die Fallissements und die Zahlungseinstellungen noch nicht in einer den schlimmen Umständen angemessenen Weise vermehrt haben.

Es mag also das Uebel ein gar so böses noch nicht sein. Oder sollten wir uns täuschen? Wirkt das zerstörende Arbeiten unheimlicher Kräfte des Zeitgeistes im Stillen emsig und unbemerkt weiter, und sind die bezeichneten Aeußerungen als Symptone eines allgemeinen Siechthums aufzufassen, welches zu seiner Zeit, wenn alles zu Grunde gerichtet ist, sich durch einen gemeinsamen Ruin „gar herrlich offenbaren wird“?

Wir vermögen es nicht zu glauben.

Man hat es längst schon bewiesen, daß der Pessimismus und die Schwarzseherei zu den Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes

gehören, welche man kaum ernst nehmen darf. Geklagt hat man zu allen Zeiten: „ob mit, ob ohne Recht, ist jetzo nicht die Frage"; und an Klagen wird es in Zukunft wohl auch nicht fehlen. Und wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß ihnen Beachtung zu versagen sei, so möchten wir dennoch den Glauben nicht aufgeben, daß auch der Buchhandel sich nicht im Niedergang befinde.

Das Erscheinen einer wohlfeilen Litteratur aber ist unserer Meinung nach eher für ein Zeichen zu nehmen, daß in der Gegenwart andere Bedürfnisse zu Tage getreten, und daß heute andere Verhältnisse maßgebend geworden sind.

Wir kehren jedoch zu unserm Ausgangspunkte zurück. Im Jahre 1867 erloschen die Privilegien, welche man einzelnen Buchhändlern und Familien in Ansehung der Herausgabe unserer deutschen Classiker eingeräumt hatte. Der Druck von Werken aller Autoren, welche seit dreißig und mehr Jahren verstorben, verfiel der allgemeinen Concurrenz. Goethe und Schiller gehörten nun wirklich dem Volke an.

Schon vor dem „Auferstehungsfeste unserer großen Meister" hatte die Gartenlaube in Nummer 36, S. 572 ihres siebenundsechziger Jahrganges auf die kommende Wirkung dieser erlösenden That hingewiesen. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, auch an dieser Stelle noch einmal einige Bemerkungen hervorzuheben, zu welchen das Herannahen des bedeutungsvollen Tages Veranlassung gab. Es sind jetzt mehr als fünfzehn Jahre seit jenem Ereigniß verflossen. Für eine Beurtheilung gegenwärtiger Zeitfragen in den Kreisen des Buchhandels findet man dort manchen Fingerzeig.

Unter anderem hieß es: „Oder braucht es vielleicht erst bewiesen zu werden, daß die im November d. J. endlich eintretende Befreiung unserer classischen Dichter und Schriftsteller im wahrsten und eigentlichsten Sinne eine Wiedergeburt derselben, eine ganz unermeßliche Verstärkung ihrer Wirkungskraft und demzufolge ein bedeutsamer Wendepunkt in der Entwickelungsgeschichte unseres Jahrhunderts ist? . . . Wer die Bedeutung dieses Ereignisses nicht sieht und fühlt, dem wird sie freilich nicht klar zu machen sein. . . . Die Nation, wenigstens ein beträchtlicher Theil des Volkes, steht einer neuen und wohlfeilen Darreichung ihrer unsterblichen Denker und Dichter nicht theilnahmlos und unvorbereitet gegenüber. Die Erkenntniß vielmehr, daß aus den Werken dieser Dichter ein Hauch lichtvoller Erweckung strahlt, daß in ihnen ein reiner Quell hoher Geistes-, Herzens- und Geschmacksveredelung fließt, daß die Lectüre, das sorgfältige Studium dieser Werke eine unerläßliche Grundlage deutscher Bildung ist, diese Erkenntniß lebt jetzt in den Herzen Unzähliger,

hat in Unzähligen einen lebhaften und sehnsüchtigen Drang nach einem vertrauten Umgange mit jenen Geistesschätzen erzeugt. Ueberhaupt haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung in einer fast wunderbaren Art verändert. Könnte man einen Einblick in die Handelsbücher des deutschen Buchhandels während der letzten dreißig Jahre erlangen, so würde sich an der ganzen Anlage und dem allmählich sich steigernden Absatze ihrer Unternehmungen eine der merkwürdigsten kulturgeschichtlichen Umwälzungen verfolgen lassen: eine Durchfrischung, Verjüngung und riesenhafte Erweiterung des lesenden Publikums, wie keine andere Periode der bisherigen Menschheitsgeschichte als unzweifelhaftes Ergebniß fortgeschrittener Gesittung aufzuweisen hat. . . . . An die Stelle der Hunderte, die früher allein ein wärmeres Interesse für Bücher und Schriften hatten, sind eben so viele Hunderttausende getreten, deren begeisterungsfrischer Lesedurst, deren eben erwachter noch junger Bildungsdrang nicht bloß der schriftstellerischen Thätigkeit eine verjüngende volksthümliche Richtung, sondern auch dem buchhändlerischen Vertriebe ein neues Arbeitsfeld, einen bis jetzt für denselben gar nicht vorhandenen Boden von unermeßlicher Ausdehnung gegeben hat. Daß dieses neue Publikum keine rohe, für Besseres nicht empfängliche Masse ist, wie gern es vom Schlechten sich abwendet, wenn ihm Gutes geboten wird, zeigt die massenhafte Verbreitung, welche neuerdings gute Bücher und sorgfältig in edlem Sinn und Geschmacke geführte Zeitschriften finden."

Was man damals vor 15 Jahren mit weiser Voraussicht prophezeite, ist es nicht alles in vollem Maße eingetroffen? Und warum sollen wir heute schon an einer Grenze angelangt sein, sodaß ein Rückschritt unvermeidlich wäre?

Zwar will es scheinen, als ob man des Guten schon zu viel gethan habe, als ob man nicht innerhalb des Erlaubten geblieben sei. 1867 war in der That das Geburtsjahr wahrhaft populärer, guter und wohlfeiler Schriften. Seitdem erst besitzen wir eine volksthümliche Litteratur.

Aber — so wird man uns fragen — ist das Bedürfniß nicht längst überschritten worden? Besitzen wir heute nicht einen argen Ueberfluß populärer Schriften? Wissenschaft und Kunst, was ist nicht alles popularisirt worden? Giebt es nicht populäre Litteraturgeschichten mit und ohne Illustrationen, von Robert König bis Otto von Leixner, artige Bilderbücher für erwachsene Kinder, populäre Werke über Anatomie, Physik, Astronomie, Baukunst, Blumen- und Pferdezucht? Giebt es nicht deutsche „Volksromane" und deutsche Dorfgeschichten die Menge?

Freilich, was die Aufschrift verspricht, wird man nicht immer durch den Inhalt bestätigt finden. Denn die Kunst, volksthümlich zu schreiben, ist eine gar schwierige; und nicht Allen ist sie zu Theil geworden, welche dieselbe auszuüben sich berufen glauben. Was eine Gabe des Genius gewesen, hat man mit leichter Mühe erwerben wollen, und ist dabei doch selten in die rechte Schule gegangen. Denn an Mustern volksthümlicher Darstellung, welche oft in unerreichbarer Weise das Beste launig und fesselnd, einfach und schlicht, stets klar und voller Geist anmuthig erzählt, oder Belehrendes lebendig und wirkungsvoll, mit Ernst und Sorgfalt erörtert und in der köstlichsten Form dargeboten, fehlt es bei uns gewiß nicht. Wir nennen nur Johann Peter Hebel und Justus Möser. Wer aber kennt unsern „herrlichen Justus Möser", wer unsern guten Hebel? Wie viele auch von denen, die sich mit Stolz unter die Gebildeten zählen, mögen wohl „die patriotischen Phantasien" zur Hand genommen, wie viele mögen sie mit Vergnügen wieder und wieder gelesen haben? Und Hebel? Wer hat mit ungetheiltem Entzücken die Erzählungen genossen, welche „das Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes" enthält? Ja fragen wir nur gleich: wer mag sie auch wohl dem Titel nach kennen? Es werden nicht viele Tausende sein. Daß dieses aber sich verwirkliche, und daß diese Schätze nicht ungekannt und ungenutzt im Verborgenen bleiben, sondern Licht und Freude überall verbreiten, dafür hat auch der deutsche Buchhandel Sorge zu tragen, denn der Genius hatte das Seinige gethan. Warum soll mit dem kostbaren Pfunde nicht zum Heile Aller gewuchert werden?

Hier lagen die Entwickelungskeime neuer Ideen, hier that sich ein weites Arbeitsfeld auf. Es galt wohlfeile Bücher ohne Gleichen zu schaffen, es handelte sich darum, sie wirksam zu vertreiben, stets die Nachfrage rege zu erhalten, stets den vorhandenen Kreis zu erweitern. Die Versuche dazu wurden gemacht, sie gelangen überraschend schnell. Erfolge hatten alle Sammlungen zu verzeichnen von „Meyer's Groschenbibliothek" bis zur „Collection Spemann".

Man hat der Befürchtung Ausdruck geliehen, daß die stetig anwachsende Menge wohlfeiler und allzu wohlfeiler Collectionen in gebundenen und ungebundenen Bänden die Bücherpreise im Allgemeinen auf ein Minimum herabzudrücken und dadurch den ganzen Buchhandel in absehbarer Zeit zu ruiniren drohe, weil nun Niemand mehr sein Geld für theure, wenn auch noch so werthvolle Bücher werde ausgeben wollen. Indessen sehr mit Unrecht.

Ein verschwindend kleiner Theil des Publikums nur wird sich, aus Mangel an Einsicht, der Hoffnung hingeben, daß fortan nun alle

Bücher in billigen Ausgaben erscheinen könnten, und daß es kaum mehr erforderlich wäre, für ein Buch 3, 5, 10 oder gar mehr Mark zu bezahlen, weil man jetzt schon so überaus viele und gute Bücher in schön und zierlich gebundenen Exemplaren zu einer Mark überall erhalte. Denn wer wird zu wähnen so einfältig sein, daß jedes neu erscheinende Buch gleich einen Leserkreis von vielen Tausenden erwarten dürfe, wenn nicht ganz besondere Umstände eine Ausnahme bedingen, um so gewagte und zweifelhafte Wünsche verwirklicht zu sehen?

Wenn es also hin und wieder vorkommen mag, daß auch in berechtigter Weise über die „sprichwörtlich" hohen Preise der deutschen Bücher geklagt wird, so sind diese Aeußerungen nur als wenig befremdliche Zeichen dafür zu nehmen, daß es endlich an der Zeit gewesen, auf irgend eine, und selten mehr neue, Weise den Versuch zu wagen, den in der deutschen Litteratur vorhandenen — in Buchhändlerkreisen aber kaum gekannten und selten geschätzten — Reichthum allgemein, d. h. für alle Zeiten werthvoller Werke dem kaufbegierigen Liebhaber in einer ansprechenden und wenig belästigenden Weise zugänglich zu machen.

Wenn englische und französische Classiker (von Schulbüchern ganz zu schweigen, weil hierbei andere Voraussetzungen in Frage kommen) in Ausgaben veröffentlicht werden, welche ihrem Preise nach die Papier- und Druckkosten noch nicht zu erzielen scheinen, so will es uns bedünken, daß in Deutschland, wenn auch nur in annäherndem Maße, ähnliche Erfolge zu bewirken nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen darf. Wer will es etwa bestreiten, daß auch der Deutsche nicht bloß jenen recht äußerlichen Sinn für die Werthschätzung seiner Geistesheroen besitzt, welcher den Wunsch, die hervorragenden Geister seines Volkes in nicht gar zu beschämenden Ausgaben sein eigen zu nennen, zu einem immer dringenderen Bedürfniß ausgebildet hat? sodaß nun auch die beschauliche Einkehr in den Tempel des Genius, welche durch die leihweise Benutzung fremder Exemplare doch ausgeschlossen wird, nun nicht mehr zu den Seltenheiten gehören mag. Haben es die zahlreichen Ausgaben der Classiker, welche seit Erlöschen des Cotta'schen Privilegs die Presse verlassen, in dem wohlfeilen und bescheidenen Gewande der Prochaska, Reclam und Hempel bis herauf zu dem stattlicheren der Grote, Hallberger u. A. nicht schlagend bewiesen, daß die Kaufkraft des Publikums auf diesem, wie man glauben sollte, sehr beschränkten Felde noch lange nicht erschöpft ist?

Und daß ein gleiches Interesse wie Lessing, Goethe und Schiller, auch den Fernerstehenden durchaus nicht fehlen würde, war um so

weniger zu erwarten, als auch minderwerthige Gestalten des Auslandes, im Original sowohl als übersetzt, bei uns willkommene Gäste genannt wurden.

Je mehr nun aber in die Reihen derjenigen eintraten, welche auf ein wohlverdientes Bürgerrecht in unseren Bücherschränken gegründeten Anspruch haben — und ihre Zahl ist, wie jeder Deutsche wohl mit Stolz bekennen darf, wahrlich keine geringe — um so natürlicher will es auch scheinen, daß gleiche Rechte gleiche Pflichten verlangen. Ein Gewand, welches die Werke Schillers umschließt, wird denen eines Kleist und Grabbe nicht versagt werden dürfen.

Die „Classikerbibliotheken" wuchsen an, und mit Recht. Es konnte wohl vorkommen, daß aus irgend welchen Gründen auch Geringere zu der Ehre kamen, von Buchhändlern für Classiker ausgegeben zu werden, welche zu diesem Titel nicht die volle Berechtigung besaßen. Allein, das schadete nicht viel. Unwürdige und gefährliche Gesellen sind kaum in die Gemeinschaft der Edlen gerathen.

Der Lauf der Dinge zeigte aber, daß die Sammlungen der Classiker den Rahmen der gemeinnützigen und vielbegehrten Schriften nicht ausfüllen könnten. Auch viele, sehr viele Andere waren es werth, in ungezählten Exemplaren verbreitet zu werden. Und nicht bloß einheimische, deutsche Geister; hat der Genius nicht überall seine Heimath? Oft war es unnöthig, alle Schriften eines Mannes zusammenzufassen, ja oft verbot es der verschiedene Werth der einzelnen selbst. Nur einzelne Perlen, welche in ihrer Isolirtheit den hohen Rang ihres Schöpfers kund geben, waren in die richtige Fassung zu bringen; sämmtliche aber in eine Reihe zu stellen, auf eine gleiche Schnur zu ziehen.

Und eine solche Zusammenfassung des Nothwendigen ließ nicht auf sich warten. Noch im Jahre 1867 selbst erschienen die ersten Bändchen der von Philipp Reclam jun. in Leipzig herausgegebenen „Universalbibliothek". Von unscheinbaren Anfängen aus hat sich ein Unternehmen entwickelt, dessen Tragweite und dessen Bedeutung noch nicht abzusehen ist.

Mit sicherem Blick hatte der Verleger das Richtige erkannt. Die köstlichste Perle der deutschen Litteratur, Goethes Faust, leitete die Sammlung ein. In schneller Aufeinanderfolge erschienen die Meisterwerke der deutschen Classiker in Einzelausgaben zu einem bis dahin wirklich unerhörten Preise. Goethes Faust kostete ungebunden 40 Pfennig. Für 20 Pfennig erhielt man einen sauber brochirten Band von durchschnittlich 80 bis 100 Seiten in 16°. War die Ausstattung auch keine sehr elegante, so war der Druck doch correct; und im übrigen blieb

das Aeußere durchaus nicht hinter den Anforderungen der Zeit zurück. Die rothen Bändchen fanden rasch Eingang in die Schule: so wohlfeile Hilfsmittel für den Unterricht hatte man bis dahin nicht gekannt. Das Publikum war entzückt, und der Erfolg der Collection war gesichert. Es ist immer erfreulich, einen Fortschritt darlegen zu können. Das Papier ist im Lauf der Jahre gewalzt und satinirt, der Druck in Folge dessen klarer und deutlicher geworden. Nur die einzelnen Bände auch heften zu lassen, hat sich der Verleger bis jetzt nicht entschließen können. Daß die aufgeschnittenen Bogen somit blattweise allen Winden preisgegeben sind, ist umsomehr zu bedauern, als nicht alle Nummern unter die „Miniaturausgaben in eleganten Ganzleinenbänden" aufgenommen werden konnten. Die gebundenen Exemplare sind immerhin zierlich genug, um für den geringen Preis derselben jeden nicht gar zu verwöhnten Geschmack zu befriedigen. Schon lange werden diese Bände nun auch mit Draht geheftet, sodaß man ihrer Haltbarkeit dasselbe Vertrauen schenken darf wie der gefälligen Erscheinung ihrer Außenseite.

Und dem Bedürfniß, in Zukunft auch die ungebundenen Exemplare mit Draht heften zu lassen, wie seine Prospekte in 16° geordnet nach den Materien, wird sich der Verleger auf die Dauer nicht entziehen können. Für diejenigen Bände wenigstens, welche in den Miniaturausgaben nicht zu finden sind, wäre dieses Ziel aufs innigste zu wünschen.

Heute zählt die Universalbibliothek bereits 1850 Nummern. Betrachten wir nun den Inhalt dieser Sammlung, welche in kurzer Zeit die Zahl 2000 erreicht haben wird. Wahrlich, ihren Namen trägt sie mit Ehren! Das Publikum hat sich längst schon daran gewöhnt, alles in ihr vertreten zu finden: Goethes und Schillers Dramen neben „Joels Kochbuch" und „Kants Kritik der reinen Vernunft", die „deutsche Wechselordnung" neben „Tacitus' Germania", „Schleiermachers Monologe" neben „Ernst Wicherts Lustspielen", „Morus' Utopia" neben „Hufelands Makrobiotik", „Eulers Algebra" neben „Köhlers Fremdwörterbuch"; Gedichte, Dramen, Possen, Novellen und Romane aller Völker und aller Zeiten; Philosophie, Geschichte, Kunst, Pädagogik und Medizin.

Ohne Ansichtssendungen, Kritiken und Recensionsexemplare haben Johannes Scherr, Karl Emil Franzos, Paul Heyse, Heigel, Gottschall und andere Vertreter der „Modernen" ein zahlreiches Publikum gefunden, welches ihre Werke auch zu kaufen pflegt.

Aber nicht hierin allein liegt der Schwerpunkt dieser Sammlung und das Verdienst des Herausgebers. Wäre es wohl je auf eine andere Art und Weise möglich gewesen, Litteraturdenkmälern, welche

das stete Interesse und die ungeschmälerte Theilnahme des Publikums verdienen, wie: „des Knaben Wunderhorn", „E. Chr. v. Kleists Werke," „Pfeffels poetische Schriften", „Mahlmanns Gedichte", „Klingers Sturm und Drang", „Lenzens Hofmeister", „Liskows Satiren" und viele, viele Andere zu dauerndem Leben zu verhelfen, der Kenntniß der Zukunft vorzubehalten, als in diesen so überaus wohlfeilen 20-Pfennig-Bändchen der Universalbibliothek? Würden jene Werke nicht in der That ein mumienhaftes Dasein in den litterarischen Raritätenkabineten der berufsmäßigen Kenner, der gelehrten Liebhaber führen?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Reform unſeres Bibliothekweſens.

Von

Dr. Ernſt Reichner.

Wir leben in einem Zeitalter der Reform. Ueberall, wohin wir blicken, ſehen wir neu organiſiren und reformiren, nur einige Gebiete ſcheinen von dieſen Beſtrebungen ausgeſchloſſen. Unter dieſen ſcheint wieder dasjenige des Bibliothekenweſens in tiefſten Winterſchlaf verfallen zu ſein, denn hier findet man, obgleich man hie und da die ſchwachen Verſuche gemacht hat, auch auf dieſem Gebiete neue Reformen anzuregen, immer noch daſſelbe Leben und Treiben, wie es ſchon ſeit langer Zeit geherrſcht hat.

Wenn wir auch uns den Troſt geben können, zum größten Theil tauben Ohren zu predigen und unſere Vorſchläge und gute Meinungen als Anſichten in den Sand verlaufen zu ſehen, ſo haben wir doch die Hoffnung, daß vielleicht doch einige Samenkörnchen in guten fruchtbaren Boden fallen, und auf dieſe Weiſe doch endlich zur Frucht reifen.

Unſere Aufgabe iſt um ſo ſchwieriger, als wir mit zwei bedeutenden Gegnern zu kämpfen haben. Wir meinen: das Nichtverſtehen der Sache ſelbſt und die Gleichgültigkeit von ſelbſt den Kreiſen, welche die Sache doch von Gott und Rechtswegen angehen ſollte. Obgleich dieſer Ausſicht, wollen wir uns dennoch nicht verdrießen laſſen, einen Verſuch zu dieſer Reform anzubahnen und nicht von dem wahrſcheinlichen Nichterfolge uns gleich hier ſchon zurückſchrecken laſſen.

Der heute noch anerkannte berühmte Bibliothekar Friedrich Adolf Ebert in Dresden hat ſeiner Zeit mit vollem Rechte erklärt, „daß ein Haufen Bücher noch keine Bibliothek ausmache“, ſondern daß erſt die richtige und vor Allem lichtvolle Aufſtellung dieſer Sammlung und der dadurch erleichterte Gebrauch eine Bibliothek in ſeinem Sinne herſtelle, und dieſen Ausſpruch können wir heute noch als richtig und vollgültig unterſchreiben.

Denken wir uns einen ſolchen Haufen von Büchern und ſtellen wir uns die weitere Aufgabe, dieſen Haufen zu einer brauchbaren Bibliothek herzuſtellen, vor; ſo kommen wir gleich auf ein wichtiges Capitel in dem Bibliothekweſen: wer iſt geeignet, am Beſten dieſes Chaos zu einer brauchbaren Maſſe herzuſtellen? Auf den erſten Blick ſcheint die Beantwortung dieſer Frage leicht zu ſein und doch hat ſie ihre großen Schwierigkeiten. Denn gerade auf dieſem Gebiete hat man mit der Unkenntniß, reſpective mit dem Nichtverſtehen, aber Verſtehenwollen, die vorerwähnte Gegnerſchaft zu erwarten, denn hier kommt dem Reformator die Gewohnheit und die einmal vorgefaßte Meinung entgegen, und dieſen Beiden iſt bekanntlich ſehr ſchwer mit Erfolg zu begegnen.

Hier treten wir ſofort der Gleichgültigkeit der großen Maſſe und des Einzelnen entgegen; denn ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Kreiſen wird die Verwaltung einer Bibliothek mit einer gewiſſen Geringſchätzung behandelt, die oft an das Fabelhafte grenzt. Und dieſer Gleichgültigkeit und Unkenntniß der Verhältniſſe iſt es auch zuzuſchreiben, daß man die Stellen an den Bibliotheken, — wir meinen an den Staatsanſtalten ſowohl, als auch an den Stadt- und anderen Bibliotheken, durch Leute beſetzt, die auch nicht die geringſte Idee für den Zweck und die Aufgabe einer ſolchen Stelle haben.

Denn wenn je man dem falſchen Grundſatze huldigt: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den nöthigen Verſtand dazu", ſo geſchah und geſchieht es leider heute noch, wenn es ſich um die Beſetzung der Stelle eines Bibliothekars handelt. Wir halten dieſen Punkt gerade für den wichtigſten im ganzen Bibliothekweſen, aber auch für den allerwundeſten; — zu deſſen Heilung man alle Mittel anwenden, die man habhaft werden ſollte, denn hierin liegt das ganze Ach und Weh unſerer Bibliothekverwaltungen. Wenn man einem Poeten und Schöngeiſt unter irgend einer Art einen Lebensunterhalt zuweiſen wollte, ſo machte man denſelben in alten Zeiten zum Bibliothekar. Wie wir dieſes ja durch viele Beiſpiele belegen können. War nicht der Dichter Friedrich Hölderlin Heſſen-Homburgiſcher Bibliothekar geworden, und zwar in einer Zeit, wo ſich ſogar ſchon deutliche Spuren des ausbrechenden Wahnſinnes bei ihm vorfanden und ſelbſt unſer gewiß in der Wiſſenſchaft hoch zu ſchätzende Dichter des Nathan des Weiſen, Gotthold Ephraim Leſſing, wurde Herzoglich Braunſchweigiſcher Bibliothekar zu Wolfenbüttel und gewiß nicht zu ſeinem Vortheil und auch wir dürfen es wohl offen geſtehen, auch nicht zum Vortheil der ihm anvertrauten Bibliothek.

Und gewiß geschahen diese und alle andere Anstellungen nur aus dem Gesichtspunkte, daß man annahm, zur Verwaltung einer Bibliothek gehöre eben nicht viel des Verständnisses der Sache selbst und mit dem Umgange mit Büchern würde sich dieses schon leicht erlernen lassen.

Aber selbst in der neuen und neuesten Zeit begegnen wir in den Kreisen, die doch mehr Kenntniß von dem Bibliothekwesen haben sollten, ganz ähnlichen Ansichten und wir wollen selbst hier lieber annehmen, daß es mehr aus Unkenntniß, Vorurtheil, und namentlich aus Gleichgültigkeit geschieht, als aus voller Ueberzeugung.

Wenn man in diesen Kreisen annimmt, daß sich der Philologe vorzüglich zu einem Bibliothekbeamten eigne, so kann man auch wohl über die barocke Behauptung, daß ebenso nur der Jurist dazu geschaffen sei, zur Tagesordnung übergehen. Beide Ansichten können nicht die richtigen sein und sind diese um so verwerflicher, als man dieselben sehr oft leider praktisch ausgeführt findet. Aber auch, daß Stellen an Bibliotheken sehr oft mit Leuten ausgefüllt werden, die in anderen Lebensverhältnissen nicht mehr vollkommen tauglich sind, und so kommt es, daß man auf vielen Anstalten Beamte antrifft, die mit allen Mängeln des Körpers ausgestattet sind; denn in diesem Punkte huldigt man der Ansicht, daß eine solche Stelle immer noch vollkommen von einem für andere Lebensbranchen nicht mehr tauglichen Individuum hinreichend ausgefüllt werden könne. Wer freilich darunter leidet, das ist eine ganz andere Frage. Doch die Bibliotheken sind ja in den Augen vieler Menschen ein nothwendiges Uebel, das leider viel Geld kostet, aber gerade doch nicht entbehrt werden kann.

Um nun die Ausgaben für die Bibliothekverwaltung auf das geringste Maß zu beschränken, hat man die Gehalte der Beamten von jeher so gering, als nur immer möglich ausgeworfen. Es war daher die ganz natürliche Folge, daß das Amt nur als ein Nebenamt betrachtet wurde, und demgemäß wurde es auch verwaltet. Namentlich galt dieses an den Universitäts-Bibliotheken, deren Beamte nicht allein schlecht besoldet, sondern auch nur die Verwaltung der ihnen anvertrauten Bibliotheken wesentlich nur als Nebengeschäft zu besorgen hatten. Die Verwaltung wurde meist von Professoren der Hochschule besorgt, mit Hilfe einiger schlecht oder gar nicht bezahlter Unterbeamten und Studenten, die dann als Amanuensen dienten. Ja noch vor nicht gar zu langer Zeit hatten die Herren Universitätsbibliothekare, auf deutschen Universitäten wenigstens, noch die Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, wenn sie aber noch Privatdocenten waren, dienten diese Stellen dazu ihren Unterhalt um etwas zu erleichtern. Die Oberbiblio-

thekarſtellen waren aber immer von Profeſſoren beſetzt, die zwar ſich nichts um die Bibliothek zu kümmern und nur zu repräſentiren hatten, dagegen aber auch nur ein ganz geringes Gehalt bezogen, der ſehr oft tief unter dem Gehalt des ihm folgenden Bibliothekars derſelben Anſtalt ſtand.

Es iſt nun dieſer Umſtand bei den Univerſitätsbibliotheken ſeit einigen Jahren beſſer geworden, und iſt dieſes namentlich den Bemühungen des damaligen Cuſtos der Bonner Univerſitäts-Bibliothek und nachmaligen Oberbibliothekar Profeſſor Dr. Klette zu Jena zu danken, der in den ſechsziger Jahren durch Wort und Schrift „die Selbſtſtändigkeit des bibliothekariſchen Berufes", endlich nach langem Kampfe bei den betreffenden Behörden durchſetzte. Nachdem er ſelbſt zum Oberbibliothekar der Jenaer Univerſitätsbibliothek berufen, wurden bald auch die vacant gewordenen Stellen an anderen Univerſitätsbibliotheken durch ſelbſtändige Bibliothekare beſetzt, wie zum Beiſpiel Heidelberg, Halle, Königsberg, Breslau, Freiburg, Kiel ꝛc. und dadurch factiſch die Profeſſur von der Bibliothekarſtelle getrennt.

Als Beweis für unſere obige Bemerkung, daß ſelbſt in den betreffenden Regierungskreiſen ſehr wenig Verſtändniß für das Bibliothekweſen anzutreffen iſt, mag dienen, daß Dr. Klette ſich durch ſein damaliges Auftreten zum vollſtändigen Machthaber in dieſen Dingen gemacht hat, und wie er ſelbſt an einer anderen Stelle ſich ausſprechen konnte: „daß in Bibliothekſachen kaum eine wichtige oder minder wichtige Perſonalfrage ohne „meine Erlaubniß" entſchieden wurde . . ." Und ſo hing factiſch die Beſetzung einer Stelle in Deutſchland, wenigſtens an den Univerſitätsbibliotheken von dieſem Manne ab, der es aber trotz dieſen Beſtrebungen nicht verſtand, ſich in der ſelbſt geſchaffenen Stellung zu erhalten.

Wenn auch Dr. Klette's Beſtreben vieles zur Reform des Bibliothekweſens beigetragen, ſo war es doch durch ſeinen perſönlichen Einfluß wieder geſchädigt worden, da er vor allen Dingen dafür geſorgt hatte, zunächſt ſeine Freunde in die Stellungen zu bringen und trotzdem er verſchiedene Male verſichert, daß er nur die Sache im Auge gehabt, doch bei Anſtellungen von Leuten, die wenigſtens eben ſo tüchtig waren, als ſeine Freunde, gegen jene ſeinen Einfluß gelten machte, nur um dieſe in die betreffenden Stellen zu bringen. Ob die Erfolge ſich dann bewährt haben zum Nutzen der Anſtalten, iſt nicht unſere Sache hier zu unterſuchen und zu erörtern.

Aber ebenſo als Irrthum muß es bezeichnet werden, wenn man annimmt, daß große Gelehrte und bedeutende Männer der

Wissenschaft sich besonders zu Bibliothekaren eignen, als unsere langjährigen Erfahrungen gerade das Gegentheil festgestellt haben. Denn nicht Jeder, der mit Büchern umgeht, ist zum Bibliothekar tauglich und gerade die bedeutendsten Gelehrten sind schon wegen ihrem großen Wissen für den praktischen Dienst an einer Bibliothek unbrauchbar. Die Klage über einseitiges Anschaffen von Büchern ist hauptsächlich auf ihre Rechnung zu bringen, aber auch andere Tugenden eines Bibliothekars gehen ihnen meist vollständig ab, wir rechnen dazu namentlich den Sinn für große Pünktlichkeit und Ordnung. Es sind dieses zwar scheinbar nebensächliche Dinge, aber für eine Bibliothekverwaltung von der allergrößten Wichtigkeit, denn ohne jene sind oder werden Bibliotheken sehr leicht unbrauchbare Anstalten, und nur große Haufen von Büchermengen. Selbst die Frage: ob man an die Spitze der ganz großen Bibliotheken Männer der Wissenschaft stellen soll, läßt sich von unserm Standpunkte nicht rechtfertigen, der Grund, daß jene Gelehrten die Anstalt zu repräsentiren hätten, läßt sich nicht als stichhaltig erklären, denn uns ist es wenigstens nie klar geworden, was bei einer Bibliothek nach Außen zu repräsentiren ist. Wenn die Anstalt gut verwaltet, wenn die Benutzer das finden, was sie gebrauchen, dann repräsentirt sich dieselbe von selbst und wird sehr bald von den Gelehrten den Ruf erhalten, der ihr gebührt, ob ein Mann der größten Gelehrsamkeit oder ein schlichter anspruchsloser Beamter derselben vorsteht. Ist nur seine Verwaltung eine gute und sind die Benutzer seiner Anstalt zufrieden. Aber nicht allein die betreffenden Regierungskreise haben das Bibliothekwesen begriffen, sondern auch von der Gelehrtenwelt selbst ist seit neuerer Zeit eine Besserung dieser Ansicht zu melden. Die Wissenschaft hat doch allmählich anerkennen müssen, daß man die Verwaltung einer Bibliothek doch nicht so geringfügig betrachten darf, da ihr doch endlich klar geworden, daß ja sie Rüstkammern ihrer ganzen Bestrebungen sind, und gar Mancher aus der Gelehrtenwelt, muß doch wohl zugestehen, daß er nicht allzu geringen Theil des Erfolges seiner Arbeiten den Pionierdiensten des Bibliothekbeamten zu danken hat; der es verstanden, dem Autor seine nöthige Litteratur zusammen zu schaffen, um seinen Stoff dann vollkommen beherrschen zu können. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß die wenigsten Benutzer einer Bibliothek, also auch die Gelehrten, im eigentlichen Sinne mit den nöthigen Litteratur-Kenntnissen ausgerüstet sind und manchem dieser Herrn würde es schlecht ergehen, wenn nicht die Bibliothekbeamten die Retter in der Noth wären. Wir könnten da von wunderlichen Dingen erzählen, aber trotz

dieser Wahrheit wird der Bibliothekdienst doch als im Ganzen etwas Unwesentliches und Geringfügiges betrachtet, zu dessen Erlernung nicht vieles Wissen und Können gehört.

Hat doch ein Gelehrter die Bibliographie „den Schwanz der Wissenschaft" genannt, und trotzdem würde mancher große Gelehrte ohne diesen Schwanz in große Verlegenheit gerathen. Doch ist dieser Ausspruch glücklicherweise nur ein vereinzelter und hat sich gerade diese Wissenschaft doch unterdessen auch die Anerkennung erworben, die ihr gebührt. Denn diesem erwähnten Ausspruche gegenüber läßt der: „La bibliografia é la vera ed unica chiave che apre tutte le fonti del sapese"*) eines italienischen Gelehrten sich wohl mit vollem Rechte entgegenstellen.

Nach alle dem Vorhergesagten läßt sich zum Schluß kommen, daß Derjenige, welcher sich dem Bibliothekfach widmet oder widmen will, vor allen Dingen die Lust und Liebe zur Sache mitbringen muß und nicht diese Beschäftigung wählen, da er gerade augenblicklich keine andere gefunden. Aber wir verlangen noch mehr, wenn er seinen Posten zum Nutzen und Frommen der ihm anvertrauten Anstalt ausfüllen will.

Es gehört vor allen Dingen große Genauigkeit im Arbeiten, möglichst große Litteraturkenntniß und unendlich ausgedehnte bibliographische, dann aber auch die technische Kenntniß der Bücher überhaupt dazu.

Wir wollen uns aber hier verwahren, als sei unsere Ansicht, daß der Bibliothekar und Bibliothekbeamte nicht sich mit wissenschaftlichen Dingen, neben seinen Berufsgeschäften befassen dürfe. Im Gegentheil, wenn er seine Stelle vollständig ausfüllen, seinen Beruf vollkommen begreift, dann wird er erst recht sich wissenschaftlich beschäftigen. Denn wehe derjenigen Bibliothek, wo der Beamte glaubt, sich nicht wissenschaftlich fortbilden zu dürfen und in Folge dessen nichts publicirt; denn nur dadurch kann er sich über den Stand der verschiedenen Branchen der Wissenschaft orientirt halten und sein, wenn er mit derselben selbst fortschreitet. Denn hier gilt das Sprichwort: „Rast' ich, so rost' ich."

Aber wir können es auch nicht für gut halten, wenn der Bibliothekar zu viel schriftstellert, und namentlich über Dinge, die seinem Berufe fern liegen. Auf diese Weise läge die Gefahr nahe, daß er auf Kosten seines Schriftstellerthums die Bibliothek vernachlässigt, oder doch durch einseitiges Anschaffen in Nachtheil bringt. Er sollte vor allen Dingen sein Augenmerk auf das Gebiet der Bibliographie,

*) Die Bibliographie ist der wahre und einzige Schlüssel, der alle Quellen des Wissens öffnet.

Litteraturgeschichte und Gelehrtengeschichte, als mit seinem Berufe in engster Verbindung stehend, richten und in diesen Fächern sich als Schriftsteller bewähren. Giebt es ja doch noch so viel gerade in diesem Gebiete zu thun und wem könnte diese Beschäftigung mehr nützen, als gerade dem Bibliothekar?

Sollte er dann noch in der Lage sein, sich bibliopolische Kenntnisse erringen zu können, dann wird er der Bibliothek, der er angehört, große Summen ersparen und überhaupt richtig den Fond derselben verwenden können. Ueberhaupt geben wir ausdrücklich zu bedenken, daß der Bibliothekar ein praktischer Beamter vor allen Dingen sein muß, denn die Anstalt ist ein Verwaltungsamt, mag man noch so viel von dem gelehrten Standpunkte dagegen einzuwenden haben. Genauigkeit und Pünktlichkeit muß er in seinem Arbeiten haben und daß diese Genauigkeit bis zur Pedanterie sich mit der Zeit steigert, darf ihn nicht abschrecken seiner Pflicht zu genügen. Daß er ganz ohne weitere wissenschaftliche Bildung sein kann, wird wohl nicht behauptet werden können, denn ohne dieselbe kann er überhaupt nicht als Beamter an einer Bibliothek angestellt werden. So wenig aber der Bibliothekbeamte ohne wissenschaftliche Vorbildung sein kann, so wenig aber braucht er ein gelehrtes Haus zu sein, aber praktisch muß er sein, wenn er der Anstalt nützen soll. Um aber dieser Ausbildung theilhaftig werden zu können, ist die Art und Weise, wie sie an vielen Bibliotheken eingeführt ist, zu empfehlen, darin bestehend, daß alle Beamte von der Pieke auf dienen, das heißt, alle ohne Ausnahme von unten beginnen und dann allmählich nachrücken und wollen wir nur dann die Ausnahme gestatten, daß der einzelne Beamte zum Chef einer anderen Anstalt berufen wird, aber auch dann erst, wenn er eine Reihe von Jahren an der früheren Anstalt gewirkt hat. Leider aber geschieht dies nur an wenigen Anstalten, und der Jahre lang treu ausharrende Beamte sieht sich plötzlich am Ende seines Zieles um den Erfolg betrogen.

Es sei uns noch vergönnt, auf zwei Haupteigenschaften des Bibliothekars hinweisen zu dürfen, nämlich auf das Anschaffungsgeschäft und auf die Katalogisirung der Bibliothek selbst.

Wenn man die Klagen hört, die von Seiten der Benutzer über die Verwaltung einer Bibliothek laut werden, so wird man wohl die am meisten hören, daß die Bibliothek dieses oder jenes Buch nicht besitze. Es betrifft also den Vorwurf, daß die Verwaltung nicht gehörig anschaffe, mithin also das sogenannte Anschaffungsgeschäft. Diesem Vorwurf aber entgeht keine Bibliothek der Welt, denn welche

hat alle Bücher? Ja es giebt, kann man wohl dreist behaupten, keine Bibliothek der Welt, die alle Bücher absolut in ihrem Besitz hat und selbst das viel gepriesene Brittische Museum zu London hat Lücken in seinen Büchervorräthen, denn trotz seiner enormen Mittel, hat und wird es nicht Alles erreichen können, was ihm noch fehlt. Betrachten wir uns aber den Gegenstand, welchen eine Bibliothek nicht haben soll, so wird unser Urtheil sehr bald milder gestimmt werden, denn jeder Benutzer, der irgend eine Schardecke sucht und sie nicht findet, schreit, daß dieses Buch auf der Bibliothek gerade nicht vorhanden sei, ohne zu bedenken, daß die Anstalt doch eine sehr gute sein kann, wenn auch dieses besonders gesuchte Buch sich nicht vorfindet. Gerne wollen wir dagegen auch zustimmen, daß es sich oft auch um werthvolle Bücher handelt und der Benutzer ein volles Recht hat, auf deren Anschaffung zu dringen, und wenn er dessen Nichtvorhandensein rügt.

Um nun dieser angeblichen Calamität zu entgehen, hat man verschiedentlich vorgeschlagen, an den Bibliotheken sogenannte Bibliothekscommissionen zu ernennen, die hauptsächlich das Anschaffungsgeschäft zu überwachen hätten. Allein hier bewährt sich nach unserer Erfahrung nur das Sprichwort im vollen Sinne des Wortes: „Viele Köche verderben den Brei", denn dadurch wird erst recht nicht erreicht, was man erreichen will und als Beweis kann dienen, daß man sehr bald diese Commissionen wieder abschafft, wenn sie nicht von selbst wegen Mangel an Interesse sich aufgelöst hatten, respective eingeschlafen waren.

Hier ist wieder das beste Heilmittel, wenn der Bibliothekar tüchtig ist, dann ist keine Gefahr vorhanden, daß er unnützliche Bücher für seine Bibliothek anschafft und so kann dies Anschaffungsgeschäft ihm ruhig überlassen werden; allerdings würde sich hier ganz besonders empfehlen, daß das ganze wissenschaftliche Personal der Bibliothek zur Conferenz darüber zusammentritt, und somit dem eigentlichen Bibliothekariat das Geschäft zufällt.

Man kann ja dem Chef der betreffenden Anstalt immer ein gewisses Entscheidungsrecht einräumen, ohne der ganzen Sache damit zu schaden. Was aber dennoch ein wesentliches Moment in dieser Angelegenheit abgiebt, ist der Fond, den eine Bibliothek zu verwenden hat und wenn man irgendwie versteht mit diesem Fond zu wuchern, natürlich im besten Sinne des Wortes, dann wird sich auch Manches für denselben anschaffen lassen, selbst wenn derselbe noch so klein wäre.

In einem anderen Vorwurf hört man sehr oft gegen eine Bibliothekverwaltung aussprechen, daß der Bibliothek ein gedruckter Catalog fehle. Eine Beschuldigung, die wir vollkommen unbe-

gründet finden, denn wem soll der Catalog etwas nützen und wer soll dann die Kosten dafür tragen, die ein solcher verursacht? Ein gedruckter Catalog wird, wenn die Bibliothek von bedeutendem Umfange und selbst wenn sie eine kleine ist, dem großen Publikum wenig Nutzen bringen, da bei der raschen Vermehrung der Sammlung sehr oft Supplemente nöthig werden, die dann dazu führen, daß es über kurz oder lang auf's Neue nöthig wird, einen Neudruck des ganzen Cataloges zu bewerkstelligen, wodurch sich die Kosten wieder sehr vermehren, ohne daß ein Nutzen dadurch geschaffen wird. Denn wir sind der Ansicht, daß das Publikum doch immer die Hilfe des Bibliothekpersonals bei der Benutzung der Bibliothek bedarf, da über das Vorhandensein des einen oder anderen Buches durch den Catalog eine vollkommene Gewißheit doch nicht gegeben werden kann. Im Uebrigen sind wir vollständig damit einverstanden, wenn Handschriften- und Incunabeln-Cataloge der Bibliotheken angefertigt werden, denn diese beiden Branchen werden nicht so leicht sich vermehren, und hierdurch wird die Gefahr eines Neudruckes nicht so leicht in Aussicht sein, ganz abgesehen, daß jene Art von Catalogen durch ihren Inhalt der Wissenschaft außerdem bedeutenden Nutzen bringt.

Dagegen verlangen wir die genaue und gute Catalogisirung der Bibliothek. Denn ohne diese Inventarisirung kann eine gute Bibliothek nicht existiren und in brauchbarem Zustand erhalten werden, wenn nun aber die Aufstellung der Bücher eine lichtvolle ist — wir verstehen darunter eine nicht zu detaillirte Systematisirung der Büchervorräthe —, dann kann und muß die Bibliothek den Nutzen stiften, den sie erreichen soll. Wir können also getrost sagen, daß man keine gedruckte Cataloge gebraucht, und müssen daher nur auf das Personal verweisen, und darum sollen die Behörden, die es angeht, dafür sorgen, daß die Beamten von solcher bibliothekarischen Bildung sind, daß sie das Publikum gleich einem Cataloge unterstützen können, so, daß sie sich als lebendige Cataloge darstellen; eine Eigenschaft, die man unter allen Umständen von tüchtigen, geschulten Bibliothekaren, die Lust und Liebe zu ihrem Fache haben, auch vollkommen verlangen kann und muß. Und wenn dieses der Fall, dann wird das Publikum das Fehlen eines gedruckten Cataloges gar nicht merken und wenn dann das Personal sich bestrebt, das Publikum bereitwillig zu bedienen und freundlich ihm entgegen zu kommen, dann wird auch die betreffende Bibliothek vollständig ihren Zweck erfüllen.

Noch einen Punkt möchten wir, ehe wir unsere Betrachtung schließen, hier nicht unerwähnt lassen, nämlich den, daß man gerade

in neuerer Zeit wieder den Verſuch an vielen Orten macht, Archiv mit Bibliothek zu verbinden, als wäre Archiv- und Bibliothek-Verwaltung eine ganz gleiche. In vielen Ländern, namentlich in den Städten, iſt es gebräuchlich, dieſe beiden Anſtalten unter die Leitung eines und deſſelben Mannes zu ſtellen, von der allerdings falſchen Anſicht geleitet, daß dieſe beiden Anſtalten gleich ſeien. Wenn auch ein innerer Zuſammenhang zwiſchen beiden exiſtirt, ſo iſt doch das Weſen einer Bibliothek und eines Archives ein grundverſchiedenes. Das eine oder andere leidet ganz gewiß Noth, wenn die Leitung in die Hände einer und derſelben Perſönlichkeit gelegt wird. Wir haben uns durch eigne Erfahrung vollſtändig überzeugt, daß das Weſen beider Anſtalten ein vollkommen verſchiedenes iſt und können uns nur mit aller Entſchiedenheit für eine Nichtzuſammenlegung ausſprechen, aus Gründen, deren Auseinanderſetzung hier zu weit führen würde. Denn die Erfahrung hat auch von anderer Seite gelehrt, daß der zu einem ſolchen Doppelpoſten Berufene, je nach dem er mehr archivaliſche oder mehr bibliothekariſche Bildung hatte, die eine oder die andere der ihm anvertrauten Anſtalten vernachläſſigte. Beiſpiele dafür anzuführen wird man uns erlaſſen, um nicht noch beſtehende Verhältniſſe öffentlich unangenehm berühren zu müſſen. Wenn wir denn das Endreſultat unſerer Betrachtung ausſprechen, dann kommen wir zu dem Schluſſe, daß wir aus voller Ueberzeugung allen denen die Stellen an Bibliotheken, ſeien es ſtaatliche oder ſtädtiſche Anſtalten, zu beſetzen haben, nicht dringend genug an das Herz legen können, bei der Auswahl des Perſonals nur auf ſolche Rückſicht zu nehmen, die Luſt und Liebe neben Geſchicklichkeit zur Sache haben und ſich nicht durch etwaige glänzende Reſultate der Wiſſenſchaft, die ſich der Bewerber erworben habe, blenden zu laſſen, indem ſie vor allen Dingen ihr Augenmerk auf praktiſche gewandte Bibliothekare wenden, ausgeſtattet mit den Haupterforderniſſen, mit ausreichenden Kenntniſſen der Bibliographie und wirklicher Liebe zu ihrem erwählten Berufe. Beſitzt er aber noch die weitere Eigenſchaft, dem Publikum inſofern noch Rechnung zu tragen, daß er ihm artig und zuvorkommend entgegen kommt; wenn er endlich auf deſſen Wunſch bereit iſt, ſtets Rückſicht zu nehmen, ohne ſeiner Anſtalt dadurch auf irgend einer Weiſe zu ſchaden, dann wird ſeine Anſtalt ſich bald eines guten Rufes erfreuen. Aber auch die Anſtalt ſelbſt wird nicht unter den Folgen ſeiner Verwaltung zu leiden haben, denn jedenfalls wird ſie dadurch mehr aufblühen, als wenn der Beamte hochmüthig auf die Benutzer herabſieht, und es als eine ganz beſondere

Gnade angeſehen haben will, wenn er als Bibliothekar das Publikum in ſeinen litterariſchen Bedürfniſſen unterſtützt und nur aus beſonderer Gnade überhaupt demſelben aus ſeiner Bibliothek Bücher verabreicht.

Hat der betreffende Staat oder Stadt an ſeinen Anſtalten ſolche Beamte, dann wird es ihm an Ruf und Gedeihen derſelben nicht fehlen.

Das Actien-Capital im deutschen Buchhandel.

Vor etwa zwanzig Jahren dachte wohl noch keiner der industriellen Capitalisten daran, daß auch die Erzeugnisse der Litteratur ein Gegenstand ihrer Speculation sein könnten. Man hielt von dieser Seite sich theils nicht für berufen, mit geistigen Producten Handel zu treiben, theils glaubte man nicht an die Rentabilität dieser Artikel. Allerdings war schon im Jahre 1854 die „Bank- und Handelszeitung" in Berlin auf Actien gegründet worden, jedenfalls aber nur zu dem Zweck, sich ein lenkbares Organ zu schaffen. Ein Geschäft scheint die Gesellschaft mit der Herausgabe dieses Blattes schwerlich beabsichtigt zu haben. Auch in den Plänen der 1870 gegründeten Actiengesellschaft „Leykam-Josefsthal" in Graz, scheint es nicht gelegen zu haben, die Litteratur als Speculationsfeld zu benutzen, wenigstens legte sie keinen großen Werth auf den Verlag. Die Firma hieß: „Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie", in erster Linie standen die Erzeugnisse dreier großen Papierfabriken, in zweiter die Druckerei, und der Verlag hatte nur insofern Bedeutung für die Gesellschaft, als seine Erzeugnisse etwaige Lücken in dem Betriebe der großen Druckerei ausfüllten.

Erst der sichere Gewinn, welchen der Verlag des Bazar abwarf, lockte im Jahre 1871 das Groß-Capital in den eigentlichen Bereich des Verlagsbuchhandels. Es folgten darauf im Jahre 1872 die Actiengesellschaft „Bote aus dem Riesengebirge" und „Germania." Beide gründeten, wie die „Bazar-Actien-Gesellschaft" ihre Geschäfte auf die Herausgabe einer Zeitung; doch schon im nächsten Jahre bildete sich eine Actiengesellschaft, welche ihr Capital nur der Herausgabe von Büchern widmete, ohne einen fremden Verlag als Grundlage zu erwerben; es war dies der „Nordwestdeutsche Volksschriften-Verlag" in Bremen. Außer der im Jahre 1877 gegründeten „Buchdruckerei der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hatten sich bis zum Jahre 1880 noch verschiedene kleine Gesellschaften gebildet, welche dem religiösen Partei-Interesse dienstbar

waren. Wenn auch die Besitzer derselben „Evangelische Gesellschaft," „Tractatgesellschaft," „Katholischer Preßverein," Consortium ꝛc. heißen, so vertreten sie doch das gleiche Princip wie die Actiengesellschaften.

Die ersten Jahre unseres Decenniums haben wieder bedeutende Actienunternehmungen ins Leben treten lassen, als erste die „Deutsche Verlags-Anstalt" in Stuttgart, deren Jahresabschlüsse sicher nicht verfehlen werden, der Capitalsanlage in litterarischen Producten neue Freunde zu erwerben. Sogar Ungarn brachte es im Jahre 1881 zu einer mit dem deutschen Buchhandel in Verbindung stehenden Actiengesellschaft: „Harmonia, Actiengesellschaft ungarischer Tonkünstler". Im folgenden Jahre ging das Geographische Institut in Weimar in den Besitz der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt über, und wurde Anfang 1883 in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt. Der Verlag Steirermühl in Wien etablirte sich in wirksamer Weise mit den Eckstein'schen Claudiern, und im Jahre 1883 verkaufte Herr Friedrich Bruckmann in München sein Geschäft an eine Actiengesellschaft, welche dasselbe unter der Firma Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft fortführte. Auch entäußerte sich die Actiengesellschaft Leykam-Josefsthal in Graz der Papierfabrikation und wurde unter der Firma „Leykam" eine nur litterarischen Zwecken sich widmende Gesellschaft.

Wenn man die bedeutende Verwendung des Actien-Capitals in anderen industriellen Anlagen erwägt, so muß man bekennen, daß dasselbe im Verlagsbuchhandel noch wenig Terrain gewonnen hat. Dieser ist dem Capital bisher immer nur ein Versuchsfeld gewesen; die Unsicherheit wird aber in demselben Maaße schwinden, in welchem die bestehenden Gesellschaften ihr Gedeihen beweisen. Dieses Gedeihen hängt natürlich in erster Linie davon ab, daß ein tüchtiger Buchhändler das Geschäft leitet, und daß derselbe sich das volle Vertrauen der Actionäre zu erwerben weiß. Gewöhnlich engagiren die Herren einen Gehilfen, und da sie selbst den Buchhandel ja nicht erlernt haben, so ist dieser so ziemlich sich selbst überlassen. Häufig fehlt ihm die Erfahrung sowohl, als auch der innere geschäftliche Trieb, das Geschäft ist seine Beschäftigung, aber nicht Lebensaufgabe, wie dem selbstständig etablirten Buchhändler. Aber auch für diesen ist es schwerer, ein derartiges Geschäft gut zu leiten, als ein eigenes, weil die Herren Actionäre oder doch deren Verwaltungsrath auch ein Wort mitsprechen will. Manche gute Idee bleibt vielleicht unausgeführt, weil den Herren die Sache vom kaufmännischen Standpunkt aus nicht rentabel erscheint; manches Werk wird in seinem Betriebe wohl geschädigt durch Her-

stellung einer zu geringen oder zu hohen Auflage, weil ihnen eben die Praxis des Vertriebs fremd ist.

Zu einer guten Führung der Verlags-Actiengeschäfte gehört daher vor allen Dingen ein sehr thätiger erfahrener Buchhändler, welcher das Vertrauen der Gesellschaft in so hohem Grade genießt, daß seine Stimme bei allen wichtigen Unternehmungen in die Wagschale fällt.

Unter diesen Umständen müßte es wohl fraglich erscheinen, ob die bisherigen Versuche der Actiengesellschaften zu weiterer Bildung derselben anregen werden, wenn nicht die letzten Jahre bewiesen hätten, daß sie sogar in schneller Zunahme begriffen sind. Je mehrere derselben entstehen, um so geringer wird der Credit bemessen werden, dessen sich ein alleiniger Besitzer eines Geschäfts zu erfreuen hat. Ohne genügenden Credit ist aber kaum ein Geschäft zu gedeihlicher Entwickelung zu bringen. Leicht wirft ein bedeutender Verlust, eine größere verfehlte Speculation, ein Verlagsgeschäft in den Concurs, oder schädigt es doch so bedeutend, daß es sich bleibt, während eine Actiengesellschaft sich darüber hinweg setzen kann.

In einem Artikel des ersten Heftes dieser Zeitschrift ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, welchen Vortheil kleineren Verlegern die gemeinsame Auslieferung ihres Verlages bringen würde; je größer nun die Vereinigung ist, desto größer der Vortheil. Alle, welche die Sprache der Zeit verstehen, erkennen es an, daß die Gegenwart im Allgemeinen zu Vereinigungen drängt; wie sie sich in jeder Richtung des Lebens eingebürgert haben, werden sie sich auch im Buchhandel immer mehr ausbreiten. Die vorzüglichsten Vereinigungen dieser Art, welche einen gemeinsamen Erwerb bezwecken, sind jedenfalls die gegenseitigen Genossenschaften, die Vorläufer dieser sind aber immer die Actiengesellschaften.

Vom wirthschaftlichen Standpunkte betrachtet dürfte eine Vermehrung derartiger Gesellschaften von den segensreichsten Folgen sein. Wenn man berechnen wollte, welche Summen die Buchdrucker und Papierhändler durch Concurse kleiner Verlagshandlungen im letzten Jahrzehnt verloren haben, so würde dies ein hübsches Capital repräsentiren. Da die als Makulatur lagernden Waaren verhältnißmäßig ganz werthlos sind, so ist die Nation factisch um dieses Capital ärmer geworden.

Wenn auch die Actienverlagshandlungen noch nicht alt sind, so haben sie doch schon länger bestanden, als viele kleine Verlagshandlungen, und dürfte auch in Zukunft ein Fallissement einer solchen Gesellschaft zu den größten Seltenheiten gehören. Außerdem läßt sich auch

annehmen, daß, wenn die Actiengesellschaften sich in größerem Maaße verbreitet haben, den einzelnen Unternehmern mit geringem Capital es völlig an Credit fehlen wird, und daß deshalb derartige kleine Concurse seltener stattfinden werden. Der Hauptvortheil des wirthschaftlichen Sonder-Interesses für den Verlagsbuchhandel ist eben der, daß er durch die Heranziehung des großen Capitals im Allgemeinen reicher wird, und dies wird allmählich unserer ganzen Litteratur zu Statten kommen.

Wenn es auch im Allgemeinen richtig ist, daß die Menschen in ihrem ganzen Fühlen, Denken und Handeln nur Kinder ihrer Zeit sind und unsere Litteratur in ihrer Gesammtheit nur als ein Spiegelbild der Zeit erscheinen kann, so würde doch ein Volk verächtlich sein, welches auch auf diesem Gebiete nicht mit allen Kräften gegen die Zeitströmungen ankämpft, welche es auf einen bereits überwundenen Standpunkt zurückzuführen, oder auch nur auf der gegenwärtigen Stufe festzuhalten bestrebt sind. In diesem Kampfe sind die Verlagsbuchhandlungen die eigentlichen Kämpfer, ihre Verlagswerke die Waffen. Reichlich die Hälfte der jetzt bestehenden etwa 30 Verlagsactiengesellschaften ist religiösen Zwecken gewidmet, von der anderen Hälfte dient eine nur einer gewissen politischen Richtung (Nordd. Allgem. Zeitung), zwei haben den Verlag von Bank- und Handelszeitungen, das Geographische Institut nur Globen- und Karten-Verlag, die Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft Verlag von Photographien und Prachtwerken, und die übrigen wenigen widmen sich der Belletristik und einem allgemeinen Interesse. Die Actiengesellschaften haben also noch recht bedeutende Lücken auszufüllen, wenn sie der Aufgabe einigermaßen gerecht werden wollen, welche die Zeit ihnen auferlegt. Es ist aber sicher anzunehmen, daß dieselben allmählich in diese Lücken eintreten und hoffentlich auch bald das einheitliche Princip des Verlages acceptiren werden; sie würden damit einen entschiedenen Schritt zu ihrer Rentabilität thun. Die Hauptsache aber ist es immer, daß an der Spitze derselben Männer stehen, welche mit dem kaufmännischen Sinne das richtige Verständniß für die Litteratur verbinden; am Günstigsten für die Entwickelung dieser Gesellschaften würde es sein, wenn ein tüchtiger Buchhändler im Verwaltungsrath Sitz und Stimme hätte. Die Entscheidung über die Annahme der Verlagswerke und die Herstellung derselben hängt gar zu sehr von der Vertriebsweise, die Vertriebsweise aber zu sehr von der ganzen Organisation des Buchhandels und dem jeweiligen Stande der Litteratur ab, als daß selbst gute Kaufleute oder andere Herren, welche nicht gelernte Buchhändler sind, ihrer Aufgabe völlig genügen könnten.

Das bedeutende Betriebskapital dieser Gesellschaften ermöglicht es, den guten Autoren hohes Honorar zu zahlen, auch für solche Werke, deren Absatz kein schneller ist, und die Schriftsteller dadurch in größerer Unabhängigkeit vom Broderwerb zu erhalten, während die Scribenten letzten Ranges immer mehr zurückgedrängt werden. Das Volk, dem die seichte und schlüpfrige Lectüre entzogen und dafür eine immer bessere geistige Nahrung geboten wird, wird dann immer regeren Antheil an der Litteratur nehmen und den Absatz der guten Verlagswerke fördern.

Ob die Actiengesellschaften diese Erwartungen erfüllen werden, wird die Zukunft lehren.

Die heliographischen Verfahren als die Stellvertreter des Holzschnittes.

Deren Entwicklung und Bedeutung für die Gegenwart.

Mit Illustrationen.

(Fortsetzung.)

Während eine für den Holzschnitt entworfene Zeichnung, nachdem sie vom Maler fertiggestellt und auf den Holzstock übertragen worden ist, hierauf noch einmal eine mechanische Behandlung erfährt, die Ausführung mit dem Stichel, die dem Bilde ja erst seine Druckfähigkeit verleiht, während es also beim Holzschnitt noch von dem Geschick des Xylographen abhängt, in welcher Weise die fertiggestellte Illustration mit dem Entwurfe des Malers übereinstimmt, wird, wie wir durch die vorher beschriebenen Operationen gezeigt haben, mit Hilfe der Chemigraphie die Originalzeichnung völlig unverändert auf die Druckplatte gebracht, woselbst sie nicht auf mechanische Weise, sondern durch unfehlbare chemische Gesetze ihre Vollendung erfährt. Wenn es daher für den Holzschnitt oftmals genügend ist, in der Zeichnung gewisse Partien einfach anzudeuten, und die entsprechende Ausführung derselben dem Holzschneider zu überlassen, so ist es hingegen bei einer für chemigraphische Zwecke entworfenen Zeichnung umsomehr nothwendig, daß sie von vornherein genau so ausgeführt wird, wie sie als Illustration nach dem Drucke aussehen soll. Darin liegt eben der Werth der Chemigraphie, daß sie uns das Werk des Meisters unverfälscht, mit allen Eigenthümlichkeiten desselben vor die Augen führt, und es ist nur zu bedauern, daß sich trotzdem viele Maler scheuen, ihre Zeichnungen für die Chemigraphie einzurichten, und zwar aus dem Grunde, weil sie sich hierfür gewissen Regeln und Bestimmungen unterwerfen müssen. Denn nicht eine jede Zeichnung ist für die Chemigraphie zu gebrauchen, eine blasse Bleistiftzeichnung eignet sich dazu eben so wenig wie eine gewischte Zeichnung, d. h. eine solche, bei welcher die Schattenpartien aus zusammenhängenden Tonflächen bestehen. Was der Chemigraph braucht, ist eine auf autographischem Papier mit autographischer Tusche oder

chemischer Kreide ausgeführte contrastreiche Zeichnung, die nur aus einzelnen Strichen oder Punkten besteht, oder, soll das Bild photographisch übertragen werden, eine Zeichnung, die mit chinesischer Tusche auf weißem Zeichenpapier oder mit Kreide auf Kornpapier ausgeführt ist.

Ein ganz besonderes Verdienst um die Illustrationskunst hat sich die Firma Angerer & Göschl in Wien durch die Einführung ihrer patentirten Tonpapiere erworben, denn mit Hilfe dieser Papiere kann der Zeichner, der für den Chemigraphen arbeitet, in seinen Illustrationen eine so kräftige, volle Wirkung erreichen, daß dieselben nach dem Druck von keinem Holzschnitte übertroffen werden können. Das Papier ist mit einer weißen Kreideschicht überzogen, auf welcher ein Ton in Punkten oder Linien schwarz vorgedruckt ist, der dem Künstler für das zu schaffende Bild als Mittelton dient. Die Zeichnung wird mit Blaupapier oder Bleistift aufgepaust und mit chinesischer Tusche ausgeführt. Man setzt aber nur die Schatten mit Tusche an, stellt den Uebergang von Schwarz in den Mittelton durch Kreide oder weichen schwarzen Bleistift her und schabt die Lichter mit glatten oder gezähnten Schabmessern aus. Durch diese Manipulation entstehen an Stelle der Linien auf dem Papiere Punkte, die durch weiteres Schaben ganz in Weiß verschwinden, und dadurch wird der Uebergang in das höchste Licht vermittelt. Die umstehenden zwei Abbildungen geben eine Probe von auf Tonpapier ausgeführten und photographisch auf die Zinkplatte übertragenen Zeichnungen.

Eine ähnliche Idee hatte übrigens schon im Jahre 1876 der Pariser Gillofils, der sich für photochemigraphische Zwecke eine gekörnte Zeichenunterlage schaffte, indem er einen Karton mit Leim und Bleiweiß überzog, auf diesem die Zeichnung in Conturen aufpauste und über das Ganze eine kleine Molette rollte, d. h. eine kurze, dicke, mit Kurven versehene Walze, welche auf dem Karton regelmäßige vertiefte Linien erzeugte. Durch wiederholtes Uebergehen mit der Molette nach einer anderen Richtung entstanden Kreuzlinien oder Punkte auf der ganzen Oberfläche, welche dann die Träger der ausgeführten Zeichnung bildeten.

Bei den bisher beschriebenen chemigraphischen und photochemigraphischen Verfahren wurde die Zeichnung entweder mit fetter Transportfarbe auf die Druckplatte übertragen oder auch auf letztere direct mit Hilfe der Photographie copirt. Es sind dies aber nicht die einzigen Mittel, eine Strichzeichnung in eine Hochdruckplatte umzuwandeln, ein recht sinnreiches Verfahren beruht auf dem Princip des sogen. Abformens.

Heliotypie nach einer Zeichnung auf Tonpapier. Von Ungerer & Olſchal in Wien.

Schon auf S. 103 dieſer Zeitſchrift haben wir Gelegenheit gehabt, das Verhalten des Chromleims, d. h. einer Miſchung von beſtem Leim (Gelatine) mit doppeltchromſaurem Kali, nach der Belichtung, in

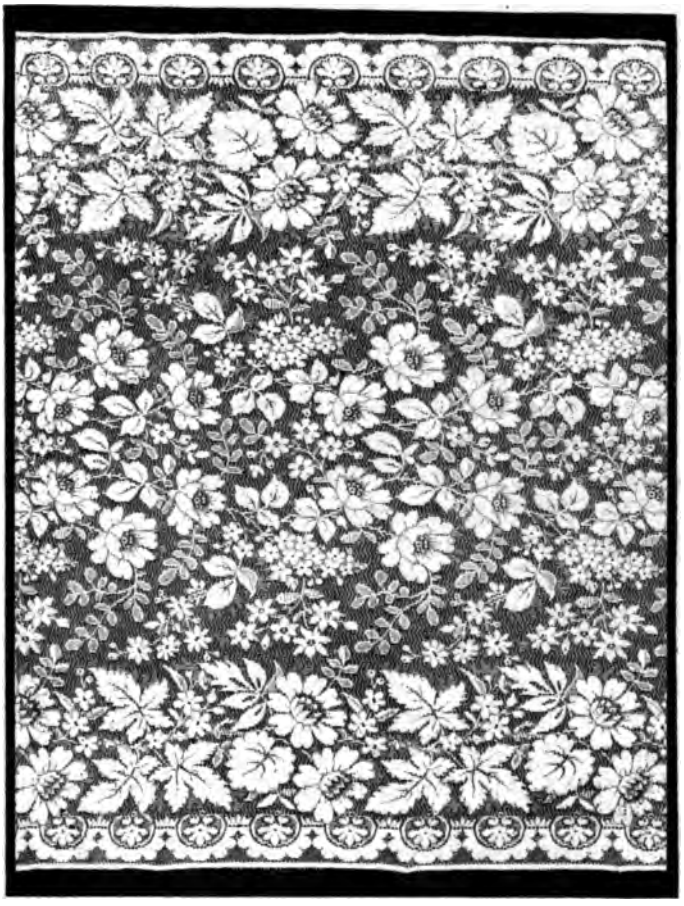
Heliotypie nach einer Zeichnung auf Tonpapier. Von Angerer & Göſchl in Wien.

kaltem Waſſer, zu erwähnen. Wir ſahen, daß eine ſolche Chromleimſchicht ſich dadurch in ein Reliefbild verwandelte, daß die nicht vom Sonnenlicht getroffenen Stellen derſelben Waſſer einſchluckten und je nach

dem Grade ihrer Belichtung mehr oder weniger aufquollen. Umgekehrt verhält sich diese Schicht in heißem Wasser, denn in diesem Falle werden die nicht belichteten, weich gebliebenen Stellen gelöst und ausgewaschen. In beiden Fällen bildet sich ein Relief, nur stehen im ersteren Falle die Lichtpartien der Zeichnung erhaben, im letzteren vertieft. Diese letztere Methode des Auswaschens wendet man in Nord-Amerika bei dem sogenannten Photo-Engraving-Verfahren an, mit dessen Hilfe die Druckplatten auf galvanoplastischem Wege erhalten werden. Man fertigt sich nämlich zuerst von diesem Relief einen Abklatsch in Alabastergyps und von diesem wieder einen Abguß in der gewöhnlichen Lettern-metall-Legirung. Durch die Güte der Moss Engraving Co. in New-York, der bedeutendsten chemigraphischen Anstalt in Nord-Amerika, sind wir in den Besitz eines solchen Clichés gekommen, welches wir nebenstehend unseren Lesern vorführen. Um das Bild in größerer Schärfe und Genauigkeit zu gewinnen, läßt die Anstalt den betreffenden Gegenstand gewöhnlich in großem Formate photographiren und vom Künstler die Linien noch einmal über dieser Photographie mit Tusche nachzeichnen. Dann wird mittelst eines chemischen Präparates die Photographie entfernt, sodaß nur noch die Tuschzeichnung zurückbleibt, und diese letztere wird alsdann auf die gewünschte Größe photographisch reducirt.

Warum, wird man fragen, zeichnet man erst um, und benutzt nicht die Photographie direct für die Reproduction? Aus dem sehr triftigen Grunde, weil eine Photographie als solche ohne Weiteres in eine Hochdruckplatte umgewandelt, sich in der Buchdruckpresse nicht zur Vervielfältigung eignen würde, denn der Buchdruck kann eben nur Clichés gebrauchen, die aus einzelnen Strichen oder Punkten zusammengesetzt sind. Eine Photographie aber, die, wie wir gesehen haben, durch stärkeren oder schwächeren Silberniederschlag entsteht, ist in den Schatten und Halbschatten nicht durch Linien oder Punkte unterbrochen, sondern besteht in diesen Partien eben aus zusammenhängenden, zart verwaschenen Tonflächen, die beim Druck nur gleichmäßige schwarze Flecken auf das Papier liefern würden. Deshalb ist auch durch die Chemigraphie ein Oelgemälde, oder eine gewischte oder geschabte Zeichnung nicht zu reproduciren, in allen solchen Fällen sind die Schatten

und Halbschatten zunächst in Striche, Punkte oder sonstige geeignete Schraffirung aufzulösen. Und auf dieser Arbeit beruhen im Wesentlichen die phototypographischen Verfahren, d. h. solche, welche photographische Naturaufnahmen oder Reproductionen von Gemälden u. s. w. direct, ohne Umzeichnung, in Buchdruckclichés umwandeln. Genauer



Heliotypie von R. Loës in Leipzig.

sollten wir sagen, photographische Naturaufnahmen mit Halbtönen, denn es gibt ja auch flache Gegenstände genug, die in der entsprechenden Beleuchtung keine Halbschatten besitzen und deshalb für die chemigraphische Reproduction nicht mehr Schwierigkeiten bieten, als Strichzeichnungen. Ein Beispiel hiervon ist die obenstehende Abbildung eines Stoffmusters, welches direct nach der Natur photographirt wurde.

Das Streben, die durch den Einfluß des Sonnenlichtes erzeugten Bilder zur schnellen und massenhaften Vervielfältigung in Buchdruckplatten umzuwandeln, ist nicht etwa erst in neuerer Zeit, seit Vervollkommnung der photographischen und chemischen Hilfsmittel, aufgetreten, es zeitigte vielmehr schon zu Anfang dieses Jahrhunderts einige, wenn auch noch unvollkommene Früchte, und ist somit fast älter als die Photographie selbst. Die Veranlassung zu den ersten derartigen Versuchen hatte Senefelder's Erfindung der Lithographie, die überall mit Begeisterung aufgenommen wurde, gegeben; dieselben führten aber eigenthümlicher Weise zu einem ganz anderen Ergebniß, als zu dem erstrebten, denn anstatt der Phototypographie förderten die eifrigen Forscher zunächst zum Erstaunen der Mitwelt die Photographie zu Tage und diese wichtige Erfindung ließ Jahre lang die ursprünglich umworbene Bundesgenossin Typographie für diesen Zweck ganz zurücktreten, bis dieselbe, nachdem man die Sonnentochter Photographie groß gezogen und noch wenig an ihr zu verbessern hatte, um so eifriger wieder zu dem segensreichen Bündnisse getrieben wurde.

In Anbetracht der hohen Wichtigkeit, welche im Bereiche der Illustrationskunst die phototypographischen Verfahren einnehmen und in Zukunft wohl noch mehr einnehmen werden, wollen wir die Entwickelung derselben in kurzen Zügen zu schildern versuchen.

Bereits im Jahre 1814 hatte der ehemalige Offizier Nicéphore Niépce zu Châlon-sur-Saône Versuche angestellt, Bilder durch die chemische Wirkung des Lichts zu erzeugen, die er, wie schon angedeutet, durch die neu erfundene Lithographie dazu angeregt, in druckbare Platten umzuwandeln gedachte. Nach verschiedenen erfolglosen Experimenten benutzte Niépce als lichtempfindliche Substanz, mit welcher er die Metallplatten überzog, das Erdharz, oder den Asphalt.

Dieser Stoff theilt nämlich mit anderen, für diese Zwecke verwendbaren Substanzen die Eigenthümlichkeit:

1. von bestimmten Flüssigkeiten (flüchtigen Oelen u. dgl.) aufgelöst zu werden,
2. diese Lösungsfähigkeit zu verlieren, sobald er eine Zeit lang dem Sonnenlichte ausgesetzt worden ist.

Legt man also ein Stück undurchsichtiges Papier auf eine mit Asphalt überzogene Fläche und stellt diese eine Zeit lang in die Sonne, so läßt sich dann nur die Stelle, auf welcher das Papier gelegen hatte — die also vom Licht nicht getroffen wurde — durch Lavendelöl auflösen, der übrige Theil der Asphaltfläche hat sich in Folge der Lichteinwirkung zersetzt und widersteht nun dem Lavendelöl. Eben diese

Eigenschaft des Harzstoffes benutzte Niépce zur Copirung von Zeichnungen, Stichen u. s. w., die er erst mittelst eines Firnisses durchsichtig machte; das Sonnenlicht drang dann nur durch den Fond des Bildes, während es durch die Striche oder Schattirungen der Zeichnung aufgehalten wurde. Alles, was also auf dem Bild gezeichnet war, blieb auf der Metallplatte unzersetzt, folglich löslich, die um die Zeichnung herumliegenden freien Papierstellen dagegen, vom Sonnenlicht durchdrungen, waren auf dem Asphalt gegen das Lavendelöl widerstandsfähig geworden. Es entwickelte sich daher, wenn das Oel auf die Asphaltschicht einwirkte, die copirte Zeichnung in Gestalt von blanken Metalllinien; durch Aetzen mit einer Säure ließen sich diese Metallstellen vertiefen und die Platten infolge dessen als Tiefdruckplatten verwenden. Dies sind die Grundzüge des Verfahrens, mit denen sich Nicéphore Niépce zuerst beschäftigte, das er damals schon „la héliographie" benannte, und das, einige Neuerungen abgerechnet, noch das Fundament unserer heutigen Heliographie bildet.

Aber das Streben des einsamen Forschers in Châlon war nach einem höheren, weiter abliegenden Ziele gerichtet, Copien von einfachen Zeichnungen oder anderen Vorlagen genügten ihm nicht, er suchte nach einem Mittel, Naturgegenstände aller Art mit Hilfe seiner Heliographie, aber direct, ohne Umzeichnung, auf der Metallplatte abzubilden und einzuätzen. Dazu bediente er sich eines optischen Apparates, der sogenannten Camera obscura, die schon im 16. Jahrhundert von einem italienischen Gelehrten Namens Porta erfunden worden war und zur Zeit Niépce's vielfach als Unterhaltungsmittel benutzt wurde. Es ist dies, wie früher bereits angegeben, ein inwendig geschwärzter Kasten, in dessen Vorderseite eine runde kleine Oeffnung geschnitten ist. Durch diese dringt das Sonnenlicht und wirft die vor dem Kasten befindlichen Gegenstände auf die aus einer matt geschliffenen Glastafel bestehende Rückseite, und zwar verkehrt, sodaß alles auf dem Kopf zu stehen scheint. Diese Bilder, die in den natürlichen Farben zur Geltung kommen, sehen äußerst lieblich aus und deshalb war der Wunsch, dieselben irgendwie in dieser Form festzuhalten, erklärlicher Weise schon bald nach Erfindung des Porta'schen Apparates vielfach geäußert und Gegenstand wiederholter Versuche geworden. Nun gab sich auch Niépce daran, das Problem zu lösen und glaubte mit seiner Heliographie den einzig richtigen Schlüssel in der Hand zu haben.

Er ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß, wenn man an Stelle der mattirten Glasscheibe die mit Asphalt überzogene Metalltafel in die Rückseite des Apparates einschöbe, die Lichtstrahlen auf die

Asphaltschicht einwirken und die Gegenstände auf derselben abbilden würden, in derselben Weise, wie sie es beim Copiren der Zeichnungen gethan. Das war nun ganz richtig gefolgert, allein die Verhältnisse waren hier andere wie vorher. Das Licht, welches durch die kleine Oeffnung der Camera obscura hindurch fiel, war so spärlich und schwach, daß seine Wirkung erst nach etwa zehn Stunden für die Erzeugung des Bildes genügend war; in dieser Zeit aber hatte die Sonne ihren Standpunkt verändert, die Strahlen fielen zu Ende der zehn Stunden in anderer Richtung auf die Asphaltschicht wie zu Beginn derselben und verhinderten deshalb die Entwickelung eines brauchbaren Bildes. Auch mit dem Aetzen der Metallplatten wollte es nicht recht gehen, ein Umstand, der bei der damaligen Unvollkommenheit des Aetzverfahrens für diese Zwecke ganz erklärlich ist, und so arbeitete Niépce an der Ausführung seines Gedankens zwar ununterbrochen, aber ohne wesentliche Erfolge.

Zu dieser Zeit eroberte sich in Paris der Dekorationsmaler Daguerre mit seinem Diorama den allgemeinen Beifall des Publikums. Es waren dies Vorstellungen von Verwandlungsscenen, zu deren Skizzen sich Daguerre einer Camera obscura bediente, die er sich von dem berühmten Optiker Chevalier hatte anfertigen lassen. „Sollte es denn nicht möglich sein, diese wundervollen Bilder festzuhalten?" rief auch Daguerre beim Anblick der auf der Glasscheibe des Apparates sich in bunten Farben widerspiegelnden Naturbilder aus. Dieser Wunsch ergriff ihn so heftig, daß er seine ganze freie Zeit dazu benutzte, darüber nachzudenken und Versuche anzustellen. Von Chevalier, den er damals sehr häufig besuchte und consultirte, erfuhr er zuerst etwas über Niépce, der sich brieflich an den Optiker wegen eines verbesserten Apparates gewandt hatte. Als er hörte, daß der Experimentator in Châlon bereits einige Erfolge bei seinen Versuchen erzielt habe, entschloß er sich nach kurzem Besinnen zu einem Briefe an seinen Collegen in der Lichtbildkunst. Allein die Antwort Niépce's fiel so zurückhaltend aus, daß eine Annäherung der beiden Forscher vorläufig nicht zu Stande kam, erst als im folgenden Jahre Niépce auf einer Reise nach England über Paris kam und dort Daguerre seinen Besuch machte, wurden die gegenseitigen Beziehungen engere. Zwei Jahre darauf schlossen die Beiden einen provisorischen Vertrag ab, mit welchem auf zehn Jahre eine Handelsfirma „Niépce-Daguerre" gestiftet wurde, der Niépce seine Erfindung, Daguerre seine Verbesserung der Camera obscura, seine Talente und seine Industrie als gleichwerthige Geschäftsantheile einschossen. Aber schon nach Verlauf von vier Jahren wurde Niépce vom irdischen Schauplatze ab-

gerufen, es war ihm nicht vergönnt, seine Pläne verwirklicht zu sehen, er starb arm und unbekannt im Jahre 1833.

Inzwischen hatte sich der andere der beiden Contrahenten, Daguerre, mit einem wahren Feuereifer über Apparate, Tiegel und Chemikalien hergestürzt, und auf Grund der von Niépce gemachten Mittheilungen weiter an der Erfindung gearbeitet. Und während dieses rastlosen Studiums sollte ihm eine Zufälligkeit den Schleier des Geheimnisses, das zu enthüllen den beiden Forschern trotz aller mühseligen Arbeit nicht gelungen war, mit einem Male lüften, die Grundlage der späteren Daguerreotypie offenbaren.

Daguerre verwendete zu seinen Versuchen u. A. eine Substanz, mit welcher schon Niépce vielfach operirt hatte, Jodsilber. Auf einer Metallplatte, die mit diesem Jodsilber überzogen war, hatte nun Daguerre einst einen Löffel liegen lassen; als er ihn aber nach einer Weile wegnahm, fand er zu seinem Erstaunen ein getreues Abbild desselben auf der Metallfläche. Die Erscheinung ist erklärlich; Jodsilber ist eine leicht flüchtige chemische Substanz, die auf einer mit ihr überzogenen Silberplatte in blaßgelber Färbung zur Geltung kommt. Solche jodirte Silberplatten sind aber gegen das Sonnenlicht empfindlich, d. h. sie färben sich, diesem ausgesetzt, bräunlich, und so wird nun diejenige Stelle der Platte gelb bleiben, die durch irgend welchen undurchsichtigen Gegenstand gegen das Licht geschützt war. Wir finden also hier eine ganz ähnliche Erscheinung wieder, wie wir sie beim Asphalt erwähnt haben, und in der That kann man auch auf einer Jodplatte, die man in die Rückwand einer Camera obscura einschiebt, ein photochemisches Bild erzeugen. Freilich dauerte dieser Prozeß stundenlang, war also für die Praxis an und für sich von geringer Bedeutung, da sollte ein zweiter Zufall Licht in die photographische Dunkelheit bringen.

Einige solcher jodirter Platten, die zu kurze Zeit in der Camera gewesen, auf denen also noch keine Bilder sichtbar waren, hatte Daguerre einst in einen Schrank gelegt, in dem verschiedene seiner Chemikalien standen. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er nach einiger Zeit beim Herausnehmen dieser Platten auf denselben die Bilder fix und fertig fand! Der freudig überraschte Maler suchte nun sofort der Ursache auf die Spur zu kommen, und so fand er denn schließlich, daß eine mit Quecksilber gefüllte Schale die Entwickelung der Bilder veranlaßt hatte. Hält man nämlich eine jodirte Silberplatte, die einige Minuten in der Camera obscura gewesen ist, auf der sich also das Bild noch in unsichtbarem Zustande befindet, über einen Behälter mit Quecksilber, so schlagen sich die Dämpfe des letzteren in Gestalt von feinen Kügelchen

auf der Metallplatte nieder, aber nur an den Stellen, die vom Sonnenlicht getroffen worden sind, an denen sich also das Jodsilber zersetzt, gefärbt hat. Auf solche Weise wird also das Bild durch einen zarten Hauch von Quecksilber auf der Silberplatte entwickelt, sichtbar, und zwar bezüglich der Licht- und Schattenvertheilung dem Original entsprechend, da sich die Quecksilberkügelchen da am dichtesten ansetzen, wo das Licht am kräftigsten gewirkt hat.

Durch diese Entdeckung war der Grund zur neuen Kunst gelegt, denn das Quecksilber als Entwickelungsmittel ermöglichte es, daß die mit Jodsilber überzogene Silberplatte schon nach kurzer Zeit aus der Camera obscura genommen werden konnte; man erhielt also jetzt naturgetreue Bilder, denn die Belichtung, die früher zehn Stunden gedauert hatte, konnte nun auf 20 Minuten abgekürzt werden. Immer hin war diese Belichtungsdauer zur Aufnahme von lebenden Gegenständen noch zu lang, es bildete deshalb die Aufgabe der Forscher, die sich der neuen Erfindung mit vielem Interesse zuwandten, entweder die Lichtkraft des Apparates oder die Lichtempfindlichkeit der Platten zu steigern. Nach beiden Seiten hin wurden bald günstige Resultate erzielt. In der Verbesserung des Linsensystems der Camera erwarb sich der bereits erwähnte Optiker Chevalier große Verdienste, während eine wichtige Aenderung in der Bereitung der Platten durch einen französischen Künstler Namens Claudet eingeführt wurde. Wenn die jodirten Silberplatten den Dämpfen von Bromkalk ausgesetzt und schließlich noch einmal mit Jod überzogen werden, gewinnen sie dadurch so bedeutend an Empfindlichkeit, daß sie schon nach zwei Minuten aus der Camera genommen werden können. Jetzt durfte man auch an das Photographiren von Personen denken, deren Aufnahmen früher wegen der langen Belichtungsdauer immer recht jämmerlich ausgefallen waren.

Daguerre's Erfindung versetzte die gesammte gebildete Welt in Aufregung, und wenn man auch im Anfang die Anfertigung von Lichtbildern als eine Art Spielerei betrieb, die eminente Wichtigkeit des Verfahrens konnte nicht lange verborgen bleiben. Es sammelten sich Schüler aus allen Ländern um den Meister in Paris, die Zeitschriften trugen eingehende enthusiastische Berichte hinaus in alle Welt, es bildete sich binnen Kurzem eine neue Berufsklasse, die Daguerreotypisten, der Naturforscher versprach sich von der Erfindung für seine Beobachtungen nicht weniger Nutzen, als der Maler für seine Kunst, denn es war ja jetzt möglich, die beständig wechselnde Natur in ihren schönsten Momenten zu fesseln, ihre geheimen Zauber und die unendlich mannigfaltigen Vorgänge in ihrem Bereiche an unfehlbar getreuen Copien zu beobachten

und zu studiren. Die Begeisterung war eine allgemeine, allein nachdem der erste Rausch vorüber war, mußte sie desto schneller einer nüchternen Betrachtung weichen, man kam zu der Einsicht, daß die Daguerreotypie doch noch manches zu wünschen übrig ließe. Die ersten Bilder fielen noch lange nicht so aus, wie sie sein sollten, der Himmel erschien oft wie eine schwarze Masse, die Häuser, als wenn sie von grauem Nebel umhüllt seien, außerdem besaßen die Silberplatten einen höchst störenden Spiegelglanz, man konnte die Bilder nur sehen, wenn das Licht unter einem bestimmten Winkel auffiel, und, was das Schlimmste war, die Bilder waren schnell vergänglich, da sie sich schon bei der geringsten Reibung verwischten. Auch erhielt man in der Camera obscura immer nur ein Exemplar der Aufnahme, die man weder abdrucken, noch durchpausen konnte, kurz, alle diese kleinen und großen Mängel ließen das Verlangen aufkommen, die Lichtbilder auf der Silberfläche in druckfähige Platten, von denen sich beliebig viel Abzüge auf Papier anfertigen ließen, umzuwandeln. Die Rolle, welche beim Kupferdruck die gravirte oder geätzte Kupferplatte spielte, die müßte sich, so schloß man auch der Daguerreotypeplatte zuertheilen lassen.

Zuerst versuchte Dr. Donné die Platte mit verdünnter Salzsäure zu ätzen. Die Säure frißt das Silber weg, läßt aber das Quecksilber unversehrt, es werden also dadurch die dunklen Partien des Bildes, d. h. da, wo kein Quecksilber sich niedergeschlagen hat, vertieft. So erhielt man eine druckfähige Platte, allein in der Praxis hatte dieselbe keinen Werth, da wegen der großen Zartheit der Quecksilberschicht nur ganz schwach geätzt werden konnte, die Vertiefungen demnach sehr flach ausfielen. Etwas erfolgreicher war der Physiker Fizeau, der nach der ersten Aetzung die Platte mit einem Firniß überzog, der sich in den Vertiefungen festsetzte und trocknete. Hierauf brachte er die Platte in einen galvanoplastischen Apparat, in welchem sich Gold auf der Metallfläche niederschlug, und zwar nur auf den erhöhten, vom Firniß nicht bedeckten Stellen. Die zarte Goldschicht bildete nun gegen die Säure einen Schutz oder Deckgrund, deshalb konnte nach dem Reinigen der Platte das Aetzen mit Scheidewasser fortgesetzt werden, und zwar so lange, bis die gefirnißten Stellen hinlänglich tief waren. Die so erhaltene Platte war nun einer gravirten Kupferplatte ganz ähnlich und konnte in der That mit Erfolg in der Kupferpresse vervielfältigt werden. Die Silberplatte war indeß für eine größere Anzahl von Abdrücken zu weich, sie nutzte sich zu bald ab, deshalb überzog sie Fizeau auf galvanischem Wege mit einer Kupferschicht und erhielt danach in der Kupferpresse sehr zufriedenstellende Resultate. Es war damit allerdings

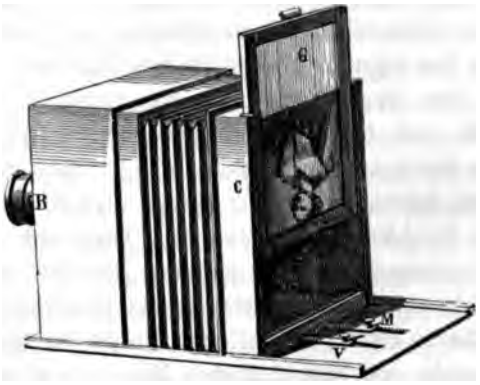
ein Verfahren geschaffen, welches den Beweis lieferte, daß das photographisch aufgenommene Bild auf der Metallplatte für den Pressendruck hergerichtet werden könne, indessen für die industrielle Verwerthung desselben mußten erst noch viele Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. So zart und fein auch die ersten von Fizeau gelieferten Heliographien waren, für die Praxis war die Herstellungsweise noch zu umständlich und unsicher, sie fand um so weniger Gelegenheit, aus dem Studirzimmer ins Leben zu treten, als bald nach ihrem Bekanntwerden eine andere Erfindung die Aufmerksamkeit der Lichtkünstler völlig in Anspruch nahm: die Photographie auf Papier.

Ein englischer Privatmann, Fox Talbot, dem die Kunst diese Erfindung verdankt, veröffentlichte zuerst ein Verfahren, Zeichnungen mit Hülfe des Lichts auf Papier zu fertigen. Er ließ sein Papier auf einer Lösung von Kochsalz schwimmen und nach dem Trocknen auf einer Silberlösung. Dadurch wurde das Papier gegen das Sonnenlicht stark empfindlich, es schwärzte sich, wenn man es der Wirkung der Sonnenstrahlen aussetzte. Legte man einen undurchsichtigen Gegenstand auf das Papier, so blieb diese Stelle weiß, legte man Blätter einer Pflanze darauf, so wirkte das Licht durch die Blätter hindurch und copirte selbst die feinsten Adern. Aber das Bild auf dem Papier war ein negatives, d. h. die dunkeln Stellen des Originales blieben im Bild hell, die hellen Stellen wurden dunkel; um ein positives, d. h. ein in Licht und Schatten dem Original entsprechendes Bild zu erhalten, mußte das negative Bild nochmals copirt werden. Aber diese Bilder waren nicht haltbar, sie verschwanden im Licht wieder, da die Sonnenstrahlen fortfuhren, das Papier zu schwärzen, um dies zu verhindern, mußte ein Mittel gefunden werden, das Papier nach dem Copiren von den noch lichtempfindlichen Silbersalzen zu befreien. Talbot that dies, indem er das Papier auf einer Lösung von Meersalz schwimmen ließ, Sir John Herschel aber fand ein bedeutend wirksameres Fixirmittel im unterschwefligsauren Natron.

Nun kam es aber darauf an, nicht nur Zeichnungen oder Blätter auf das Papier zu copiren, sondern auch das Bild der Camera obscura, und dieses Verfahren veröffentlichte Talbot zwei Jahre später, nachdem er in der Gallussäure ein treffliches Mittel zum Entwickeln des Bildes gefunden hatte. Denn das Bild auf dem Papier ist in der Camera nach dem Belichten noch unsichtbar, es muß hervorgerufen, entwickelt, und dann natürlich fixirt werden. Wenn nun das Bild auf dem Papier zum Vorschein kam, war es negativ, hell und dunkel vertauscht, man mußte deshalb eine Copie auf einem zweiten Stück lichtempfindlichen

Papiers anfertigen, um einen positiven Abdruck zu erhalten. (Siehe S. 102.) Diese Manipulation ließ sich beliebig oft wiederholen, die Photographie war demnach mit dieser Erfindung in die Reihe der vervielfältigenden Künste eingetreten.

Aber das Copiren durch das Papier hindurch hatte seine Unannehmlichkeiten, da sich dessen Unebenheiten immer mit abdruckten und so die Schärfe der Zeichnung, die Tonabstufung und zarte Modellirung, welche die Daguerreotypie besaß, im Bild verloren ging. Dem wurde abgeholfen, als Niépce de Saint-Victor, ein Neffe des früher erwähnten Nicéphore Niépce, im Jahre 1847 sein Verfahren, Glasplatten mit Eiweiß zu überziehen, veröffentlichte. Die so überzogenen Glasplatten machte er durch Eintauchen in salpetersaures Silberoxyd lichtempfindlich und setzte sie dann in der Camera der Wirkung der Sonnenstrahlen aus. Das Verfahren lieferte sehr feine, kräftige Bilder, die Möglichkeit aber, das Bild durch den glasklaren Träger desselben hindurch copiren zu können, machte die Neuerung für die Photographie besonders werthvoll. Bald darauf wurde das Albumin durch Collodion, eine Auflösung von Schießbaumwolle in einer Mischung von Alkohol und Schwefeläther, ersetzt, eine Substanz, die nach dem Auftragen auf die Glasplatte sich zu einem klebrigen, völlig durchsichtigen Häutchen bildet und die lichtempfindliche Silberschicht sehr gut aufnimmt. Das Collodionverfahren ist bis heute, einige Modificationen ausgenommen, noch in derselben Weise in Gebrauch, wie es damals von Scott Archer in London veröffentlicht wurde. (Fortsetzung folgt.)



Photographischer Apparat.

Der Realismus in der französischen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Neben dem „bonhomme“ Rabelais gehört zu den Villon'schen Epigonen der „gute Régnier“ („ce bon Régnier“), der wie sein Meister, der „bonne loi naturelle“ gehorcht. Es ist der Montaigne der Poesie, soviel liebenswürdige Plauderei und natürliche Ungezwungenheit.

Der Einfluß Italiens und Spaniens auf Rabelais, wie die Novellistik überhaupt, ist bemerklich. Und in sofern diese Litteratur die Romantik durch eine (mitunter frivole) Wirklichkeit ersetzt, und das Abbild einer überreizten und italianisirten Gesellschaft ist, scheint sie uns realistisch zu sein. Realistisch allerdings nicht im Sinne unseres heutigen Realismus, den wir später betrachten.

Der „Decamerone“ vor Allem rief eine ganze Schule hervor, die sich in der Darstellung des Realen, — aber ausschließlich des „Sinnlichen“ — auf's Krankhafteste überbot. Der Zweck dieser „Novellieri“ war allerdings bloß das Vergnügen, im Gegensatz zu dem didaktischen Charakter der früheren „fabliause“. Die Novelle des 16. Jahrhunderts (Despériers ꝛc.) verschmäht jede Belehrung, ja sie verschmäht sogar den Schmutz als didaktisches Moment — sie costümirt den Schmutz mit dem üppigen Schlamm der Frivolität, genau wie die Gesellschaft selbst, und darin liegt der culturhistorische und zugleich realistische Werth der damaligen Novelle. — Je mehr die Novelle sich entgeistet, verflacht, sich in krankhafter Seichte verliert, desto mehr, und zwar im gleichen Verhältniß, hat auch die Form sich von der alten kräftigen Sprache entfernt und mit fremden Idiomen vermischt. Die Reform der Plejade mißlingt, weil dieselbe eine natürliche Lächerlichkeit durch eine unnatürliche ersetzt — Malherbe kämpft für den „bon goût“, und sucht die Sprache von dem künstlichen Apparate zu reinigen, indem er sich zur Volks-Sprache flüchtet. Das Hôtel de Rambouillet nimmt seine dankbare, aber bald so arrogante und unnütze Thätigkeit auf — die wirkliche Reform indessen, die definitive Consolidirung der Sprache ist erst ein Ergebniß der französischen Classik des 17. Jahrhunderts.

Das 17. Jahrhundert ist für die französische Litteratur in jeder Beziehung von höchster Entscheidung. Die Sprache ist definitiv gereinigt, die Form wird geschaffen, und die Gedanken concentriren sich hier zum ersten Male bewußt zu einer wissenschaftlich-einheitlichen Formel, die mehr oder weniger die ganze Litteratur umschließt — zur sog. classischen Formel. Die Schulen mit ihrem Einflusse verschwinden, die Contraste verschmelzen sich zu einer Einheit, die Litteratur concentrirt sich, wie die Gesellschaft sich concentrirt, und die Litteratur selbst wird wissenschaftlich und bewußt.

Die Nation beginnt zu erwachen, sich zu finden — sie kommt zum Bewußtsein, erstaunt über ihrer eigenen Größe, über all' dem Glanze, der ihr halbgeöffnetes Auge umstrahlt. Jetzt populariſirt sich die Litteratur mit einem Male — die schöngeistigen Salons — die so gerne die Despoten-Rolle gespielt — verstummen, und Molière's Keule zerschmettert die „précieuses ridicules". Das Volk tritt selbst auf die Bühne, das Volk macht die Litteratur selbst, und die Litteratur trägt hinfort den Stempel dieses Volkes, so sehr sie unter dem Einflusse der Hofluft stehen mag. —

Wie war aber diese Gesellschaft? Das Zeitalter der französischen Classik, das goldene Zeitalter, war zugleich die Zeit der Aesthetik. Die Gesellschaft hat den antiken Geist in sich aufgenommen, ihr Ausdruck, ihr Leben ist voll antiker Würde — das Augusteische Zeitalter scheint zum zweiten Male erstanden. Wir finden in der französischen Gesellschaft von damals all' die Würde, Weisheit und all' den Geschmack der alten Classik wieder, all' den Ernst, die Convenienz, die Steifheit der römischen Senatoren, und doch wiederum eine natürliche Analyse des Menschen, die sich leider in Abstractionen verliert.

Der litterarische Ausdruck des Jahrhunderts ist das Trauerspiel und das Lustspiel mit ihren unumstürzlichen Regeln, ihrer Hofetikette, ihren philosophischen Discursen, welche die Handlung ersetzen, ihrem Redebombast und Pathos, ihrem Adel. — Die Descartes'sche Methode ist der Poesie dieser Epoche entlegen. Indessen beginnt die Wissenschaft zu erwachen — das 18. Jahrhundert dämmert von ferne. Die Tragödie aber verschließt sich in ihre classische Formel und abstrahirt Menschen. Das sind keine alltäglichen Personen, diese Helden von Corneille und Racine — das sind Philosophen-Catonen voll altrömischer Tugend — unwandelbar gehen sie ihren vorgeschriebenen Weg, schauen weder nach rechts, noch nach links; ihr einziges Motiv ist die Pflicht. Sie sind groß, sind edel, aber eisern. Die Leidenschaft überwältigt sie nicht, es sind Götter — und nicht einmal Götter, denn

die Homerischen Götter waren sehr menschlicher Natur. Natürlich — und das ist eine Hauptsache bei der Charakteristik — natürlich sterben diese Helden für ihre Maximen, ohne eine Miene zu verziehen.

Was Wunder, daß dieser catonische Charakter sich von dem lebendigen Realismus Shakespeares auf's Aeußerste abhebt? Daß ein Blick genügt, solch' tugendhaft langweilige Gestalten zu überfliegen — daß selbst die blutigste Intrigue zu schwach ist, diesen Abstraktionen Athem einzublasen, sie zu Menschen zu machen! Aber man bewundert die Corneille'schen Helden wegen ihrer Größe, während die Racine'schen, die einigermaßen natürlicher sind, uns rühren.

Selbst Molière ist ein Opfer der Classik — auch bei ihm belebt eine wunderbare Phantasie nicht immer seine Abstractionen.

Die Identität der Gesellschaft und der Classik ist so eng, so natürlich, daß die classische Formel sich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts erhält. Erst Voltaire und Beaumarchais wirken reformirend und erfrischen die classische Schwüle durch den freieren Luftzug des englischen Dramas. Doch selbst Voltaire ist noch so sehr im Traditionellen befangen, daß J. J. Rousseau ihm höhnisch zuruft: „Ditez-nous, célèbre Aronet, combien vous avez sacrifié de beautés mâles et fortes à notre fausse délicatesse! et combien l'Esprit de la galanterie, si fertile en petites choses, vous en a coûté de grandis (Discours sur les sciences et les arts). — Doch Niemandem fiel es ein, die classische Formel ernstlich anzugreifen, ihre Suprematie zu bezweifeln; in den Reihen ihrer Anhänger selbst wuchsen ihre Feinde empor, die sie unterwühlten, ohne es zu wissen oder zu wollen. Die Vernunft beginnt über die Tradition zu triumphiren — überall regt sich der Kampf gegen die alte Autorität, überall der Zweifel, die Ironie. Man begnügt sich im Glauben, daß die Classik die Gesetze der Schönheit gefunden, und wendet jetzt dem Suchen nach der Wahrheit sein Augenmerk zu; der Schwerpunkt verlegt sich von der Aesthetik und der Poesie auf die Kritik und die Oeconomie. Die Revolution ist im Anzug. — Auf anderen Gebieten zeigen sich Erscheinungen, denen — unter dem Einflusse der skeptischen und materialistischen Encyklopädie — eine realistisch-nationalistische Bedeutung beiwohnt. Schon Voltaire, im Drama Anhänger der Classik, ist in der Prosa und in der Philosophie entschiedener Rationalist. Von speciellerem Gewichte für den aufkeimenden „Naturalismus" sind aber in erster Linie Montesquieu und — Rousseau. Der Enthusiast Rousseau und der Realismus! Der Contrast scheint freilich groß und ist es auch in der That. Denn Rousseau ist alles Andere, nur nicht Realist im modernen Sinne, nur nicht Mann der

Wirklichkeit und des Lebens — seine Sphäre ist das Absolute, und so gut als die Classiker betrachtet er die Dinge durch das Glas des Absoluten — und auf dem Absoluten construirt er seine Philosophie. Seine Theorie weicht von Allem ab, was die Wissenschaft und die Encyklopädie schon damals erwiesen. Der Mensch ist für ihn von Natur aus gut, sein Wille unbedingt frei und eben dadurch, daß Rousseau das Gute, das Sittliche als natürliche Basis aller Entwickelung im Allgemeinen, wie im Einzelnen betrachtet, stellt er sich in Widerspruch mit der Forschung seiner Zeit, wie mit sich selbst. Die Vergangenheit ist sein Ideal, der Wilde sein Normal-Mensch, eine fortschreitende Entwickelung zum Bessern existirt für ihn nicht. Die Isolirung von der Gesellschaft dünkt ihm der glücklichste Zustand, denn die Wissenschaft und die Kunst wirkt verderblich. In der menschlichen Natur selbst liegt die Fähigkeit, sich zum Guten zu erziehen, die Religion, die Kunst (soweit sie in Rousseau's Theorie paßt) zu entdecken, in sich selbst alle Phasen zu erleben, die die Menschheit im Laufe von Jahrtausenden erfuhr. Also vor Allem und um jeden Preis Rückkehr zur Natur — Rückkehr zum Natürlichen — zur Einfachheit des Urzustandes!

Entkleiden wir die Rousseau'sche Theorie ihrer Schwärmerei und halten wir uns an das, was die Anthropologie über die thatsächliche Entwickelung der Menschheit (aber nicht in Rousseau'schem Sinne) zeigt. — Die Rousseau'sche These wurde in einer Zeit des allgemeinen Verfalls aufgestellt, in derselben Zeit, die Montesquieu zu seinem Werke über den Untergang Roms — dieser großen und schrecklichen Analogie — inspirirte. Alle Verhältnisse lösen sich auf. Die Gesellschaft zerbröckelt — raffinirte Ueberbildung und Verschwendung auf der einen Seite, auf der anderen grenzenloses Elend, grenzenlose Knechtschaft. In dieser Zeit ertönte auf einmal, wie ein rollender Donner, das Wort von der „Rückkehr zur Natur". — Das Verdienst Rousseau's ist die Schaffung eines Namens, und das, daß er diesen Namen zur rechten Zeit in die Stürme und Wogen der untergehenden Gesellschaft hinausrief! Und die Gesellschaft nahm dieses rettende Wort begeistert auf, und klammerte sich daran — so innig, so fest, daß allmählich aus dem Naturalismus des Enthusiasten ein ganz anderer Naturalismus entstand, der Naturalismus des Lebens und des Relativen.

Der Rousseau'sche Naturalismus selbst ist vom Realismus weit entfernt. Hier ist Alles Idyll, Alles Gefühl, Alles seliges Berauschen und Aufgehen im Nirvana der Natur. Die Gesellschaft ist ihm der erbittertste Gegner der Natur — wo die Gesellschaft, da ist Laster. Also „retournons à la nature", in die Einsamkeit des Waldes. Das

ist eine unvergleichliche Poesie — ein Vergessen des Ichs, ein Erschlaffen im Dufte dieser jungfräulichen Natur, die kein Hauch der Kultur entweiht — ein Buddhaismus der Poesie. Die Lafontaine'sche Naturfabel wird hier zur Leidenschaft, zum Kult. — Welchen direkten Einfluß mußte eine solche Lehre auf den Realismus, auf die Forschung haben? Ist nicht das Dolce far niente der Rousseau'schen Naturschwärmerei der Gegensatz jedes realistischen Princips?

Nicht das eigene Schaffen Rousseau's wirkte gedeihlich auf die realistische Entwickelung. Die Gesellschaft hatte sich seit Jahrzehnten auf ein Wort besonnen, das sie aus der Todesstarre der Classik erlösen sollte. Aber das Wort fiel ihr nicht ein — sie besann sich, besann sich — umsonst; das Wort blieb verschollen. Da plötzlich schleuderte es der junge Rousseau in die Welt — das Wort von der Natur. Und die Gesellschaft vernahm den Ruf, und kehrte nicht bloß zur Natur der Außenwelt, sondern zur eigenen Natur zurück, zu der Natur, die nicht in den Wäldern und Fluren, sondern im Herzen des Menschen und der Gesellschaft lebt. Aber erst die Nachwelt konnte das Wort „Naturalismus" in seiner Universalität erfassen, erst sie verlegte das Interesse und das Gewicht aus der Einsamkeit in die Gesellschaft und schilderte den Menschen als Mitglied eben dieser Gesellschaft, als Theilchen des großen Organismus „Welt"; nicht als gut, nicht als schlecht, nicht als erhaben, voll absoluter Eigenschaften, wie die Klassik es that. Nicht als poetisch-romantisch, wie später die Romantik. Der Realismus vertauschte sich so mit dem Naturalismus — dem Natur-Universalisnus der Neuzeit, und die Schwärmerei Rousseau's wurde zur Wissenschaft, zur Psychologie. — Auch in seinen Romanen hat Rousseau das echt Menschliche nicht erkannt. Er ist Optimist und hält die Künste für corrumpirend — er ist Idealist, und verachtet die Gesellschaft — — und trotz alledem Optimist und Idealist, denn: „Der Mensch ist gut von Natur". — Von einem solchen Manne ist wohl hohe Poesie zu erwarten, aber keine tiefe Analyse der Menschen. Sein Blick ist nicht frei, die Idee a priori hat diesen Kopf im Voraus für die Analyse verdorben. Aber aus all' seiner Entrüstung über die Verderbtheit der Welt tönt dennoch eindringlich und laut die Mahnung: „Kehrt zurück zur Natur! Dort ist Heilung und Leben." Und ohne es zu ahnen war er damit der entschiedenste Kämpe der Neuzeit und bedeutender als der eingebildete Alte von Ferney.

Gehen wir vom Idealisten zum Realisten. Montesquieu bewegt sich auf ganz anderem Gebiete und ist mit Voltaire und mehr noch mit der Encyklopädie verwandt. Montesquieu ist frei von Rousseauschem Idealismus — als kalter Beobachter und echter Anatom steht

er den Thatsachen gegenüber, registrirt sie, sucht nach den Gesetzen in der Natur und der Gesellschaft und findet ihre wechselweisen Beziehungen nicht in der Metaphysik, sondern in der Realität. Seine „lettres Persanes" (in gewissem Sinne ein Pendant zu La Bruyère's „Caractères") sind ein detaillirtes lebendiges Gemälde der Epoche. Frivol wie die Gesellschaft — aber es ist die Frivolität der Wahrheit, nicht erkünstelter Kitzel der Sinne; es ist die Frivolität des Witzes, der Satire. — Als echter Realist verbreitet Montesquieu sich über die Details, er abstrahirt nicht, er analysirt und schreibt nieder, dann reiht er die Details aneinander und verbindet sie frei nach Maßgabe der Vernunft, anstatt nach der einer äußern chronologischen Ordnung. Dies geschieht vor Allem in seinem geschichtlichen Werke über den „Niedergang Roms" und im ‚Esprit des lois". — Durch diese seine Analyse, sein methodisches Verfahren ist Montesquieu im eigentlichsten Sinne Vorläufer des modernen Realismus geworden — er ist gewissermaßen der Geist des alten Realismus, der über dem Todtenbette der Classik schwebt, bis ihn die Romantik erlöst — dieselbe Romantik, deren Schooße hinwiederum vor ihrem letzten Hauche der Naturalismus der Neuzeit entsteigt.

Die Formel des 18. Jahrhunderts blieb die classische, trotz aller Reaction Rousseau's und Montesquieu's. Diese Reaction konnte nicht siegreich sein, weil sie vereinzelt war und durch die äußeren Verhältnisse noch nicht begründet und verlangt. Die Revolution von 1789 war selbst so durch und durch classisch, so vom Geiste des antiken Republikanismus durchtränkt, daß sie sich nicht erkühnte, an der heiligen Formel der Classik zu rütteln. Altar, Thron und Feudalismus erlagen unter ihrer Keule; der Classik gegenüber war diese Revolution, die Gründerin einer ganz neuen Gesellschaft, wehrlos. Denn eben aus dieser Classik sog sie zum Theil ihre Ideen, ihren Geist, ja ihre Sprache. Wohl hatten Diderot, Mercier und andere Encyklopädisten mit Recht auf das Ueberlebte des classischen Theaters hingewiesen und theoretisch eine Reform der Bühne verlangt — wohl hatte auch Beaumarchais dies Postulat in der Praxis zu lösen gesucht. Aber die classische Formel war so tief eingewurzelt in der Gesellschaft, daß sie den Zusammensturz des alten Régime's überdauerte und ihr Scheinleben bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts fortsetzen konnte. Der Racine'sche Geist war dieser Nach-Classe allerdings geschwunden, die Form aber blieb und die Tragödie sank so vollständig zum unerschütterlichen Schema von einer Anzahl Akten herab, die mit Rhetorik und Phrasen ausgefüllt waren. Die absurde Einheit von Zeit und Ort und alles Aeußerliche der echten Classik wird von diesen Epigonen peinlichst festgehalten; im Uebrigen

werden die Personen noch abstrakter, als zuvor, so abstrakt, daß sie schließlich zu Ideen ohne Körper werden. Von Handlung und Leidenschaft ist nicht die Rede, obschon die Nachbar-Litteratur, besonders die deutsche, gerade jetzt ihre heftigsten Sturm- und Drang-Charaktere entfesseln.

Sehr richtig critisirt Frau von Staël diese Niedergangszeit —: „man sieht schließlich auf unserem Theater nur noch heroische Marionetten, welche die Liebe der Pflicht opfern und den Tod der Knechtschaft vorziehen — Marionetten, die in allen ihren Handlungen einzig und allein durch die Antitheſen beseelt sind, aber alle nichts gemein haben mit dem seltsamen Wesen, das man „Mensch" nennt, mit dem furchtbaren Geschick, das ihn bald fortreißt, bald verfolgt — —."

Die endliche Reaction gegen die absterbende Classik ist die Romantik, die die Classik auf deren eigenem Grund und Boden, dem Theater, bekämpft. Wir treten mit dem 19. Jahrhundert in eine Zeit, die mehr als jede andere den Namen „Epoche" verdient. Alles macht hier Epoche — eine ganz neue Welt-Anschauung auf Grund der großen Revolution bricht sich allenthalben Bahn — die politischen und religiösen Kämpfe treten mehr und mehr in den Hintergrund vor einem neuen ungeheuren Moment — der socialen Frage. Die sociale Frage belebt die Politik, die Kunst, die Wissenschaft, die Litteratur — hauptsächlich von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an. Ihre tausend und abertausend Nuancen, Reflexe und Consequenzen schaffen den modernen Roman, der zum Ausdruck der Gesellschaft wird — das Theater verläßt die Bühne des Jahrhunderts und räumt seinen Thron dem Mächtigeren ein, dem Roman.

(Schluß folgt.)

Die litterarische Bildung des deutschen Buchhändlers.

Ein Beitrag zu dem, was noth thut.

(Fortsetzung.)

In seiner vortrefflichen Litteraturgeschichte macht G. G. Gervinus in dem Kapitel über Friedrich Nicolai (5. Aufl. IV, 260) die gelegentliche Anmerkung: „wie schädlich es ist, wenn die Buchhändler die Litteratur beherrschen". Welch ein Erkenntnißgrund Gervinus zu dieser Aeußerung mag bewogen haben, läßt sich nicht leicht errathen. Er muß auch zugeben: „daß Nicolai im Anfang seiner Thätigkeit und im Verband mit Lessing, besonders also durch die Litteraturbriefe, zunächst auf die aufkeimende Litteratur in Preußen, und dann auf ganz Deutschland ungemein viel Gutes gewirkt hat".

Irgend welchen schädlichen Einfluß hat Nicolai als Buchhändler auf die deutsche Litteratur nicht ausgeübt. Dazu fehlte es dem Buchhandel des achtzehnten Jahrhunderts an Organisation, Bedeutung und eingreifender Wirksamkeit. Auch war Nicolai als Buchhändler eine viel zu vorsichtige, zaghafte und unentschlossene Natur, als daß er hierdurch großen Schaden hätte stiften können. Als Schriftsteller, als Kritiker und Verlagsbuchhändler in einer Person ist Nicolais Wirksamkeit durchaus nicht ohne Segen geblieben.

Scheinen also jene Worte von Gervinus nicht an der rechten Stelle zu sein, so geben sie dennoch zu denken, weil man ihnen Berechtigung nicht wird absprechen können, sobald man sie auf gegenwärtige Zustände anwendet.

Seitdem die Presse Großmacht geworden (die sechste oder siebente, wenn wir Spanien als achte wollen gelten lassen), ist dem Buchhandel — wenigstens in deutschen Landen — die Stellung eines Ministers der innern und äußern Angelegenheiten bereitwilligst eingeräumt worden; und diese Vollmacht seiner Würde hat er zum Guten sowohl als zum Bösen weidlich ausgeübt.

Daß Litteratur und Buchhandel gegenwärtig zu einander in der innigsten Wechselbeziehung stehen, ist eine Behauptung, die keiner Ausführung bedarf, da ihr Niemand widersprechen wird.

Und daß die Mode eine Göttin ist, will man schon bemerkt haben, wenn auch eine sehr launenhafte, welche die Günstlinge ihrer Gnade fallen läßt, wann sie dessen am wenigsten gewärtig sind. Begreiflicherweise hat sich auch die Litteratur dem Einflusse dieses Wandelgestirnes nicht ganz zu entziehen vermocht. Dichter können Mode werden, ja sogar Philosophen sind es geworden; wenn auch nur zweien von ihnen der Beiname eines „Modephilosophen" zu Theil geworden ist, von denen der eine und erste ihn durchaus nicht verdient hat.

Das Zusammenwirken welcher Umstände nun aber — so wollen wir fragen — vermag einen Dichter in Mode zu bringen?

Lord Byron wachte bekanntlich eines Morgens auf und fand sich — berühmt. Nicht Vielen ist es so ergangen, und nicht Vielen wird es so gehen können. Der blutrothe und blendende Schein eines Kometen wird freilich bald bemerkt; und wenn der Lichtstreif, den er hinterlassen, Jahrhunderte mit genügender Helle beleuchtet, so wird sein Andenken nicht sobald in Vergessenheit gerathen.

Auch die Fixsterne am litterarischen Himmel werden sich im Zeichen der Mode befinden, wenn ihr Licht über den Köpfen der Urtheilsfähigen hinweg bis herab zu der großen Menge gelangt ist, was aber — wie man weiß — immer erst nach einer sehr geraumen Weile zu geschehen pflegt.

Am meisten von der Mode gehoben und getragen werden ebenso schnell als fallen gelassen, verstoßen und vergessen jene unzähligen Meteoritenschwärme, welche in schnellem Lauf an dem Auge des Beobachters vorbeihuschend, auf der Reibungsfläche des Gesichtskreises die entzündlichen Funken ihres Geistes aufflammen und — erlöschen lassen.

In der ganz besondern Eigenart eines Schriftstellers wird nun sicherlich der Hauptgrund dafür zu suchen sein, daß seine Werke der Mode unterworfen sind, daß sie von vorübergehenden und oft sehr flüchtigen Tageslaunen Lob und Beifall, Anerkennung, Rüge und Tadel zuerkannt erhalten, daß sie Erfolge oder Nicht-Erfolge zu verzeichnen haben. Denn Verdienst, Werth und Würde geben nicht immer den Ausschlag. Es gibt maßgebende und nichtmaßgebende Kritiker, berufene und unberufene Preisrichter, vorurtheilsfreie und vorurtheilsvolle Leser, ja und nicht zuguterletzt — geschickte, thätige Verleger, eifrige (aber auch müßige) Sortimentsbuchhändler und sehr rührige Colporteure.

Ein vorzügliches Buch wird zwar selten seinem Schicksal entgehen, früher oder später wird es den wohlverdienten Beifall erhalten; sein Autor wird nicht unberühmt bleiben, aber wann er lange gestorben und — verdorben ist. Heinrich Leutholds hätte wohl ein besseres Loos verdient; seine Werke sind heute noch sehr wenig gekannt und wenig geschätzt.

Wer den Wünschen einer großen Menge schmeichelt, wird sich selten in seiner Erwartung getäuscht sehen; ist sein „ruhmvolles" Dasein auch nicht von Dauer, so hat er doch seinen „Lohn" dahin.

Wer einen historischen Roman „erdichtet" hat, wird die folgenden in seiner Phantasie nicht zurückbehalten. Man kennt „Dichter", die uns Jahr für Jahr zu Weihnachten mit Werken ihrer in eine Zwangsjacke gesteckten Muse beschenken, des öftern auch noch zu Ostern und Pfingsten. Es giebt eben nicht bloß Seuchen unter Menschen, sondern auch unter Büchern, ansteckende Krankheiten sowohl unter Lesern als unter Schreibern: Krankheiten, aber einträgliche.

Es giebt auch Verleger, welche keine Adventszeit verfehlen, ohne uns die Ankunft neuer Auflagen der ihrer Fürsorge anvertrauten Lieblinge in Aussicht zu stellen. Das will nun zwar nicht viel besagen. Neue Auflagen sind Blankowechsel, welche erst einer Ausfüllung bedürfen, um Werth zu erhalten: ohne weitere Angabe über ihre Stärke oft genug eine leere Förmlichkeit; besonders „seitdem umsichtige Verleger gleich mehrere Auflagen auf einmal drucken sollen". Man hat es daher auch für zeitgemäß gehalten, neben den gedruckten Auflagen die einzelnen Exemplare zu zählen: das erste, zweite, zehnte, zwanzigste, fünfzigste Tausend u. s. w. Wenn sich nur keine Rechenfehler eingeschlichen haben! Für den inneren Werth eines Buches beweist auch die Auflage nichts. Oder doch?! Zahlen sollen ja beweisen.

Woran mag es nur liegen, daß die erste Gedichtsammlung Emanuel Geibels es bis auf 96 Auflagen gebracht hat, seine Spätherbstblätter aber nur in 4 gedruckt worden sind? In den letzten Jahren ist keine neue Auflage mehr erschienen. Die Gedichte seiner ersten Periode sind freilich des Lobes ebenso werth, als die aller folgenden; sie erschienen im Jahre 1840, seine letzten 37 Jahre später. Trotzalledem hätten die Spätherbstblätter von Rechtswegen schon in mindestens 10 Auflagen vorliegen sollen: diese Gedichte sind ausgereift, wie nur irgend welche.

Emanuel Geibel soll einmal gesagt haben, daß seine Gedichte so lange gelesen werden, als es Backfische geben wird. Geibel ist nun doch etwas anders, als ein bloßer Dichter für Backfische! Auch daran

wird es nicht liegen, daß seine Spätherbstblätter so wenig gekauft werden, weil sie den Backfischen nicht ganz so zugesagt haben, wie seine früheren, oder gar seine ersten.

Wir glauben, daß in den meisten, wenn nicht in allen Buchhandlungen Geibels Gedichte vorräthig gehalten werden. Aber auch seine sämmtlichen?

Hier aber treffen wir auf einen wunden Punkt. Wer eine Buchhandlung betritt, um Geibels Gedichte zu verlangen, dem wird das erste Bändchen seiner Muse geboten. Wie viele es deren giebt, weiß der Verkäufer vielleicht selbst nicht. Seine Kunden darüber zu belehren, Auskunft oder Rath zu ertheilen, ist er nicht im Stande. Denn kennt er den Werth und den Unterschied der einzelnen Sammlungen? Wir wagen es nicht zu bejahen.

Julius Wolff ist in Ruf gekommen. Dafür hat sein Verleger gesorgt, eine bereitwillige Kritik, Umstände mancherlei; und die Buchhändler empfehlen und verkaufen Wolff's Gedichte als preiswerth und neu und wissen nicht, daß sie sich an alten versündigen.

Ebers' ägyptische Romane lagen in allen Buchhandlungen aus; eine neue Auflage folgte der anderen, bis eine Uebersättigung stattgefunden. Heute wollen seine neuesten Werke einen gleichen Anklang nicht mehr finden. Ein anderer Götze wird auf seinen Thron gesetzt werden: ein Götze, aber kein Gott.

Man kann beinahe versichert sein, daß die von Buchhändlern empfohlenen neuen Bücher nicht viel taugen. Ausnahmen mögen die Regel bestätigen.

Warum haben die Werke Gottfried Keller's nicht zahlreiche Auflagen erlebt? Sein „grüner Heinrich" hat eine zweite, umgearbeitete gefunden; warum keine dritte, vierte? Und seine Novellen, seine Gedichte? In welchem Buchladen mögen dieselben vorräthig sein, in welchem dringend empfohlen werden?

Dergleichen Fälle giebt es genug.

Ja gestehen wir es nur, es fehlt dem deutschen Buchhändler an Bildung, an Fachbildung. Ein Gelehrter soll er nicht sein. Man hat die Meinung ausgesprochen, daß er zu wenig Kaufmann wäre. Ein Kaufmann dürfte er immerhin sein, aber ein gebildeter; der gebildete Kaufmann par excellence.

Er handelt mit Erzeugnissen des Geistes, mit Werken der Litteratur, und kennt dieselben nicht. Früher mußten die Buchhändler ein Examen ablegen; jetzt bedürfen sie desselben nicht mehr. Es ist um die Gewerbefreiheit eine gute Sache, aber sie ist nicht überall angebracht.

Es wäre lehrreich zu erfahren, welche Schulbildung die meisten Buchhändler wohl im Durchschnitt mögen genossen haben; ein Gymnasium, oder eine Realschule werden wohl viele besucht haben, aber bis zu welcher Klasse? Der Unterricht in der Litteraturgeschichte, den sie genossen, wird wohl nur sehr mäßig ausgefallen sein. Hat man es doch für nöthig gehalten, den jungen Buchhändlern noch Anweisungen zu geben, wie sie lesen sollen! Wer wird sie lehren, was sie zu lesen haben?

An litterarischen Hilfsmitteln sind wir nicht arm. Wir besitzen einen Reichthum ausgezeichneter Werke, gute Litteraturgeschichten, wie sie ein anderes Volk kaum haben wird. In einem Artikel des Börsenblattes: 1880 S. 2346, 2377 und 3326 hatte Eduard Berger: (Buchhandel und Litteraturgeschichte) eine Uebersicht derselben mit kritischen Bemerkungen zu geben versucht. Seine praktischen Bemerkungen sind nicht zu verachten; doch ist sein Urtheil nur laienhaft ausgebildet und von der wissenschaftlichen Seite nicht stichhaltig.

Eine Litteraturgeschichte besitzen wir, welche allen Buchhändlern unbedenklich empfohlen werden kann, besonders den angehenden. Ein eingehendes Studium derselben kann nicht dringend genug angerathen werden. Es ist diejenige von Heinrich Kurz mit ausgewählten Musterstücken, welche seit 1853 bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen ist und in 4 Bänden die deutsche Litteraturgeschichte bis zur Gegenwart behandelt.

Heinrich Kurz wollte eine Litteraturgeschichte für das „größere Publikum" schreiben. Was ihn bewogen, die bisher gebräuchliche Art, in einer zusammenhängenden Gesammtdarstellung den Entwickelungsgang der deutschen Litteratur klarzulegen, durchaus zu verlassen und einen neuen, seinem Zwecke gemäßeren Weg einzuschlagen, hat er in dem Vorworte des ersten Bandes mit vieler Ueberzeugung zu vertheidigen gewußt. Er sagt darin: „Wenn dem Gelehrten daran liegt, zu wissen, wie der Verfasser eines Buches zu Werke gegangen ist, welche Quellen er hatte, wie er dieselben benutzt hat, so genügt es dem größeren Publikum, die Ergebnisse dieser Forschungen zu erfahren; aber es verlangt auch zugleich, daß ihm diese Ergebnisse in einer klaren, dem Inhalte entsprechenden Darstellung gegeben werden, welche die Thatsachen mit Wahrheit und Anschaulichkeit vorführt und den Leser so viel als möglich von dem Urtheile des Verfassers unabhängig macht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, scheint es nothwendig, die bisher gewöhnliche Weise der Darstellung und Entwickelung zu verlassen. So bedeutende Vortheile es auch gewähren mag, die gesammte Geschichte

der Litteratur wie ein zusammenhängendes Gemälde vor den Augen des Lesers zu entfalten, so unverkennbar es namentlich ist, daß auf diesem Wege allein der innere Entwickelungsgang der gesammten Litteratur von ihren ersten Anfängen bis auf die spätesten Zeiten zum Verständniß gebracht werden kann; so ist es eben so sicher, daß der Leser bei dieser Methode ganz in die Hände seines Führers gegeben ist, der ihm die Thatsachen nur in übersichtlicher Kürze und von denselben auch nur die mittheilt, welche seiner Anschauung entsprechen, da er sich sogar meistens darauf beschränken muß, sein Urtheil auszusprechen, das zwar vollkommen richtig sein kann, aber den Beweis seiner Richtigkeit nicht mit sich führt. Uebrigens haben solche allgemeine Urtheile, so geistreich und gewandt sie auch vorgetragen werden mögen, immer etwas Unbestimmtes, Unsicheres an sich, sie können die lebendige Anschauung mit ihrer Sicherheit in keiner Weise ersetzen, und mag sie sich der Leser noch so gut einprägen, er wird doch nichts Bleibendes und Dauerhaftes gewinnen. Diese Darstellungen haben in der That nur für den Werth, der den Stoff schon kennt, nicht aber für den, der ihn erst soll kennen lernen. Ich glaubte daher einen anderen Weg einschlagen zu müssen, und der besteht darin, daß ich jede einzelne Erscheinung im Gebiete der Litteraturgeschichte gleichsam selbständig behandelte, jeden Schriftsteller einzeln vorführte, und ein möglichst getreues Bild seiner Leistungen zu geben mich bestrebte, indem ich dieselben je nach ihrer Bedeutsamkeit in gedrängter Uebersicht darstellte oder ausführlicher zergliederte, und diese Zergliederung mit einem darauf begründeten Urtheile begleitete".

Man sieht, die Aufgabe eines guten Lehrbuches wird das bekannte Werk vollständig erfüllen. Was man auch gegen diese neue Art seiner Darstellung einwenden mag, wesentliche Mängel wird man nicht rügen können.

Kurz betrachtet die Entwickelung der deutschen Litteratur von keinem voreingenommenen Standpunkte. Er will keine Philosophie der Litteraturgeschichte schreiben, aber auch kein Compendium. Seine Darstellung ist lebhaft. Er vertritt keine besondern Principien, es sei denn, daß man eine ausgesprochene Vorliebe für das Ideale dafür wollte gelten lassen. Seine litterarischen Portraits sind scharf umrissen; die ausgehobenen Musterstücke mit Geschmack gewählt und lassen die Eigenthümlichkeit eines jeden Autors lehrreich erkennen.

Nur seine politischen Ansichten bedürfen einer Correction: Kurz ist Republikaner. Von deutschen Eltern in Paris 1805 geboren, fand er nach bewegtem Leben eine Heimath in der Schweiz, wo er zu Aarau

1873 geſtorben iſt. Sein Hauptwerk iſt ſeine „Litteraturgeſchichte", deren 3 erſte Bände (bis zu Goethes Tod) bis 1876 in 7 unveränderten Auflagen ſtereotypirt wurden; der 4. Band, mehrfach berichtigt, iſt auch in neuen Auflagen erſchienen. Auch ſeine übrigen Werke: „Handbuch der poetiſchen Nationallitteratur der Deutſchen ſeit Haller" 3 Aufl. Zürich 1859, „Handbuch der deutſchen Proſa von Gottſched bis auf die neueſte Zeit" Zürich 1845—52, ſein „Leitfaden zur Geſchichte der Litteratur", Leipzig, 5. Aufl. 1874 u. a. ſind beachtenswerth.

(Fortſetzung folgt.)

Lessing's Nathan der Weise.

Von

Guido Kené.

Von jeher hat der religiöse Fanatismus mit zu jenen Ursachen gehört, welche die Herzen der Einzelnen und ganzer Völker einander entfremdet, Haß und Zwietracht ausgesäet, Mord und Brand entflammt haben, er hat dem Vater gegen den Sohn, dem Bruder gegen die Schwester das Schwert in die Hand gedrückt; auf seinen furchtbaren Altären raucht das Blut von Millionen. Und gerade die Jünger des Mannes, der unter Palästina's Cedern die Liebe — auch gegen die Feinde gepredigt und am Kreuze gestorben ist, für die um Verzeihung bittend, die ihm das Leben nahmen — gerade sie haben sich gegenseitig verflucht und verwünscht und nicht die göttlichen Worte ihres Meisters sich zur Richtschnur genommen, sondern jenen Spruch, den er mit ahnendem Geiste einst verkündigt: „Ich habe nicht allein den Frieden, sondern auch das Schwert in die Welt gebracht!" — Und wie sie gegeneinander um leere Formeln und eitle Ceremonien gewüthet, so haben sie — und vielleicht noch grausamer — mit Feuer und Schwert die vertilgt, die nicht ihrem Evangelium, sondern dem, das die Väter auf sie vererbt, Glauben geschenkt. Wer kennt nicht die unzähligen Verfolgungen, die im Mittelalter die Juden — jenes heimathlose Volk, von dem Carl Beck so schön sagt:

„Sie haben ihre Geschichte begraben,
Es duften die Palmen vergessen und wild;
Wo blühet ihr Reich? Wo glänzet ihr Schild?" —

auszustehen hatten? — Wer hat nicht jene edlen mauriſchen Stämme beklagt, die entweder bei den Auto da Fé's oder in den Kerkern der Inquisition starben, oder das Land ihrer Väter verlassen mußten, von jenen Christen vertrieben, deren Ahnen einst friedlich unter ihrem Scepter vor dem Gekreuzigten knieen durften? Wem hat sich das Herz nicht im edlen Zorn empört, wenn er las, wie die spanischen Priester in der neuen Welt Tausende ihrer unschuldigen, kindlichen Be-

wohner auf dem Scheiterhaufen verbrannt ad majorem Dei gloriam? — Die Reformation, jene gewaltige Flamme, die halb Europa erhellte, jenes Erdbeben, das die gothischen Pfeiler des Papstthums mächtig erschütterte, war doch weit davon entfernt, den Fanatismus zu vernichten, im Gegentheil — mit ihr wuchs er, wie das Unkraut, das man auszuroden vergessen, um ein Blumenbeet üppig hervorschießt, zur Höhe hinan; und während der heilige Vater der Christenheit die Ketzer mit seinem Banne belegte, verfluchten die protestantischen Priester von ihren Kanzeln mit donnernden Worten den Antichrist, der auf dem Throne des sündenvollen Babylons saß. Und wie es in Spanien oder Portugal für ein Verbrechen galt, ein Lutheraner zu sein, ebenso galt der in Schottland für einen Sohn Belials, der vor einem Bilde der Madonna anbetend sein Knie beugte.

Und wie auch die Jahrhunderte vergingen, und die Menschen wieder einen Schritt näher zur Vollendung rückten, der Fanatismus blieb gleich stark in den Herzen jener, die sich für die Auserwählten Gottes hielten, und die Verketzerungen der Männer, die vielleicht nicht ganz so dachten, wie die Diener der Kirche es befahlen, der fortdauernde Haß gegen die Juden — diese ewigen Wanderer unter den Völkern —, der immer noch fortglühte in vielen Herzen, wenn er auch nicht wie sonst in seiner ganzen Wildheit und Grausamkeit hervortrat — oder vielmehr wegen der Sitten der Zeit sich nicht an's Licht wagen durfte —, mußten den Geist eines Lessing, jenes muthigen Vertheidigers allgemeiner Duldung und Glaubensfreiheit, mit heiligem Zorn erfüllen und ihn antreiben, frei und offen in einem Gedichte seine Meinungen über die drei Religionen, in die sich Europa theilt, mit Ernst und Würde auszusprechen, und jenen hochmüthigen Priestern, die über jede freiere Regung des menschlichen Geistes den Stab brachen, wieder an den zu mahnen, dessen Jünger zu sein sie sich wähnten; um sie daran zu erinnern, daß für sie es schöner und würdiger sei, die Palme der Versöhnung und des Friedens zu pflanzen, als das Schwert des Zornes und der Zwietracht zu schwingen. So entstand sein Nathan, jenes unsterbliche Werk eines der edelsten Geister, die je in Deutschland für Recht und Gerechtigkeit ihre Stimme erhoben. — Zu den Vertretern der drei Religionen hat der Dichter die drei Hauptpersonen seines Stückes genommen, den stolzen und edelmüthigen Ayub Saladin, den Sieger von Tiberias, Nathan, einen weisen Juden von Jerusalem, und einen jener jungen Helden, „die so herrlich kleidet des Kreuzes furchtbare Rüstung", einen Tempelritter aus jenem romantischen Orden, der, tapfer wie die Löwen von Rhodos und Malta, wenn auch früher,

doch ehrenvoller unterging als ſie. — Wenn wir zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf Saladin richten, den Sohn jener Religion, die begeiſtert die Araber mit dem Koran in der einen und den Damascener in der anderen Hand — wie eine Windsbraut auf ihren Roſſen jagend — in einem Jahrhunderte von Medina durch Aſien und Afrika bis zu den Pyrenäen verbreiteten, auf deren Gipfel ſtehend, ſie, wie ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt, die ſtolzen Worte von ſich ſagen konnten:

Hic tandem stetimus, nobis ubi defuit orbis —

werden wir finden, daß der Dichter mit getreuem Griffel aus dem Buche der Geſchichte das Bild jenes großen Mannes entworfen hat. Ja, es iſt jener Saladin, der die Franken geſchlagen, und den ſie bewundern müſſen, jener Sultan, dem, wie den erſten Kalifen, „ein Kleid, ein Schwert, ein Roß" genug iſt, es iſt wieder jener Saladin, der den Koran mit ſeinem letzten Athemzuge bekannte, um nach ſeinem Tode gleichgroße Almoſen unter die Bekenner der drei Religionen auszutheilen befahl, nach jenem hochherzigen Grundſatze der Duldung, dem er gefolgt, ſo lange er gelebt. — Groß und edel, wie ſelbſt ſeine Feinde, die Chriſten, ihn ſchildern müſſen, tritt er vor unſere Augen, wie hochſinnig iſt ſein Benehmen gegen den Tempelherrn, wie durchbebt ihn das Gefühl menſchlicher Nichtigkeit bei der herrlichen Erzählung des Nathan. — Saladin iſt aber trotz der Duldung, die er ſeinen Unterthanen gewährt, ein Muſelmann im wahren Sinne des Wortes, denn Muhamed hat denen freie Ausübung ihrer Religion verſprochen, die ſich ſeinen Gläubigen freiwillig unterwerfen und Tribut bezahlen. So beſchützt auch Saladin Chriſten und Juden, zu weiſe, dem Fanatismus ſeiner Glaubensgenoſſen nur im geringſten den Zügel ſchießen zu laſſen, iſt er doch auch zu ſtaatsklug, die Unterworfenen den Siegern gleichzuſtellen; und während wir ihn hier den Chriſten freie Ausübung ihrer Ceremonien geſtatten ſehen, ſehen wir ihn dort vor den Reihen ſeines Heeres mit dem Koran in der Hand gegen die Länder derjenigen anſtürmen, deren Leben er vor dem bittren Rachedurſte der Muſelmänner geſchützt hat. Als die Chriſten Jeruſalem einnahmen, ſanken Araber und Juden zu Tauſenden unter ihren Schwertern, Saladin zog friedlich nach dem ſiegreichen Treffen von Hittin in die Stadt ein, gegen geringes Löſegeld Leben und Gut der Einwohner vor ſeinen Kriegern bewahrend. Leſſing hat mit großem Scharfſinne und vollendeter Kunſt, treu geſchichtlich ſeinen Saladin zu ſchildern gewußt, und ohne irgend einer ſeiner Großthaten beſonders zu erwähnen, doch in ſeinen Worten den Charakter eines Helden und Staatsmannes durchſchimmern laſſen. Saladin iſt eben ſo wahr dargeſtellt, wie Alba in Goethe's Egmont, ohne daß das

ganze Drama, wie jenes, auf geschichtlichem Grunde aufgebaut. — Erhabener in seiner philosophischen Ruhe, weiser in seinen Meinungen, reicher an geistigen Kräften überragt Nathan bei weitem den Sultan. In ihm hat sich das Feuer der Jugend, das in Saladin trotz seines Alters noch glüht, und ihn zu dem schönen Ausruf hinreißt:

Will Saladin als Saladin nicht sterben,
So muß er auch als Saladin nicht leben

gelegt, Ernst und Ruhe ist über alle seine Handlungen, alle seine Worte — wie ein wolkenloser Himmel über eine Landschaft — verbreitet; selten wird er bewegt, nicht, weil sein Herz stumpf ist, wir sehen ihn beben, als er von dem Feuer hört, aus dem mit Mühe seine Recha gerettet worden — sondern weil sein erhabener Geist durch die Zufälligkeiten des menschlichen Lebens aus seiner schönen Ruhe und der Betrachtung göttlicher Dinge nicht mehr gerissen wird. Nathan hat gelitten, vielleicht viel gelitten, erst durch Leiden dringt man zum wahren Glücke; ein bewegtes Leben hat auch auf seiner Stirn finstere Falten gezogen, aber im Unglück hat sich sein Herz gestählt, die Weisheit ist ihm Trösterin und Leiterin geworden. Am Abend seines Lebens schaut er mit ruhigem Blicke und zufriedenem Herzen auf die Zukunft, die, was sie auch bringen mag, wohl den Frieden seiner Seele erschüttern, aber nie ganz brechen kann. Frei von jedem Vorurtheil hat er die Mängel einerseits und die Vortrefflichkeiten andererseits der muhamedanischen und der christlichen Religion, wie seiner eigenen mit scharfem Auge erkannt und zu würdigen gewußt; und ist dennoch viel zu bescheiden, ein Urtheil darüber zu fällen. Treu seiner Religion, nur über ihre Satzungen erhaben, ihre Fehler sich nicht verheimlichend, steht er — ein wahrer Weiser vor unseren Augen, den goldenen Grundsatz bekräftigend, daß, wer die Menschen liebt als seine Brüder, vor Gottes Augen gleich viel gilt, ob er Christ, Jude oder Muhamedaner sei. Der Heide, der seinem Feinde verzeiht, obgleich es ihm sein Glaube nicht gebietet, ist vielleicht mehr werth, als ein Christ, der dasselbe thut. — Das hat Nathan wohl begriffen, drum ist er dem Glauben seiner Väter treu geblieben, und wenn er vielleicht auch über die vielen Satzungen lächeln mag, ist er doch viel zu weise, sie zu verlassen und sich einer Lehre anzuschließen, die ihrer weniger enthält. Sein Herz würde unter einem christlichen Kleide ebenso schlagen, wie unter dem jüdischen. — Lessing hat in seinem Nathan das Bild eines vollkommenen, vorurtheilsfreien Mannes dargestellt, und hat nur darin gesündigt, daß er seine Meinungen, seine Ideen über Religion einem Juden in den Mund gelegt, die dieser — (wenn wir die Zeit nicht

in Betracht einmal bringen — Lessing, der 1779 schrieb und Nathan, der 1190 gelebt haben soll —) weder fassen, noch viel weniger aussprechen konnte; da selbst der weiseste Mensch sich nie ganz von den Vorurtheilen seines Standes und seiner Zeit frei machen wird. Aber sehr leicht können wir ihm diesen kleinen Fehler vergeben, da er ja nur im Nathan das Princip allgemeiner Duldung darstellen wollte, und es am Ende nicht so sehr ins Gewicht fällt, ob ein Jude oder ein Christ — jedenfalls doch eine Gestalt der Phantasie des Dichters — jene goldenen, herrlichen Worte ausspricht, die aus Nathan's Munde strömen; man glaubt manchmal Sokrates oder Plato sprechen zu hören! — Und dem Weisen, der von den Thorheiten des Lebens zurückgekommen, steht als ein würdiger Vertreter des Christenthums der junge, muthige Tempelherr zur Seite, der von Anfang an unsere Theilnahme erregt und fesselt. — Wir sehen freilich in ihm nur zuerst den Christen, wie die Meisten damals waren, der den Juden, wenn auch nicht gerade haßt, doch verachtet, und erst allmählich von seinen Vorurtheilen zurückkommt, aber dennoch gefällt uns diese erste Zurückweisung Nathans, weil der Tempelherr so handeln mußte, der Erziehung gemäß, die er genossen, und des Ordens, dessen rothes Kreuz er auf seinem Mantel trug. — Diese Vorurtheile schwinden, und er erhebt sich zur edlen Gesinnung Saladins und Nathan's. Und dies darf uns nicht unglaublich erscheinen, zeigte doch Kaiser Friedrich der Zweite 30 Jahre später eine ganz ähnliche Gesinnung bei seinem Kreuzzuge. — Das Princip der Duldung war auch den Christen, wenigstens den Gutdenkenden, heilig; sahen wir doch unter den hohenstaufischen Fürsten Araber in Sicilien unter ihrem Scepter sicher und ungestört ihre Religionsgebräuche vollführen. — An diese drei Personen schließen sich die untergeordneten der lieblichen, warm-fühlenden Recha, des ehrlichen Klosterbruders, der Daja, die trotz mancher Fehler auch manche gute Seite hat, ungezwungen und mit einer gewissen gefälligen Leichtigkeit an. — Und können wir freilich wegen der Unbedeutenheit der Handlung, die ganz arm an tragischen Effecten, dem Nathan nicht wie Emilia Galotti, den Namen eines vollendeten Dramas geben, müssen wir ihn doch den eines ausgezeichneten, unübertrefflichen, didactischen Gedichtes zuerkennen.

Deutſche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Guſtav Moldenhauer.

(Fortſetzung.)

Reclam's Univerſalbibliothek bringt, wie ſchon hervorgehoben, Überſetzungen claſſiſcher Autoren aus allen Sprachen. Um die Anzahl der bereits vertretenen Dichter und Schriftſteller auch nur annähernd zu beſtimmen, ſeien in alphabetiſcher Reihenfolge die hervorragendſten genannt: Aiſchylos, Alfieri, Almeida-Garrett, Anakreon, Anderſen, Apulejus, Ariſtophanes, Beaumarchais, Beranger, Björnſon, Bret Harte, Bulwer, Burns, Byron, Calderon, Camöens, Cervantes, Chateaubriand, Cicero, Conſcience, Cooper, Corneille, Dante, Delavigne, Demoſthenes, Dickens, Diderot, Eötvös, Euripides, Fenelon, Fielding, Foscolo, Gogol, Goldoni, Goldſmith, Gozzi, Groſſi, Gyulai, Holberg, Homer, Horaz, Victor Hugo, Ibſen, Jokai, Kalidaſa, Korzeniowski, Kraſinski, Kraſzewski, Lafontaine, Lamartine, Lamennais, Lermontoff, Leſage, Longfellow, Lope de Vega, Lucian, Macaulay, de Maiſtre, Malczewski, Manzoni, Marlowe, Mendoza, Merimee, Mickiewicz, Molbech, Moliere, Moore, Morus, Nodier, Oſſian, Ovid, Pascal, Pellico, Petöfi, Platon, Poe, Pope, Prevoſt, Puſchkin, Racine, Rangabe, de la Rochefoucauld, Roſſeau, St. Pierre, George Sand, Sardou, Scott, Shakeſpeare, Shelley, Sheridan, Siemienski, Sophokles, Souveſtre, Staël, Sterne, Swift, Tacitus, Taſſo, Tegner, Tennyſon, Thackeray, Theophraſt, Tibull, Töpffer, Turgenjeff, Virgil, Voltaire, Xenophon, Zalesli — im engen Rahmen die Grundzüge einer Weltlitteratur, wie ſie Goethe gehofft.

Und daß außer den claſſiſchen Sprachen, außer dem Franzöſiſchen, Engliſchen, dem Italieniſchen, Spaniſchen ꝛc. auch die zuletzt zur Blüthe gelangten Litteraturen des Norwegiſchen, Böhmiſchen, Ungariſchen, Holländiſchen, Neugriechiſchen die verdiente Berückſichtigung gefunden haben, dafür gebührt dem Herausgeber der Univerſalbibliothek Anerkennung und Dank. Nun iſt auch dem größeren Publikum und den allerweiteſten Kreiſen Gelegenheit geboten, in genuß-

reichen Stunden Werke kennen zu lernen, welche bisher nur auf Treu und Glauben und durch Hörensagen geschätzt, neben anderen zusammengerafften Bildungsfragmenten im wirren Kopfe ein bedauernswerthes Schattendasein führten.

Die ältesten und älteren Denkmäler der deutschen Litteratur, vom Beovulf und vom Annoliede bis herab zu Luther, Hans Sachs und Grimmelshausen haben in der Universalbibliothek ebenfalls eine Bearbeitung gefunden; obwohl nicht alle Versuche dieser Art, die alte Sprache dem Ohr und Auge des modernen Lesers nahe zu führen, durch eine Übersetzung in's Neuhochdeutsche auch die erste Blüthezeit der deutschen Litteratur für die Gegenwart wieder genießbar zu machen, gleich gut gerathen sind.

Erklärte schon Franz Pfeiffer: „Mittelhochdeutsche Gedichte auch nur erträglich in's Neuhochdeutsche zu übersetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: es kann nicht geschehen, ohne daß der schönste Hauch und Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift wird, und was dann übrig bleibt, ist höchstens ein mattes Abbild des ursprünglichen Werkes"; so sind die Übertragungen des Nibelungenliedes und der Gedichte Walthers von der Vogelweide sowie anderer doch gar zu unbeholfen und schülerhaft ausgefallen, als daß sie eine Idee von ihrem wirklichen Werthe geben könnten. So lange nicht wenigstens ein neuer Simrock solche Versuche zu rechtfertigen weiß, möchten wir diese Werke gerne entbehren, ehe sie durch ungeschickte Hände verdorben werden.

Die zweite klassische Periode unserer Litteratur, welche in der Universalbibliothek eine bessere Aufnahme und eine würdigere Vertretung gefunden hat, enthält dagegen noch so manches Werk, welchem eine Auferstehung zu neuem Leben, eine gedeihliche Wirksamkeit bei empfänglichen Gemüthern zu wünschen wäre. Dafür könnte immerhin einem kurzlebigen Erzeugniß einer oft nicht einmal geistreichen Laune die Aufnahme in eine Bibliothek versagt bleiben, welche zwar alles enthalten soll, was merkwürdig und gut ist, aber nicht das kaum Mittelmäßige, obschon es den Anspruch hat, neu zu sein.

Man hat die Universalbibliothek eine „litterarische Volksküche" genannt; und von den Schriften der lebenden Autoren versichert Johannes Prölß: sie hätten „das beneidenswerthe und in Deutschland jedenfalls seltene Schicksal, daß sie weniger erhoben und fleißiger gelesen werden, als wenn sie in anderer Gestalt vor das Publilum treten würden".

In Hinsicht darauf ist die Frage laut geworden, ob es nicht angezeigt wäre, diese höchst zeitgemäßen „Volksküchen" zu vermehren? Siehe das Börsenblatt für 1880, S. 2481—82 (P. v. S. in Rudol-

stadt): „Man sehe doch Bücher als geistige Nahrungs- und Genußmittel an, welche möglichst billig hergestellt, dem großen Publikum zugänglich gemacht werden müssen, wenn Produktion und Consumtion in ein leidliches Verhältniß treten sollen. Also billige Bücher, Vereinfachung des Anzeigewesens und keine Recensionsexemplare, die ja dann von selbst wegfallen würden."

Es ist dieser Vorschlag nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, obwohl wir gestehen müssen, daß er bei den Sortimentsbuchhändlern eine Unterstützung kaum finden wird.

Um diese Frage noch von einer andern Seite zu beleuchten, wollen wir hier einige Bemerkungen citiren, welche Franz von Holtzendorf in seinen „politischen und unpolischen Zeitglossen" äußerte (in der Gegenwart 1880 Bd. II S. 337.):

„Die Sterblichkeitstabellen der statistischen Aemter fordern zu einem Vergleich auf zwischen den Schicksalen der Menschen und Bücher. Habent sua fata libelli. Ueber die Maßen groß ist die Sterblichkeit neugeborener Bücher gerade im ersten Lebensjahre. Leben und Tod der Bücher sind zu einem bedeutenden Theile nicht bedingt durch das Verdienst oder Fehlgreifen der Schriftsteller, sondern im Glücksfalle durch das Geschick der Verleger, die Gefälligkeit der Kritiker, die Geschmacklosigkeit des Publikums, oder das narkotische Reizbedürfniß der Lesenden. Thatsache ist, daß manche gute Bücher in der Masse des sie überwuchernden Unkrautes ersticken oder dem Mangel an geeigneter Pflege zum Opfer fallen.

„Ehe solchen armen Wesen nun ein anständiges Leichenbegängniß in Gestalt der „Makulirung" gewährt wird, sollte da nicht eine Leichenschau gehalten werden, um zu verhindern, daß „lebendige" begraben werden?

„Gute Bücher, die nun den Mangel haben, nicht absatzfähig in den Kreisen der Genußbedürftigen zu sein, könnten lebensfähig sich erweisen im Verkehr mit Lesensbedürftigen. In nicht seltenen Fällen dürften diese Bücher in größeren Massen zum Papierpreise für Volksbibliotheken mit Nutzen erworben werden. In der immer weiter um sich greifenden Schreibseuche ist manches nur scheintodte Büchlein verscharrt worden. Nicht bloß auf den Ständern großer Staatsbibliotheken, sondern auch in den Speichern der Verleger lassen sich alte, vergessene, aber dennoch brauchbare und gute Bücher entdecken, deren Verwerthung zu wünschen ist."

Wo aber können die angezeigten Werke eine Auferstehung zu neuem Leben anders finden, als in unsern wohlfeil angelegten, gut ein-

gerichteten und trefflich geleiteten Bücherſammlungen, mögen dieſelben nun „Univerſalbibliothek", „Muſeum" oder „Collection Spemann" heißen?

Wenn alſo die Univerſalbibliothek ihre Aufgabe treu erfüllen will, ſo möge ſie die Reihen ihrer Bändchen in fortſchreitender Weiſe durch ſolche Bücher ausfüllen, welche genug Lebenskraft in ſich ſelbſt verbergen, um die Eigenſchaft ihres Neuſeins entrathen zu können, auch abgeſehen davon, daß ſie als druckfrei nichts koſten.

Lebende Schriftſteller, welche die Feuerprobe beſtanden haben, werden auch der Univerſalbibliothek zur Zierde gereichen; daß ihre Werke fleißig geleſen und gekauft werden, iſt ihnen ſowohl als dem Verleger zu gönnen. Unfertige Produkte einer müſſigen Stunde aber ſind auch mit 20 Pfennigen noch zu theuer bezahlt.

Daß der Herausgeber den Anforderungen der Zeit und den Wünſchen des Publikums Rechnung getragen und auch Werke in ſeine Bibliothek aufgenommen hat, als da ſind: Geſetzſammlungen, Wörterbücher, Biographien und dergl. m., ſofern ſie nur brauchbar und gut, iſt mit Beifall anzuerkennen.

Einer Saug- und Druckpumpe gleich hat die Univerſalbibliothek Bildung, Wiſſen und Erkenntniß in die entlegenſten Winkel der Geſellſchaft verbreitet, und als ſtarke Phalanx, welche nicht mehr umgangen, auch nicht mehr eingenommen werden kann, einen Zweck erfüllt und ein Ziel erreicht, welches auf keine andere Weiſe eine Verwirklichung erfahren hätte. Wir wünſchen ihr einen guten Fortgang!

Andere Bücherſammlungen, welche mit gleichen oder gar geringeren Mitteln ſich bemühten, zum gleichen Ziele zu gelangen, wie Reclams Univerſalbibliothek, haben, wie es ſcheint, ihr Daſein nicht friſten können.

In den Jahren 1878 und 79 erſchienen bei Junge in Leipzig: „Bücherſchätze". Eine Ausleſe von Werken der bedeutendſten Schriftſteller des In- und Auslandes. 38 Bände in 16° ſind ausgegeben worden, in Druck und Ausſtattung der Univerſalbibliothek ähnlich, aber durchaus nicht gleich, ſondern merklich geringer. Der Preis war derſelbe: 20 Pfennig für eine Nummer. Dem Inhalte nach waren einige Werke neu: von Voltaire, Weber-Demokritos, Schulze, Knigge u. a. Ob mit dieſem Unternehmen in irgend welchem äußeren Zuſammenhange die „Hausbibliothek" geſtanden hat, welche 1881 bei Goldhauſen in Stuttgart in 27 Bänden veröffentlicht wurde, wiſſen wir nicht. Es war auch: „eine Ausleſe von Werken der bedeutendſten Schriftſteller des In- und Auslandes" in 16° und ebenfalls zu 20 Pfennigen die Nummer; allem Anſcheine nach eine Fortſetzung

der „Bücherschätze", welche nun auch zu den Todten begraben ist. Als neue Ingredienzien enthielt sie Werke von Hippel und Lichtenberg, eine Anthologie u. a. m. Der Inhalt wäre wohl lebensfähig gewesen; Ausstattung und Einrichtung aber scheint keinen Vorzug vor der Universalbibliothek gehabt zu haben, daher auch diese Unternehmung eingegangen ist. Nur der Fortschritt kann einen Erfolg erringen.

Einen solchen Fortschritt stellt in bedeutendem Maße eine Collection dar, welche von Eduard Loll's Nachfolgern (C. Remkes & Co.) in Elberfeld unter dem Titel: „Museum, Sammlung litterarischer Meisterwerke" seit dem Jahre 1880 herausgegeben wird. Was die äußere Ausstattung anbelangt, so übertrifft Loll's Museum die Universalbibliothek bei weitem. Das Format der einzelnen Bände, von denen der dünnste auch nur 20 Pfennige kostet, ist das gefällige der Classikerausgaben in klein Octav. Das Papier ist schön weiß und satinirt; der Druck groß, klar und deutlich, wenn er die Presse auch nicht immer in gleich scharfen Umrissen verlassen hat; jeder Bogen ist fest und haltbar geheftet in gut geleimtem Umschlage. Der Einband, stilvoll gehalten, gereicht allen Bänden zur Zierde und läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Diese „Sammlung litterarischer Meisterwerke", auf welche wir die erneute Aufmerksamkeit aller Sortimentsbuchhändler lenken wollen, verdient es wahrlich, dem Publikum empfohlen zu werden. Der Inhalt umfaßt bis jetzt die Werke Lessing's, Goethe's und Schiller's beinahe vollständig in Einzelausgaben von 20 Pfennig bis zu 1,60 Mark; außerdem Werke von Kleist, Hauff, Chamisso, Körner, Lenau, Droste-Hülshoff u. v. a. aus der deutschen Litteratur; in Uebersetzungen: Homer, Ovid, Virgil, Shakspeare, Racine, Calderon u. dergl. m.

Scheint diese Collection auch entstanden zu sein, um der Universalbibliothek zu begegnen; aus dem Felde wird sie dieselbe nicht schlagen können. Dieser Kampf ums Dasein würde mit gar zu ungleichen Waffen ausgefochten werden: stets würde das „Museum" den Kürzeren ziehen. Aber zu gegenseitiger Ergänzung sind beide Unternehmungen wie geschaffen. Auf die Classiker allein, die deutschen, französischen, englischen und italienischen, wird sich das Museum nicht beschränken können. Seiner portrefflichen Ausstattung wegen wird es von den Buchhändlern dem Publikum kaum in dem Maße empfohlen werden, als es verdient. Dazu ist der Ertrag zu gering, welchen es den Verkaufenden abwerfen könnte. Es wird sich selbst bemühen müssen, seinen Weg in die Oeffentlichkeit zu finden. Lebenskraft wird

es erhalten, sobald es sich eines eigenen Inhaltes rühmen kann. In schneller Aufeinanderfolge sollte es alle diejenigen Werke bringen, welche die Universalbibliothek herauszugeben noch unterlassen hat: aus der deutschen Litteratur eine zahlreiche Menge werthvoller Schriften, welche auf ein allgemeines Interesse Anspruch haben — es giebt derselben noch genug; daneben druckfreie Uebersetzungen in reicher Auswahl, an welchen wir ebenfalls noch lange nicht Mangel leiden. Suchet, so werdet ihr finden!

Es wäre in der That ein verdienstvolles Unternehmen, die vollen Schatzkammern der deutschen Litteratur zu entleeren, um die aufgehäuften Kostbarkeiten unter das Volk zu verbreiten.

Kann es denn genug wohlfeile und gute Schriften geben, welche Gesittung und Wohlfahrt zu verbreiten im Stande sind?

Die Herausgabe einer „Volksbibliothek" im eigentlichen Sinne des Wortes hat sich vor kurzem Moritz Schauenburg (J. H. Geiger) in Lahr i. B. angelegen sein lassen. Unter dem Titel: „Volksbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten" ist eine Sammlung eröffnet worden, welche für den sehr geringen Preis von 5 Pfennig für eine Nummer in den einzeln käuflichen Bändchen vieles Gute darbietet. Die Ausstattung ist keine schlechte: auf gutem Papier ein großer Druck in neuer Orthographie. Jedes Bändchen ist dauerhaft kartonirt. Die Bogen sind mit Draht geheftet. Nur die kolorirten Bilder auf dem Umschlage wollen uns nicht gefallen; sie sehen den Zerrbildern anderer sogenannten „Volksbücher" oder „Jugendbibliotheken" von Bagel ꝛc. doch gar zu ähnlich. Oder ist der Hinkende diesmal ein Schalk gewesen? Will er nur so lange die Aufmerksamkeit derjenigen fesseln, die auf keine andere Weise zu gewinnen sind, bis er sie nach erreichtem Zwecke an Besseres gewöhnt hat? Will er sie durch die falsche Vorspiegelung einer schlechten Waare an gute gewöhnen? Durch einen allmählichen Wechsel dieses Aushängeschildes würde sowohl die Bibliothek als das Volk gewinnen.

Der Inhalt entspricht den Anforderungen, welche man an eine solche Bibliothek zu stellen gewohnt ist. Ludw. Anzengruber, dieser volksthümliche Erzähler, G. Th. Fechner (Mises) u. a. sind als Mitarbeiter zu nennen. Bekannte Novellen, Märchen u. dergl. m. von H. Zschokke, W. Hauff, E. Th. A. Hoffmann, L. Tieck werden die Reihen füllen; selbst Balladen, volksthümliche Gedichte von Bürger, Schiller, Uhland, Schwab u. a. sollen Aufnahme finden. So scheint alles vereinigt, um den guten Zweck zu erfüllen. Wir möchten den Hauptton legen auf den Abdruck guter und alter Erzählungen, welche

zudem noch umsonst zu haben sind. Es giebt deren genug, und dem Volke sind sie nicht bekannt. Wir wollen die Verbreitung dieser Volksbibliothek nachdrücklich empfehlen, besonders in kleinen Städten, Marktflecken ꝛc. Man scheue die Mühe nicht!

So kann nun wohl in Erfüllung gehen, was man mit guten Gründen von nöthen gehalten hat: eine Einwirkung auf die große Menge, die einer Unterhaltung bedarf, weil sie lesen gelernt hat, und welche mit Colportage-Romanen vorlieb nehmen mußte, weil der vornehme Buchhändler sich aller Beihilfe enthielt.

Doch geben wir Franz v. Holtzendorff das Wort (a. a. O.):

„Ueber den Mangel guter Volkslectüre ist oft genug und mit vollem Rechte geklagt worden. Wozu auf unsern Dörfern der Unterricht im Lesen, wenn man den ärmsten Klassen, die keine Bücher kaufen können, die Mittel einer geistig anregenden und sittlich fördernden Lectüre nicht zugänglich macht? Eine lesensunkundige Bevölkerung ist weitaus besser daran, als eine lesenskundige, die entweder, weil sie nichts Lesenswerthes findet, die Bedeutung des Volksunterrichtes gering schätzen lernt, oder, weil sie schlechte Bücher vorfindet, den Zufälligkeiten der litterarischen Speculation preisgegeben wird.

„Die wenigsten Menschen aus der ärmeren Volksklasse erfahren, welche Genüsse ihnen durch Lesenskunde zugänglich gemacht werden. Nach der Erinnerung an die Volksschule und die Uebungen im Katechismus denken sich nicht wenige unter dem Lesen eine mühselige und langweilige Arbeit. Man befrage einmal planmäßig die Rekruten: Was sie seit ihrer Entlassung aus der Volksschule gelesen haben? Die Antworten wären ein kostbarer Beitrag zur modernen Kulturgeschichte.

„Ein englischer Schriftsteller (Harris) sagt: Die bedenklichste Lage, in die ein menschliches Wesen versetzt werden kann, findet sich vielleicht bei denjenigen, die Lesen und Schreiben gelernt haben, und nun in die Welt hinaus gelassen werden, ohne zu erfahren, wie sie ihre Fertigkeiten in geeigneter Weise gebrauchen sollen. Das kommt mir vor, wie wenn man einen Schnellzug in voller Dampfkraft auf ein Geleise abläßt, ohne einen Führer auf die Maschine zu setzen.

„Die Anlage guter, billiger oder auch unentgeltlicher Volksbibliotheken ist eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit, in der sich die unzulänglichen Früchte des bisherigen Volksunterrichts deutlich genug offenbaren. Soweit die freie Vereinsthätigkeit hier nicht ausreicht, müssen Staat und Gemeinde zugreifen."

Eine Lösung dieser Aufgabe von dem Staate ist vorläufig nicht zu erwarten; die Gemeinden werden und können sich nur beschränken

auf Einrichtung guter Volks-Leihbibliotheken. Manches ist hierin schon geschehen; vieles bleibt noch zu thun übrig. Im Allgemeinen ist aber Selbsthilfe geboten.

Der Wetteifer unter den Buchhändlern in Herausgabe wohlfeiler Collectionen ist dem vorhandenen Bedürfniß nun entgegengekommen. Erfolgreich und geschickt im eigenen Interesse diese Sammlungen zu verbreiten, ist ebenfalls Sache des Buchhändlers. Jenes thaten die Erzeugenden; dieses mögen die Verkaufenden thun! Hat nicht auch dieses Werk seinen idealen Kern?

Einen Wendepunkt in der Geschichte der Volkslitteratur im weiteren Sinne bildet das Jahr 1881.

Epochemachend in ihrer Art, bedeutungsvoll für den Buchhandel und erfreulich für jeden Bücherfreund der weniger bemittelten Stände war das Erscheinen der „Collection Spemann". Wilhelm Spemann in Stuttgart, ein Verleger, welcher bisher durch alle seine Publikationen seltenes Geschick und eine außerordentliche Thatkraft bewiesen, und von dem wir daher noch vieles Gute erwarten dürfen, hat in Verbindung mit Professor Joseph Kürschner auf neuem Wege eine Aufgabe der Zeit zu lösen versucht. Eine „Hand- und Hausbibliothek" zu schaffen, welche musterhaft in Einrichtung und Ausstattung, allen Anforderungen eines geläuterten Geschmacks Genüge leistet, war gewiß ein Unterfangen der dankbarsten Art.

Noch fehlte es an einer Sammlung, welche aus einem Gesichtspunkte geordnet, nach außen und innen ein harmonisches Ganze darzustellen vermag, an einer Bibliothek, welche in gewissem Grade abgeschlossen und dennoch erweiterungsfähig, die mannigfachsten Wünsche zu erfüllen trachtet. Hier griff Spemann's Collection ein.

Als Motto hätte der Herausgeber die Worte Hippels wählen können: „Ein geliehenes Buch liest man freilich geschwinder; allein eine selbsteigene Bibliothek, die man zu aller Zeit bei der Hand hat, bringt wahren und bleibenden Gewinn".

Eine „Hausbibliothek" soll nicht Bücher enthalten, welche man in müßigen Stunden einmal durchblättert, um sie dann für immer aus der Hand zu legen, sondern Werke, die es werth sind, mehrmals gelesen zu werden, die nur bei öfterm Genusse einen Reichthum neuer Gedanken und neuer Ideen erschließen. Spemann's deutsche Hand- und Hausbibliothek trägt ihren Namen mit Recht. Sie enthält belehrende Schriften mancherlei Inhaltes, sie enthält von bewährten Autoren, die in gutem Rufe stehen, Novellen und Erzählungen, welche

zu wiederholter Lectüre einladen, sie enthält Werke von unvergänglichem Werth: nicht allein deutschen Geistes.

Alle Völker, alle Zeiten haben ihre Kleinodien hergeben müssen. Und nicht die geringsten sind in dieser Gestalt dem deutschen, insonderheit dem großen Publikum zum ersten Male zugänglich geworden. Wir nennen nur aus der deutschen Litteratur: Thomas Platter's Leben, Friedrich v. d. Trenck's Lebensgeschichte, Caroline von Wolzogen's Roman Agnes von Lilien; aus der griechischen Litteratur Longos' Daphnis und Chloe; aus der römischen Sueton's Cäsarenbilder; aus der französischen Claude Tillier's Mein Onkel Benjamin; aus der englischen den unübertrefflichen Roman Henry Fielding's Tom Jones, Swift's Märchen von der Tonne; aus der italienischen Grazia Pierantoni Mancini's Lydia ꝛc.; aus der spanischen Pedro A. de Alarcon's Manuel Venegas, Hart's Blüthenlese aus spanischen Dichtern; aus der russischen Nicolas Gogol's volksthümliche Novellen; aus der amerikanischen Edgard Allan Poe's seltsame Geschichten u. v. a.

Biographisch-kritische Vorworte und Einleitungen erleichtern das Verständniß eines jeden Werkes.

Und wie repräsentirt sich diese „deutsche Hand- und Haus bibliothek? Voll Anmuth und Würde. Für die Ausstattung wohlfeiler Bücher ist die Collection Spemann geradezu bahnbrechend gewesen. Kein Verleger, der sich irgend welcher Erfolge versichert halten will, darf es mehr wagen, unhandliche, unzierliche, roh und geschmacklos gearbeitete Bände auf den Markt zu bringen. Das deutsche Volk hat sich viel müssen gefallen lassen, es hat mit allem vorlieb genommen; jetzt aber, nachdem es das Gute kennen gelernt, wird es das Schlechte verschmähen dürfen.

Spemann's deutsche Hand- und Hausbibliothek durchweht ein frischer Geisteshauch, der aus gesundem Blute entsprossen ist. So lebenskräftig hat sich eine Büchersammlung selten bewiesen, deren materieller Werth, jährlich gerechnet, ein so gar geringer nun doch nicht ist. Die Collection Spemann kostet jährlich 70, Reclam's Universalbibliothek ungebunden etwa 30 Mark; kaum die Hälfte derselben wird von einem Leser allein gekauft werden, Spemann's blaue Bände aber wird man recht gern in ihrer Vollständigkeit besitzen wollen.

Hierbei wollen wir eine äußerliche Frage noch berühren. Das Gewand dieser Collection ist ein stattliches: wir haben schon darauf hingewiesen. Wer wird für eine Mark mehr bieten können? Werthvollen Inhalt im ansprechenden Kleide: 300 Seiten im Durchschnitt rein und sauber gedruckt auf starkes und milchweißes Papier in halt-

baren mit Draht gehefteten Bänden — die anfänglich wenig entsprechende Heftweise mit Zwirn auf nur zwei Bünden wurde bald verlassen. Goldtitel und Deckenpressung auf blauem Calico werden Jedermann gefallen. Wer wird den einzelnen Band nicht loben und liebgewinnen? Aber eine ganze, dichte Reihe von 70, 100 und 140 oder gar mehr Bänden: blau neben blau an einander gereiht? Zwar nach laufenden Nummern geordnet: wer wird sich im Inhalte zurechtfinden können, wenn er einen Band zur Hand nehmen will? „Und welche Augenweide zugleich?!"

Die buntgefärbten d. h. je nach ihren Autoren abwechselnd in ein anderes Gewand gehüllten Bände der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" wird man doch auch im Bücherschranke nicht entbehren wollen. Haben nicht alle diese Bände ein gleiches Format, gleiche Höhe und einen beinahe gleichwerthigen Inhalt? Ob sich nicht noch manch' andere dazu finden werden?

Sollte es da nicht angezeigt und wünschenswerth erscheinen, dem passionirten Liebhaber ein gewisses Bedauern zu ersparen? Wir meinen, daß es eine Anzahl von Werken der Collection Spemann wohl verdienen würde, ein doppeltes Kleid zu tragen, einen schönen Halbfranzband mit aufgeklebtem Papierschilde in entsprechenden Farben (wie bei „Liebhaber-Bänden"), worauf die Goldtitel um so sauberer sich ausdrücken lassen.

Man könnte auch 2 Bände etwa vereinen, da mehrere Schriften 2 und mehr Theile umfassen. Auch Goldschnitt würde manches Werk zieren.

Die zum Druck der Collection Spemann verwandten Lettern haben nicht gleiche Größe. Wir können es nicht tadeln; aber der Druck von Homers Odyssee ist doch gar zu klein und kompreß ausgefallen. Warum nicht lieber einen oder zwei Bogen zugeben, als eine so genußreiche Lektüre erschweren? Wir hoffen auf eine Abänderung.

Hat schon bisher die Collection Spemann die wohlthätigsten Wirkungen ausgeübt, so sind noch ebenso dankbare vorbehalten.

Wolzogen's Roman Agnes von Lilien hat in ihr ein glückliches und frohes Auferstehungsfest gefeiert. Manches andere Büchlein unserer Nationalliteratur harrt noch einer gleichen Wiedererweckung. Wir könnten klangvolle Namen nennen. Ausgewählte Novellen von Ludwig Tieck neu abgedruckt. Vor einigen Jahren fand eine Bearbeitung von Hippel's Lebensläufen eine gute Aufnahme beim deutschen Publikum. Eine zweite Auflage wurde nothwendig. Wie wäre es mit einer wohlfeilen Ausgabe dieses Werkes und seiner „Kreuz- und Querzüge", für die Gegenwart bearbeitet? Maximilan v. Klinger's

„Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur" sind ganz in Vergessenheit gerathen, obwohl Herm. Hettner sie der Aufmerksamkeit dringend empfohlen hat.

Doch was sollen wir einzelne Schriften herausgreifen, da es ihrer viele giebt! Der Kundige weiß sie gut zu finden; dankbare Leser werden nicht ausbleiben, und dankbare — Käufer.

Auch die fremden Litteraturen haben übervolle Scheuern. Walter Scott's Werke verdienen eine vollständige Aufnahme. Kann es etwas Besseres, Gesünderes, Wohlthuenderes geben als die Romane dieses Genius? Erklärte nicht selbst Lord Byron, daß er nach der Lektüre dieser Werke neu gestärkt und voll guter Vorsätze sich erhoben? Sind sie nicht einst mit gleichem Entzücken im deutschen Bauernhause gelesen worden, wie Johannes Scherr in seiner Jugend es noch erlebt hat?

Und dennoch besitzen wir keine so wohlfeile Ausgabe aller Romane, als es zu wünschen wäre. Jeder Roman für eine Mark, sollte das nicht möglich sein?

Charles Dickens, den Anwalt der Armen und Elenden, in möglichster Vollständigkeit zu verbreiten, darf ebenfalls der Collection Spemann überlassen werden.

Wir wollen den romanischen Geist nicht verbannen und nicht beschränken, aber steht uns der englische nicht näher? Ist er nicht unseres Wesens, hat er nicht den gleichen Kern?

Die Pflege der gegenwärtig in Blüthe stehenden Litteratur, hier und dort, wird Spemann's Hand- und Hausbibliothek nicht vernachlässigen.

Wir wissen es und wir freuen uns.

Bei Arm und Reich, in allen deutschen Gauen als ein gern gesehener Gast sei die Collection Spemann dem Publikum und den Buchhändlern auch hier bestens empfohlen. Auch in Zukunft werden die Erfolge des gut geleiteten Sammelwerkes nicht ausbleiben.

An Nachahmungen hat es nicht gefehlt. Die neue Idee hat eine sehr vielfältige Frucht getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Ersparnisse im Buchhandel.

2.

Mancherlei Vorschläge.

In Heft 1 dieser Zeitschrift machten wir am Schlusse unserer Ausführungen den Vorschlag, daß sich die kleinen Verleger zur gemeinschaftlichen Expedition ihres Verlages zusammenschließen möchten und dadurch ganz bedeutend an Arbeit und Geld sparen könnten, und möchten wir heute nochmals diesen Vorschlag zur besonderen Beachtung empfehlen, weil damit gleichzeitig auch dem Sortimenter Ersparungen geboten werden können, deren er nur zu sehr bedarf, um überhaupt noch weiter als wirklicher Sortimenter sich mit dem Vertrieb von Novitäten beschäftigen zu können. Denn die enormen Spesen, sowohl des Verlegers als des Sortimenters resultiren vor allem aus der Zersplitterung des heutigen buchhändlerischen Betriebs; ein Zusammenfassen wäre in den meisten Fällen mit ganz bedeutenden Ersparungen verbunden. Kann z. B. der Verleger seine Bücher in größeren Posten absetzen resp. nur versenden, so spart er bedeutend an Packmaterial, noch mehr an Arbeit; eine Factur über 100 oder 500 Exemplare eines Buches läßt sich ebenso rasch ausschreiben und verbuchen, als eine solche über 1 Exemplar, eine Factur über 10 Artikel ist viel rascher geschrieben als 10 Facturen über einzelne Werke, gerade so ist's beim Zusammenstellen und Einpacken der betreffenden Sendungen; die vielen kleinen Packetchen machen die meiste Arbeit, erfordern ganz besondere Aufmerksamkeit, um Verwechselungen und Verlorengehen zu vermeiden, und das Resultat der ganzen Arbeit ist eine winzig kleine Summe. Beim Sortimenter geht es gerade so, jedes Buch mit einer neuen Factur zum Controlliren, Verbuchen und Verrechnen u. s. w. Arbeit über Arbeit und schließlich ein kleiner Umsatz; auch unterwegs machen diese kleinen Packetchen viele Arbeit, der Commissionär des Verlegers muß den dabei erhaltenen Avis conferiren, die Packetchen alle sortiren und vertheilen, der Commissionär des Empfängers sie wieder aviſiren u. s. w. Es gilt also, diese Einzelexpeditionen möglichst zu beschränken und gerade dies könnte eine Vereinigung vieler kleiner Verleger zu gemeinsamer Auslieferung ihrer Verlagswerke unter

einer gemeinschaftlichen Firma am ersten erreichen. Besonders hervorheben wollen wir nochmals, daß wir nicht vorschlagen, die kleinen Verleger sollten ihren Verlag an diese gemeinschaftliche Firma abtreten und dieser das Risico aufladen und Gewinn und Verlust übergeben; damit hätte für sie natürlich das Verlegen seinen Reiz verloren und die Gemeinschaft müßte sich stets erst fragen, ob sie auch ein Buch nehmen könne, ohne ihrerseits zu Schaden zu kommen, nein, der einzelne Verleger würde Risico, Gewinn und Verlust wie bisher allein zu tragen haben, nur würde ihm die unverhältnißmäßige Arbeitslast der Versendung, Buchführung und Verrechnung abgenommen und gegen eine geringe Vergütung von der Gemeinschaft besorgt; wahrscheinlich würde diese Vergütung geringer sein als seine jetzigen Auslagen für Porti und Frachten; er würde also die ganze Arbeit resp. deren Geldwerth von vornherein ersparen; es bliebe ihm natürlich unbenommen, selber durch Inserate, Prospekte, Anzeigen, Kataloge u. s. w. nach eigenem Geschmacke für den Absatz seiner Werke zu wirken und Nachfrage nach denselben hervorzurufen, auch der ganze Verkauf an Private bliebe ihm allein, er könnte, von einer großen Arbeitslast befreit, seine Thätigkeit hierauf weit mehr concentriren und in Folge dessen viel mehr erwirken als jetzt, wo er alles und aber alles allein besorgen muß. Wenn dann noch die Vereinssortimente ihre Thätigkeit auf den Novitätenbetrieb ausdehnen würden und sich in einigen passenden Orten vielleicht noch einige solche Vereinigungen bildeten, so könnte auch noch an einem anderen Spesentheile bedeutend gespart werden; es sind dies die Frachten von und nach Leipzig und damit in Verbindung die Kosten für Emballage in Leipzig selber. Welche Summen hierbei in Frage kommen, dürfte aus einem Beispiele hervorleuchten. Stuttgart als Verlagsort hat üblicherweise frachtfrei Leipzig zu liefern, es versendete dahin im Jahre 1882 2 504 549 kg (incl. 1620 kg Eilgut); darin sind die Remittenden der Stuttgarter Sortimenter an Norddeutsche Verleger mit enthalten, man kann also rund 2½ Millionen Kilo Verlagsversendung rechnen; der Frachtsatz ist pro 100 kg 6 Mk. 10 Pf. außer Rollgeld und bei Wagenladungen 4 Mk. 70 Pf., also niedrig gerechnet durchschnittlich 5 Pf. pro Kilo oder für obiges Quantum 125000 Mk. Von vorstehender Versendung des Stuttgarter Verlages ist nun leider nicht alles verkauft, ein nicht unbedeutender Theil macht als Remittenda die Rückreise, wir wollen niedrig rechnen und 60% als verkauft annehmen, dann würden 40% zurückkommen und dafür nochmals 50000 Mk. an Fracht zu zahlen sein. Außer dieser Fracht ist für das ganze Quantum in Leipzig zu zahlen der Einschlag und die Emballage; für einen Theil

auch noch Baarpacketprovision, niedrig gerechnet pro Kilo 7 Pf., macht 231 000 Mk., im Ganzen an Fracht und Spesen 406 000 Mk.

In diesen 2½ Mill. kg Versendung ist eingeschlossen:

1. die äußere Verpackung in Ballen oder Kisten, durchschnittlich wohl 10% des Gewichts, also ca. 250 000 kg, welche pro 100 kg ca. 20 Mk. kostet, macht 50 000 Mk;
2. die Verpackung der einzelnen Packete in Maculatur oder Pappe, ebenfalls ca. 10% = 225 000 kg pro 100 kg ebenfalls nur zu 20 Mk. gerechnet, macht 45 000 Mk.

Für die Remittenden gilt natürlich das Gleiche, nur wird die Verpackung nicht ganz denselben Theil des Gewichts ausmachen, weil die Packete durchweg größer sind, auch das Material wird nicht so hoch anzurechnen sein, da es meistens schon einmal benutzt ist.

Es muß also die Stuttgarter Versendung über Leipzig zur Zeit an Fracht, Verpackungsmaterial und Leipziger Spesen ca. 500 000 Mk. tragen, und wäre es ja besonders interessant zu wissen, in welchem Verhältnisse diese Ausgabe zu der dafür erzielten Einnahme steht. Doch dürfte dies genau zu eruiren nicht möglich sein; eine Schätzung, die ja immerhin sehr problematisch ist, wollen wir nach dem Gewicht versuchen, indem wir bei den meistens niedrigen Preisen des Stuttgarter Verlages pro Kilogramm brutto einen Nettowerth von 3 Mk. annehmen. Darnach würden bei 60% Absatz von der Versendung 1 500 000 kg abgesetzt sein und einen Werth von 4 500 000 Mk. netto repräsentiren; es würden obige 500 000 Mk. also 11% der Einnahme ausmachen.

Diese Berechnungen können naturgemäß auf Genauigkeit keinen Anspruch machen; es sind Schätzungen nach vielseitigen Erfahrungen, ihr Hauptzweck ist zu zeigen, welche enormen Summen der Vertrieb der Bücher in scheinbar kleinen Posten erfordert, und anzuregen, über Ersparungen dabei nachzudenken und solche einzuführen; nebenbei illustriren dieselben auch noch die Nothwendigkeit der hohen Bücherpreise in Deutschland, über welche so vielfach, meistens mit Unrecht, geklagt wird; denn wenn unsre deutschen Bücherpreise vielleicht hie und da höher scheinen als die Preise anderer Völker, so übersieht man meistens, daß man bei uns die Bücher häufig auch im entferntesten Winkel Deutschlands mit Rabatt kaufen kann, während in anderen Ländern die Kosten des Bezugs und der Zahlung stets dem Käufer extra zur Last fallen.

Bei dem jetzigen Betriebe des deutschen Verlages ist an wesentliche Ersparnisse in Bezug auf obige Kosten und Spesen nicht zu denken, denn der einzelne, besonders der kleine Verleger kann es auf keine

Weise besser einrichten, als wenn er seine kleinen und kleinsten Auslieferungen nach Leipzig an seinen Commissionär sendet, die Baarpackete dort einkassiren läßt und dafür seinen Theil an den Spesen zahlt (der Verleger zahlt wohl durchweg die kleinere Hälfte); der Sortimenter muß ebenfalls die kleinen Päckchen der Verleger in Leipzig sammeln lassen, die Baarpackete dort zahlen und dieselben dann zusammengepackt beziehen, natürlich für diese Arbeit auch seinen Theil an Spesen tragen.

Günstiger sind die großen Verlagsgeschäfte schon daran. Ihre Auslieferung bietet ihnen regelmäßig Stoff genug, auch nach anderen Orten zu billigen Tarifen direkt zu versenden, wenn an diesen Orten von Seiten der dortigen Sortimenter Einrichtungen getroffen sind, um die einzelnen Beischlüsse pünktlich abzugeben und das Incasso für Baarpackete zu besorgen. Der sog. billige Posttarif kann hierbei nicht in Betracht kommen; denn Versendung in 5 kg-Packeten wird stets Ausnahme bleiben, weil dabei die bessere und theurere Emballirung die Frachtersparnisse weit überwiegt, ganz abgesehen von der viel größeren Arbeit des Verlegers; auch ist das Postporto für Werke über 5 kg, sowie für größere Formate mit besonderer Emballage an und für sich theurer als die Eisenbahnfracht, selbst nach großen Entfernungen, und die Bücher leiden durchweg beim Posttransport noch mehr wie bei der Versendung über Leipzig. Wenn die Herren Sortimenter die Mehrarbeit und die theurere Verpackung bei 5 kg-Packeten mehr berücksichtigten, würden sie wohl weniger oft Postpackete auf Kosten des Verlegers verlangen; von Seiten des Verlegers ist es durchweg Gefälligkeit, wenn er, ohne Anrechnung seiner Mehrkosten, direkt per Post expedirt; ihm noch Tragung von Portospesen, wegen der angeblich ersparten Fracht nach Leipzig hin, zuzumuthen, scheint uns schon stark an Unbilligkeit zu grenzen.

Es läßt sich wohl kaum bestreiten, daß vorhin berechnete Spesen, welche allein die Spesen vom Verlagsorte bis zur Absendung von Leipzig an den Sortimenter umfassen, entschieden zu hoch sind, bei der jetzigen Zersplitterung lassen sich dieselben aber kaum reduziren, nur wenn die vielen kleinen Verleger sich zu gemeinsamer Auslieferung vereinigen, also um bei Stuttgart zu bleiben, der ganze Stuttgarter Verlag von 4 oder 5 Geschäften geliefert würde, könnte der größte Theil direkt an die Sortimenter in größeren Städten und deren Nachbarschaft, soweit dort Einrichtungen zur Vertheilung bestehen oder errichtet würden, abgehen und könnten die Remittenden ebenso zurückgehen, die Frachtsätze nach Frankfurt, Köln, Kassel, Hannover sind niedriger oder nicht höher, wie nach Leipzig, nach Hamburg, Berlin, Breslau wenig höher, eine

Vertheilung der Kosten zwischen Verlag und Sortiment dürfte sich bald ergeben und beide Parteien hätten ca. die Hälfte der jetzigen Spesen erspart; ein Betrag, der wohl einen Versuch lohnte und hinreichte, um beiderseits das Geschäft wieder lohnend zu machen, da damit von selber eine ganz bedeutende Ersparniß an Arbeit verbunden wäre.

Wie das einzelne Geschäft Ersparungen machen kann, läßt sich nach allgemeiner Schablone natürlich nicht sagen, im Allgemeinen wird die Arbeit noch lange nicht genug geschätzt, wohl weil die Arbeitskräfte anscheinend billig sind; eine meistens sehr überflüssige Arbeit ist das Eintragen der Baarpackete auf die einzelnen Conten, sowohl beim Verleger als Sortimenter, in vielen Fällen ist das spezificirte Eintragen der Facturen im Sortiment nicht nothwendig, das genaue Summiren und Eintragen des ganzen Transportes in einer Summe genügt, besonders in kleineren und mittleren Geschäften; häufig wird auch der nichts einbringenden Journalcontinuation eine zu große Arbeit gewidmet (die billigen Journale wie Gartenlaube ꝛc. bringen bei größerer Entfernung von Leipzig nur Verlust, wie nachstehende Rechnung zeigt: ein Quartal Gartenlaube wiegt netto 1 kg, dafür erhält der Commissionär für Emballage 7—12 Pf., je nachdem die Continuation in Ballen oder Postpacketen bezogen wird, die Fracht für Eilgut beträgt je nach der Entfernung 7—12 Pf., Postpackete 12 Pf.; die Expedition kostet mit Rechnungschreiben, Incasso, Verbuchen und 13maligem Adressiren pro Quartal mindestens 20 Minuten Zeit für einen Gehilfen, bei 4 Mk. Gehalt pro Arbeitstag also 15 Pf., das Austragen ca. 10 Pf., macht im Minimum 39 Pf., bei Bezug in Postpacketen 49 Pf., gegenüber einem Rabattsatze von 40 Pf.; was bleibt dabei für den Prinzipal übrig?). Ebenso ist die Verwendung für billige Broschüren und allzubillige Continuationen nicht lohnend und nur dort angebracht, wo man die Arbeitskräfte für andere Arbeiten, wie Lesezirkel und dergl. zu gewissen Zeiten nöthig hat und diese in den arbeitsfreien Zeiten ausnutzen muß. Ferner wird viele Arbeit durch die sogenannte Lehrlingszucht verschwendet, einige Lehrlinge in einem Geschäfte verlangen zur Controle ihrer Arbeit und Anleitung, dieselbe überhaupt zu machen, die Kraft des Prinzipals oder eines Gehilfen und damit ist der ganze Vortheil von dem Halten von Lehrlingen schon aufgebraucht; viele Arbeiten macht man selber viel besser und in kürzerer Zeit als zur Instruirung und Controlirung eines Lehrlings nothwendig ist. Wesentliche Ersparnisse könnten aber kleinere Sortimenter in Großstädten erzielen, wenn sie ihre Geschäfte zusammenlegten; gerade Geschäfte, die einzeln nicht den vollständig genügenden Absatz erzielen, der zur Deckung

der hohen Spesen und des eigenen Lebensunterhalts erforderlich ist, könnten hierbei nur gewinnen, die einmal erworbene Kundschaft würde dem gemeinschaftlichen Geschäfte erhalten bleiben, die Miethe sich auf die Hälfte reduciren, an Personal und sonstigen Spesen würde gespart werden und beide Inhaber würden eine menschenwürdigere Existenz führen können, selbst wenn sie zusammen nicht ganz doppelt so viel absetzten, als sie einzeln verkauft hätten; denn ein Minimum vom Absatz muß doch immer erst zur Deckung der Spesen erreicht sein, ehe vom Verdienst oder Gewinn die Rede sein kann und viele kleinere Geschäfte bringen es im Sortiment überhaupt nicht über dies Minimum hinaus.

Wir haben in Vorstehendem versucht, auf einige mögliche Ersparungen hinzuweisen, möglich insofern, als bei gutem Willen ein Zusammenfassen sowohl der Verleger als andererseits der Sortimenter in unserer Zeit der Associationen ja nicht mehr auf unüberwindliche Hindernisse stößt und die bestehenden Vereinigungen der kleineren Kreise schon eine Annäherung geschaffen haben und man in nicht ferner Zeit überall erkennen wird, daß unsere Zersplitterung uns einen so wesentlichen Theil unserer Einnahmen kostet und dieselbe daher aufgegeben werden muß, wenn der Buchhändler überhaupt als solcher weiter existiren und sich auch ferner für den Absatz von Novitäten verwenden soll, was der prinzipielle Schleuderer in der Regel nicht thut und bei seinem Kundenkreise nicht thun kann. Die jetzige Organisation des Buchhandels beruht ja doch auf dem Novitätenvertrieb, und muß unserer Ansicht nach unter allen Umständen erhalten bleiben, wenn auch, den fortschreitenden Bedürfnissen des Verkehrs angepaßt, viele Sendungen vom Verleger direct an die Sortimenter gehen können, ohne die Organisation als solche zu gefährden; viele Sortimenter verhalten sich heute allerdings schon so feindlich gegen den Vertrieb von Nova, daß in vielen Fällen der Verleger zu directen Manipulationen gezwungen wird, diese dürften sich aber nicht wundern, wenn solche Verleger ihnen gegenüber den Rabatt kürzen und den vollen Rabatt nur solchen Handlungen ferner gewähren, die sich für die Novitäten energisch verwenden. Auf irgend einer Seite muß der Verleger seine Ausgaben für Inserate, Prospecte und Cataloge, welche er direct vertheilt, wieder ersparen, es bleiben ihm nur zwei Wege, entweder Kürzung des Rabatts im Allgemeinen, oder nur solchen Handlungen gegenüber, welche wohl gerne die durch Veranlassung und auf Kosten des Verlegers ihnen zugehenden Bestellungen ausführen, selber aber weder Arbeit noch Kosten an die Heranziehung von Bestellungen wenden mögen. Sobald eine größere Zahl von Verlegern diesen geringeren Rabatt für Handlungen, die um-

thätig sind, in Anwendung bringen, wird für die thätigen Handlungen auch wieder ein entsprechender Gewinn aus der Verwendung für Novitäten resultiren und diese wieder lohnend werden; der Verleger seinerseits kann ihnen einen Theil des an anderer Seite ersparten Rabatts wieder zukommen lassen und sie dadurch zu noch größeren Anstrengungen anspornen. Schließlich möchten wir noch auf eine weitverbreitete, aber dennoch falsch angebrachte Sparsamkeit hinweisen. Es ist dies der im Buchhandel für die Mitarbeiter ausgesetzte Gehalt. In diesem Posten herrscht fast überall eine so enorme Sparsamkeit am falschen Platze, daß einige Worte darüber wohl angebracht sind. Schon oben erwähnten wir, daß das Heranbilden von Lehrlingen keineswegs eine so bedeutende Ersparniß involvirt, wie es den äußern Anschein haben mag, auf gleicher Stufe steht die Benutzung jüngerer Gehilfen, welche billig arbeiten müssen, weil ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen ist, und diese Ausbildung durchweg den Hauptzweck ihrer Wanderschaft ausmacht; anders liegt aber doch die Sache, wenn ein ausgedehnteres Geschäft einzelne Arbeiten seinen Gehilfen zur selbständigen Erledigung zuweisen muß und dabei doch von Rechtswegen nur solche junge Leute anstellen sollte, die bereits die nöthigen Erfahrungen gesammelt haben und daher nicht mehr so sehr der peinlichsten Controlle bedürfen, die wiederum dem Chef selber seine Zeit kostet. Gerade diese Gehilfen erhalten einen Gehalt, welcher selten zum anständigen Leben mit Familie ausreicht und sind daher fortwährend auf der Suche nach Verbesserung resp. Wechsel der Stellung; während es für den Chef viel vortheilhafter wäre, diese einmal eingeübten Mitarbeiter möglichst lange zu behalten, schon um das Anlernen der ev. Nachfolger sich zu ersparen, sollte ein genau rechnender Chef den Wechsel seines Personals möglichst zu vermeiden eifrig bestrebt sein, auch durch die Auszahlung auskömmlicher Gehalte für erprobte, treue Mitarbeiter.

Möchten vorstehende Zeilen die Anregung geben, die darin niedergelegten Gedanken im Kreise der Berufsgenossen auf Verbandstagen ꝛc. näher zu treten, dann wäre ihr Zweck erreicht.

Ein Stiefkind des Buchhandels.

(Die Leihbibliothek.)

Von

G. C. Temps.

Die Leihbibliothek gilt für ein Stiefkind des Buchhandels und wird in der That auch vielfach als solches behandelt. Sie wird, da sie nur ein „Nebengeschäft" ist, gewöhnlich von einem Lehrling verwaltet, und zwar sehr häufig von einem solchen, der gerade von der Schule kommt und zu den anderen Aufgaben, welche der Buchhandel an seine Jünger stellt, noch nicht fähig ist. Daß unter solchen Umständen von einer erfreulichen Entwickelung der Leihbibliothek nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich, da gerade diese die ganze Aufmerksamkeit und Gewandtheit des sie Leitenden erfordert, wenn sie dem Geschäft einen Gewinn abwerfen soll. Und deshalb wird sie ja geführt; denn zum Vergnügen bürdet man sich eine solche Last nicht auf, und nur um ideale Ziele damit zu verfolgen, dazu ist die Jetztzeit viel zu materialistisch, die „Geld verdienen" als Motto auf ihre Fahne geschrieben hat.

Es dürfte daher hier wohl der Ort sein, einige Vorschläge zur Verbesserung dieses Zweiges zu machen.

Vor allen Dingen muß jedes Buch, nebst deutlicher Nummer, die Firma auf der Innenseite des Deckels tragen. Es dürfte sich auch empfehlen, die Firma auf der Vorderseite des Einbandes vermittels eines gedruckten Schildes anzubringen, um Verwechslungen mit ähnlich gebundenen Büchern aus Privatbibliotheken, falls die Nummer auf dem Rücken vielleicht abhanden gekommen ist, zu vermeiden. Dann müssen aus jedem Buche die Lesebedingungen zu ersehen sein, damit jeder Leser sofort weiß, wie viel Leihgebühren für dasselbe zu entrichten sind. Diese müssen dann aber unbedingt eingehalten werden, denn eine zu große Nachgiebigkeit in Betreff Ermäßigung der Leihgebühren bei

längerer Benutzung von Büchern, schädigt nicht nur den Besitzer, sondern läßt auch leicht den Vorwurf der Parteilichkeit aufkommen. Leihbibliotheken, welche in diesem Punkte mit Strenge verfahren, werden, wie die Erfahrung lehrt, viel und gern benützt.

Ferner sollte als Vorsatzpapier im hinteren Deckel, ein fein carrirtes Papier gebraucht werden, woselbst jedesmal bei Entnahme des Buches das Datum mit Bleistift verzeichnet wird, um auf diese Weise leicht zu finden, wann das Buch entliehen ist. Dies empfiehlt sich namentlich dort, wo zu gewissen Tagesstunden der Andrang ein so großer ist, daß der das Publikum Bedienende nicht Zeit hat, in Beisein des Kunden das Buch auszuthun, auf diese Weise aber dennoch genau berechnen kann, wie viel Leihgebühren zu entrichten sind. Außerdem gewährt die geringe Mühe des Datumeinzeichnens auch den Vortheil, daß, namentlich bei längerem Entleihen, was ja leider durch die Nachlässigkeit des Publikums zu oft vorkommt, ein Blick genügt, um im Register den Tag zu finden, unter welchem das Buch eingetragen ist.

Doubletten und solche Bücher, welche durch neuere Litteratur verdrängt sind, oder sogenannte „Eintagsfliegen", die gar bald in Vergessenheit gerathen, müssen ausgemärzt werden. Hierdurch wird viel, stets brauchbarer Platz erspart. Diese Arbeit sollte indeß nur der Prinzipal selbst erledigen, der durch jahrelangen Umgang sein Publikum und dessen Bedürfnisse kennt.

Größere Leihbibliotheken wissen diese ausrangirten Bücher, durch Versenden von gedruckten Katalogen, für hohen Preis wieder anzubringen. Es ist erstaunlich, welche Preise oft für solche Bücher bezahlt werden; mitunter erreichen sie die Nettobeträge der Verleger. Diese Vortheile haben allerdings die kleineren Leihbibliotheken nicht, weil sie selbst von stark begehrten Büchern nur wenige Exemplare anschaffen können, die durch vieles Benutzen gewöhnlich in einen fast unverkäuflichen Zustand kommen.

Es liegt im Interesse des Leihbibliothek-Besitzers, daß er durch Lesen schadhaft gewordene Bücher ausbessern oder neu binden läßt, und nicht Rücksichtslosigkeit des Publikums mit Rücksichtslosigkeit vergilt. Es ist wirklich nicht angenehm, zerfetzte und beschmutzte oder gar defecte Bücher zu erhalten, und wird die geringe Mehrausgabe für Reparaturen oder Neuanschaffungen vom Publikum gern anerkannt werden, durch größeren Zuspruch und Empfehlung in Bekanntenkreisen. Man wird sich natürlich etwaige Beschädigungen, deren Urheber bekannt sind, ersetzen lassen; doch dürfte der Rücksichtslose oder Unachtsame in den seltensten Fällen ermittelt werden, da bei der Rückgabe nicht

immer Zeit ist, das Buch gründlich durchzublättern. Hier ist eine größere Zuvorkommenheit als irgend sonst am Platze.

Was die Buchführung von Leihbibliotheken anbelangt, so sind außer dem Cassaconto zwei Bücher anzulegen, ein solches, in welches, möglichst in alphabetischer Reihenfolge, diejenigen Kunden eingetragen werden, welche abonnirt sind, also für einen gewissen Zeitraum gewisse, vorher zu begleichende Leihgebühren entrichten. Bezeichnen wir dieses Buch mit I. Auf jeder Seite unter dem Namen des Abonnenten sind genau die Bedingungen zu vermerken, unter welchen das Abonnement eingegangen ist, falls nicht eine feststehende Norm jeden Zweifel beseitigt. Dieses Buch ist paginirt und mit einem Register versehen.

Das zweite Buch (II) nimmt diejenigen Leser auf, welche für jedes entliehene Buch einzeln bezahlen; in diesem Buch II wird jede Niederschrift fortlaufend numeriert. Zu liniieren ist dasselbe folgendermaßen:

Datum	Fortlauf. Nr.	Name	Wohnung	Nr. des Buches	Betrag	Tag der Rückgabe

Wenn nun auch die Leihgebühren im Voraus entrichtet werden sollen, so geschieht dieses leider nicht immer. Wird nun ein Buch bezahlt, sei es bei Entnahme oder Rückgabe, so ist der dafür gezahlte Betrag in der vorletzten Rubrik auszuwerfen; es ist also leicht zu ersehen, wenn das Buch zurückgegeben wird, ob die Leihgebühren bereits berichtigt sind oder nicht.

Die aus irgend welchen Gründen rückständig gebliebenen Leihgebühren sind am Schlusse eines jeden Monats durch Quittung einzuziehen. Ebenso müssen zu gewissen Zeiten, am besten auch monatlich, diejenigen Bücher, welche länger als vier Wochen behalten sind, zurückverlangt werden, wodurch eine große Ordnung herbeigeführt wird.

Zu einer bessern Uebersicht führt auch noch folgende Einrichtung, welche allerdings einigen Aufwand an Zeit erfordert, aber sehr vor Verlusten schützt. Auf einen weiteren großen Vortheil dieser Einrichtung werden wir später zurückkommen.

Für jedes Buch der Leihbibliothek ist eine Liste in der Art der sog. Fortsetzungslisten in losen Blättern, welche alphabetisch geordnet in einem oder mehreren Kästen, je nach Umfang der Leihbibliothek,

liegen, anzufertigen. Diese Listen würden etwa wie nachstehende einzurichten sein.

No. 6891.

Ebers, G., Die Frau Bürgemeisterin.

Verlags-Anstalt, St. Preis ungebunden M. 6.— ord. / M. 4.— netto.

Entnahme	I. 287 26. 8. 83	II. 2324 2. 9. 83							
Rückgabe	1. 9. 83.								

Links oben ist die Leihbibliotheksnummer verzeichnet. Verleger- und Preis-Angaben sind bei etwaigem Verluste oder Verkaufe des Buches von großem Vortheile. Der Vermerk I. 287 heißt: Buch I (also Abonnent) Seite 287; es ist damit also ein ganz bestimmter Abonnent bezeichnet. — II. 2324 heißt: Buch II (also Nicht-Abonnent) Nr. 2324, also auch hier wieder unterliegt es keinem Zweifel, wer der Entleiher ist.

Fehlt nun ein Buch längere Zeit, oder wird dasselbe zu einer Zeit verlangt, wo es ausgeliehen ist, so sagt ein einziger Blick, wo sich dasselbe befindet, wie lange Zeit es der Betreffende in Händen hat u. s. w.

Man beugt, wie gesagt, durch Führung solcher Listen, die also eine doppelte Buchung bezwecken, vielen Verlusten vor. Ausreden, wie „Das Buch habe ich längst zurückgegeben" u. a., wie solche sehr oft vorkommen, sind ein für alle Mal ausgeschlossen. Namentlich bei Doubletten ist lediglich durch einfache Buchung unter Zuhilfenahme des Bestandes nicht stets sofort zu konstatiren, ob das Buch in der That zurückgeliefert ist oder nicht. Bei Doubletten ist es natürlich auch nöthig, eine Liste für jedes Exemplar auszufertigen, und diese sowie das betreffende Buch selbst mit dem Vermerk „Erstes Exemplar" ꝛc. zu versehen.

Wird ein ausgeliehenes Buch verlangt, man weiß aber nicht, wann es zurückkommt und verspricht dem Kunden, ihm dasselbe nach Rückgabe zuzusenden, so macht man auf der betr. Liste mit Bleistift einen diesbezüglichen Vermerk. Nun weiß Derjenige, welcher das Buch austhut, ganz genau, der oder jener wünscht dasselbe, und expedirt es sofort nach Eintreffen.

Von Zeit zu Zeit, vielleicht jedes Jahr, jedenfalls aber nicht gar

zu selten, ist ein Nachtrag zum Katalog anzufertigen, damit die Kunden immer auf dem Laufenden erhalten werden. Diese Nachträge werden dann wieder alle fünf Jahre in ein Alphabet gebracht, damit der Nachträge nicht gar zu viele werden.

Es ist selbstverständlich, daß alle zurückgelieferten Bücher möglichst bald eingeräumt werden müssen.

In der Regel wird ein Katalog nach den Verfassern geordnet genügen, namentlich dort, wo die Expedition der Leihbibliothek einer alten bewährten Kraft anvertraut ist. Doch wird ein Schlagwörterkatalog, insbesondere bei Theaterstücken, oft zeitraubendes Suchen ersparen. Ein geschriebenes Exemplar, nach Schlagwörtern geordnet, sollte daher in Leihbibliotheken, welche von Lehrlingen verwaltet werden, oder wo ein häufiger Personalwechsel, durch Avancement oder Abgang bedingt, stattfindet, vorhanden sein. Bei Theaterstücken, welche zur Aufführung auf Dilettantenbühnen bestimmt sind, muß auch im Kataloge die Anzahl der Mitwirkenden (Herren, Damen, Kinder) sowie die Zahl der Aufzüge, ob mit oder ohne Gesang ꝛc. vermerkt sein.

Im Interesse des Besitzers liegt es auch, seine Leihbibliothek stets auf dem Laufenden zu erhalten, was allerdings in kleineren Städten, wo der Fond für diesen Geschäftszweig nur ein kleiner, sehr schwer ist. Theure Bücher werden daher sehr oft aus den Doubletten größerer Leihbibliotheken ergänzt, da solche zum Theil noch im Erscheinungsjahre oder doch im darauf folgenden abgegeben werden. Den Wünschen des Publikums muß man zwar bei öfterer Nachfrage nach gewissen, nicht vorhandenen Büchern Rechnung tragen, doch sei man bei der Wahl derartiger Anschaffungen vorsichtig und überlege genau, ob Derjenige, welcher ein Buch empfiehlt, auch hierzu fähig ist.

Wir sind der Ansicht, daß eine Leihbibliothek, sei sie auch noch so klein, bei gewissenhafter Leitung und umsichtiger, coulanter Führung, stets einen entsprechenden Gewinn abwirft, doch darf dieselbe nicht stiefmütterlich behandelt, sondern muß als gleichberechtigtes Glied des Geschäfts angesehen werden.

Ueber Vereinssortimente.

Motto: Das beste Mittel zur Abhilfe gegen die nachtheiligen Wirkungen des Großsortiments ist die Errichtung von organisirten, dem Gesammtbuchhandel dienenden Vereinssortimenten.

Börsenblatt 1877. Nr. 298.

Die Idee, daß nur durch Errichtung von Vereinssortimenten die fortwährenden Klagen über schwerfälligen Verkehr, zu hohe Commissionsspesen, Schleuderei ꝛc. beseitigt werden können, ist nicht neu und wieder und wieder in den einzelnen Provinzial- und Lokalvereinen nach allen Seiten hin besprochen worden; durchgängig gipfelten die Ansichten in dem oben erwähnten Motto und doch existiren nur drei Vereinssortimente in Breslau, Frankfurt a. M. und Olten.

Woher kommt es, daß nicht mehr errichtet werden?

Sehen wir uns einmal die Vereinssortimente genauer an.

In den Statuten steht als Zweck der Gesellschaft: Den Verkehr zwischen Verlags- und Sortimentsgeschäft in beiderseitigem Interesse zu vermitteln.

Die Geschäftsordnungen lauten: Die Thätigkeit des Vereins umfaßt die Beschaffung solcher Zeitschriften und Continuationswerke, welche sich mit Vortheil liefern lassen, oder: das Vereinssortiment hält in der Regel kein Lager von Journalen und Lieferungswerken, sondern dieselben werden nur nach Maßgabe der festen Bestellungen bestellt und expedirt. Das heißt mit anderen Worten: die Bestellungen auf Zeitschriften werden gesammelt und das Vereinssortiment bezieht dann seinen Bedarf zu den bei Massenbezug erhältlichen Vorzugsbedingungen. Wir glauben, in beiderseitigem Interesse ist dieses Verfahren nicht von Nutzen.

Wo bleibt bei dieser Praxis der Verleger, welcher doch durch Hülfsmittel, Inserate ꝛc. dem Vertrieb seiner Journale mehr Nachdruck in dem Bezirk geben muß, in welchem sich der Sortimenter nicht eifrig

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CIMBERNSTR. 11

genug verwendet, und wo bleibt der ſein Geſchäft immer ausdehnende Sortimenter, der doch Anerkennung ſeiner Verdienſte vom Verleger haben will?

Wir hoffen — und dies iſt, glauben wir, auch die jetzige Anſicht der Vereinsſortimente —, daß in Journal- und Continuationswerken das Vereinsſortiment nur eine Stelle als Speditionsgeſchäft einzunehmen hat, ſo daß daſſelbe die vom Verleger in Packeten verpackt geſandten Journale nur zu vertheilen, reſp. zu verpacken hat und ſo zu befördern, daß der Sortimenter in den Beſitz der Journale ſo zeitig gelangt, wie er dieſelben früher durch den Berliner, Leipziger, Stuttgarter und Wiener Commiſſionair erhalten hat. Die Zeit der Umpackung müßte durch den Verleger durch frühere Sendung ausgeglichen werden.

Dieſen Weg der ſchnelleren und billigeren Lieferung haben auch ſchon größere Verleger in Berlin, Leipzig und Stuttgart eingeſchlagen, und wundern wir uns nur, wie es in jüngſter Zeit möglich iſt, daß der Stuttgarter Verleger-Verein dieſen einzig richtigen Weg durch den willkürlichen Act „Nur durch Commiſſionair zu liefern" wieder aufgehoben hat und bezweifeln auch — wir ſchreiben 1884 — eine wirkliche Durchführung der § 13. 1 b und 15 der Stuttgarter Geſchäftsordnung vom 20. Dezember 1877.

Das Vereinsſortiment iſt nach unſerer Meinung zuerſt und hauptſächlich als Speditionsgeſchäft einzurichten und würden die Verleger auch gern ihre Journale und Werke zur Vertheilung an die betreffenden Hauptpunkte der Provinz ſenden, wenn mindeſtens im Anfang 100 Mitglieder in regelrechtem Verkehr mit dem betreffenden Bezirks-Vereinsſortimente ſtänden. Die Liſte der Vereinsmitglieder müßte in Schulz' Adreßbuch, III. Abtheilung, aufgenommen werden.

Nach der Spedition käme erſt in zweiter Linie die Führung von gangbaren Lagerartikeln, welche die Vereinsſortimente dauernd auf Lager zu halten haben und die ſie baar oder in feſter Rechnung vom Verleger beziehen; hierüber wäre ein Lagerkatalog mit regelrechten Nachträgen anzufertigen, vorausgeſetzt, daß dieſes Lager, welches eine bedeutende Capitalanlage erfordert, auch von ſämmtlichen Firmen ebenſo benutzt wird, wie die Spedition, denn an der Spedition würden die Vereinsſortimente wenig, vielleicht Nichts verdienen. Durch eine regelrechte Speditionsverbindung der Hauptplätze mit den Vereinsſortimenten und der pünktlichſten Expedition der Lagerartikel, als auch der ſofortigen Weiterbeförderung aller eingehenden Beiſchlüſſe würde es dann wohl möglich ſein, eine zuſammenwirkende Kraft zwiſchen Verlag und Sortiment herzuſtellen.

Der Sortimenter würde ſolcher Verbindung gegenüber nicht mit Zagen, wie er es jetzt thut, da er glaubt, die Genoſſen könnten durch das Vereinsſortiment in ſein Geſchäft ſehen, entgegengehen, und auch der Verleger würde ſich nicht durch den Gedanken, zu viel Vortheile, welche er nur dem ſtrebſamſten Sortimenter einräumt, auch dem Vereinsſortimente bieten zu müſſen, abſchrecken laſſen, eine mitwirkende Kraft in dem Beſtreben zu ſein, ein Ganzes in kleinerem Maßſtab für die Provinz herzuſtellen. Die Schaffung eines ſolchen lebhaften Zuſammenwirkens zwiſchen Verlag und Sortiment würde wohl eine geraume Zeit in Anſpruch nehmen im Hinblick auf Zurückziehung mancher mit Mühe eingeleiteten Speditionswegverkürzung (ſiehe Stuttgarter Verleger-Beſchluß), aber nach Ueberwindung noch ſo mancher in Ausſicht ſtehenden Schwierigkeiten, glauben wir, würde ſogar der im erſten Heft dieſer Zeitſchrift angeregte Novitäten-Bezug durch die Vereinsſortimente leichter eingeführt werden können.

Mit letzterem würden dann die Vereinsſortimente dem Sortimenter Alles, was er verlangt, liefern können; bei ſehr eiligen Beſtellungen iſt der Weg, direct mit dem Verleger zu verkehren, vorzuziehen, Abrechnung kann immer dann durch das Vereinsſortiment geſchehen.

Nachdem wir uns im Gedanken ein ſolches Vereinsſortiment hingeſtellt haben, ſo wird wohl mancher Leſer fragen, wieviel gehört dann Capital zur Errichtung eines ſolchen Vereinsſortimentes, reſp. wieviel zahlt jedes Mitglied an Einlagecapital und wieviel Credit gewährt daſſelbe gegenüber der bedeutenden Creditgewährung von Leipzig?

Das Schleſiſche und das Mitteldeutſche Vereinsſortiment ſetzt als Einlage für jedes Mitglied 500 Mark feſt; eine Actie des Schweizeriſchen Vereinsſortiments beträgt 500 Frcs. In allen Geſchäften darf jedoch der dem Mitgliede gewährte Credit ohne Unterlage die Höhe ſeiner Capitaleinlage nicht überſteigen.

Wir jedoch denken uns, daß auch der kleinſte Sortimenter für das Vereinsſortiment herangezogen werden müßte und die Capitaleinlage von 100 bis 1000 Mark mit vierfacher Creditgewährung des Einlagecapitals feſtzuſetzen wäre. Kein Credit darf länger als drei Monate bewilligt werden, mit Ausnahme der Credite gegen Depot.

Bei vierteljährlicher Saldirung und in Hinſicht auf geſchäftliche Sicherheit der einzelnen Firmen im Bezirk, welche man im buchhändleriſchen Verkehr genau kennt, iſt ein Verluſt trotz der Creditgewährung kaum möglich. Dieſe Creditgewährung erſtreckt ſich natürlich nur auf vom Lager bezogene Artikel und ſind die Gelder für bezahlte Journal-Continuationen als verzinsliche Darlehen anzuſehen.

Wenn wir nun noch gern an der Spitze eines ſolchen Vereinsſortiments eine Kraft ſehen, die durch ſelbſtändige Initiative, unbeirrt durch unausbleibliche verſchiedene Meinungen der Mitglieder, das ſo eingerichtete Werk befeſtigt und zum Segen der Mitglieder ausbreitet, ſo glauben wir, daß durch eine ſolche Schaffung dem Verlag als auch dem Sortiment ein einiges Zuſammenhalten und Zuſammengehen gegeben wird.

O. si ...

Der Realismus in der französischen Litteratur.

(Fortsetzung anstatt Schluß.)

Charakteristisch ist, daß mit diesem Jahrhundert die Geschichte, oder die Menschheit überhaupt in all' ihren Zweigen, in ganz anderem Verhältniß sich entwickelt, als früher.

Die Entdeckung der Dampfkraft und Elektricität übt ihren Rückschlag auf die gesammte Litteratur. Hat die classische Formel sich während zweier Jahrhunderte unverändert erhalten, so hält sich die Romantik kaum ein halbes Jahrhundert. Der kritische Charakter der gegenwärtigen Litteratur — erklärlich bei dem Uebergang vom Princip des Idealismus zu dem des Realismus — wird erst bei einer endlichen Consolidirung der Gesellschaft selbst sich beruhigen, vielleicht erst dann, wenn die Gesellschaft auf der wissenschaftlicheren Basis der Zweckmäßigkeit ruht. Die neue — kritische — Zeit gehört der großen Formel des Naturalismus an, der sich allmählich über alle Gebiete verbreitet. Die Technik, die Chemie, die medizinischen Wissenschaften stehen unter seinem Einfluß. Der Zoologie, der Anthropologie wie der Philosophie erschließen sich mit einem Male ganz neue Bahnen. Die Malerei wird Makart und Wereschagin erzeugen — das Theater beginnt sich zu vertiefen und die sociale Frage ohne Pathos und Rhetorik zu behandeln, allein mit dem Streben nach Wahrheit — der Roman emancipirt sich von dem phantastischen „Roman" und wird mit Beibehaltung seines Namens zur Studie, zur Wissenschaft vom Menschen und der Gesellschaft. In Frankreich geht Balzac den Naturalisten voran; Turgenjew ersteht in Rußland — in Deutschland erst später J. Scherr und für die Bühne u. a. Richard Voß. Und auf allen diesen Gebieten nur ein großes Motiv, nur eine Parole vom Norden zum Süden — der Kampf um die Wahrheit.

Kehren wir zum Anfang des Jahrhunderts zurück. Die Folge jeder Activität, jeder Revolution ist die Reaction — die furchtbarsten Reactionen müssen darum nothwendig im Gefolge der größten Revolutionen sein. Auf die französische Revolution und das Elend des

Napoleonismus folgt die Romantik. Allgemein ist die Erschlaffung — eine Art Melancholie oder Weltschmerz liegt in der Luft. Man hat so viel Blut vergossen und gesehen, daß man sich nach Ruhe sehnt. Die Gesellschaft ist in ihrem tiefsten Grunde so erschüttert, daß sie zurückkehrt zu dem, was ihr das einzig Unerschütterliche scheint, was sie tröstet, ihr Halt giebt in der allgemeinen Oede — zur Religion. Mit der Religion eng verbrüdert kehrt die Monarchie mit allen Traditionen zurück — die Classik, die das Unheil der Republik und des Napoleonismus über Frankreich gebracht, ist beseitigt — das Mittelalter mit seinen Priestern, seinen Legenden, seiner Poesie, seinem Weihrauch und Glockenklang hält seinen feierlichen Einzug. — Victor Hugo und die Romantiker reiten geharnischt, wie die Ritter vom heiligen Graal, in die Schranken — die Fanfaren ertönen, die Rüstungen rasseln — und das Publikum klascht Beifall.

Der Anfang unseres 19. Jahrhunderts hat mit dem 16. Jahrhundert Verschiedenes in auffallender Weise gemein. Hier wie dort der Kampf einer mächtigen Idee mit unentschiedener Form und die endliche Emancipirung der Form. In beiden Epochen gehen Manifeste in die Welt: das Dubellay'sche Manifest (Plejade) gegenüber V. Hugo (Romantik). In beiden Perioden findet auch ein Bruch mit der Vergangenheit statt. Im 16. Jahrhundert der Bruch mit dem Mittelalter und die Rückkehr zum Alterthum — im 19. Jahrhundert der Bruch mit dem Alterthum und Rückkehr zum Mittelalter. Die Beschäftigung mit der Gegenwart und der Realität des Lebens wird erst zur Aufgabe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Auf dem Gebiete der Lyrik ist der Triumph der Romantik nicht zu bestreiten. Anders auf dem Theater, das das Haupt-Schlachtfeld der Romantiker ist. Das romanische Drama giebt der classischen Tragödie den Gnadenstoß — in practischer Beziehung durch die eigenen Productionen, in theorethischer durch das prächtige Manifest V. Hugo's, dem die Wirklichkeit leider phrasenhaft und unwahr gegenüber steht. Das Wesen des romantischen Dramas besteht vor Allem in der directen Antithese zum classischen Trauerspiel. Die Motive des letzteren sind Pflicht, Tugend u. s. w. — ihr Schauplatz gewöhnlich das Alterthum; trotz der Steife eine gewisse psychologische Analysirung der Personen. Die Romantik ist revolutionär; der literarische „Berg" gegenüber der würdigen „Gironde", der Jakobinismus der Litteratur. Von Pflicht will sie nichts mehr wissen; die Pflicht unterliegt der Leidenschaft (meist nur der sogenannten Leidenschaft) die Reflexion der Handlung, die Analyse der Farbe, der Emphase. Racine ist todt, es lebe Shakespeare!

heißt der Schlachtruf der Romantik. Shakespeare wird importirt — wenigstens seine zügellose Sprache, seine Bühnengewandtheit, der bunte Wechsel der Scenen. Nur Eines konnte selbst V. Hugo nicht gelingen — die Shakespearesche Realistik, die Shakespeareschen Charactere. So bestand denn das romantische Theater aus der Shakespeareschen Form — aber einer Form ohne Geist. Der fehlende Geist wurde durch das Bizarre ersetzt — die Realität durch die Karrikatur. — Das Manifest dieser Productionen war die Vorrede „Cromwell's", aus dem Jahre 1827. Wohl selten stand eine Theorie so sehr im Widerspruch mit ihrer Praxis, als dieses Manifest mit den Leistungen der Romantik. — Bei aller Begeisterung für das Mittelalter und die Romantik trägt dieses Manifest doch durch und durch den Keim des Realismus in sich — jenen fast Shakespeareschen Geist, der sich theoretisch so leicht postuliren, praktisch so schwer erfassen und dem Stoffe inspiriren läßt. Das höchste Ziel des Dramas ist — der Theorie V. Hugo's nach — der „Character". Das ist so realistisch, daß kein Balzac entschiedener zu postuliren vermöchte. Wie aber nimmt sich dieser theoretische Charakter des romantischen Manifestes beim Dichter aus? wie übersetzt die Romantik ihr schöne Theorie in die Praxis?

Ein Blick auf die Hernanis genügt. Keine Menschen, keine Individualitäten — nur Metamorphosen Victor Hugo's. Nicht Hernani, nicht Marion Delorme, immer nur das liebe Ich Herrn Hugo's voll Emphase und Pathos. — Man hat sehr gut behauptet, daß die Hugo'schen Figuren, deren Mund von Tugend und Ehrenhaftigkeit überfließt, in der Wirklichkeit d. h. in ihren Handlungen wahre Scheusale von Schmutz und Wahnsinn sind. — Das specifische Wappen V. Hugo's ist die Antithese. — Antithese in den äußern Verhältnissen, und Antithese im Inneren, im Menschen selbst. Doch nicht bloß V. Hugo, die ganze Romantik krankt an dieser Sucht, aus der bald die Sucht nach dem Uben teuerlichen, dem Unglaublichen, Unnatürlichen, Ungeheuren entstand. Die Romantik bekehrte sich zum Liberalismus, zur Republik, ja zum Socialismus; aber ihre Absurdität wuchs mit ihrem Alter. Und endlich galt als einziger Grundsatz für sie nur mehr der: „credo (resp. scribo) quia absurdum". — So artete diese so viel versprechende litterarische Revolution in geistlose Declamationen aus. Der Unterschied von der Classik war, was den Inhalt betrifft, ein nur äußerlicher und oberflächlicher. Im Grunde genommen war die Romantik ja nur absurder, toller; verfiel ins andere Extrem; kostümirte im Uebrigen ihre Figuren und Situationen genau wie die Classik, hatte ihre Dogmen, machte *ihren* Lärm, ihre Effecte. Das System der Romantik war ihre Regel-

losigkeit. — Mit der Gründung einer neuen Shakespeareschen Sprache, einer freien realistischen Form ist der Lebenszweck der Romantik erfüllt. Das sind unbestreitbar ihre Verdienste. Sie verschwindet jetzt vom Theater, das sie dem sozialen Drama überläßt und setzt ihr Dasein nur noch in der Lyrik fort. — Aufgabe der neuen Litteratur mußte es nun sein, das Manifest der Romantik zu bethätigen; und die Umstände begünstigten dieses Bemühen.

Auf Grund dieses realistischen Manifestes Victor Hugo's und der neu geschaffenen Sprache konnte die neue litterarische Formel des Naturalismus entstehen, und Balzac ist der Atlas, auf dessen Schultern das Gebäude ruht. Wir sind mit Honoré de Balzac in die neueste Epoche der französischen Litteratur eingetreten; die Geschichte derselben läßt sich jetzt noch nicht schreiben, da sie erst ihre Entfaltung beginnt. Wohl aber handelt es sich darum, das Wesen dieser neuen Formel festzustellen und die Verhältnisse kennen zu lernen, aus denen sie entspringt. Und das Studium der modernen Litteratur wird sich dann erweisen als das der modernen Gesellschaft.

Der Begriff des Naturalismus ist universeller, als der des Realismus, denn er umschließt die ganze Natur, die ganze Gesellschaft, das ganze Jahrhundert mit all' seiner Wissenschaft und Kunst. Unser Jahrhundert hat sich erst von seiner zweiten Hälfte ab in entschieden realistisch-naturalistischem Sinne entwickelt; zwischen gestern und heute, zwischen der ersten und zweiten Hälfte des Jahrhunderts klafft ein Abgrund, wie er wohl niemals tiefer in der Menschheits-Geschichte vorhanden war. Die Zeitverhältnisse sind kritischer als je; allüberall lösen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens sich auf, die einst für heilig und unerschütterlich galten. Die Concurrenz schafft einen Kampf ums Dasein. der unnatürlich und krankhaft ist und jeder Humanität Hohn spricht. Der grenzenlose Egoismus wird anerkanntes Princip, das Geld übernimmt seine furchtbare Rolle — furchtbar durch das Großkapital und die Großindustrie. Der sogenannte vierte Stand löst sich vom tiers-état ab, als ein Volk unter dem Volke, und seine Massen wachsen immer mehr an. Die entsetzlichste aller Krisen, die sociale, tritt in der Form des Massenelends auf. Die Ideale, die man früher außerhalb der Welt gesucht, übertragen sich auf das Diesseits, und die Regierungen wie die Wissenschaft suchen durch geeignete Reformen die drohende Gefahr zu beschwören. Mit diesem entsetzlichen Realismus des Lebens geht der Realismus in Wissenschaft und Kunst Hand in Hand. Die Natur-Wissenschaften sind die ersten, die sich emancipiren. Wird aber

nur eine einzige Seite des menschlichen Geistesgebietes engagirt, so theilt sich der Stoß der ganzen Linie mit; die Litteratur folgt nach, und die Analyse wird in diesem Kampfe ihr Schwert.

Trotz des überwiegenden Egoismus ist aber die Signatur unserer Zeit auf allen Gebieten der Drang nach der Wahrheit und dem Wesen der Dinge — ein gewisser revolutionärer Zug, der wissenschaftlich negirt, was der Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts nur instinctiv negirt hatte. Doch noch mehr dominirt das Streben, durch Forschung und Beobachtung positive Resultate zu erzielen.

Die Zeit dieses Riesenkampfes ums Dasein ist für die Poesie überhaupt, und speciell für die Lyrik am wenigsten günstig. Unwillkürlich fühlt sich die Gesellschaft von der poetischen Phantasie nicht mehr befriedigt, sie will Belehrung statt der Unterhaltung, und Wahrheit statt Phantasie. Sie fühlt, daß sie selbst ein eigenartiger, vielverschlungener Organismus ist, und hat das Bedürfniß, sich kennen zu lernen, der Drang nach Selbsterkenntniß, der um so intensiver ist, als weder Classik noch Romantik die Gegenwart und ihre Krisen berücksichtigt hatten. Zwei Faktoren haben deshalb fast die ausschließliche Herrschaft in der modernen Litteratur erlangt: der Roman und das Theater; vor Allem aber der Roman. — Der Name „Roman" ist für den modernen Roman überlebt. Unter „Roman" verstand man eine abenteuerliche Geschichte voll verwickelter Intriguen, voll schillernder Phantasie, voll Idealismus, Unwahrscheinlichkeit, Widernatur und Pathos. Der Zweck des Romans war bis in die neueste Zeit natürlich die Unterhaltung, und die „sine qua non-Eigenschaft" jedes Roman-Verfassers die Phantasie ohne Grenzen. Wie bei so vielem Anderen hat auch hier sich der Inhalt verändert, während der Name beibehalten ward. Der Roman hat ein großes Verbrechen an der Menschheit begangen — die Romantik, so begreiflich sie als Reaction war, hat mit ihrer unheilvollen Gefühlsschwärmerei die Natürlichkeit vollständig ertödtet, eine ungesunde und ganz widernatürliche Anschauung des Lebens verbreitet, den gesunden, nüchternen Menschenverstand zu Gunsten der „mondbeglänzten Zaubernacht" vergiftet. Der Wissenschaft und dem Leben selbst schlug der Roman geradezu ins Gesicht und erstickte durch eine lügenhafte Schilderung des Vergangenen alles Interesse an der Gegenwart und ihren Kämpfen. Eine Generation aber, die in der Vergangenheit schwelgt, ist nicht fähig, eine Gegenwart zu erkämpfen — und das Vergehen der Romantik liegt hierin.

(Schluß folgt.)

An Herrn Peter Hobbing!

Offener Brief eines Gehilfen.

In Heft 1 dieſer Zeitſchrift haben Sie uns vorgeführt, welche Anforderungen Sie an den Buchhändler ſtellen, kurz geſagt, verlangen Sie eine allgemeine Bildung, die ihn befähigen würde, jeden Tag ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu werden, eine ſogenannte Fachbildung, welche ihn befähigen würde, nicht allein die Profeſſuren für alte und moderne Sprache, Germaniſtik und Archäologie, Literaturkunde, Weltgeſchichte und Geographie zu übernehmen, ſondern er ſoll auch noch der vollkommenſte Aeſthetiker, Buchhalter und Spediteur in einer Perſon ſein, er ſoll ſeine Zeit und ſein Publikum kennen, ſeine Schriftſteller animiren können (anleiten will ich nicht mal ſagen), ſoll ferner ſein eignes Geſchäft dementſprechend leiten und doch dabei immer und immer wieder das Ganze im Auge behalten und für die Gemeinſchaft wirken u. ſ. w.

Unter uns geſagt, ich glaube nicht, daß es auch nur einen Buchhändler giebt, der den größten Theil der von Ihnen verlangten Kenntniſſe und Eigenſchaften wirklich beſitzt und auch nicht, daß es je einen ſolchen Muſterbuchhändler gegeben habe, und doch iſt der Buchhandel zur Blüthe gekommen und ſteht auch heute noch auf einer ſehr hohen Stufe, trotz aller Klagen und Lamentos, die fortdauernd heute wie geſtern und ehedem über den Verfall vorgebracht werden.

Hieraus wage ich nun den Schluß, daß Ihre Anforderungen zu hoch geſpannt ſind, einestheils zu hoch, als daß überhaupt jemand ſie erfüllen könne, anderntheils auch höher, als es zur Blüthe des Buchhandels nöthig iſt.

Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden darin, daß man an den Buchhändler ziemlich hohe Anforderungen ſtellen ſolle, wenigſtens als Ideal, und beſonders, daß ſich jeder, der ſich Buchhändler nennen läßt, beſtrebe dieſem Ideale möglichſt nahe zu kommen, doch geſtatten Sie mir dagegen wohl eine Frage: was bietet der Buchhandel bei ſolchen Anforderungen für einen Lohn?

„Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes Werth", heißt es überall und „wie die Arbeit ſo der Lohn". Nun, dieſe beiden Sätze zeigen im Buchhandel eine gründliche Ausnahme, es iſt kein Stand auf Erden, der an ſeine Angehörigen ſo hohe Anforderungen ſtellt und dieſelben ſo ſchlecht lohnt. Sehen Sie um ſich, was kann ein Buchhändler überhaupt verdienen? Von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, wo weniger der Buchhändler ſelber als ſein ererbtes Capital arbeitet, ſo verdienen wenigſtens 80% aller Buchhändler, Prinzipale und Gehilfen, nicht mehr als zum Lebensunterhalte durchaus unentbehrlich iſt, die Hälfte davon nicht einmal ſo viel, daß ſie im Stande wäre, ihre Kinder ordentlich erziehen zu laſſen und für ihre alten Tage oder für Wittwen und Waiſen auch nur den kleinſten Nothpfennig zurückzulegen.

Sie werden vielleicht ſagen, dies ſei übertrieben, indirect können Sie es ſich

selber ausrechnen, daß von allen Sortimentern 90% selbst bei sparsamstem Leben nichts erübrigen können, sofern nicht etwa Nebeneinnahmen dazu kommen, und daß die Hälfte der Verleger nichts als den Unterhalt des nackten Lebens erwirbt, ist doch eine allgemein bekannte Thatsache. Möglicherweise sagen Sie mir auch, es sei dies eine ganz natürliche Folge der Unfähigkeit dieser Leute für den Buchhandel, doch würden Sie damit nur constatiren, daß von allen Buchhändlern dann 80% unfähig wären, und die übrigen 20% trotzdem wohl nicht in jedem Fall für die Fähigsten und Intelligentesten erklären wollen.

Ich will Ihnen auch noch zugeben, daß ein Theil dieser 80% wirklich nicht den bescheidensten Anforderungen genügen kann, die man an einen tüchtigen Buchhändler zu stellen gewohnt und auch berechtigt ist; aber dieser Theil ist meiner Meinung nach nicht so groß, um wirklich ausschlaggebend zu sein für die Beurtheilung des Ganzen; doch will ich ausdrücklich bemerken, daß ich hier und überall von sog. Nothstandscollegen absehe, diese nennen sich wohl Buchhändler und figuriren als solche in Schulz' Adreßbuch, durchweg sind es ehrsame Buchbinder und ähnliche Leute, welchen der ganze Buchhandel eine geringfügige Nebensache ist, die nur mit Büchern handeln, weil Sie damit einen kleinen Nebenverdienst sich erwerben wollen; ich spreche nur von wirklichen Buchhändlern, denen der Buchhandel Lebensberuf ist und die sich damit ihr Brod durchweg allein oder doch vorwiegend verdienen wollen. Die Thatsache, daß von diesen gelernten Buchhändlern 80% nicht mehr, viele sogar weniger, erwerben können als zum Lebensunterhalte im weiteren Sinne, selbst bei großer Sparsamkeit nothwendig ist, bleibt bestehen. Die Ursachen derselben zu untersuchen, würde mich hier zu weit führen, ich will nur auf eine Folge aufmerksam machen, welche mit den von Ihnen aufgestellten Anforderungen im engsten Zusammenhange steht, aber nicht immer genügend beachtet wird.

Im großen Publikum galt der Buchhandel früher nicht allein als ein sehr respektables Geschäft, sondern auch als ein solches, welches seinen Mann anständig ernährte; diese Tradition findet man noch zuweilen, doch dringt auch die vorhin angeführte Thatsache immer mehr unter die Leute und wird es in nicht zu ferner Zeit stadtbekannt sein, daß ein Buchhändler in der Regel wenig mehr erwerben kann als der einfache Tagelöhner. Unter der bisher herrschenden Ansicht des Publikums galt der Buchhandel als eine ehrenvolle und anständige Erwerbsquelle für alle jungen Leute, die aus irgend welchem Grunde verhindert waren, die Universität zu besuchen, obgleich sie, ihren Talenten und Fähigkeiten nach, dies mit sicherster Aussicht hätten thun können. Seit einiger Zeit reichte die Zahl solcher Candidaten des Buchhandels allerdings nicht mehr und daher finden wir jetzt schon viele Collegen, welchen diese Talente fehlen, die oft sogar kaum die allgemeine Bildung einer guten Bürgerschule in den Buchhandel mitbringen. Während es bisher nur Nothbehelf war, wenn ein Prinzipal einen Lehrling annahm, der nicht die allgemein verlangte Gymnasialbildung, wenigstens der mittleren Klassen mitbrachte, so wird es für die Folge mehr und mehr zur allgemeinen Regel werden, weil diejenigen jungen Leute, die es bis zur Secunda eines Gymnasiums schon gebracht haben, bei den schlechten pekuniären Aussichten im Buchhandel sich diesem künftig nicht mehr widmen werden und daher alle Prinzipale, welche Lehrlinge suchen, nothgedrungen solche junge Leute annehmen müssen, die nur die Volksschule besucht haben, und die besseren hiervon sich auch noch anderen Berufen zuwenden, wo ihnen für ihre Arbeit ein weit besseres Entgelt geboten wird.

Ein anderes Zeichen dafür, daß der Andrang junger, gebildeter und auch wohlhabenderer Leute zum Buchhandel nachgelassen hat, wenigstens gegenüber

dem Bedarfe, zeigt sich in den jetzigen Bedingungen für die Annahme von Lehrlingen. Während früher eine Lehrzeit von 5 Jahren und eine Vergütung für Kost und Logis oder ein Lehrgeld verlangt wurde (notabene von jungen Leuten, die, modern zu reden, ihren Einjährigenschein in der Tasche hatten), offerirt man jetzt dagegen 3 Jahre oder weniger Lehrzeit und oft noch eine Vergütung von größerem oder kleinerem Betrage; eine große Hamburger Firma bot öffentlich bei 3 Jahre Lehrzeit pro anno 300 Mk. Vergütung und wird an die Vorbildung wohl schwerlich hohe Ansprüche gestellt haben.

Wenn man einem tüchtig vorgebildeten jungen Manne auch die Erlernung des Buchhandels dadurch erleichtern will, so liegt doch die Gefahr sehr nahe, daß man oft, um überhaupt nur einen Lehrling zu erhalten, weniger vorgebildete Leute als Zöglinge annimmt und möglicherweise seine Ansprüche an die Vorbildung mehr und mehr herabsetzt.

Während Sie, geehrter Herr, nun die Anforderungen an den Buchhändler sehr hoch schrauben, findet der Lehrlinge suchende Buchhändler sich jetzt meistens veranlaßt, seine Ansprüche an die wissenschaftliche Vorbildung seiner Zöglinge immer mehr zu mäßigen und wird in Folge dessen natürlich der Buchhändler der Zukunft in keiner Weise Ihren Anforderungen gerecht werden können; denn daß ein junger Mann, der ungenügend vorgebildet, vielleicht schon mit 14 Jahren als Lehrling in ein Geschäft kommt, auch bei Fleiß und Strebsamkeit sich nicht die fehlende Ausbildung nebenbei erwerben kann, ist wohl klar; er wird wohl einige mechanische Fertigkeiten sich erwerben, aber ein Buchhändler nach Ihrem Sinne wird er nimmer werden können. Nun werden Sie wohl sagen, die jetzigen Buchhändler sollten im Interesse unseres Standes und seiner Zukunft an die aufzunehmenden Zöglinge sehr hohe Anforderungen stellen und ich will Ihnen darin gerne vollständig beipflichten, doch erlauben Sie wohl die Frage, wie es der jetzige Buchhändler anfangen sollte, um sich seinen wirklichen oder vermeintlichen Bedarf an Lehrlingen zu verschaffen, wenn er hohe Anforderungen stellen müßte und sich junge Leute, die diesen genügen, nicht melden Hier könnte nur eins helfen und das ist, daß der Buchhandel seinen Zöglingen eine sichere und vortheilhaftere Zukunft bietet als andere Berufszweige, welche eine gleich hohe Vorbildung beanspruchen. Zur Zeit ist dies durchaus nicht der Fall und für eine absehbare Zukunft ist dies auch nicht zu erwarten. Und weil der Erwerb des Buchhändlers ein so minimaler ist, auch jetzt keine Ausgleichung mehr findet durch eine angesehenere gesellschaftliche Stellung, vielmehr an Hoffnungslosigkeit von keinem anderen Berufe übertroffen werden kann, so werden sich junge Leute mit halbwegs ordentlicher Vorbildung immer seltener unserem Berufe zuwenden, sondern einen solchen erwählen, der ihnen mehr Aussichten bietet.

Vergleichen Sie z. B. die Carrière, welche ein Abiturient im Postdienste machen kann! Daß er mehr arbeiten müßte als ein Buchhandlungszögling, werden Sie wohl nicht behaupten, trotz aller Klagen über zu große Arbeitslast. Ohne daß er ein besonderes Genie wäre, wird er die vorgeschriebenen Prüfungen in der festgesetzten Zeit durchmachen, er wird damit einen steigenden Gehalt beziehen und hat nebenbei die Sicherheit einer Pension, falls er arbeitsunfähig werden sollte; verheirathet er sich, so erwirbt er durch kleine Beiträge ebenfalls für Frau und Kinder Pensionsansprüche, sollte er selber auch frühzeitig sterben. Hat er dagegen mehr als die Durchschnittsbegabung für seinen Beruf, so stehen ihm die höchsten Aemter offen, selbst Minister kann er werden. Aehnlich ist die Carrière bei der Eisenbahn, wo der Besuch einer guten Dorfschule zum Eintritt befähigt und jeder bei einigem Fleiß und Wohlver-

halten es zum Stationsvorsteher bringen kann, womit immer eine auskömmliche Existenz und Pensionsrechte verbunden sind.

Grade diejenigen fähigen jungen Leute, die vom Besuche der Universität absehen müssen, welche früher in den Buchhandel eintraten, sind demselben jetzt durch die günstigeren Aussichten in anderen Beschäftigungen entzogen, und wir könnten solche nur dann wieder gewinnen, wenn wir ihnen möglichst Besseres, Lohnenderes bieten könnten. So lange wir dies nicht können, werden wir eben gezwungen sein, unsere Ansprüche zu bescheiden, oder, wenn's möglich wäre, lieber auf die fernere Ausbildung von Zöglingen zu verzichten. Dies wird nun aber wieder nicht gehen, denn die vermeintlich billige Arbeitskraft des Lehrlings soll ja beim Prinzipal wieder dazu beitragen, daß für ihn das Geschäft lohnender scheine; daß es dies nicht ist und bei aller Lehrlingszüchterei doch nicht wird, ist ja im Buchhandel öffentliches Geheimniß. Eine andere Folge des schlechten Erwerbes im Buchhandel ist, daß sich demselben wohlhabendere junge Leute nur in sehr geringer Anzahl widmen und daher im Buchhandel ein sehr bedauerlicher Mangel an Capital vorherrscht, der wieder auf viele andere Verhältnisse ungünstig zurückwirkt. Wir arbeiten in einem Kreise, aus dem herauszukommen sehr schwer sein wird, weil der Buchhandel die Arbeit und Intelligenz, welche er verlangen soll, so unverhältnismäßig schlecht lohnt, so widmen sich ihm so wenige wirklich tüchtige Kräfte; es vermehrt sich die Zahl der Unfähigen und bei der großen Zahl derjenigen, welche vom Buchhandel leben wollen, wird der Erwerb des Einzelnen immer geringer, wodurch dann auch die Tüchtigen in Mitleidenschaft gezogen werden.

Es ist dies ein düsteres Bild, aber leider ein durchaus zutreffendes, und was am meisten deprimirend wirkt, es ist keine Aussicht vorhanden, daß sich der Horizont des Buchhandels wieder aufhelle, denn wohin man sieht, ist der Kreis geschlossen und keine Spur von zu erwartender Besserung vorhanden, wenn man nicht Anregungen, wie Ihren Aufsatz, als Zeichen der Erkenntniß dafür annehmen kann. Diesen Verhältnissen gegenüber ist der Einzelne ziemlich machtlos und die Gesammtheit ist sich darüber wenigstens jetzt noch nicht klar und läßt alles gehen wie es eben geht. Wenn auch von vielen Seiten dahin gestrebt und gearbeitet wird, den Erwerb des selbständigen Buchhändlers zu heben und das Geschäft lohnender zu gestalten, so wird diese Arbeit noch zu plan- und ziellos betrieben, um baldigen Erfolg zu versprechen; sie findet auch an sehr vielen Stellen noch nicht das richtige Verständniß und in Folge dessen weder die richtige Würdigung, noch die nothwendige allgemeine Unterstützung. Erst wenn diese Bewegung von Erfolg gekrönt sein wird, der Buchhandel wieder seinen Mann anständig ernährt, erst dann kann man die Anforderungen an den Einzelnen und an die Gesammtheit mit Erfolg höher stellen und wird dabei der Unterstützung aller Tüchtigen sicher sein; auch dann erst werden wieder tüchtige jüngere Leute sich dem Buchhandel zuwenden und wenigstens streben, auch Ihren Ansprüchen möglichst gerecht zu werden. In welcher Weise der Erwerb lohnender zu gestalten sein wird, kann ich hier nicht näher untersuchen, da ich mich nicht berufen fühle, die Bestrebungen unserer tüchtigsten Kräfte zu kritisiren, ohne wesentlich Neues oder Besseres zu bieten; es würde dies auch über den Zweck dieses Briefes hinausgehen, der nur zeigen sollte, in welch engem Zusammenhange grade die Erfüllung Ihrer Anforderungen mit der ganzen Reform-Bewegung des heutigen Buchhandels steht.

Die litterariſche Bildung des deutſchen Buchhändlers.

Ein Beitrag zu dem, was noth thut.

(Fortſetzung.)

Wer ſich eine genauere Kenntniß der deutſchen Litteratur verſchaffen will, wer ſich durch irgend welche Umſtände bewogen ſieht, entweder im Allgemeinen oder im Beſondern, der einen oder andern Periode unſerer Nationallitteratur ein umfaſſendes und eingehendes Studium zu widmen, ſei es, daß ihn die abgeſteckte Thätigkeit ſeines Berufes als zukünftiger Verlagsbuchhändler etwa, oder als Antiquar, ſei es nun, daß ihn private und eigenthümliche Beweggründe zu einem liebevollen Sichverſenken in die Vergangenheit und in die Gegenwart unſerer Schriftkunde veranlaſſen, der wird ſich nach erfolgter Einführung in dieſelbe — am beſten und zuträglichſten durch die Litteraturgeſchichte von Heinrich Kurz — noch nach anderen Hilfsmitteln umſehen müſſen; der wird genöthigt ſein, auch die Bibliographie der älteren Zeit in entſprechendem Maße kennen zu lernen, nach geſchickter Vorbereitung und auf ſicherer Grundlage die verſchiedenen Meinungen und die Urtheile bewährter und berufener Männer über die einzelnen Werke und über ihren Zuſammenhang, über ihren Werth und Unwerth zu vergleichen und zu erwägen, um gleich ihnen ſich eine, wenn auch nicht abſchließende, äſthetiſch-kritiſche Meinung zu bilden.

Für unſere Nationallitteratur beſitzen wir zwei große, zuverläſſige und ſehr geſchätzte Werke, welche als „Grundriß" für die Einzelkenntniß ein erſtaunliches Material enthalten: es ſind die beiden Werke von Koberſtein und Goedeke.

Karl Goedeke, von unſern lebenden Litterarhiſtorikern wohl der älteſte (1814 geboren), aber auch der kenntnißreichſte und fleißigſte, hat in ſeinem „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung aus den Quellen" dem deutſchen Volke ein Werk gegeben, wie es in emſiger Arbeit ein Anderer ſo bald nicht wieder ſchaffen wird. Es

keine Geschichte der deutschen Litteratur, es ist ein Grundriß zu einer solchen. Mit unsäglicher Mühe und mit eiserner Ausdauer sind hierin die Bausteine zusammengetragen worden, welche die glücklicheren Benutzer für ihre Arbeiten verwendet haben, noch heute verwenden und auch in Zukunft verwenden werden und verwenden müssen.

Goedeke's Grundriß erschien in Lieferungen bei Ehlermann in Hannover, späterhin in Dresden; der erste Band wurde 1859 vollendet, das ganze Werk mit dem dritten Bande und einem Register 1881. Der Inhalt des ersten Bandes enthält die Schriftkunde von der ältesten Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege, der des zweiten bis zum (napoleonischen) Weltkriege, der des dritten seit dem bis zu Goethe's Tode, im Einzelnen aber noch über diese Grenzscheide hinausreichend.

Als Goedeke seine Arbeit unternahm, fehlte, wie er in der Vorrede sagt, „ein Buch, in welchem die dichterischen Namen der verschiedenen Zeiten und der mannigfachen Landstriche unseres Gesammtvaterlandes möglichst vollständig verzeichnet waren und der Stoff mehr nach kulturgeschichtlichen, als nach ästhetischen Gesichtspunkten behandelt wurde. Der Vorsatz, eine solche umfassende Uebersicht zu schaffen, wurde löblich gefunden und die Ausführung durch den Beifall einsichtiger Beurtheiler ermuthigt. So entstand dies Buch, Anfangs sich eng beschränkend und dann allmählich mit dem ins Unermeßliche wachsenden Stoffe sich mehr und mehr erweiternd."

Das Werk ist in 8 Bücher getheilt, welche, wie schon der Verfasser selbst bemerkt hat, dem verarbeiteten Stoffe nach eine ungleiche Behandlung gefunden haben; das 5. Buch für die Zeit vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Auftreten Klopstock's ist wohl am wenigsten eingehend berücksichtigt worden; (dafür ist aber dieser Zeitraum in „der Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit von Carl Lemcke, Leipzig 1871, bei E. A. Seemann" in vortrefflicher Weise bearbeitet worden, in einem Werke, das Goedeke selbst empfiehlt). Das 8. Buch, die Zeit von 1815—1830 umfassend, ist fast so umfangreich geworden, wie das ganze übrige Werk.

Jeder Buchhändler aber, der es benutzen will — und es wäre zu wünschen, daß es keiner unterlassen möchte — wird sich in diesem Theile am häufigsten Raths erholen müssen, daher die Fülle des Materials hier am willkommensten erscheinen wird.

Für Antiquare ist Goedeke's Grundriß kaum zu entbehren. Und wie sehr von diesen das zuverlässige Buch geschätzt wird, bezeugt die oftmals in Katalogen bei seltenen Bücherausgaben stattfindende An-

merkung: „Goedeke unbekannt", über welche der Autor, wie er in der Vorrede selbst sich äußert, ein jedes Mal hat lachen müssen, als ob er denn nun auch alle Bücherausgaben gar kennen sollte.

Den hervorragendsten Dichtern sind von Goedeke, je nach ihrer Bedeutung und dem Werthe ihrer Werke längere oder kürzere biographisch-kritische Darstellungen ihrer Wirksamkeit gewidmet worden; die umfangreichsten davon über „Goethe und Schiller" sind auch einzeln daraus abgedruckt worden, in zweiter durchgesehener Auflage, Hannover 1859.

Ein jedes dieser litterarischen Charakterbilder ist scharf und sauber ausgeführt und trotz der nothwendigen Kürze gehaltvoll, wie selten eins. Den kritischen Bemerkungen Goedeke's ist kaum widersprochen worden; man weiß, daß hier ein Mann urtheilt, der seinen Stoff beherrscht, und dessen Urtheil auch auf gute Gründe gestützt ist. Nur seine Bemerkungen über Heinrich Heine haben wenig Anklang gefunden. Aber nichts ist erklärlicher. Goedeke ist ein Charakter, und Heinrich Heine besaß keinen. Wer einen solchen auch in den Werken des Dichters nicht vermissen will, kann Heine nicht strenge genug beurtheilen und verurtheilen. Heinrich Heines Charakterbild wird in der Geschichte der deutschen Dichtung ewig schwanken. Bewunderer und Nachahmer hat er gefunden und wird er noch finden. Wenn nun Goedeke den verderblichen Einfluß, den er bis heute ausgeübt, in besonderem Maße hervorgehoben, so hat er gut daran gethan.

Die bibliographischen Angaben über alle Werke der Dichter und Schriftsteller, welche Goedeke in den Bereich seiner Darstellung gezogen hat, sind annähernd vollständig; seine Aufzeichnungen sind so zuverlässig und richtig, als sie nur irgend sein können.

Daß die älteren Theile des Werkes heute unvollständig sind, liegt in der Natur der Sache. Der erste Band erschien ja 1857, der zweite 1859. Veraltet sind aber auch diese Bände nicht, wenn überhaupt solche Bücher veralten können.

Karl Goedeke, welcher Anfangs entschlossen war, auf der Grundlage dieses Sammelwerkes eine ausgeführte Geschichte der deutschen Litteratur zu schreiben, ist zu dieser Arbeit aus mancherlei Gründen außer Stande gewesen. Man wird es stets bedauern müssen. Kein Anderer hätte sicherlich seine Sache so gut gemacht. Jedoch zu einer Fortsetzung seines Werkes bis auf die Gegenwart hat sich Goedeke bereit finden lassen.

Möchte das Publikum und auch jeder deutsche Buchhändler dieses Werk in der gebührenden Weise durch einen Ankauf desselben unterstützen!

Denn Goedeke's Grundriß hat bis jetzt keine zweite Auflage finden können, so fleißig es auch benutzt worden ist, aus Mangel an — Käufern. Angesichts dieser bedauerlichen Thatsache, welche ein Armuthszeugniß für den deutschen Sortimentsbuchhandel sowohl, als für das höher gebildete Publikum unseres lieben Vaterlandes bildet, wie es beschämender nicht gedacht werden kann, möchten wir noch die Frage aufwerfen, ob es denn bei also gemeldeten Umständen nicht angezeigt erscheinen sollte, daß wenigstens jeder Chef einer größeren und wohlangesehenen Buchhandlung dieses werthvolle und nationale Werk ohne Gleichen aufstellte, um es stets bei der Hand zu haben, zur eigenen Benutzung sowohl, als für die seiner Gehilfen und Lehrlinge.

Daneben bitten wir auch an dieser Stelle um eine dringende Verwendung in den Kreisen des Publikums, welche dafür interessirt werden können. Es gilt eine heilige Ehrenschuld abzutragen gegen den hochverdienten Verfasser und gegen den Verleger dieses Werkes, damit beide zu einer neuen Bearbeitung und einer neuen Auflage in kurzer Zeit Gelegenheit finden mögen. Louis Ehlermann hat die Vollendung des Werkes nicht mehr erlebt; möchte wenigstens der Verfasser uns die zweite Auflage noch schenken können!

An Reichhaltigkeit bibliographischer Notizen, welche aber in eine kurze zusammenhängende Darstellung, theils direkt, theils indirekt, verarbeitet sind, stellt sich Goedeke's Grundriß derjenige von Karl August Koberstein an die Seite.

K. A. Koberstein (im Jahre 1797 geboren, Lehrer und Professor an der Schulpforta, gestorben 1870) gab 1827 zu Leipzig einen „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur" heraus, zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen, der bald eine zweite (1830) und eine dritte Auflage (1837) erlebte.

„Die vierte Auflage 1847—1866 zeigt das schmächtige Werk zu einem gewaltigen dreibändigen Compendium erweitert, mit einem Mißverhältniß freilich zwischen Text und Fußnoten und einer ungleichen Behandlung des Mittelalters und der Neuzeit. Ersteres wird rasch erledigt, das 15. und 16. Jahrhundert zu knapp und trocken abgethan, voller fließt die Quelle für das Zeitalter des großen Kriegs, das 18. Jahrhundert wird bis in die fernsten Winkel beleuchtet; die Glanzpartie war die Geschichte der Romantik, ein sicherer Baugrund für ihren spätern Darsteller Haym. Trotz der Zerstückelung, die uns einen Namen durch mehrere Bände zu verfolgen zwingt, ist das Werk didaktisch ausgezeichnet. Ueberall nüchterne Objectivität; die Dichtgattungen werden klar auseinandergehalten, die Entwickelung der

Verskunst mit musterhafter Akribie dargelegt, die Geschichte der Sprache stets berücksichtigt, der Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis durch die Analyse ästhetischer Lehrbücher und Abhandlungen vor Augen geführt, der Widerstreit der Parteien illustrirt, der Schatz der Zeitschriften und Briefwechsel durch fortlaufende Citate ausgebeutet, der Einfluß des Auslandes sowohl als der politischen Entfaltung Deutschlands, sonderlich Preußens nach Gebühr untersucht, eine Fülle genauester Detailangaben gehäuft."

Die Bearbeitung der fünften Auflage (in 5 Bänden nebst einem Generalregister, Leipzig, bei F. C. W. Vogel, 1872—73, 1874), welche Koberstein selbst zu vollenden durch den Tod verhindert wurde, ist von Prof. Dr. Karl Bartsch in sachgemäßer Weise zu Ende geführt worden. Text und Anmerkungen erfuhren hierbei eine bessere Anordnung.

Koberstein's Grundriß reicht ebenfalls nur bis zu Goethe's Tod. Wer sich in wissenschaftlicher Weise mit der Geschichte der deutschen Litteratur beschäftigen will, kann auch dieses Werk nicht entbehren. Was bei Goedeke und Koberstein nicht zu finden ist, wird für den Laien sonst irgendwo kaum zu erreichen sein.

Wenden wir uns nun zu den größer und breiter angelegten und auch ausgeführten Geschichten der deutschen Litteratur, so muß die erste vollständige Bearbeitung derselben auch noch heute eine der vortrefflichsten genannt werden. Es ist diejenige von Georg Gottfried Gervinus. 1805 zu Darmstadt geboren, war er zuletzt Professor an der Universität zu Heidelberg, wo er auch 1871 gestorben ist.

1835 veröffentlichte Gervinus den 1. Band seiner „Geschichte der deutschen Nationallitteratur" (Leipzig 1835—42 in 5 Bänden), welche späterhin (seit 1853) den veränderten Titel: „Geschichte der deutschen Dichtung" führte.

Gervinus' Litteraturgeschichte war auf diesem Gebiete epochemachend; es war ein Werk, das in seiner Art nach neuen Grundsätzen geschrieben wurde. Sein Programm hatte Gervinus bei Gelegenheit schon früher einmal (1833) festgestellt; in Bezug auf eine solche Aufgabe hatte er nämlich gesagt: „Der Historiker zeigt eines Gedichtes Entstehung aus der Zeit, aus deren Ideen, Bestrebungen und Schicksalen, sein inneres Verhältniß — Entsprechen oder Widerspruch — mit diesen, seinen Werth für die Nation, seine Wirkung in Mitwelt und Nachwelt, er vergleicht es zunächst bloß mit dem Höchsten, was diese Zeit, diese Nation in dieser Gattung geleistet hat; er zeigt das engere Verhältniß des Gedichtes zu dem Dichter, sein Entstehen aus diesem, sein historisches Verhältniß zu ihm und seinen übrigen Werken; behandelt

er nicht bloß diesen einen Dichter, so muß er je nach seinem Gesichtskreis das Verhältniß von Dichter und Gedicht zu der Zeit, der Nation, zu der europäischen Cultur, zu der gesammten Menschheit erörtern."

Von diesen Gesichtspunkten aus schrieb Gervinus seine Litteraturgeschichte.

„Im Vergleich zu den bisherigen Versuchen erscheint die Darstellung, welche Gervinus von der deutschen Dichtung giebt, als eine „glänzende Entdeckung", die zuerst das geistige Leben der Nation in genetischem Zusammenhang und in beständiger Doppelwirkung zu dem politischen Leben als ein organisches Ganze gefaßt wissen wollte ...."

„Von den ältesten Zeiten, deren dürftige Bruchstücke er fast zuerst zu einem Ganzen zusammen gedacht hat, schritt er in lebendiger Darstellung bis zu der großen Höhe der Göthe-Schiller'schen Epoche vorwärts „mit strömender Gedankenfülle schreibend und aus voller Brust für die Ehre des Vaterlandes". Und diese patriotische Gesinnung zieht sich durch das ganze Werk hindurch, immer auf die unmittelbare Gegenwart leitend, den Zusammenhang wahrend mit dem praktischen Leben."

Gegen diese historische Art der Geschichtsschreibung, welche Gervinus geschaffen, ist neuerdings durch Rudolf von Gottschall eine Reaktion eingetreten, welche die ästhetische Seite der Dichtung mehr hervorgehoben und gewahrt wissen will. Man vergleiche hierzu in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" Jahrgang 1882 Band II Seite 417—19: „Wie schreibt man Litteraturgeschichte?" von Rudolf von Gottschall.

Gervinus vertritt durch seine Darstellung die historisch-kritische Schule in der Schreibart der Litteraturgeschichte, Gottschall die ästhetisch-kritische. Und Gottschall ist ein zu guter Kenner der deutschen Litteratur und ein hervorragender Dichter dazu, als daß er nicht wissen sollte, worauf es bei einer guten Darstellung ankommt. Seine Ausführungen in Werk und Wort zeigen einen glücklichen Compromiß der beiden in Frage kommenden Faktoren, welche in gleicher Weise berücksichtigt Kritik und Geschichte zu einem ansprechenden Gemälde verbinden.

Trotzdem bleibt der Werth der Litteraturgeschichte von Gervinus unangefochten. Gründliche Quellenkenntniß und scharfes, oft nur zu scharfes und recht herbes Urtheil, mögen dem Forschenden immer willkommen sein, auch wenn er weiß, daß Alles wohl eine andere Beleuchtung verträgt, hin und wieder sogar erfordert. Die Meinung eines Mannes, der stets nur das Gute gewollt, der immer bestrebt gewesen, *ein Ganzes* zu geben, ist jedenfalls lehrreich und bedeutsam. Es ist

eben nothwendig, jeden Gesichtspunkt zu kennen, von dem aus eine Sache betrachtet werden kann.

Da es Gervinus nicht mehr vergönnt gewesen ist, die fünfte Auflage seines großen Werkes zu vollenden, so hat Karl Bartsch die Herausgabe derselben (Leipzig 1871—74 bei Wilhelm Engelmann) ohne eingreifende Veränderungen besorgt. Man möge diese Ausgabe zur Hand nehmen!

Von ähnlichen Grundsätzen, wie G. G. Gervinus geleitet, hat Julian Schmidt, der bekannte Litterarhistoriker eine Darstellung der neuesten Zeitperiode der deutschen Litteratur gegeben: „Geschichte der deutschen Nationallitteratur im 19. Jahrhundert", Leipzig 1853, 2 Bde. Ein dritter Band, der die Epoche von „Weimar und Jena" behandelt, kam noch hinzu; und alle drei fanden eine sehr günstige Aufnahme, wenn auch nur auf einer Seite gebilligt, da die Betonung der „realistischen Poesie" den Vertretern des „Idealismus" nicht zusagen konnte. Die „Geschichte der deutschen Nationallitteratur seit Lessings Tod" (in fünfter Auflage, 3 Bde., Leipzig 1865—67 bei Fr. Ludw. Herbig), so wie sie nun hieß, wird die einmal erworbene Geltung auch in Zukunft behalten, wie einseitig der darin vertretene Standpunkt auch sein mag. Denn das Urtheil des Verfassers ist zwar schroff und absprechend in einem bedenklichen Grade, wohl aber durch gut erwogene Gründe belegt, so daß eine neue Erwägung derselben, nachdem man den entgegengesetzten Standpunkt kennen gelernt, von außerordentlichem Nutzen sein wird. Julian Schmidt kennt seine Quellen gründlich, er hat nichts aus zweiter oder dritter Hand entlehnt; steht er auch nicht über den Parteien, so ist er doch ein beredter Vertheidiger der Seinigen. Aus Aufsätzen, welche er als Mitarbeiter und Kritiker der „Grenzboten", deren Redaktion er mit Gustav Freytag gemeinschaftlich geführt hatte, sind die Ausführungen seiner Litteraturgeschichte verschmolzen. Die Spuren dieser Herkunft haben sie auch späterhin nicht verleugnen können; es fehlt ihnen manchmal die Abrundung, aber niemals die Originalität.

Als eine werthvolle Ergänzung seiner Litteraturgeschichte möge Jul. Schmidt's „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod, 1681—1781" (Leipzig 1861—63, 2 Bde.) die gebührende Beachtung finden!

Lehrreiche „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (Leipzig 1870—74, 4 Bde.) und „Portraits aus dem 19. Jahrhundert" (das. 1878) verdienen die gleiche Aufmerksamkeit, wie die vorhin genannten Werke desselben Schriftstellers.

Eine Correction, eine nothwendige Verschiebung des Urtheils

nach der ästhetischen Seite hin gibt „Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall." In fünfter vermehrter und verbesserter Auflage 1881, 4 Bände, bei Ed. Trewendt in Breslau. Im Jahre 1855 war die erste Auflage dieses Werkes in 2 Bänden erschienen, und selten hat wohl eine so umfangreiche Litteraturgeschichte eine gleiche Verbreitung gefunden. Die Vorzüge des Werkes lassen es erklärlich erscheinen. Fließend geschrieben in gehobener, bilderreicher, nahezu poetischer Sprache, welche nur oftmals dem nicht ganz unterrichteten Leser phrasenhaft erscheinen wird, dabei den ganzen ungeheuren Stoff umfassend und beherrschend, angemessen gruppirt, gut beleuchtet und von einheitlichem, nicht beschränktem Gesichtspunkte aus beurtheilt, wird eine solche Darstellung Manchem unübertroffen erscheinen und Vielen unbedingt zusagen. Allein wir müssen es hervorheben, nur dem kenntnißreichen Leser kann sie den wohlbezweckten Nutzen gewähren, nicht dem unbewanderten, dem ohne Vorbereitung an sie Herantretenden. Wer in der zeitgenössischen Litteratur unbelesen ist, wer da glaubt das Studium der Originalwerke im Besitze eines guten und kritischen, sie alle umfassenden Buches, welche das Urtheil über dieselben enthält, entbehren zu können, der würde von der Lektüre desselben unbefriedigt und beinahe, wenn nicht gerade so klug, wie zuvor wieder aufstehen. Wer die Litteratur der Gegenwart will kennen lernen, — und der Verlagsbuchhändler sowohl als der Sortimenter muß sie kennen, wenn er sich nicht ebenso sehr schädigen will, als das kaufende Publikum — der muß viel gelesen haben, jedoch nur das Gute, das Dauernde, das Unvergängliche; und dem kann Gottschall's Werk nicht genug empfohlen werden. Man vergleiche Original und Kritik, in der einen Hand Julian Schmidt, in der andern Rudolf von Gottschall: ohne Nutzen wird es nicht geschehen.

Die „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" von Ludwig Salomon möge studiren, wer sie gerade besitzt, und wem die von Gottschall nicht einführend genug erscheinen will. Daß das Werk eines noch jungen Mannes, der den ganzen Stoff seinem Plane nach doch verarbeiten muß, lückenhaft ist und theilweise unzureichend, weil aus zweiter und dritter Hand geschöpft, liegt in der Natur der Sache selbst begründet. Wir wünschen nur, daß die etwa künftig erscheinenden neuen Auflagen mit gleichem Fleiß und mit allem Aufwand der dabei nothwendigen Sorgfalt möchten bearbeitet werden!

Auch Karl Barthel's weitverbreitetes Werk: „Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit" (Braunschweig 1830. 8. Auflage,

Berlin 1870) mag denen empfohlen werden, welche nur mit geringen Vorkenntnissen ausgestattet, sich mit der modernen Litteratur bekannt machen wollen. Die christlich-fromme Anschauung des Verfassers soll niemanden abschrecken; nur wer mit Frohlocken und besonderem Behagen die Litteratur zum Tummelplatz frivoler Gesinnungen erkoren sehen möchte, wird sich von den gutgemeinten Worten des Buches abwenden.

Ein in seiner Art einzig dastehendes Werk, welches dem wohlverdienten Verfasser von allen Seiten gleich viel Beifall und Anerkennung eingetragen hat, wird dem Belehrung Suchenden eben so viel Genuß als Anregung durch den reichen Inhalt geistvoller Gelehrsamkeit und bedächtigen Urteils gewähren. Es ist das Hauptwerk des vor zwei Jahren (am 29. Mai 1882) nun auch heimgegangenen Kunst- und Litterarhistorikers, des überall hochgeschätzten Hermann Hettner: Die „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts". In drei Theile zerfallend: „Englische Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (Braunschweig 1856, 3. Auflage 1872), „Französische Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (das. 1859, 3. Auflage 1872) und „Deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (das. 1862—70, 2. Auflage 1872, 3 Bände), ward sie 1870 vollständig abgeschlossen und ist auch späterhin noch in neuer verbesserter Auflage erschienen.

Der Ruf dieses ausgezeichneten Werkes entspricht dem Werthe desselben vollständig. Nicht eben häufig wird man unter den gelehrten Hilfsmitteln zu Studienzwecken ein solches Werk antreffen, zu dem man wieder und immer wieder in genußreichen Stunden seine Zuflucht nehmen mag. Die klare Gedrungenheit des Stils, die von oberflächlicher Geschwätzigkeit ebenso entfernt ist, wie von abstoßender Aufdringlichkeit rein gelehrter Erörterungen; das maßvolle Urtheil, die liebevolle Betrachtung und der große geistige Gehalt haben diesem Werke schon viele dankbare Leser zugeführt, und neue Auflagen desselben werden in fortlaufender Zahl nicht ausbleiben. Bei der immer mehr sich theilenden Einzelforschung der Gelehrten mag es wohl zweifelhaft erscheinen, ob so bald Jemand wieder ein gleiches Werk gedankenvoll und inhaltreich vollenden wird. Auch in den Kreisen, welche gelehrten Forschungen gegenüber nicht gerade theilnehmend sind, hat es zahlreiche Freunde gefunden, und wir wünschen ihm unter gebildeten Buchhändlern eine gleiche Menge.

Wer sich einen Ueberblick über den Entwicklungsgang der gesammten neuern Litteratur verschaffen will, ohne auf das Einzelne in ausführlicher Weise einzugehen, der mag die „Geschichte der neuern Litteratur von Adolf Stern" (Leipzig 1883, 5 Bände, im Verlage des

bibliographischen Instituts) zur Hand nehmen. Es ist, soviel wir wissen, außer der ganz kurzen von Johannes Scherr die einzige Litteraturgeschichte, welche von Dante bis zu Goethe's Tod und bis zu den Tagen der Romantik hier bei uns und im Auslande, auch die sonst weniger bekannten Litteraturen des Russischen, Holländischen, Schwedischen, Norwegischen u. A. im entsprechenden Maße berücksichtigt; daß die heimische, deutsche darin in genügender Weise Beachtung gefunden hat, brauchen wir wohl nicht erst hervorzuheben. Adolf Stern wird sein Werk auch noch bis auf die Gegenwart fortführen. Möge es eine gute Aufnahme finden!

In dem gleichen Verlage hat derselbe Autor ein „Lexikon der deutschen Litteratur" erscheinen lassen, welches wir allen jungen Buchhändlern zum eifrigen Nachschlagen in eiligen Nothfällen empfehlen wollen. Die alphabetische Anordnung der Namen und Gegenstände eignet sich ganz vortrefflich sich so nebenbei schätzenswerthe Kenntnisse anzueignen. Es sollte von den jungen Leuten in größeren Buchhandlungen gemeinsam benutzt werden, ebenso wie das „Schriftstellerlexikon der Gegenwart" von Franz Bornmüller und das „Lexikon der allgemeinen Litteratur" von G. Bornhak.

Das Schriftstellerlexikon, welches hoffentlich in größeren Zwischenräumen verbessert und vervollständigt neu aufgelegt werden wird, ermöglicht den Buchhändlern Auskunft über allerlei Materien, deren Kenntniß für sie so nothwendig ist, wie nur irgend etwas. In Verbindung mit Jos. Kürschner's deutschem Litteraturkalender für jedes Jahr enthalten diese Nachschlagewerke alles Wissenswerthe, das im Verkehr mit dem Publikum und bei Handhabung der zu verkaufenden Bücher in Frage kommt. Ohne Kenntniß der Schriftsteller und ihrer Gesammtwerke wird dem rathsuchenden Käufer wenig Auskunft gegeben werden können.

Wir wollen noch erwähnen, daß Adolf Stern's Geschichte der neuern Litteratur in Jakob Mähly's „Geschichte der antiken Litteratur" eine wünschenswerthe Ergänzung gefunden hat, so daß durch dieses gute und lehrreiche Buch das ganze Gebiet der allgemeinen Litteraturgeschichte in zweckentsprechender Weise abgeschlossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Realismus in der französischen Litteratur.

(Schluß.)

Die Empörung der Sozialistin Georges Sand gegen alles Bestehende, war nichts als Schwärmerei und Idealismus; eine wirklich objective Kenntniß der Menschen existirt weder bei Georges Sand noch bei Dumas Père — so wenig als bei dem Nestor, V. Hugo. Trotz des späteren Liberalismus und selbst Sozialismus der Hugo's ꝛc. ist der romantische Roman nur revolutionär in der Form. Ideale abstracte Personen — das Absolute über dem Ensemble schwebend — trotz alles atheistischen Pathos ein gewisser Fatalismus — und über Alles der Glanz einer Mondscheinpoesie ausgegossen: das ist das Prototyp des romantischen Romans. Walter Scott ist in vieler Beziehung das Muster der französischen Romanciers. Die Aesthetik wird Gesetz des Romans — auch die Aesthetik des Häßlichen. Denn V. Hugo ruft in einem Athem: — „L'idéal suprême de la poésie moderne est le caractère — —“ und „le beau c'est le laid —“. Der Erlöser des Romans aus der steigenden Widernatürlichkeit war Honoré de Balzac. Sein Verdienst ist, daß er die Gesetze des von Rousseau erfundenen Begriffs „Naturalismus“ zu formuliren versuchte, die Rahmen der Victor Hugo'schen Sprache mit der Idee des Jahrhunderts ausfüllte. Die ersten und fast einzigen Gesetze, die Balzac in seiner „Comédie humaine“ anwandte, sind Beobachtung und Analyse. Von diesen beiden geht der Roman aus, also vom Bekannten, vom Relativen, statt wie im alten Romane vom Absoluten oder Idealen. Sind die vorliegenden Verhältnisse analysirt, so determinirt und schildert sie der Schriftsteller, und entwickelt sie logisch weiter, indem er die Physiologie durch die Psychologie ergänzt, die Gesetze der Kausalität aus ihren Phänomenen zu erforschen sucht und den Roman dadurch zur menschlichen Studie erweitert. — Der naturalistische Roman, der sich in der Gegenwart und der Wirklichkeit bewegt, dringt gleich dem Philosophen in das Innere der Gesellschaft, der Menschheit — trägt so seinerseits Bausteine herbei für den Sociologen, und kennt keine Grenzen, wenn

es gilt, das Wesen einer Sache zu ergründen und durch die Kenntniß desselben der Menschheit zu nützen. Denn nur die Krankheit läßt sich bekämpfen (und zwar mit der Wurzel), deren Ursache man kennt — deren Lebensbedingungen man zu untergraben, deren Entstehen selbst man zu verhindern vermag. Von der Anatomie des menschlichen Körpers zu der des socialen ist es aber nur ein Schritt.

Die Nothwendigkeit des naturalistischen Romans wird auch heute noch vielfach verkannt. Das „γνῶθι σαυτόν", die Erkenntniß des „Ichs", wird vielfach zu sehr betont. Vielleicht lautet der Satz dahin richtiger: erkenne die Welt, und du wirst dich selbst erkennen. — Ist der Roman erst dahin gelangt, die Realität des Lebens nur als solche wiederzugeben, alle Verhältnisse zu durchdringen; wie ein elektrisches Licht, Alles zu beleuchten, zu offenbaren, zu determiniren, so ist er unzweifelhaft ein Theil der Sociologie und Wissenschaft, wie jede andere. Der Philosophie ist es nicht gegeben, populär zu werden. Der Roman, sobald er Studie wird, und dem Wunsche zu unterhalten entsagt, wird bei der großen Masse des Publikums in derselben Weise wirken. Sein didaktisches Moment liegt dann nicht in der Belehrung, sondern in der stillschweigenden Schilderung und Bestimmung des bezüglichen Stoffes. Der naturalistische Roman darf nichts Außerordentliches, Gesuchtes, Unwahrscheinliches behandeln — das Menschenleben selbst ist unerschöpflich und interessant, wo man „hineingreift". Das scheinbar Triviale selbst verbirgt das höchste Interesse und im Gemeinsten (das der alte Roman so verabscheut) wie im sogenannten „Idealsten" waltet ewig und unverhüllbar dasselbe Gesetz — der Egoismus der menschlichen Natur.

War der idealistische Roman nur eine Idealisirung des Lebens, ein unwahres, wenn auch edles Bild — der moderne Roman, die menschliche Studie, lehrt die Wissenschaft des Lebens, die Tragödie des Lebens — die „menschliche Tragikomödie". Tragödien zu sehen ist dem durch die Romantik verwöhnten Publikum nicht immer angenehm — zumal Tragödien, die sich in der Gegenwart und fast unter unseren Augen abspielen. Wer früge nach der Tiefe, wenn nur die Oberfläche klar ist! Oben die Posse, der Schimmer — und unten die Tragödie des menschlichen Elends. Und der Selbstbetrug ist so schön!

Wir erwähnten bereits, daß die Phantasie im Roman nicht mehr dieselbe Stelle einnehme, wie früher. Die Wirklichkeit selbst ist so ernst, so realistisch, daß die kühnste Phantasie davor fad und farblos erscheint. Die kleinste biographische Skizze aus dem Leben eines Menschen enthält *mehr* des Interessanten, als die wunderlichsten Legenden und Märchen

— so wie das Schicksal des unbedeutenden Gretchens tausendmal mehr ergreift, als alle Schicksalstragödien der Romantik. Die Personen des modernen Romans sind daher grundverschieden von den Heroen des früheren. Nehmen wir eine Turgenjew'sche Gestalt — da tritt Alles hervor — da pulsirt Leben und Natur — und das Leben des Helden erfaßt uns selbst mit eigenthümlicher Gewalt und drängt uns mitten unter die Thaten, die Erlebnisse, die Gespräche des Romans. — Wahrhaftig, je einfacher und phantasieloser der Roman, desto mehr ergreift und interessirt er.

Der moderne Roman trägt offenbar den Stempel von Sturm und Drang an der Stirne; er ist mit Schmerzen geboren — jetzt steht er mitten im Kampf, in der Krise; er hat einiges von Karl Moor und vieles von — Faust: von jenem den Sturm, die Entrüstung, die Kritik — von Faust die Begierde nach Wahrheit. Der sog. naturalistische Roman der Gegenwart (den man so gern „französisches Gewächs" nennt) ist nicht französisch, nicht russisch, nicht deutsch. Die Charaktere dieser Nationen sind verschieden — der Franzose ist praktisch — der Russe zu sehr Pessimist, um energisch zu sein — der deutsche Idealist — in einem einzigen Punkte begegnen sie sich alle, in der Natur des Menschen. Der Roman soll darum als „menschliche Studie" den Praktiker ebensowohl schildern, als den Idealisten, denn er selbst ist parteilos und wissenschaftlich. Der Naturalismus kennt allerdings so wenig Aesthetik, als die Anatomie — er ist unerbittlich und kritisch. Victor Hugo sagte: „Le beau c'est le laid —" der moderne Roman sagt: „le beau c'est la vérité". Was nicht natürlich ist nicht schön. Und vorausgesetzt, daß die Wahrheit alle Moral ist, so ist eine Litteratur moralisch, welche nach den Gesetzen der menschlichen Gesellschaft forscht und ihre Resultate — gute und schlimme — der Gesetzgebung zur Verfügung stellt. Wer die Menschen nicht kennt, versteht nicht sie zu behandeln, wird entweder nur das Scheusal, oder aber den Engel darin erblicken. Von allerhöchstem Interesse ist es also, die Gesellschaft über ihren psychologischen und socialen Zustand zu belehren, wie es die populäre Medicin schon längst bezüglich des hygieinischen thut. Der erfahrungsgemäße Roman versucht diese Aufgabe zu erfüllen, nach dem Grundsatze — „Wahrheit über Alles!" — Je mehr also sich die belletristische Litteratur zur Studie entwickelt und in Wechselwirkung mit Physiologie und Psychologie steht, desto mehr wird dem wirklichen Wohle der Gesellschaft gedient — desto höher muß auch die Fähigkeit werden, soziale Probleme durch die Wissenschaft zu lösen, um die frühere Jahrhunderte vergebens gekämpft.

Zum Schlusse noch einen Vergleich: man nennt die russische Regierung „die Despotie, durch den Meuchelmord gemildert". — Die ganze menschliche Gesellschaft ist nichts anderes als die Despotie des Egoismus, gemildert durch das Gesetz — organisirt durch den wechselseitigen Verkehr (den „Contact"). Je höher die Bildung der Gesellschaft, desto höher auch die Humanität, die Bekämpfung des Egoismus.

Die Aufgabe des modernen Romans, der sog. menschlichen Studie, wird es nun sein, in's Volk zu dringen und für die Bildung, d. h. die Humanität, zu kämpfen. Das letztere ist aber nur möglich, wenn sie von der sicheren Basis der Psychologie und der wissenschaftlichen Methode ausgeht, um den Menschen zu beobachten und dann darzustellen, ohne alle Romantik oder Poesie, sondern als concret, lebendig und natürlich.

Hans Barth.

Deutsche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

Der „Collection Spemann" schließt sich „Bachems Novellen-Sammlung" an. Auch Bachem in Köln hat eine Collection ins Leben gerufen, welche Lob und Beifall verdient. Liebenswürdige Erzähler und Erzählerinnen, von denen nur Ernst Lingen, Elise Polko, Ferdinande Freiin von Brackel, Ida Gräfin von Holnstein, Marie Berger (Sofie von Follenius) und Emmy von Dincklage genannt sein mögen, haben in „Bachem's belletristischer Haus- und Familienbibliothek" bis jetzt in 18 Bänden Novellen und Novelletten veröffentlicht, welche anmuthig und fesselnd erzählt, Erfindungsgabe und gutes Talent verrathen.

Daß Glaubenstreue und Gottesfurcht die poetische Darstellung durchleuchten, wollen wir auch an dieser Stelle als einen nicht zu unterschätzenden Vorzug rühmen.

Seitdem die Frivolität in der Litteratur eine behagliche Stätte gefunden hat, seitdem der Naturalismus salonfähig geworden, und die Darstellung des Nackten auf der Höhe der Zeit angelangt ist, will es beinahe nothwendig erscheinen, auch poetische Werke auf den Kern ihres Wesens hin zu prüfen.

Bachem's Novellensammlung kann in der That gerechten Anspruch erheben, eine weite Verbreitung in Familienkreisen zu finden, welche auch in der Unterhaltung guten Ton, Sitte und Sittlichkeit bewahrt wissen wollen.

Die Ausstattung ist eine elegante: auf starkem Papier ein schöner, großer und deutlicher Druck, scharf ausgeprägt; in dunkelviolett Calico mit Goldtitel geschmackvoll gebunden, werden diese Bände jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Um die einzelnen Novellen noch vortheilhafter als Reiselektüre

benutzen zu können, möchten wir im Interesse einer absoluten Haltbarkeit rathen, in Zukunft alle Bände mit Draht heften zu lassen.

Neuerdings beabsichtigt der rührige Verleger, in „Zwei-Mark-Bänden" auch eine „Roman-Sammlung" herauszugeben, welche, wie ihre Vorläuferin, von demselben Gesichtspunkte aus geleitet, größere Werke bewährter Schriftsteller enthalten soll.

Wir wünschen beiden Sammlungen Glück und Gedeihen!

Als eine sehr glückliche und überaus werthvolle Nachahmung der Collection Spemann darf die in Stuttgart von der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Verbindung mit den Gebr. Kröner herausgegebene „Bibliothek der Weltlitteratur" bezeichnet werden. Sie enthält deutsche und ausländische Klassiker (Goethe und Schiller voran) in vorzüglicher Ausstattung in wohlfeilen Bänden zu einer Mark.

Der Cotta'schen Buchhandlung ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß sie mit dem ihr einst anvertrauten Pfunde nur zu sehr im eigenen Interesse gewuchert hätte. Gegen das Wappenschild dieser alten und wohlverdienten Firma sind genug Steine geworfen worden. Daß sie diesen guten Einfall nicht schon früher gehabt, wer will sie dafür ans Kreuz schlagen? Kann man denn für den Mangel guter Einfälle verantwortlich gemacht werden? Kann man sich die Ideen vom ersten besten Zaune brechen oder von den Bäumen schütteln?

Es ist wahr, ein gutes Stück Geld werden die Verlagsprivilegien der Schiller- und Goethe'schen Werke der Familie Cotta eingebracht haben. Aber hat dieselbe nicht erstaunliche Honorare an die beiden Dichter und ihre Hinterbliebenen gezahlt? Das Märchen von Schiller's Dürftigkeit in seinen letzten Lebensjahren ist längst in ein reines Nichts zerronnen. Bei dem eifrigen Nachforschen der Goethe- und Schiller-Philologen nach allerlei Kleinigkeiten haben sich auch die Weinrechnungen gefunden, welche Schiller bei seinen Lebzeiten berichtigt hat. Und Goethen und seinen Erben haben die Cotta's sicherlich eine Million für das Verlagsrecht aller Werke bezahlt. Wer will es ihnen also verargen, wenn sie das Kapital für ihre Mühe mit Zinseszins wieder zu erlangen sich die größte Mühe gaben?

Gleich nach ihrer ersten Verbindung mit Schiller und Goethe waren die Cotta's durchaus nicht auf Rosen gebettet. Goethe verstand es sehr wohl, gutes Honorar zu fordern; und einzelne seiner Schriften haben den Cotta's einen bedeutenden Verlust verursacht. So klagte Goeschen, Goethe's früherer Verleger, über schlechten Absatz der Iphigenie und des Egmont, und daß der Wilhelm Meister gar nicht gegangen wäre. Man ist nicht ungestraft der Verleger von Klassikern.

(Ja, wenn es Ebers' Romane wären!) Heutzutage, wo Jedermann weiß, daß Goethe und Schiller Klassiker sind, kauft man ihre Werke, um die Bücherschränke damit zu füllen. Damals kaufte man nur, was man lesen wollte. Und ob ein Anderer unter den damaligen Verlagsbuchhändlern in der Lage gewesen wäre, Schillers und Goethes Werke besser zu verwerthen, mehr für ihren Ruf zu thun, als es Cotta verstanden hat, ist mit den besten Gründen doch sehr zu bezweifeln.

Daß die Cottas nicht schon vor dem Jahre 1867 eine vorzügliche und dennoch wohlfeile Ausgabe unserer Klassiker dem deutschen Volke dargeboten, daß sie es auch *vor* dem Jahre 1882 nicht gethan, dafür haben sie den Verlust selbst tragen müssen, der ihnen aus dem Brachliegen eines so kostbaren und gut anwendbaren Kapitals erwachsen ist. Und seien wir doch aufrichtig! Sind wir ihnen nicht auch *jetzt* noch Dank schuldig für die Herausgabe ihrer „Weltbibliothek"? Daß keiner andern Firma, als gerade der ihrigen, dieser Schuß ins Schwarze gelungen ist, will doch beweisen, daß wir sonst noch lange auf eine solche Ausgabe hätten warten können. Druckfreie Werke von Schriftstellern will ein jeder nur zu seinem eigenen Vortheile verwerthen; daher jene Fluth von Klassikerausgaben, die seit dem Jahre 1867 und offenbar alle mit Erfolg den Büchermarkt betreten haben; eine etwas wohlfeiler, als die andere, aber nur so viel, als es im Interesse der Concurrenz geboten war.

Den geringsten Preis hatten die Reclam'schen Klassikerausgaben: eng gedruckt auf ein sehr mäßiges Papier; von dem Prochaska'schen Augenpulver ganz zu geschweigen: foliantenhaft geformt, unkünstlerisch gedruckt und Raumersparniß halber die Verse in eine scheinbare Prosa aufgelöst. Was konnte es Unglücklicheres geben? Und dennoch sind diese Ausgaben gekauft worden.

Vergleichen wir nun damit das Aeußere der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur": ein ganz vorzüglicher, beinahe unübertreffbarer Druck, welchen die Gebr. *Kröner* besorgt haben, scharf und deutlich ausgeprägt; die Buchstaben nicht zu groß und nicht zu klein! der Text geschickt arrangirt und, wie es uns scheint, beinahe *ganz* frei von Druckfehlern. Das Papier gefällig und stark. Hat man es auch frei von Holzstoffen genommen, damit es dem Vergilben nicht ausgesetzt ist? Wir wollen diese Vorsorge den Herausgebern der Bibliothek noch dringend ans Herz legen.

Als *einzeln* käufliche Collectionsbände zu *einer* Mark ist auch diese Klassikerbibliothek ausgegeben worden. Für den Einband selbst haben die vereinigten Verlagsbuchhandlungen die Verantwortlichkeit

direkt nicht übernommen, da sie nur rohe Vorräthe an die bekannten Baarsortimenter liefern. Trotzdem ist derselbe nicht schlecht gerathen. Er ist gefällig und haltbar, wenn auch nicht immer mit gleicher Sorgfalt hergestellt. Ein aufmerksamer Beobachter wird einen Unterschied in der Arbeit nur unschwer erkennen können. Wir hoffen, daß dem in Zukunft noch abgeholfen wird, da ein anderer Tadel diese Ausgaben nicht treffen kann.

Bände in Halbfranz-Einband sollen sich auch auf dem Büchermarkte befinden. Wir kennen dieselben nicht. Die Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur ist es aber werth, auch im reicheren Gewande zu prangen.

Ihre erste Serie enthält Lessings, Goethes und Schillers sämmtliche Werke in vervollständigter Ausgabe; H. v. Kleist's, Körner's, Platen's, Chamisso's und Lenau's Werke vollzählig; Shakespeare's sämmtliche dramatische, ausgewählte von Calderon und Molière, dazu noch Dante. Die von Karl Goedeke besorgten Schiller- und Goethe-Ausgaben bedürfen des Lobes nicht mehr. In historischer Reihenfolge gab Hugo Goering Lessing's Werke heraus. Auch diese sind gut gerathen. In gleicher Weise hat Max Koch die dramatischen Werke Shakespeares edirt in der Schlegel-Kauffmann-Voß'schen Uebersetzung, neu durchgesehen und verbessert. Im ganzen ist bei allen Ausgaben die historische Anordnung der Werke durchgeführt und mit vollem Recht. Großen Dank schulden wir dem Grafen von Schack für die Herausgabe Calderon's und Paul Lindau für die Molieré's. Da 8 aus 2 Bänden Calderon 3 geworden sind, wird jeder gern gesehen haben. Es hätten auch mehr sein können. Molière in des guten Bierling Uebersetzung ist uns gleichsam neu geschenkt: welch' andere hätte das Original besser wiedergeben können?

Roquette's Bearbeitung der Streckfuß'schen Uebersetzung Dantes ist über alle Maßen gut ausgefallen.

Alle Einleitungen sind vorzüglich und werden ihren Zweck nicht verfehlen. In jeder Hinsicht lassen diese Ausgaben nichts zu wünschen übrig.

Mit großer Freude und mit Genugthuung werden wir eine zweite Serie dieser ausgezeichneten Bibliothek begrüßen. Da nun einmal die Collection Spemann schon die ausländischen Klassiker in ihren Rahmen gezogen hat, so wird der Cotta'schen Bibliothek nur eine Ergänzung übrig bleiben. Ihr Hauptaugenmerk darf sie daher auf die deutsche Litteratur richten; und wir fühlen deutsch genug, um uns damit zu bescheiden. Was können wir auch herzinniger wünschen,

als solch treffliche Ausgaben zu erhalten von den Werken Herder's, Wieland's, Bürger's, ja Klopstock's und Jean Paul Richter's? Jean Paul in der gleichen Ausgabe! Wer würde sich nicht freuen, daß auch diesem Gerechtigkeit widerfahren? Wir wollen hoffen und warten.

Unter den „Eine-Mark-Collectionen", welche W. Spemann's neue Idee hervorgerufen hat, nimmt eine abgesonderte Stellung „Das Wissen der Gegenwart" ein, ein Sammelwerk, welches seit dem Jahre 1882 bei G. Freytag und F. Tempsky in Leipzig und Prag im Erscheinen begriffen ist. Es enthält keine Schriften aus der schönen Litteratur, sondern, wie schon der Name vermuthen läßt, populäre Wissenschaft: eine volksthümliche Encyklopädie in systematischer Form. Es will eine „deutsche Universalbibliothek für Gebildete" sein, welche in „Einzeldarstellungen aus dem Gesammtgebiete der Wissenschaft von hervorragenden Fachgelehrten" die Aufgabe lösen soll, „dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesammtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten."

Das Unternehmen hat die widerstreitendsten Beurtheilungen erfahren. Die einen, welche dem Buchhandel entweder selbst angehörten, oder ihm doch mehr oder weniger näher gestanden, hielten es für überflüssig und unnütz, wenn nicht gar für gefährlich, weil es eine weite und umfangreiche Litteratur wissenschaftlicher, d. h. vom materiellen Gesichtspunkte aus für den (oder die) Verleger sehr kostbarer Art, zum guten Theile zu entwerthen drohte, und erblickten in ihm das offenbare Kennzeichen der allgemeinen Ueberproduktion; die andern — und es werden nicht die Unverständigsten gewesen sein — ließen sich auch diese Collection sehr wohl gefallen. Und warum auch nicht?

Gemeinverständliche Belehrungen über alle Zweige des Wissens giebt es wohl genug. Wenn aber das Publikum, oder sagen wir lieber das Volk, für 2, 3, 4 oder 5 Mark so viele Kenntnisse erwerben kann, als sonst nur für den drei- oder vierfachen Preis, wer würde sich darüber nicht herzlich freuen? Wer mag es ihm nicht gönnen?

Gute Bücher wissenschaftlichen Inhalts, sowie gute Bücher überhaupt, können sich nicht gegenseitig entwerthen. Nur das Schlechtere wird dem Bessern unterliegen. Das soll es auch. Bildung und Wissen wird täglich in immer weitere Kreise verbreitet, der Bedarf an guten Büchern wird dadurch nicht nur nicht eingeschränkt, sondern erweitert. Mögen sich doch die Sortimentsbuchhändler Mühe geben, immer größere Kreise im Dienste einer guten Sache tributpflichtig zu machen!

Haben sie nicht den Gewinn in ihre Tasche zu stecken? Wenn es wirklich wahr ist, daß von zehn Personen nur eine hin und wieder eine Buchhandlung zu betreten pflegt, so haben sich die Sortimentsbuchhändler durch diese Thatsache selbst ein sehr beschämendes Zeugniß ausgestellt. Es ließe sich hierin sehr wohl eine Aenderung herbeiführen. Man lese nur im Börsenblatte für 1878 (Bd. 4) S. 4925 den kurzen Nekrolog Karl Flemming's, eines ausgezeichneten Buchhändlers, der sich auf seine Sache verstand! Er ist erst am 1. November 1878 gestorben. Aber freilich: „er besaß den außerordentlichsten Fleiß und große geschäftliche Begabung"! Er vermochte Erfolge zu erzielen, solche Erfolge, daß sein Chef darüber bedenklich den Kopf schüttelte: sie dünkten ihm „unmöglich". Man lese auch im „Leipziger Correspondenzblatte, Rühle & Küttingers Centralorgan für die Interessen der Gehilfenschaft" III. Jahrgang, Februar 1884, Nr. 48 den Artikel: „Zum Nothstande im Buchhandel". Er wird sich von der Wahrheit nicht allzuweit entfernen.

Also: man klage nicht, sondern thue etwas! Wenn die Verleger des „Wissens der Gegenwart" erklären: „Jedenfalls giebt es keine Ueberproduktion guter und wohlfeiler Bücher, und es wird wohl auch schwerlich je eine geben", um die Herausgabe ihres Unternehmens zu rechtfertigen, so haben sie nur ausgesprochen, was jeder Einsichtsvolle bestätigen muß.

Von ihrem Unternehmen sind bis jetzt 23 Bände ausgegeben; es hat sein Dasein durch sich selbst gerechtfertigt. Die Mitarbeiter dieser Collection sind bewährte Männer von wissenschaftlichem Ruf.

Der Inhalt umfaßt alle Zweige des Wissens, getheilt in „Naturwissenschaften" und „historische Wissenschaften". Der beschreibenden Länder- und Völkerkunde ist eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, und mit Recht. Werke über Australien, die australischen Inseln, Afrika, über Rußland u. a. werden überall mit ihrer erschöpfenden und fesselnden Darstellung willkommen erscheinen. „Klein's Witterungskunde", „Gerland's Licht und Wärme" u. dgl. m. verbreiten nützliche Kenntnisse. „Jul. Jungs Leben und Sitten der Römer," „Schultz'ens Kunstgeschichte" ꝛc. sind trefflich gerathen.

Die Ausstattung ist eine dem Inhalt entsprechende; Druck und Papier ansehnlich und gut, ersterer besonders groß und deutlich; der Einband mit rothem Schnitt versehen, fest und dauerhaft.

Nur die Deckelpressung der Vorderseite könnte vielleicht geändert werden. Die „pockennarbigen" Figuren wollen auch uns nicht gefallen.

Wir wünschen auch dieser Büchersammlung guten Fortgang! *Möchten* die folgenden Bände recht bald erscheinen!

Das Beispiel und der gute, oft über Erwarten sehr glückliche Erfolg der wohlfeilen Bücherſammlungen iſt der Anlaß geweſen, denſelben Gedanken in etwas anderer und erweiterter Form für Werke insbeſondere der ſchönen Litteratur, welche einen größeren Aufwand an Herſtellungskoſten verlangen, zur Ausführung zu bringen. Wir ſehen darin nur einen nothwendigen Faktor des Zeitgeiſtes und der gegenwärtig in Frage kommenden Zeitlage. Denn alles drängt zur Vereinigung, um mit verſtärkten Mitteln und mit verdoppelten Kräften das zu erzielen, was eine iſolirte Stellung nie und nimmer zu leiſten vermag. „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig."

Wer gegen dieſen haſtig fortſchießenden Strom ankämpfen wollte, würde einen ſehr vergeblichen Streit unternehmen. Die Umſtände gebieten es mit eiſerner Folgerungskraft. Handelsgeſellſchaften und Actienkapital auch im — Buchhandel. Wer nicht mit verſchloſſenen Augen die Entwickelung der Zeitläufte betrachtet, wird ſich auch darüber nur freuen können. Denn nicht darauf kommt es an — es wäre auch ein Ding der Unmöglichkeit — dem Wehen des Zeitgeiſtes widerſprechen zu wollen durch hartnäckige und unüberlegte Verſteifung auf längſt überwundene Geſichtspunkte, um nur manch' kleine Uebel und abſonderliche Erſcheinungen, welche bei dem raſch fortſchreitenden Gange der Ereigniſſe nicht ausbleiben können, abzuwehren; nur das Gute, das ſtets Bewährte, das Handlungskräftige ſoll und darf nicht aufgegeben werden.

Wir wollen es nicht leugnen, daß bei dem ſchnellen Wechſel und bei der überſtürzten Aufeinanderfolge allerlei kaum erprobter Prinzipien ſich nothgedrungener Weiſe auch gefahrdrohende Elemente in den Vordergrund geſtellt haben, welche das Feſtſtehende einzureißen und das ruhig und gemach ſich Entwickelnde auf bedenkliche Abwege zu lenken befliſſen ſind. Dieſe gilt es unſchädlich zu machen. Was die Vergangenheit und der Lauf der Dinge uns gelehrt hat, das achtlos zu überſehen, hieße doch gar zu thöricht das Gewiſſe dem Ungewiſſen, das Heil dem Unheil vorziehen wollen. Nicht neuerungsſüchtig, wohl aber neuerungsfähig mag als Stichwort und Erkennungszeichen zur Geltung kommen.

Wer die unabſehbare Menge der jährlich neu erſcheinenden Bücher einer Durchſicht unterzieht und dabei bedenkt, daß ſich unter denſelben doch eine erkleckliche Anzahl guter und beachtungswerther Werke befindet, dem kann es wohl erklärlich werden, daß das fernſtehende Publikum ſchon dieſerhalb ohne weitere Beihilfe von anderer Seite kaum im Stande iſt, allen nur irgendwie verdienſtvollen Schriften

eine gehörige Theilnahme zu schenken. Nachdem man nun auch in der Oeffentlichkeit zur Genüge ausgeplaudert hat, wie Zeitungskritiken angefertigt werden, schablonenhaft nach bekannten Mustern, da kann man es dem kaufbegierigen Bücherfreund nicht verdenken, wenn er so unberathen wie zuvor sein gutes Geld für schlechte Machwerke nicht ausgeben will, es sei denn, daß er in die Unparteilichkeit seines ihm lieb gewordenen Blattes ein ganz besonderes Vertrauen gesetzt hat. Und nun gar Woche für Woche, Monat für Monat in zusammengesuchten kritischen und nicht kritischen Zeitschriften eine vergleichende Rundschau über alle lautgewordenen Urtheile, von denen die meisten einander widersprechen, beharrlich abzuhalten, ist gewiß nicht Jedermanns Sache; und nur der leidenschaftliche Zeitungsleser, dem ein spöttisches Lächeln um die Lippen zucken mag, wird dieser sonst abschreckenden Arbeit einiges Vergnügen abgewinnen können. Aber Bücher kauft er sicherlich nicht.

Liegt es da nicht auf der Hand, daß ein sichtendes Redactionsgeschäft auch an anderer Stelle sich von Nutzen erweisen wird? Wenn der Eine dieses Blatt aus nur ihm erklärlichen Gründen bevorzugt, und der Andere auf jenes abonnirt ist, er weiß vielleicht selbst nicht, wie er dazu gekommen, jedoch mit der ihm täglich oder wöchentlich bruchstückweise zuerkannten Geistesnahrung zufrieden ist und bleibt, ohne sich anderweitig nach einer andern umzusehen; warum sollte es da nicht angebracht erscheinen, einen Bücherfreund nach und nach an eine gewisse Serie von Büchern zu gewöhnen, in denen er finden kann, was seinem Geschmacke zusagt? denn „die Gewohnheit nennt er seine Amme". Und ist es Thatsache, daß in einer langjährigen Ehe beide Gatten einander ähnlich werden, auch wenn sie es vorher nicht gewesen, so ist es nicht weniger richtig, daß der Leser mit dem ihm gebotenen Lesestoff allmählich in Denken und Fühlen zusammenwächst. Warum ihm nicht diese Aufgabe erleichtern?

Doch ernsthaft gesprochen.

Wenn man an das Publikum die Bitte richtet, seinen Bücherschrank des öfteren zu füllen und etwa vorhandene Bildungsmängel durch ein reichlich besetztes Bücherbrett zu verdecken, — denn zum Lesen der gekauften Werke kann man doch Niemand zwingen, — so möge man auch den Wünschen der Menge mehr entgegenkommen! Das Publikum will nicht mit Ansichtssendungen von Büchern überschwemmt werden; es will nicht die aufgedrungene Obhut über fremdes Eigenthum übernehmen, um im schlimmsten (wenn nicht gar im besten) Falle noch allerlei Scherereien als Zugabe zu erhalten; es

will zum Kaufe gereizt aber nicht gezwungen werden. Man soll also anregen aber nicht bestürmen!

Man sagt, die alten, eine Buchhandlung dauernd besuchenden Kunden wollen immer mehr verschwinden. Heute kaufe man hier und morgen dort, wo die Ladenpreise am meisten unterboten würden, oder wo ein im Schaufenster ausgestelltes Buch den Vorübergehenden zum Eintritt in den Laden bewogen habe, oder wo ein gesuchtes Buch gerade zu finden sei. Nun, nichts mag wohl zutreffender sein. Aber trägt denn bei so bewandten Umständen das Publikum die Schuld? Gibt es noch Buchhändler, welche die Bedürfnisse ihrer Käufer zu studiren pflegen, welche unter vielen Büchern eine richtige Auswahl treffen können, welche mit geduldiger Nachsicht die Launen des Publikums zu befriedigen aber auch zu lenken verstehen? Muß nicht auch der Buchhändler ein Pädagoge sein?

Wir haben nur einige von den vielen Saiten angeschlagen, welche bei richtiger Pflege noch manchen guten Ton würden erklingen lassen.

Die Buchhändler handeln zu viel und denken zu wenig; sie wollen recht viel gewinnen, aber recht wenig lernen; sie wissen blutwenig und meinen, Probiren ginge über Studiren.

Und so wie es denn zu geschehen pflegt, daß, wenn sich ein Bedürfniß in recht fühlbarer Weise bemerklich macht, demselben auch in anderer Weise abgeholfen wird, als auf dem gewöhnlichen Wege; und daß mancherlei Bestrebungen in einem Ziel zum Abschluß gelangen, das anfänglich wohl nicht sichtbar gewesen, so hat es sich auch in unserm Falle entwickelt.

Der Gang der Ereignisse, der Zeitgeist und die Zeitläufte, Bedürfnisse des Publikums, Concurrenz und die Art und Weise der Production, verstärkt durch ihre Masse, haben gezeigt, daß durch gleichartige und gleichwerthige Büchersammlungen ein erträglicher, ja wünschenswerther modus vivendi in die Erscheinung getreten: kein Lebenselixir für schlechte Autoren und schlechte Bücher, kein Universalmittel für Bücherfabrikanten und Bücherverkäufer, aber doch ein Heilmittel für bedenkliche Schäden.

Von den Schultern der Sortimentsbuchhändler wird eine Sorge genommen und auf die der Verleger übertragen. Weiß der Verkäufer keine Auswahl zu treffen, und hat sie der Verleger erleichtert, so weiß sich das Publikum zu helfen. Hat es einmal von dem Vorhandensein der Sammelwerke Kenntniß genommen, sich über ihren Inhalt Aufklärung verschafft, das Programm gebilligt, die Ausführung für gut befunden, so wird es immer mit Vorliebe zu der bewährten Quelle

zurückkehren. Es braucht keine Ansichtssendungen, es braucht keine Kritiken, es braucht keine unbeholfenen Verkäufer, es braucht „Collectionen" und hat sie gefunden. So zählt Reclam's Universalbibliothek heute mehr als 1850 Bände, so gedeiht die „Collection Spemann", so entstehen neue Sammlungen; und so ist beiden geholfen, den Verkäufern sowohl als dem Publikum. Und in welchem Grade eine solche Bibliothek sich consolidiren kann, beweist die seit vierzig Jahren von dem Freiherrn von Tauchnitz vortrefflich geleitete „Collection of British Authors", auf welche wir noch weiter unten zu sprechen kommen werden. Mehr als 2200 Bände haben in der gleichen Ausstattung dieselbe Presse verlassen, und nach menschlichem Ermessen werden ihnen noch eben so viele folgen. Und doch enthalten sie nur Werke einer in unserm Vaterlande nicht gesprochenen Sprache. Ist es nicht merkwürdig, daß so das fremde Idiom dem eingeborenen die Wege weisen und brechen muß? daß in Deutschland immer das Fremde eher Geltung erlangt, als das Einheimische, daß erst eine englische Collection deutsche hervorgerufen hat? Ironie des Schicksals, das nicht müde wird, uns in dieser Weise Fingerzeige zu geben! Doch mögen wir uns damit trösten, daß ein Deutscher und ein echt Deutscher mit deutschem Fleiß, mit Ausdauer, Muth, Kraft und Beharrlichkeit ein solches Werk zu Stande gebracht hat.

Hier war schon lange, ehe man noch diese Frage erörtert hatte, der volle Beweis für ihre Möglichkeit geliefert worden, so daß man beinahe versucht wäre, an die Schiller'schen Verse zu erinnern:

„Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und des Cartes nie gedacht,
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen."

Mit Preisherabsetzungen einzelner Werke, wie es einmal schon versucht worden, und wenn auch im größern Maße, war wenig gethan; es mußte eine gewisse Garantie dafür geboten werden, daß in umsichtiger Weise ein dauerndes Unternehmen seinen Anfang genommen habe, das nicht heute begonnen, um morgen sein Ende zu finden.

Eine Preisermäßigung kann wohl im einzelnen Falle einem, auch mehreren Bänden einen vergrößerten Absatz verschaffen und wird es auch sicherlich thun; auf den Kaufpreis der anderen Bücher und die Kauflust des Volkes kann ein solches Ereigniß jedoch keinen merklichen Einfluß haben.

Durch das Zusammenwirken einer beträchtlichen Anzahl mehr oder weniger wohlfeiler Büchersammlungen aber kann ein allmähliches

Herabgehen des Bücherpreises wohl herbeigeführt werden. Das Publikum wird dadurch jedenfalls bewogen, häufiger beim Buchhändler Einkäufe zu machen, dem einen Bande der einen Sammlung andere beizufügen, die Kauflust wird reger und reger werden; der Geschmack wird sich verbessern, sobald für eine würdige Befriedigung desselben gesorgt ist; die Bücherfreunde werden sich vermehren; und es kann wohl geschehen, daß so nun das Absatzfeld der Buchhändler sich um ein Beträchtliches vergrößert und im Lauf der Jahre wieder Consumtion und Production, wenn letztere nicht im ungleichen Verhältnisse wächst, zu einem erträglichen Ausgleich gelangen.

Und noch durch einen andern Umstand sind die bei dem Publikum in Geltung gekommenen Büchersammlungen für die allgemeine Bücherproduction und den Buchhandel von Bedeutung. Fast keine von ihnen hat es an einer sauber ausgeführten, mehr oder weniger schönen Hülle fehlen lassen. Die äußere Ausstattung aber ist hierbei von großem Belang. Man hat ja mit Recht darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk gegen Bücher und was damit zusammenhängt, gleichgültig und noch mehr als gleichgültig gesinnt ist. Daß ein Buch ein Kunstwerk ist und als solches auch betrachtet werden sollte, will nur Wenigen einleuchten. Mit zerrissenen Kleidern und mit schmutziger Wäsche wird sich Niemand sehen lassen, der nicht für einen Lumpen gehalten sein will; auf die eigene Hülle nimmt ein jedes ordentliche Mitglied der „Fabrikwaare der Natur" mehr Rücksicht, als auf diejenige der raren Werke ausgezeichneter Geister. Und wer jemals einen in Goldschnitt und gepreßte Leinwand sauber gebundenen Band Goethe. scher Gedichte in höchst traurigem Zustande, voller Flecken, zerrissen und zerblättert, auf zierlichen Tischen oder Büchergestellen hat liegen oder nun gar in Händen befindlich gesehen, die doch sonst nicht gerade für schmutzig wollen gehalten werden, den mag es wohl wundern, wie einem solchen Kleinod eine so schmähliche Behandlung hat zu Theil werden können. Schmutzige Finger pflegt man doch im Uebrigen nicht für standesgemäß zu halten; aber das Buch möchten wir gerne sehen, welches nach wiederholter Benutzung nicht grobe Fingerabdrücke zeigen könnte!

Bisher scheint dem Deutschen eine gleichgültige Nichtachtung gegen bedrucktes Papier angeboren oder anerzogen zu sein.

Aber, wir müssen es freilich gestehen, nicht allzu viele Bücher haben auch ihrem Aeußern nach den Namen eines Kunstwerkes verdient und mit Ehren tragen können. Wenn also bei dem deutschen Publikum die Neigung selten vorhanden ist, zusammengebundene be-

druckte Blätter als Kunstwerke gelten zu lassen und ihnen gleich anderen Erzeugnissen des Kunstgewerbes eine verdiente Werthschätzung und schonende Behandlung zu widmen, so wird der offenbare Augenschein und die eigene Anschauung dem Betrachtenden eine bessere Meinung zwingender Weise nicht haben aufdringen können.

Die Klagen über schlechte Bücherausstattung waren in Deutschland nicht zu widerlegen; und auch heute ist manches Buch, dessen Inhalt für so schlecht nicht gehalten werden darf, eines bessern Gewandes würdig. Auf elendes Zeitungspapier mit abgenutzten Lettern roh gedruckt, sind wohl jetzt nur noch verschwindend wenige Bücher anzutreffen; aber im Ganzen läßt sich doch nicht leugnen, daß manch fragwürdig ausgestattetes Büchlein seinem Verleger wenig Ehre macht und dem Leser keine große Rücksicht abnöthigen wird. Wir glauben aber, daß künstlerisch hergestellte Bücher auf wirklich schönem Papier mit geschmackvoll arrangirten Lettern gut abgedruckt, mit Randleisten und Initialen versehen, in einem stilvoll gehaltenen Einbande mit entsprechend dazu gehörigem Schnitt, sobald dieselben nur in größerer Menge auf dem Markt erscheinen würden, das Publikum allmählich an eine würdigere Behandlung gewöhnen könnten. Die für Leihbibliotheken hergestellten Bücher werden freilich den Geschmack nicht verbessern, und die meist mehr als mittelmäßig ausgestattete Zeitung, ja selbst namhafte Zeitschriften ebenfalls nicht. Doch muß voll Anerkennung hervorgehoben werden, daß wenigstens einige Verleger von Zeitschriften in rühmlichem Wetteifer den gerügten Mängeln abzuhelfen beflissen sind, insbesondere bei illustrirten Blättern.

Da nun zahlreiche Bände der von Tag zu Tag eine größere Ausdehnung erfahrenden und mehr und mehr sich verbreitenden Büchercollectionen angekauft und im Hause fleißig gelesen werden, so mag es nicht geringfügig erscheinen, daß diese Bände mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt hergestellt worden sind: bei den wohlfeilen Sammlungen in einem bescheidneren Gewande freilich, als bei den im Preise höher stehenden.

Nur will uns bedünken, daß die allgemein in Gebrauch gekommenen Leinen- und Calicobände ihren Zweck wenig erfüllen, so gefällig und haltbar dieselben neu auch erscheinen: ein Wassertropfen auf den blauen Einband der „Collection Spemann", und ein häßlicher und unaustilgbarer Flecken bleibt zurück, der das ganze Buch dauernd verunziert. Durch häufigen Gebrauch wird die farbige Leinwand unscheinbar, sie verliert ihre Farbe, wird an den Kanten durchscheuert, bestoßen und läßt von ihrem alten Glanze wenig mehr errathen. Es thäte

Noth, einen andern mehr zweckentsprechenderen Ueberzug, als es die gewöhnliche Calico-Leinwand ist, in Aufnahme zu bringen, oder, wenn es einen solchen nicht geben sollte, herstellen zu lassen. Für Bücher, die keinen Halbfranzband erhalten können, ist es eine wahre Calamität.

Bei den mit größerer Sorgfalt angefertigten Einbänden der werthvolleren Büchersammlungen, deren einzelne Bände drei und mehr Mark kosten und auf welche wir nunmehr zu sprechen kommen, macht sich der erörterte Umstand zwar weniger bemerklich; immerhin aber erfordert der gewöhnliche Ganzleinenband eine ganz besondere Bearbeitung, welche niemals außer Acht gelassen werden sollte, wenn er seinen Zweck erfüllen und Glanz und Farbe nicht recht bald verlieren soll.

In der Collection Spemann war schon der Versuch gemacht worden, auch moderne belletristische Werke lebender Autoren zu dem überaus wohlfeilen Preise von einer Mark pro Band erscheinen zu lassen. Dieser Versuch konnte aber nur in einer Sammlung gelingen, deren eine Hälfte beinahe aus druckfreien Schriften bestand, für welche kein Honorar zu bezahlen war, und welche nur einer neuen Redaktion bedurften. Auf andere Weise hätte sich eine gleiche Preisermäßigung nicht thunlich gemacht. Bachem's Novellensammlung hält sich innerhalb bestimmter Grenzen.

Eine vollständige und ausgedehnte Sammlung moderner Werke von lebenden Autoren zu einem sehr mäßigen Preise herauszugeben, hat die Verlagsbuchhandlung von S. Schottländer in Breslau unternommen. Es ist ihr gelungen, Novellen und Romane von Schriftstellern, welche in gutem Rufe stehen — wir nennen von ihnen nur: E. Gräfin Ballestrem, Karl Braun-Wiesbaden, Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Heinrich Laube, Paul Lindau, Rudolf Lindau, Alfred Meißner, Elise Polko, Otto Roquette, E. Wichert, A. Wilbrandt, E. v. Wildenbruch u. v. A. — zu einer Collection zu vereinigen, deren einzelner Band nur 3 Mark kostet. Von diesem „Cyclus belletristischer Novitäten" sind schon zahlreiche Bände ausgegeben worden; und es läßt sich erwarten, daß auch in Zukunft diese „Drei-Mark-Bibliothek" einen guten Fortgang nehmen wird, da die Ausstattung derselben: guter, großer und weitläufiger Druck auf starkem gelbgetöntem Papier, in haltbarem, mit Draht geheftetem braunem Ganzleinenbande mit Goldtitel und Deckelpressung — eine angemessene ist, und der fesselnde Inhalt in mannigfacher Abwechslung Leser und Käufer gewinnen wird. Möge auch fernerhin der Erfolg dieser Bibliothek nicht ausbleiben!

In dem gleichen Verlage von S. Schottländer in Breslau

ist noch ein Sammelwerk erschienen, welches auch in dem Rahmen unserer Erörterung Aufnahme verdient.

Unter dem Titel: „Deutsche Bücherei in zwanglosen Heften" ist eine Collection gehaltvoller Aufsätze der Oeffentlichkeit übergeben worden, welche in dem ansprechenden Gewande ihrer äußern Einkleidung es wohl werth sind, dem Publikum empfohlen zu werden. Es sind stereotypirte Abdrücke von Abhandlungen und Aufsätzen aus der in demselben Verlage erscheinenden Zeitschrift: „Nord und Süd." Der Gedanke, diesen Essays, welche ohnehin auf einen zahlreichen Leserkreis rechnen können, auch noch in anderer Gestalt eine erwünschte Verbreitung zu verschaffen, darf jedenfalls ein glücklicher genannt werden. Aeltere Jahrgänge von Zeitschriften werden von dem Publikum selten gekauft, obwohl es dabei nicht schlecht fahren würde, denn die darin veröffentlichten Beiträge haben sicherlich dadurch nichts verloren, daß sie schon vor geraumer Zeit erschienen sind, sofern dieselben nur an und für sich einen gewissen innern Werth und Gehalt besitzen.

Die in der „Deutschen Bücherei" zusammengestellten Aufsätze aus allen Gebieten der Litteratur, Kunst und Wissenschaft von den hervorragendsten deutschen Schriftstellern werden dem Leser zu sehr billigen Preisen in geschmackvoller Ausstattung dargeboten. Ein einzelnes Heftchen kostet nur 40 Pfennig bis 1 Mark. Biographisch-kritische Essays über Richard Wagner, Bret Harte, Carmen Sylva, Kuno Fischer, Tintoretto, Rückert, Eduard Defor, Friedrich Vischer, Friedr. Spielhagen, August Kestner, Ludwig Steub; naturwissenschaftliche über das Erröthen, über die Concurrenz in der Natur, über Blindsein, über das Problem der Anthropologie von J. Henle, Wilh. Preyer, H. Schmidt Rimpler, Ludw. Noiré; ästhetisch-historische über Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst von Moriz Carriere, über die Cultur der Frührenaissance in Italien von Wilhelm Lübke, über Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich von A. Schneegans, über die Catastrophe Wallensteins von Georg Winter, über Buddha und Christus, Aufsätze über das zweite Gesicht von Karl du Prel, über menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung und viele ähnliche mehr, mögen einer allgemeinen Theilnahme gewiß sein. Wir wünschen diesen inhaltreichen Flugblättern, in steifem Umschlage geheftet, auf gutem Papier sauber gedruckt, eine ausgedehnte Verbreitung.

Von allen bis heute in die Oeffentlichkeit getretenen Büchercollectionen ziehen zwei die Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde in einem besonderen Grade auf sich: die „Grenzbotensammlung" aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig und die „Salon-

bibliothek" der k. k. Hofbuchhandlung von Karl Prochaska in Wien und Teschen.

Beide verdienen in die erste Reihe derartiger Sammelwerke gestellt zu werden. Für einen sehr mäßigen Preis bieten sie aus der zeitgenössischen Litteratur werthvolle Werke, deren keines in der Menge gleicher Unternehmungen verschwinden wird. Beide sind in dem vergangenen Jahre vorbereitet worden in der Absicht, das Princip der wohlfeilen Collectionen auch in einer würdigeren und besseren Gewandung zum Ausdruck zu bringen.

Fr. Wilh. Grunow, der Verleger und Herausgeber der Grenzboten, ist immer bestrebt gewesen, allen Publikationen seiner Firma eine skrupulöse Sorgfalt zu widmen. Unter den hervorragenden Zeitschriften, welche die Gegenwart in bunter Mannigfaltigkeit erzeugt hat, nehmen die Grenzboten einen von der sonstigen Alltäglichkeit vornehm abgesonderten Platz ein. Die unerschrockene und nachdrückliche Haltung, welche Inhalt und Kritik dieses Blattes, von den besten Grundsätzen geleitet, fest und markig zu vertheidigen weiß, wird auch einer Büchersammlung, welche ihren Namen trägt, den gleichen Stempel aufdrücken.

Es darf uns wohl Wunder nehmen, daß eine solche Zeitschrift von den Buchhändlern, welche doch die Aufgabe haben, dem Guten Bahn zu brechen, so wenig bevorzugt und dem Publikum so wenig empfohlen wird. Wahrlich, es würde um unser Vaterland noch ganz anders und viel besser bestellt sein, wenn der Leserkreis der Grenzboten sich verdoppelt und verdreifacht hätte! Und wer auch die erklärte Ueberzeugung dieser Zeitschrift zu der seinigen nicht sollte machen können, wird dennoch gut thun, von dem dort ausgesprochenen Worte, das „die That will, nicht das Zeichen", Kenntniß zu nehmen.

Die von Grunow mit außerordentlicher Sorgfalt ins Leben gerufene „Grenzbotensammlung" enthält in der ersten ihrer beiden Reihen Werke der schönen Litteratur und in der andern Werke der Wissenschaft, der Politik, der Kunst und Litteratur.

Die Ausstattung ist eine das Auge wahrhaft erfreuende. Solch' schön gedruckte Bände (in neuer Orthographie) wird man für den überaus mäßigen Preis à 4 Mark selten finden.

Auf seidenweich glattem, weißem und dabei sehr festem Papier ein großer, die Augen gar nicht belästigender Druck, scharf und deutlich ausgeprägt, Randleisten geschmackvoll ausgewählt, Initialen — man wird die Bände mit besonderm Vergnügen zur Hand nehmen und nach genußreicher Lektüre vollbefriedigt wieder weglegen, aber, wir können es versichern, gerne und des öftern zu ihnen zurückkehren.

In der ersten Reihe der Grenzbotensammlung sind bis jetzt erschienen in 12 Bänden von Robert Waldmüller (Ed. Duboc) prächtige Novellen (Auf der Leiter des Glücks — Blond oder Braun?) und ein meisterhaft entworfener, ergötzlicher und schalkhaft erzählter Roman: Don Adone. Von Adolf Stern, dessen Romane und Novellen neues Lob kaum mehr bedürfen, ein neues größeres Werk, der lebensfrische Zeitroman: ohne Ideale; von August Niemann, der uns hoffentlich noch weitere vortreffliche Romane schenken wird, die beiden mehrbändigen: die Grafen von Altenschwerdt und Bakchen und Thyrsosträger, gestaltenreich und gedankenvoll und mit seltenem Geschick entworfene Charakterbilder, fesselnde Situationen in lebendig anregender Darstellung enthaltend, von sokratischer Weisheit durchtränkt und durchleuchtet von hohem, sittlichem Ernst einer wohlausgereiften Weltanschauung; gute Romane und Novellen von Victor Bersezio: Arme Johanna! von Adam von Festenberg: Franceska von Rimini.

Weitere Bände werden folgen.

Die zweite Reihe umfaßt bis jetzt in 7 Bänden Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe in autorisirter Uebersetzung; von Moritz Busch die sonst schon wohlbekannten Werke: Unser Reichskanzler und: Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich, in patriotischen Kreisen ebenso geschätzte wie gut aufgenommene Schriften.

Daß die Werke der schönen Litteratur aus der ersten Reihe der Grenzbotensammlung mit der im gleichnamigen Blatte vertretenen politischen Ueberzeugung nichts zu thun haben, bedarf wohl keiner Erwähnung. Nur die Tendenz, „wahrhaft Gutes, Schönes und bleibend Werthvolles" darzubieten, ist allen gemeinsam.

Und wie es sich von selbst versteht, sind alle Bände auch in einem ihrem Werthe angemessenen Einbande ausgegeben worden, in einem provisorischen in grüner Leinwand mit Goldtitel, und in einem schönen dauerhaft hergestellten Halbfranzbande, dunkelgrün gehalten. Der Interims-Leinenband, welcher nur eine vorläufige Broschur vertreten soll, in der Art, wie in England werthvolle Bücher der Circulation übergeben werden, ehe der gehörige Bibliotheks-Ledereinband, welcher die oben schon gerügten Mängel nicht besitzt, besorgt wird, ist — wie wir beinahe befürchten müssen — nur zu gut gerathen; so daß manchem Käufer dieser Bände unseres Erachtens das Bedürfniß kaum nothwendig erscheinen wird, einen nochmaligen permanenten Einband herstellen zu lassen. Man kennt die deutsche Genügsamkeit in dieser Hinsicht nur zu gut. Wir rathen den Buchhändlern,

dem Publikum den Halbfranzband vorzulegen. Indem wir diese ausgezeichnete Bücherſammlung, der wir von Herzen Glück und Gedeihen wünſchen, dem Wohlwollen der Sortimenter zur Verwendung dringend empfehlen, können wir der Ueberzeugung gewiß ſein, daß es die Verlagsbuchhandlung auch fernerhin an der wünſchenswerthen Sorgfalt in der Fortführung dieſer Collection nicht wird fehlen laſſen.

Die von der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska in Wien und Teſchen neuerdings veröffentlichte „Salonbibliothek" iſt gleichfalls hohen Lobes würdig. Die Ausſtattung iſt eine vornehm geſchmackvolle: klarer überaus ſchöner Druck in Schwabacher Schrift mit ornamentaler Verzierung, nicht zu klein und weit durchſchoſſen. Sorgfältig und haltbar gebunden in Ganzleinen mit aufgeklebten Papier-Rückenſchilden in Grün und Roth ganz in Art der Liebhaberbände; der rothe Schnitt vollendet harmoniſch das Ganze. Doch wünſchten wir, daß dem Abfärben deſſelben vorgebeugt werden könnte!

Der Preis von 3—4 Mark für den gebundenen Band iſt ein ſehr mäßiger. Schon die ſchön broſchirten Exemplare werden Jedermann gefallen.

Der Inhalt, welcher nicht bloß Novellen und Romane, ſondern auch Eſſays über Litteratur, Kunſt, Muſik, Geſchichte, Philoſophie u. dgl. m. in glücklicher Abwechslung enthalten ſoll, iſt tadellos gewählt.

Berühmte Schriftſteller gehören der „Salonbibliothek" an, außer den unten hervorgehobenen nennen wir: K. E. Franzos, Ferd. Groß, Rob. Hamerling, Ed. Hanslick, Herm. Lingg, Alfr. Meißner, Heinr. Noé, Joh. Nordmann, Frdr. Pecht, Joſ. Rank, Ferd. v. Saar, Jul. Schmidt, Karl v. Thaler, Hans Wachenhuſen u. A.

Eröffnet wird die Bibliothek durch: Aphorismen von Moriz Jokai: „Die Zonen des Geiſtes". Welch' geiſtvoll-philoſophiſche Bemerkungen dieſes originellen Autors!

Johannes Scherr hat in einem zweiten Bande dieſer Bibliothek „ein neues Skizzen- und Bilderbuch", Haidekraut genannt, der Oeffentlichkeit übergeben. Es ſind geſammelte Feuilletons, Studien, Charakteriſtiken u. dgl. m., welche als Einleitungen zu anderen Werken, als Kritiken, Beiträge zu Zeitſchriften in dieſen und anderen Orts flüchtig zerſtreut waren. Man kennt die knorrige und reckenhafte Schreibart, (welche ſogar die orthographiſche Richtigkeit des Namens: Bismarck keineswegs anerkennen will, ſondern lieber in abſonderlicher Weiſe: Biſmarck drucken läßt,) dieſes in einziger Art ſeltſamen Mannes, der es in der Schweiz nicht verlernt hat, ein „Deutſcher" zu ſein; freilich in ſeiner Manier. Wenn ein jedes Ding nach zwei und mehr

Seiten hin betrachtet werden kann, so darf man immer versichert sein, daß Johannes Scherr nicht eben die langweiligste und schlechteste einer Erörterung unterzogen hat. Wird man auch nicht seine Anschauung stets in allen Punkten theilen können, so wird man doch jede Zeile von ihm lesen und wiederum lesen wollen. Wir glauben, daß man auch diesem Bändchen Scherr'schen Geistes eine gehörige Beachtung schenken wird.

Hieronymus Lorm (Heinr. Landesmann) weiß dauernde Werke zu schaffen, sobald er in seinen Schriften die bloße Unterhaltungssucht zu befriedigen verschmäht. Dieser von Gott schwergeprüfte Dichter hat einen „Beitrag zur Glückseligkeitslehre" geliefert, welcher durch „Naturgenuß", so nennt sich dieses gehaltvolle Bändchen, trübe Stunden und trübe Tage zu verscheuchen sucht. Man wird mit Befriedigung oftmals zu diesem Büchlein zurückkehren.

Julius von der Traun (J. Schindler) hat in einem vierten Bande der „Salonbibliothek" drei reizende Novellen erscheinen lassen, gedankenreich und stimmungsvoll, farbenprächtig, doch schwermüthig. Sowohl „Der Liebe Müh' umsonst", als auch die beiden andern werden in dem freundlichen und dankbaren Leser einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, obwohl alle drei keinen fröhlichen Abschluß gefunden haben. Ja gerade deswegen mag man dem bestrickenden Reiz dieser Erzählungen sich gerne hingeben.

Wilhelm Goldbaum's „Litterarische Physiognomien" läßt man sich ebenfalls wohl gefallen. Flüssig und lesbar geschrieben, wie alle Versuche, welche aus den Federn der bei uns heimisch gewordenen Kinder Israels hervorgegangen sind, werden auch diese Aufsätze als gutgemeinte Studienblätter eines günstigen Leserkreises gewiß sein.

Das Charakterbild Franz Dingelstedt's ist besonders gelungen; und die liebevolle Vertheidigung Karl Gutzkow's wird weit und breit mit freudiger Genugthuung Anklang finden.

Fesselnde Streiflichter auf das Wiener Theaterwesen hat Friedrich Schlögl in einem Bändchen geworfen, dem wir überall Leser und Käufer wünschen. Die zusammengestellten Erinnerungen und Aufzeichnungen „vom Wiener Volkstheater" sind allen Lobes würdig.

Ernst Eckstein verleugnet auch in seinen Novellen die philosophische Denkart Arthur Schopenhauer's nicht. Mit Vorliebe sucht er metaphysische Welt- und Lebensräthsel in geistreicher und oft recht ergötzlicher Weise durch Austausch gegenseitiger Meinungen in den Entwickelungsgang seiner Erzählungen zu verweben. Der realdialektische Widerstreit in der Unterhaltungsgabe der Eckstein'schen Lieblingshelden,

welche alle von des Gedankens Bläſſe angekränkelt ſind, giebt die beſte Würze dieſer Novellen ab. „Eingeſchneit" heißt diejenige Erzählung, welche den ſiebenten Band der Prochaska'ſchen Salonbibliothek bildet; und Ernſt Eckſtein iſt darin hinter den wohlberechtigten Erwartungen ſeiner Leſer nicht zurückgeblieben.

Den zuletzt ausgegebenen achten Band dieſer in jeder Hinſicht mit großer Sorgfalt ausgewählten und vornehm ausgeſtatteten Bücherſammlung füllen „vierzehn Eſſays über die Stellung des Menſchen in der Natur", der „Krone der Schöpfung".

Niemand wird die an guten Gedanken außerordentlich reichen Aufſätze nach wiederholter Lektüre aus der Hand legen, ohne Anerkennung und Zuſtimmung dem eben ſo beleſenen als ſelbſt nachdenklichen Verfaſſer gezollt zu haben.

Carus Sterne (Ernſt Krauſe) beſitzt eine lebhafte Darſtellungsgabe, guten Stil und wohlüberlegte Gedankenführung.

Man möge dieſes Bändchen dem Publikum dringend empfehlen. Abhandlungen über „Fauſtſtimmung", „das verſöhnende Element in der neuen Weltanſchauung" u. A. haben dauernden Werth; jene über „glückliche Jugend!" mag beſonders beherzigt werden, „die Zähmung der Alten durch die Jungen" enthält manch' neue Geſichtspunkte, „der Nachahmungstrieb im Menſchen" läßt die Motive verbrecheriſcher Handlungen auch noch in anderer Weiſe erkennen, als man bisher wohl ernſtlich bedacht hat. Verbreite man das Büchlein!

Die folgenden Bände der Salonbibliothek werden von dem emſig bemühten und auch gut berathenen Verleger in derſelben Weiſe fortgeführt werden; und in der That, dieſe Collection darf einer vollen Sympathie aller Bücherfreunde verſichert ſein. Möge ſich der Sortimentsbuchhändler derſelben annehmen!

Das in ſo verſchiedener Weiſe gegebene Beiſpiel, einzelne Werke, denen eine größere Verbreitung als gewöhnlich zu wünſchen iſt, zu Bücherſammlungen zu vereinigen, iſt auch von der Kgl. K. Hof- und Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig in vortheilhafter Weiſe benutzt worden. Wahrſcheinlich durch die im G. Groteſchen Verlage in Berlin erſcheinende „Allgemeine Geſchichte in Einzeldarſtellungen" angeregt, hat es Wilh. Friedrich unternommen, eine Collection von großer Bedeutung herauszugeben: eine „Geſchichte der Weltlitteratur in Einzeldarſtellungen".

Fünf Bände derſelben ſind bis jetzt ſchon der Oeffentlichkeit übergeben worden, eine Geſchichte der franzöſiſchen Litteratur von Eduard Engel, der engliſch-amerikaniſchen von demſelben

Verfasser, der polnischen von Heinr. Nitschmann, der italienischen von C. M. Sauer und der erste Theil einer Geschichte der deutschen Litteratur von Franz Hirsch, welche in dreien ihren Abschluß finden soll.

In Vorbereitung befinden sich weitere Bände. Die Geschichte der griechischen Litteratur wird Ferd. Bender bearbeiten mit einem Anhange der neugriechischen von A. R. Rangabe und Dan. Sanders; die russische Litteratur Alex. von Reinholdt; die skandinavische Ph. Schweitzer; die ungarische Gust. Heinrich; die südslavische J. von Bojnicic ꝛc.

Die ersten Bände des Unternehmens sind nicht allseitig froh begrüßt worden. Kritische Vivisectoren haben in gelehrtem Stolz ihr Anathema über eine solch profane Sammlung ausgesprochen, welche, nicht ganz nach streng gelehrten Recepten bearbeitet, das größere Publikum zur Theilnahme an der allgemeinen Litteraturgeschichte zu gewinnen sucht. Prof. Dr. Koschwitz in Greifswald und Prof. Dr. A. Brückner sind freilich nur gelehrte Männer, wie andre mehr, welche keine Litteraturgeschichte für weitere Kreise schreiben werden; aber sie haben doch den Verfassern der genannten Werke hier und dort ein Versehen, eine Lücke, eine gar zu breite Betonung nebensächlicher Dinge u. dgl. m. vorgeworfen. Aber lassen wir uns dadurch nicht beirren. Nur durch eine Sammlung, wie die unternommene, wird es möglich sein, in zusammenhängender Darstellung von den uns sonst fern stehenden Litteraturen weiteren Kreisen eine genügende Anschauung zu geben. Wie hätte sonst wohl eine Geschichte der ungarischen oder südslavischen Litteratur, oder auch der russischen in einer Form erscheinen können, welche die engen Grenzen starrer Gelehrsamkeit überschreitet? Hier nur, wo eine Litteraturgeschichte in ihrer Nebeneinanderstellung die andere empfiehlt, wird ihr ein größerer und erfolgreicher Absatz unter dem Publikum gewährt. Seitdem nun auch eine emsige Uebersetzerthätigkeit die bisher unaufgeschlossenen Gebiete dieser entlegenen Culturen mit vielem Glück und dankbarer Unterstützung des deutschen Volkes in Angriff genommen hat, werden umfassende Gemälde über Volk, Dichter und Dichtung gewiß überall sehr willkommen sein. War es nicht wirklich Zeit, die Uebersetzung mehr als mittelmäßiger französischer Schandromane endlich aufzugeben und sich an hier noch unbekannten russischen, böhmischen, ungarischen u. A. zu versuchen, da dieselben den Vergleich mit andern nicht zu scheuen brauchen? Petöfi, Arany, Neruda und viele andere dieser Dichter, wer kennt sie hinreichend?

Es gereicht uns daher zu besonderer Freude, hier auch noch auf eine andere Sammlung hinweisen zu können, welche in dem Verlage der Kgl. Hofbuchhandlung von Wilh. Friedrich ebenfalls erschienen ist: „Dichtungen des Auslandes in vorzüglichen Uebersetzungen". Zahlreiche Bände derselben sind schon erschienen. Uebersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen, Alt- und Neuenglischen, Norwegischen, Polnischen, Böhmischen, Ungarischen, Rumänischen, Neugriechischen, ja aus dem Südamerikanischen ꝛc. sind in gelungener Gestalt veröffentlicht worden. Björnson, Mickiewicz, Neruda, Petöfi, Arany, Athanas. Christopulos u. A., verdeutscht durch Lobedanz, Alb. Weiß, Nitschmann, A. Sturm, H. von Melzl, können wohl empfohlen werden. Paul Heyse, Joh. Fastenrath sind als Uebersetzer bekannt genug.

Daß diese Werke alle schön ausgestattet, stilvoll gebunden mit Goldschnitt ꝛc. vom Verleger hergestellt sind, bedarf wohl keiner Erwähnung. Möchten alle Buchhändler diese Dichtungen dem Publikum vorlegen und den Ankauf derselben empfehlen. Uns scheinen sie kaum genügend bekannt zu sein und von den Sortimentern wenig berücksichtigt zu werden.

Auch eine energische Verwendung für die Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen sollte stattfinden, damit der Verleger sowohl als die Verfasser recht bald in neuen Auflagen Gelegenheit erhalten, nothwendige Verbesserungen vorzunehmen. Die Werke werden dann von keinem Tadel getroffen werden.

Der Originaleinband derselben ist ebenso stark, fest und haltbar, als schön, stilvoll und reich geschmückt.

(Fortsetzung folgt.)

Die heliographischen Verfahren als die Stellvertreter des Holzschnittes.

Deren Entwicklung und Bedeutung für die Gegenwart.

Mit Illustrationen.

(Fortsetzung.)

Wie man in der Typographie zwei selbständige aber sich gegenseitig ergänzende technische Abtheilungen unterscheidet, den Satz und den Druck, ebenso muß man auch die photographischen Verfahren in solche eintheilen, welche die Herstellung der Matrize (des Negativs) bezwecken, und in solche, welche sich mit der Anfertigung der von dieser Matrize entstammenden Abdrücke befassen. Die technische Entwickelung der ersteren von beiden Abtheilungen haben wir bereits in kurzen Zügen geschildert, man war, wie wir gesehen haben, so weit gekommen, daß man im photographischen Apparat auf einer lichtempfindlich gemachten Glasplatte ein Negativ erhielt, welches nach dem Entwickeln und Fixiren als Druckplatte benutzt werden konnte. Diese Druckplatte aber, durch chemische Prozesse in der Camera obscura und beim nachherigen Hervorrufen oder Entwickeln des Bildes entstanden, mußte naturgemäß von anderer Beschaffenheit sein, als die Druckplatten, welche bisher zum Zwecke der Vervielfältigung in der Presse verwendet wurden, mithin mußte auch das Druckverfahren von den bekannten Vervielfältigungsmethoden abweichen. So wie schon die Anfertigung des Negativs auf der chemischen Wirkung der Lichtstrahlen beruht, so mußte und konnte auch wieder das Drucken von solchen Platten nur mit Hilfe des Sonnenlichtes geschehen. Man bedient sich zu diesem Zwecke eines lichtempfindlich gemachten Papiers, welches man so unter das Negativ legt, daß es sich in festem Contakt mit diesem befindet, und setzt beides in einem sogenannten Copirrahmen eine gewisse Zeit, nämlich bis das Papier genügend dunkel geworden ist, dem Sonnenlicht aus. Natürlich färbt das Licht das Papier nicht überall gleichmäßig, sondern vielmehr da dunkler, wo es unter einer hellen, durchsichtigen Partie des Negativs gelegen hat, und läßt es dort wieder heller, wo es sich unter der entsprechenden dunklen, weniger durchsichtigen Stelle der Druckplatte befand.

Auf diese Weise entsteht auf dem Papier ein Bild, welches dem darüber liegenden Negativ vollkommen entspricht, nur daß die Verhältnisse von hell und dunkel auf beiden vertauscht sind.

Die Zeitdauer, welche für das Drucken erforderlich ist, richtet sich ganz nach der Beschaffenheit des Lichtes, in welchem gedruckt wird; in der Sonne braucht ein gutes Negativ fünf bis zehn Minuten, im zerstreuten Licht dagegen von einer halben Stunde im Sommer bis zu einem Tage im Winter. Man sieht also daraus, daß sich dieses Verfahren nur dann vortheilhaft erweisen kann, wenn es sich um eine beschränkte Anzahl von Drucken handelt, für die Herstellung großer Auflagen wäre der photographische Silberdruck zu umständlich und mithin zu kostspielig.

Wenn wir aber nun bedenken, von welcher Wichtigkeit sich die Photographie für die Wissenschaften sowohl, als für die Kunst erwies, und als welches unschätzbare Hilfsmittel sie dem Anschauungsunterricht an die Seite trat, mit anderen Worten, welches machtvolles Bildungsmittel dem Volke durch Erfindung der Photographie überliefert worden war, — da wird es uns leicht begreiflich sein, daß sich emsige Forscher und Praktiker seit dem Entstehen der neuen Kunst darum bemüht haben, die Leistungsfähigkeit der Photographie für solche Druckverfahren auszunutzen, die ihrer Natur nach im Stande sind, große Auflagen schnell herzustellen.

Die einschlägigen Versuche von Dr. Donné und Fizeau haben wir bereits kurz erwähnen müssen (s. Seite 199), es waren dies aber, wie wir gesehen haben, verfrühte Versuche und deshalb für die Praxis von keiner Wichtigkeit. Längere Zeit wurden nach den Experimenten dieser beiden Forscher die heliographischen Versuche zufolge der Fortschritte auf dem Gebiete der Photographie selbst, und zwar besonders durch die wichtige Erfindung des Engländers Fox Talbot, nämlich der Photographie auf Papier, in den Hintergrund gedrängt, und als sie im Jahre 1852 von neuem auftauchten, war es der Steindruck, welchem sie zuerst zu Gute kamen. Die Lithographie, deren Erfindung ja überhaupt zu den ersten photogenischen Versuchen Veranlassung gegeben hatte, ist bei ihrem mehr chemischen als mechanischen Verfahren für die Heliographie besonders geeignet; man griff bei den ersten photolithographischen Arbeiten wieder zum Asphalt zurück, mit dem ja schon Nicéphore Niepce operirt hatte, harzte den Stein damit ein, belichtete ihn und behandelte ihn nach dem Entwickeln wie den gewöhnlichen Lithographiestein. Was Niepce geahnt und angestrebt hatte, jetzt war es erreicht, aber eben erst, nachdem man gelernt hatte, ein Negativ im

photographiſchen Apparate anzufertigen, unter dem der mit lichtempfindlichem Asphalt überzogene Stein ganz bequem belichtet werden, d. h. alſo mit dem photographiſchen Bilde durch Copirung verſehen werden konnte. Es blieb natürlich nicht bei dieſen erſten Verſuchen, die Photolithographie wurde vielmehr bald, zumal nachdem man Chromgelatine als geeignetes Mittel zum Empfindlichmachen des Steines entdeckt hatte,

William Henry Fox Talbot,
geboren 1800 in Melbury House, Dorſetſhire (England).

zu einem ſelbſtändigen und ausgebildeten Zweig der Heliographie vervollkommnet, doch, ſo wichtig ſich das Verfahren auch für eine beſtimmte Art der Vervielfältigung erwies, es haftete ihm noch ein Mangel an, der verhinderte, daß man im photographiſchen Steindruck alle Befriedigung fand, die man ſuchte. Es ließen ſich nämlich mit Hilfe der Photolithographie nur Strich- oder Linienzeichnungen reproduziren, Halbſchatten vermochte das Verfahren zunächſt noch nicht wiederzugeben, in Folge deſſen war nur eine ganz beſchränkte Klaſſe

von photographischen Aufnahmen hierzu geeignet. Aber gerade die Vervielfältigung photographischer Naturaufnahmen, bei denen es ja ohne Halbtöne nicht abgeht, war es, die man anstrebte, die man einem der bestehenden Pressendruckverfahren anzupassen suchte. Deshalb verband man sich zunächst mit dem Kupferdruck, da dieser die meisten Hilfsmittel zur Reproduction getonter Bilder darbietet, und weil dieser vor allen anderen graphischen Künsten dem artistischen Vortrag am meisten gerecht zu werden vermag.

Es entwickelten sich bald eine Anzahl jener Verfahren, die heute unter der Bezeichnung Photogravure, Heliogravure oder auch Heliographie bekannt sind, die wir aber nur beiläufig erwähnen können, da wir es hier im besonderen mit den phototypographischen, d. h. den Holzschnitt ersetzenden Verfahren zu thun haben. Das Wesentliche der Photogravure bestand und besteht darin, daß man auf eine Metallplatte, die mit einer lichtempfindlichen Substanz überzogen ist, eine photographische Aufnahme so copirt, daß die hellen Stellen des Bildes auf der empfindlichen Schicht hart und unlöslich werden, die dunklen Partien dagegen weich und löslich bleiben. Die letzteren werden dann abgewaschen und die dadurch entstandenen blanken Metallstellen tief geätzt, denn beim Kupferdruck erhalten bekanntlich die vertieften Stellen, welche die Schatten und Halbschatten repräsentiren, die Farbe. Natürlich wichen die verschiedenen, im Laufe der Zeit entstandenen Verfahren mehr oder weniger von einander ab, aber der Zweck, welcher von allen verfolgt wurde, war immer der gleiche: es handelte sich darum, die photographische Naturaufnahme für ein Pressendruckverfahren herzurichten, mit anderen Worten, die Photographie in die Reihe der graphischen Künste zu stellen; daß man sich dafür zunächst den Kupferdruck aussuchte, beruhte, wie wir schon gesehen haben, nicht etwa auf einer Zufälligkeit, der Steindruck schien nicht im Stande zu sein, die photographische Aufnahme unter Beibehaltung ihrer Eigenthümlichkeiten wiedergeben zu können, der Buchdruck aber eignete sich noch weniger zur Reproduktion getuschter oder getonter Bilder und brachte deshalb der Heliographie von vornherein die meisten Schwierigkeiten entgegen.

Nichtsdestoweniger fanden sich, nachdem die Heliogravure erst auf eigene Füße gestellt worden war, Männer, welche an der Lösung des Problems: den Holzschnitt durch die Photographie zu vertreten oder zu ersetzen, ununterbrochen arbeiteten, die sich von den ihnen entgegentretenden Schwierigkeiten um so weniger zurückschrecken ließen, als sie wohl wußten, daß es Fälle genug giebt, bei denen es weniger auf den künstlerischen Vortrag als auf die unfehlbar genaue Wiedergabe ankommt.

Und in solchen Fällen konnte die Typographie aus der heliographischen Naturaufnahme nicht zu überschätzenden Nutzen ziehen.

Wir haben im Laufe unserer Abhandlung schon öfters angeben müssen, warum sich eine photographische Aufnahme mit Halbschatten nicht ohne weiteres zur Anfertigung eines Buchdruckclichés eignet, daß für diesen Zweck die Halbtöne vielmehr erst in geeignete Schraffirung, wie solche für typographische Zwecke nöthig ist, aufgelöst werden müssen, wir wollen jetzt von den vielen Mitteln und Wegen, die zur Rettung der heliographischen Halbschatten führen und geführt haben, die wichtigsten zusammenstellen, dabei aber nur solche Methoden berücksichtigen, die sich in der Praxis auch wirklich erprobt haben.

Der Erste, der nach dieser Richtung hin Versuche anstellte und ein praktisches Verfahren erfand, war Fox Talbot, dessen Namen wir schon einige Male erwähnen mußten. Seine Versuche sind für die Heliographie von besonderer Wichtigkeit, weil dieselben für alle später auftauchenden Verfahren den Grund legten. Talbot verwendete nämlich zum ersten Male Chromgelatine anstatt des Asphaltes zum Aetzen heliographischer Platten. Vor letzterem hat die Chromgelatine den Vorzug, daß sie der Säure weniger Widerstand leistet, und daß deshalb die zu ätzenden Metallstellen nicht wie beim Asphaltverfahren durch Abwaschen bloßgelegt zu werden brauchen. Die Säure durchdringt die Gelatine, und zwar am schnellsten die nicht belichteten, also weich gebliebenen Stellen, die durch Einwirkung des Lichtes hart gewordenen Stellen dagegen je nach dem Grade ihrer Belichtung langsamer; so wird denn das Metall gradweise, im Verhältniß der Schatten angefressen. Hierdurch werden von Licht zu Schatten weichere Uebergänge erzielt, als mit Asphalt, da dieser an den Schattenpartien, an denen also die Platte geätzt werden soll, ganz abgelöst, an den Lichtstrahlen aber als Schutzmittel ganz bewahrt werden muß, und deshalb bei der Modellirung des Bildes meist harte Contraste liefert. Um nun die Halbschatten der Naturaufnahme für photographische Zwecke in ein System von Strichen oder Punkten aufzulösen, legte Talbot beim Copiren des negativen Bildes zwischen dieses und die Druckplatte mehrere Stücken feiner Gaze, in schräger Richtung zu einander, sodaß also dann in der Copie auf der Metallplatte die Photographie ganz und gar aus einer netzartigen Lage von Punkten oder feinen Strichen, nicht mehr aus zusammenhängenden Tonflächen bestand. Um aber größere Schärfe im Bilde zu erzielen, verwandte Talbot später an Stelle der Gaze Glasplatten, die mit parallel laufenden feinen Linien versehen waren. Diese Verfahren ließ sich Talbot im Jahre 1852 patentiren.

Ebenfalls auf Chromgelatine, aber unter Ausnutzung einer andern Eigenthümlichkeit derselben, begründete zwei Jahre später der in England ansässige Oesterreicher Paul Pretsch ein höchst ingeniöses Verfahren. Die Chromgelatine, wie wir bereits bei Erläuterung des photochemigraphischen Verfahrens (S. 197) erwähnt haben, besitzt die Eigenschaft, in Wasser nach der Belichtung unter dem Negativ nur an den vom Lichte nicht betroffenen Stellen, also an den Lichtpartien des Bildes aufzuquellen. Da nun die übrigen Stellen je nach dem Grade ihrer Belichtung mehr oder weniger auf ihrer ursprünglichen Fläche zurückbleiben, bildet sich durch das Auswässern der Gelatineschicht ein Relief, auf welchem die Lichter des Bildes vertieft, die Schatten erhaben stehen. Bringt man hierauf die Schicht aus dem Wasser an's Licht, so wird sie ganz gleichmäßig hart und läßt sich für die Abformung in Gyps, Guta-Percha oder dgl. als Matrize benutzen. Diese Gypsform wird schließlich in's galvanische Bad gelegt, dessen Kupferniederschlag die Druckplatte bildet. Der aufmerksame Leser wird aber merken, daß sich auf diese Weise nur Tiefdruckplatten herstellen lassen, wie wir durch folgende Figuren, welche die verschiedenen vom Bilde zu durchlaufenden Stadien darstellen, nachweisen wollen.

Lichtpartie im Original. | Dieselbe als Schattenpartie im Negativ. | Nach dem Aufquellen der Gelatineschicht. | Nach dem Abformen in Gyps. | Nach dem galvanischen Niederschlag.

Wie man sieht, würden nach dieser Methode die Lichter in der Druckplatte erhaben werden, ein Resultat, wie es für den Kupferdruck nothwendig, für den Buchdruck aber nicht zu verwerthen ist. Um nun richtig an's Ziel zu gelangen, läßt man einfach die Gelatineschicht nach der Belichtung etwas länger in kaltem Wasser liegen, oder noch einfacher, man legt sie von vornherein in heißes Wasser, so werden hierdurch die unbelichteten Stellen nicht mehr aufquellen, sondern sie werden vielmehr ausgewaschen und demnach je nach der Belichtung, mehr oder weniger vertieft. Da aber auch hierbei die übrigen, belichteten Stellen unberührt bleiben, so bildet sich auch auf diese Weise ein Relief, aber in seinen Verhältnissen von hoch und tief zum vorigen umgekehrt. Unsere Figuren müssen jetzt so aussehen:

Lichtpartie im Original. | Dieselbe als Schattenpartie im Negativ. | Nach dem Auswaschen der Gelatineschicht. | Nach dem Abformen in Gyps. | Nach dem galvanischen Niederschlag.

Pretsch war der Erste, welcher die Eigenthümlichkeit des Aufquellens, resp. Auflösens der Chromgelatine für heliographische Zwecke

ausnutzte; er ließ sich im Jahre 1854 seine Erfindung patentiren, die Patentschrift berichtete über die soeben beschriebenen Operationen, aber über die Hauptsache: über die Kornbildung, das Auflösen der Halbschatten, schwieg sie wohlweislich. Daß sich photographische Bilder mit Halbtönen auf diese Weise nicht ohne Körnung drucken lassen können, ist augenfällig. Reproductionen nach Zeichnungen oder Holzschnitten boten dagegen keine Schwierigkeiten dar, wie nebenstehende Abbildung beweist; soviel bekannt geworden ist, bildete sich bei der Methode Pretsch die Granulirung auf chemischem Wege während der Belichtung, indem der Gelatineschicht hierfür bestimmte, kornbildende Substanzen zugesetzt wurden. Es bedarf aber noch nicht einmal eines Zusatzes, um solchen Chromgelatineschichten ein natürliches Korn zu verschaffen, es genügt, wenn man sie — wie dies z. B. bei unserm heutigen Lichtdruck geschieht — nach der Belichtung in hoher Temperatur (45 ° R.) trocknet. Beim darauf folgenden Einlegen in Wasser bildet sich dann plötzlich über der ganzen Oberfläche der Schicht ein ganz feines Geriß oder Korn, und zwar um so dichter, je länger die Schicht belichtet wurde, um so spärlicher, je **kürzer** die Belichtung war. Bei der Methode Pretsch, bei welcher, wie gesagt, noch bestimmte Substanzen zur Chromgelatine zugesetzt wurden, hatte dieses Korn ein schlangenförmiges runzelartiges Aussehen, aber gerade deshalb fielen die Drucke immerhin noch unansehnlich aus, weil eben in solcher Gestalt das Korn zu grob war, und weil sich dasselbe auch in den hellsten Lichtern nicht vermeiden ließ.

Pretsch's phototypographische Arbeiten gehörten damals aber jedenfalls zu den besten dieser Art; leider hatten seine Bemühungen wenig Erfolg. Er begründete mit einigen Fachgenossen in London eine das Verfahren ausbeutende Gesellschaft, aber durch Uneinigkeit der Mitglieder, vielleicht auch durch das noch mangelhafte Verfahren wurde das Unternehmen schon nach kurzer Zeit wieder zu nichten. In seinem hohen Alter wurde Pretsch von Seiten der Hof- und Staatsdruckerei in Wien unterstützt und beherbergt, aber, obwohl er bis zu seinem Tode fortfuhr Versuche mit seinem Verfahren anzustellen, starb er doch, ohne welche namhafte Erfolge damit erzielt zu haben.

Fast zu gleicher Zeit war der französische Chemiker A. Poitevin auf dieselbe Idee gekommen, auf die Unaufquellbarkeit der mit Chromsalzen versetzten Gelatine im Wasser nach der Belichtung ein heliographisches Verfahren zu begründen. Er ließ sich zwar erst ein Jahr später als Pretsch, im Jahre 1855, ein Patent auf seine Erfindung ertheilen, aber trotzdem wird die Autorschaft derselben in Frankreich Poitevin allein zugeschrieben. Da das Verfahren, wie gesagt, auf den-

ſelben Prinzipien als wie das vorbeſchriebene beruht, können wir uns mit der bloßen Erwähnung deſſelben begnügen.

Heliotypie von Lefman & Courdel in Paris, nach dem Aufquellverfahren hergeſtellt.

Eine Modification des Fox Talbot'ſchen Verfahrens ließ ſich im Jahre 1865 F. von Egloffſtein patentiren. Derſelbe legte nämlich das feine Gazenetz nicht während der Belichtung zwiſchen Negativ und Metallplatte, ſondern er kopirte zuerſt das Netz und dann das photographiſche Bild auf die lichtempfindlich gemachte Druckplatte, entwickelte dieſelbe dann und ätzte mit Salpeterſäure. (Schluß folgt.)

Deutſche Buchhändler.

I.

Salomon Hirzel.

Von

Eduard Zernin.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, Dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.
Schiller.

Der deutſche Buchhandel iſt reich an Männern, welche ihn in würdigſter Weiſe vertreten. Auch für dieſen Beruf hat das Wort des Dichters ſeine Richtigkeit, daß „mit Macht der edle Mann Jahrhunderte auf ſeines Gleichen wirkt, daß er auch nach ſeinem Tode fortlebt und ſo wirkſam iſt als er lebte". Gute Vorbilder verdienen daher in jedem Stande geprieſen und nachgeahmt zu werden. Um jedoch dies zur Wahrheit werden zu laſſen, müſſen ſolche Vorbilder auch näher gekannt ſein.

Es ſcheint uns nun ein ſehr glücklicher Gedanke des Herausgebers der „Deutſchen Buchhändler-Akademie" zu ſein, daß dieſes, der Fortbildung unſerer jungen Standesgenoſſen in erſter Linie dienende Organ die Lebensbeſchreibungen verdienter Buchhändler näher in's Auge faſſen und ſeinen Leſern den Entwickelungs- und Bildungsgang ſolcher Träger von weitbekannten Firmen vorführen will, welche unſerem Stande zur Auszeichnung gereichen, ihn in den Augen Aller gehoben und für das allgemeine Wohl gewirkt haben. Solche Männer ſind es, zu denen das Auge des jungen Buchhändlers mit Freude und Stolz in die Höhe blicken muß, denen er nacheifern ſoll, um ſelbſt einmal ihnen möglichſt ebenbürtig zu werden, — der große Saal der deutſchen Buchhändlerbörſe in Leipzig zeigt uns ſchon eine nicht ganz kleine Zahl von ſolchen wackern Firmenträgern, die einſt unter uns geweilt und ſich um den von ihnen vertretenen Stand wohl verdient gemacht haben, und von denen ſämmtlich das Dichterwort gilt: „die gute That, das ſchöne Wort, es ſtrebt unſterblich!"

Wir haben uns heute vorgenommen, das Lebensbild des vor mehreren Jahren verstorbenen Leipziger Buchhändlers Salomon Hirzel zu zeichnen. Zur Durchführung eines völlig ausgeführten Lebens- und Characterbildes des Verstorbenen sind wir freilich nicht genügend ausgerüstet, darum beschränken wir uns auf eine bloße Skizze. Aber auch eine solche zu entwerfen, wäre uns ohne die Unterstützung einer kleinen, aber höchst verdienstlichen Schrift kaum möglich gewesen, die wir der Güte des jetzigen Trägers der Firma Salomon Hirzel verdanken.*) Verfasser ist der weit bekannte Kunsthistoriker Professor Anton Springer in Leipzig, welcher sich bei seiner Arbeit wohl der genauesten Mittheilungen seitens der Hirzel'schen Familie zu erfreuen gehabt hat.

Salomon Hirzel war kein geborener Deutscher. Der Name Hirzel gehört in seiner Heimath, der Schweiz, zu den angesehensten. Hans Caspar Hirzel, der bekannte Schriftsteller und praktische Philosoph, der am 10. Februar 1803 in Zürich als Mitglied des großen Raths starb, war ein Freund der berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit, eines Gleim, Klopstock, Ramler u. A. Ein anderer weitbekannter Hirzel war der als Staatsbeamter am 8. Juli 1843 zu Zürich als Präsident des Erziehungsraths gestorbene Conrad Melchior, der durch seine Entscheidung zur Berufung von David Friedrich Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik Anlaß zum bekannten Züricher Putsch, bezw. Sturz der Regierung gab.**). Ein dritter, in weiten Kreisen vortheilhaft bekannt gewordener Hirzel war der Kanonikus und Professor der Philosophie Heinrich, der als Chorherr im sogenannten „grünen Schlosse" am Großmünsterplatz zu Zürich lebte. Er ist der Vater unseres Salomon Hirzel, und wir werden im Folgenden noch öfter von ihm zu reden haben.

Es war am 13. Februar 1804, als in dem noch heute stehenden, jedoch inzwischen umgebauten „grünen Schlosse" zu Zürich Salomon Hirzel als der jüngste von vier Söhnen geboren wurde. Die Litteratur bildete gleichsam die Lebensluft der Hirzel'schen Familie. Am tiefsten

---

*) Dieselbe führt den Titel: „Der junge Hirzel, als Manuscript für Freunde gedruckt, Leipzig 1883, Druck von Breitkopf & Härtel". 8, 167 S. mit Portrait. — Wir sind in unserer Darstellung diesem Buch möglichst genau gefolgt und haben uns vielfach der eigenen Worte desselben bedient, indem wir wünschen, daß das treffliche Buch möglichst Vielen zugänglich werde.

**) Noch heute wird in der Hirzel'schen Familie der sogenannte „Bürgermeisterring" von Zürich als Reliquie aufbewahrt. Das Geschlecht Hirzel lieferte der Stadt nicht weniger als 5 Bürgermeister.

athmete sie, da die älteren drei Brüder frühzeitig das Haus verließen, der vierte Sohn, unser Salomon. Soweit er zurückdenken konnte, erinnerte er sich an Schriftsteller und Bücher als Mittelpunkt des häuslichen Interesses. Kaum dem Knabenalter entwachsen, wurde er schon wohlbestallter Bibliothekar und Secretär des Vaters, welcher dessen Büchersammlung in Ordnung hielt und in litterarischen Angelegenheiten allerhand nützliche Nebendienste verrichten mußte. (Der Kanonikus und spätere Professor Hirzel war ein eifriger Mitarbeiter an dem Stuttgarter „Morgenblatt" und steuerte der Hallischen „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" zahlreiche Recensionen bei.) Noch als Knabe wurde Salomon, auf Geheiß des Vaters, Briefschreiber.

Man würde über die Jugend unseres Salomon's wenig erfahren, wenn nicht der ältere Bruder Heinrich, seit dem Jahre 1816 als Pastor der reformirten Gemeinde in Leipzig angestellt, seine Feder fleißig in Bewegung gesetzt hätte. Als 13jähriger Knabe begann Salomon den Briefwechsel mit dem „Musjö Pastor", welchen er mit merkwürdiger Ausdauer bis zu seinem Abgange von Zürich fortsetzte. Noch merkwürdiger ist der humoristische Ton, welcher bereits in den frühesten Briefen waltet. Trotz alledem bewahrte sich Salomon die kindliche Natur und den gesunden jugendlichen Sinn. Zur Würde eines Lateinschülers emporgestiegen, spickte er stolzbewußt seine Episteln mit lateinischen Phrasen, und wenn er im Auftrag des Vaters dem Pastor die Mitglieder der Tagsatzung aufzählt, so vergißt er nicht, was ihm wohl nicht minder wichtig erschien, den Preis der Kirschen beizufügen. Als ächten Jungen nahmen ihn aber in der Kriegszeit alle militärischen Dinge besonders in Anspruch. Nach dem Schlusse des Feldzuges 1815 reisten mehrere Heerführer durch Zürich. Der kleine Salomon fehlte nicht bei ihrem Einzuge, ebensowenig als die auf das Picket gestellten Schweizer Truppen von der Grenze wieder in ihre Heimath einrückten. Er eilt seinem Bruder die Uniformen der Grenadiere und Voltigeure genau zu beschreiben, und wie prächtig die Trommler den Wirbel schlagen, zu schildern. Die Trommler haben es ihm angethan. Als 1816 die Kadetten wieder in die Mode kamen, trat er selbstverständlich als Tambour ein, während Bruder Louis die höhere Charge eines Bombardiers bekleidete. Und tüchtig hat er die Schlägel rühren gelernt. Noch in alten Tagen machte es ihm zuweilen Spaß, unter guten Freunden seine Tambourkünste zu zeigen. Seinem militärischen Eifer mußte auch der Pastor in Leipzig sich dienlich erweisen, Daten für die von Salomon angelegten Register einliefern, die Uniformen der russischen Truppen, die nur allzu zahlreich durch Leipzig zogen, sowie

ihre Weise zu marschiren — „die Musik geht vor den Tambouren", hebt er mit Rücksicht auf den enthusiastischen Tambour besonders hervor — bis in das Kleinste schildern und namentlich behilflich sein, Salomon's Sammlung von Soldatenbildern, von Portraits und Medaillen der Feldherren zu vermehren. Dies waren die ersten Gegenstände der Sammellust unseres Hirzel. Bald bittet er sich die auf Blücher und Wellington geschlagenen Medaillen aus, bald giebt er dem Bruder Auftrag auf die Bildnisse von York und Scharnhorst und ist auf die Leipziger Buchhändler erbost, welche dieselben nicht rasch verschaffen können, bald wünscht er die Lützower Freischaar im Bilde zu besitzen. Sein besonderer Liebling war Theodor Körner. Da genügten ihm Porträts nicht, auch was Körner selbst geschrieben und was über ihn geschrieben wurde, wünschte er zu besitzen. Er lag dem Vater stets in den Ohren, ihm die Bücher zu verschaffen. In der That bestellte der letztere einmal nicht weniger als drei Schriften in Leipzig für den „passionirten Freund Körner's": Körner's Eiche von Kind, das Geschwistergrab zu Wöbbelin und das Buch für Körner's Freunde. Nicht wenig beneidete er den Vater, als er hörte, daß dieser auf einer Reise in Leipzig seine Briefe auf einer Mappe schreibe, welche mit der Abbildung der Grabstätte Körner's geschmückt war — wahrscheinlich brachte er sie Salomon als Geschenk mit —, und seine Achtung für die Schwäger Bruder Heinrichs stieg auf die Nachricht, daß einer derselben ein Jugendfreund Körner's gewesen.

Noch bewegte sich Salomon's Sammellust in den gewöhnlichen kindlichen Geleisen. Außer Soldatenbildern hielt er auch Wappen und Siegel für begehrenswerthe Schätze. Dem Einflusse des älteren, reich gebildeten Bruders Heinrich mag es wohl zuzuschreiben sein, daß Salomon's Sammeleifer sich vorwiegend, ja ausschließlich auf das litterarische Gebiet warf.

Merkwürdig früh wurde Salomon in ernst gelehrte Erörterungen und litterarische Untersuchungen gezogen. Man möchte beinahe fürchten, für sein Alter zu frühe. Seine gesunde Natur rettete ihm das Gleichgewicht. Wie er trotz dem gefürchteten „spitzen Zünglein" der Liebling, das „Herzensbüble" der Geschwister, besonders der Schwestern Nettli und Ottilie war und blieb, so zeigte er auch im Verkehr nichts vom trockenen Bücherwurm, sondern offenbarte ein munteres, frisches Wesen. Das Soldatenspiel als Cadet machte ihm großes Vergnügen, und triumphirend meldet er, daß er bei dem Scheibenschießen „in der grünen Kehrscheibe den Zweck rund geschossen". In Abwesenheit des Onkel Oberst besorgte er den Hühnerhof.

Am liebsten weilte er dennoch in des Vaters Studirstube, wo er behaglich auf dem Sopha sich streckte, mit den älteren Brüdern disputirend, die Partei der Schwestern warm ergreifend, wenn sie von den anderen geneckt wurden, und wo er in die Arbeitsweise eines Schriftstellers sich hineindachte. Allmählig traten gegen Bücher alle anderen Jugendinteressen zurück. Sie bat er sich zu Weihnachtsgeschenken aus, z. B. Vossen's Homer und Klopstock's Oden. Sie wurden ihm in allen Lebenslagen unzertrennliche Begleiter. Die Schwester Ottilie, zum Besuche in Leipzig, hört von einer Krankheit Salomon's und erblickt im Geiste sein Krankenlager: „Täglich sehe ich Dich im Geiste in Deinem Bettchen liegen in eine 2 Ellen lange Nachtschlutte sorgfältig von der Mutter eingehüllt, daneben seh' ich ein Tischli stehen, aus gestattet mit den schönsten Leckerbissen, das Bettchen seh' ich gleich einem Museum mit Schriften von Körner, Luther, Zwingli und Eulenspiegel ausstaffirt." Einige Jahre später (1821) spottet Bruder Louis: „Ich möchte wohl gelegentlich Deine Bibliothek einmal sehen mit ihren Prachtwerken, so in den neuesten und splendidesten Ausgaben und Einbänden: Schiller, Voß, Hebel, Wieland, Goethe u. s. w." Auch mit eigenen litterarischen Versuchen, zunächst poetischer Natur, wagte er sich hervor. Doch hat sich leider keins der älteren Scherzgedichte erhalten.

Im Winter 1821 verließ Salomon das Gymnasium und stieg zu dem Collegium humanitatis, welches damals die Universität vertrat, empor; „aus dem Schulkothe des Frauenmünsters kam er in das Paradies des Großmünsters." Er wurde als studiosus juris immatriculirt, hörte aber seinen Neigungen entsprechend vorzugsweise philologische Vorlesungen. Sein Lieblingslehrer war C. Orelli,*) welcher ihn seinerseits wieder als einen seiner „theuersten Zöglinge" pries und mit ihm noch in viel späteren Tagen einen freundlichen Briefverkehr unterhielt. Hirzel nahm an den studentischen Bewegungen, welche damals mächtig wogten, regen Antheil und wurde ein eifriger Theilnehmer an dem Zofinger Verein, der alljährlich wiederkehrenden Versammlung Schweizer Studenten. Ueber die im October 1822 stattgefundene Versammlung hat er der neuen Züricher Zeitung einen interessanten Bericht erstattet, welches litterarische Denkmal — mit dem er sich zum ersten Male gedruckt sah — sich bis heute erhalten hat.

---

*) Conrad Orelli, der jüngere Bruder des bekannten Philologen und Kritikers Johann Caspar Orelli, der sich durch treffliche Ausgaben des Horaz und Cicero ausgezeichnet hat, war ein bedeutender Sprachenkenner, der durch Bearbeitungen von Hirzel's französischer Grammatik vortheilhaft bekannt wurde.

Nun galt es aber auch sich für einen Lebensberuf zu entscheiden. Was soll ich werden? Die Frage hatte sich Hirzel frühzeitig gestellt und rasch beantwortet. Die gelehrte Laufbahn wie die beiden älteren Brüder Heinrich und Louis zu ergreifen, lockte ihn nicht, obschon er die volle Ausrüstung zum Gelehrten besaß. Auch der Kaufmannsstand, dem sich der dritte Bruder Caspar gewidmet hatte, besaß für ihn keinen hinreichenden Reiz. Offenbar hatte die Bücherliebhaberei sein Interesse für den Buchhandel geweckt und die Lust zu einem Beruf, welcher die litterarische und praktische Thätigkeit vermittelt, erregt. Bereits im Jahre 1819, — er zählte 15 Jahre, — sprach er seinen Wunsch in Familienkreisen aus. Die Brüder glaubten noch nicht an den Ernst des Vorhabens, und auch Fremde äußerten Zweifel über die Richtigkeit der Wahl. Der Buchhändler F. C. W. Vogel in Leipzig, von den Brüdern in Kenntniß gesetzt, schüttelte den Kopf dazu. „Ich höre, Sie hätten Lust ein Buchhändler zu werden, aber ich dächte, in Zürich würden derselben schon genug, ja schon mehr als genug seyn, und nach Leipzig werden Sie auch nicht kommen wollen." Zunächst brauchte übrigens keine Entscheidung getroffen zu werden, da Hirzel vorher die akademischen Studien abschließen wollte. Noch während derselben überzeugte sich der Vater von dem unwandelbaren Ernst des Vorsatzes und nahm nun selbst die Angelegenheit in die Hände. Schwer empfand er die Trennung von dem letzten, dem jüngsten Sohne. Noch in einem seiner letzten Briefe (25. Mai 1830) beklagte er bitter sein Schicksal und hob das schwere Opfer hervor, welches er gebracht. „Ich muß die Schlußtage meines Lebens ohne Dich, einen meiner Liebsten und Unentbehrlichsten, in dieser Welt zubringen." Dennoch brachte er das Opfer, und scheute selbst persönliche Mühen nicht, um das Glück des Sohnes zu fördern. Im August 1821 reiste er nach Leipzig, wo er sich den besten Rath zu holen hoffte. Mit rührendem Eifer und gewissenhafter Sorgfalt begann er dort seine Nachforschungen, deren Resultate er gleich dem ängstlich harrenden Salomon nach Zürich mittheilte.

„Das Wichtigste, was ich Dir, mein liebes Kind, diesmal zu melden habe, ist, daß ich die letztabgewichene Woche in langen Besuchen bey Hr. Ambr. Barth, einem sehr thätigen und einsichtsvollen Manne, bey dem alten erfahrungsreichen Kummer, ferner bey Vogel und Fleischer, welche ebenfalls zu den verständigsten hiesigen Buchhändlern gehören und sich nicht weniger als die schon genannten durch ihr Gewerbe ein ansehnliches Vermögen erworben haben, mich ausführlich über dasjenige besprochen habe, was Dir dermahl vor allem

anderen am Herzen zu liegen scheint. Was die Erlernung des Buchhandels betrifft, so haben sich die erwähnten Autoritäten insgesammt als wie aus einem Munde dahin geäußert, daß Leipzig dazu keineswegs der beste und zweckmäßigste Ort sei; junge Leute lernen da lange nicht alles kennen, was zum Buchhändlerverkehr gehört, werden gern zu kleinlichen, mechanischen Geschäften und Arbeiten, als da sind Packete machen (was übrigens Jeder auch kennen müsse) ꝛc. mißbraucht; die ansehnlichsten Verlagshandlungen thun desto weniger im Sortiment; an eine Handlung, wo einer den Verlags-, Sortiments-, Commissions- und Speditions-Handel zu gleicher Zeit und von dem Grunde aus sollte erlernen können, wäre vollends gar nicht zu denken. Viel besser und schneller erlerne sich dies Alles entweder in Hamburg, Breslau, Frankfurt a. M., oder aber, was noch vorzuziehen seyn dürfte, in einer Mittelstadt, als da wären Halle, Erfurt und, wie der alte Kummer meint, auch Basel. Auf Halle schienen sich die meisten Stimmen als auf einen Ort zu concentriren, wo großer Verkehr, ein junger Mensch an Leib und Seele besorgt und die Kunst gründlich zu erlernen sey." Dem Rathe gemäß, lenkte der Vater in den nächsten Tagen die Schritte nach Halle, wo die Buchhandlung Schwetschke aufgesucht wurde. Die Verhandlungen mit derselben führte nach seiner Abreise der Pastor weiter, doch kam es zu keinem gedeihlichen Abschlusse. Am 21. Juni 1822 schrieb der Pastor an Salomon: „Mit Herrn Schwetschke ist alles abgebrochen. Mit Reimer werde ich das Ausführliche in diesem Sommer besprechen; wir erwarten ihn nämlich im Juli für einige Wochen in Leipzig. Er will die Weidmann'sche Buchhandlung, die er für 70,000 Thaler gekauft hat, und die allein an Maculatur 50,000 Thaler, sage fünfzig tausend Thaler besitzt, ein bischen revidiren, wozu auch Herr Perthes aus Hamburg*) (der Freund von H. Voß) sich einfinden wird."

Die Verhandlung mit Reimer kam rasch zu Abschluß. Bereits am 18. August gratulirte Bruder Louis: „Ich freue mich für Dich, daß Du zu so hübschen liebenswürdigen Leuten kommen sollst und bin im Voraus überzeugt, daß es Dir bei Reimer gewiß vollkommen wohl gefallen wird." Vollends der Vater athmete, nachdem sich die sorgliche Angelegenheit so glücklich gelöst, frei auf und richtete an

*) Friedrich Perthes aus Hamburg war bekanntlich ein guter Freund von Reimer in Berlin. Er scheint jedoch damals nicht nach Leipzig gekommen zu sein. Schon im März 1822 übersiedelte er von Hamburg nach Gotha, wo er vielfach mit der neuen Einrichtung seines Geschäfts zu thun hatte. Im September ging er nach Franken und Bayern, über welche Reise er interessante Mittheilungen machte. (Vgl. „Fr. Perthes Leben", 2. Band, 6. Buch.)

Reimer dankerfüllt einen charakteristischen, auch für das Verständniß des Sohnes wichtigen Brief:

„Zürich, den 9. September 1822.

Hochzuverehrender Herr.

Zufolge der kürzlich zwischen Ihnen und dem Herrn Pastor Hirzel in Leipzig in Betreff meines jüngsten Sohnes gepflogenen Unterhandlungen und der gefälligen, von Ihrer Seite in dieser Angelegenheit geschehenen Aeußerungen kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, vermittelst dieser Zeilen, je eher je lieber, eine Bekanntschaft mit einem Manne zu eröffnen, dessen Nahmen ich zwar schon mehrmahls mit geziemender Hochachtung habe nennen hören, in Betreff dessen aber ich kaum hätte hoffen oder es ahnen können, daß mich eine erwünschte Fügung der Umstände in nähere Berührung mit ihm bringen würde.

Wohl ist es ein günstiges Gestirn, welches ich fortwährend über das Werk der Erziehung der mir von der Vorsehung Anvertrauten walten sehe, und unter dessen mildem Einflusse nun abermahl rücksichtlich auf einen derselben große Schwierigkeiten sich unvermuthet heben, und ein Ziel in klarer Nähe vor Augen liegt, das mir erst noch aus dunkler und ungewisser Ferne entgegen dämmerte. Aehnliche erfreuliche Ereignisse und Umstände sind früherhin auch meinem ältesten Sohn in dem gesegneten und freysinnigen Sachsen zu Statten gekommen. Hinwieder hat unter seiner Leitung der jüngere, sich eines nicht minder glücklichen Schicksals erfreuend, nun schon volle drey Jahre seinen theologischen Studien auf der Universität zu Leipzig obliegen können: vollends aber, indem Sie mir die gütige Erlaubniß ertheilen, auf Michaelis künftigen Jahres den jüngsten Sproß unserer Familie in Ihre Obhuth übergeben zu dürfen, überzeuge ich mich neuerdings kräftig genug, daß jener heilbringende Stern noch nicht aus unserer Nähe gewichen ist.

Nicht ohne Grund darf ich hoffen, daß Sie in dem Ihnen anzuvertrauenden Jünglinge einen aufgeweckten, für jede bessere Einsicht und Belehrung sehr empfänglichen und lenksamen, das Buchhändler- und Litteraturwesen mit besonderer Vorliebe umfassenden Menschen finden werden, der es sich zur Ehre rechnen wird, alles aufzubieten, um sich des ihn so hoch beglückenden Zutrauens, das Sie ihm durch die Aufnahme in Ihr Haus zu erweisen belieben, in jeder Hinsicht und nach seinen besten Kräften würdig zu machen.

Seinem entschiedenen Wunsche, Buchhändler zu werden, habe ich um so weniger entgegen seyn können, als er auf jeden Fall irgend

etwas von Grund aus erlernen soll, das ihm seine künftige Existenz, sey es nun in oder außer dem Vaterlande, zu sichern vermag. Da ich indessen im Hintergrunde die Möglichkeit erblicke, daß er, einst wieder nach Zürich zurück, durch unvorhergesehene Umstände, neben seiner erlernten Kunst auch noch auf eine unserer republikanisch-politischen Laufbahnen könnte verschlagen werden, — wie denn unsere Salomon Geßner*), Heinrich Füßli**) u. A. außer dem Buchhandel und neben dem, daß sie vielseitig gebildete Literatoren, nicht unberühmte Schriftsteller, Redactoren von Zeitungen gewesen, und zum Theil noch sind, auch dem Staate treu und eifrig gedient haben — so hat mir die Willfährigkeit nicht anders als doppelt willkommen seyn können, mit welcher Sie ihm gestatten wollen, neben seinen unmittelbaren Berufsgeschäften auch noch die reichen Schätze der dortigen Universität zu benutzen: so wie denn überhaupt der Gedanke, unter Ihrer schützenden Leitung und durch diese, seiner Jugend und Unschuld und Unerfahrenheit vor den mannichfachen Anfechtungen fremden Ortes und künftiger Zeit vewahrt zu wissen, im höchsten Grade geeignet ist, mich über seine etwas bedenkliche Versetzung aus dem stillen und sichern Zürich in das Gewirre einer gefahrvollen Königsstadt zu beruhigen.

Und so sey denn dieß vorläufige Wort meines gerührten Dankes bey Ihnen niedergelegt. Ich sage: vorläufig; das übrige dem Zeitpunct aufbehaltend, der meinen Sohn in Ihre unmittelbare Nähe bringen soll. Inzwischen wird dieser bis dorthin fortfahren, seine Studien in der Philologie, Geschichte und einem Theile der philosophischen Wissenschaft zu betreiben. Sollten Sie wünschen, daß er in irgend einem anderen Fache, z. B. in der Arithmetik (Buchhaltung?) noch etwas mehr Vorkenntnisse mit sich brächte, so haben Sie die Güte, mir diesfalls einen Wink zu geben, welchem ebenso ungesäumt als bereitwillig soll entsprochen werden.

Leben Sie wohl, und sollte ein bekannter Magnet Kraft genug besitzen, um Sie früher oder später in den Schooß unserer Nachbarinn, der inclyta Basylea hinzuziehen, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen,

---

*) S. Geßner, der durch seine „Idyllen" so bekannt gewordene Dichter und Künstler, war ursprünglich Buchhändler, bevor er sich der Landschaftsmalerei und idyllischen Dichtkunst ergab. Er war 1730 in Zürich geboren, starb 1788.

**) Heinrich Füßli, ein Sohn des Malers und Zeichners Füßli, des Herausgebers des „allgemeinen Künstler-Lexikons", war nicht allein Buchhändler, sondern auch Kunstschriftsteller, Geschichtsforscher und Staatsmann. Er starb zu Zürich 1832.

daß von derselben unser nobile Thuregum, multarum copia rerum, kaum eine kleine Tagereise weit abliegt, und daß Sie an letzterem Orte mit wahrer Freude empfangen und in seine bescheidene Wohnung aufnehmen wird

Ihr ganz ergebenster
H. Hirzel,
Prof. der Philos. und Canonicus."

Während diese Verhandlungen spielten, trieb Salomon eifrig philologische Studien, las mit Orelli Thukydides, steuerte zu den „Alpenrosen" einige Gedichte (anonym) bei, besorgte die litterarische Correspondenz des Vaters und lernte die Setzerkunst, welche die Leipziger Rathgeber des Vaters als unerläßlich für den vollkommenen Buchhändler erklärt hatten. Nachdem nun seine nächste Zukunft entschieden war, hätte er gern Genaueres über seine neue Heimath erfahren. In Berlin lebte ein Landsmann und Jugendfreund, der Sohn des Dichters und Historikers Heß. Von diesem empfing Hirzel die erfreulichsten Nachrichten. „Du verlangst von mir Auskunft über die Verhältnisse im Reimer'schen Hause. Da möchte ich Dir sagen: Komm' lieber selbst und sieh mit eigenen Augen. Ich kann Dir wohl im Allgemeinen erzählen, daß Reimer in einem palastähnlichen Hause wohnt, daß er eine zahlreiche Familie von hübschen munteren Kindern hat, daß seine Gemahlin eine stille freundliche Frau ist, daß er und seine Söhne die deutsche Tracht tragen, daß er mit ausgezeichneten Männern in Verbindung steht, daß er mit Schleiermacher verwandt ist und daß dieser in seinem Hause wohnt u. s. w. Ich besuche Reimer bisweilen an den Donnerstag-Abenden, welche zum Empfang der Gesellschaft bestimmt sind. In diesem Kreise geht es manchmal recht still her; die Frau und einige andere verwandte Damen des Hauses sprechen sehr wenig, und Reimer selbst scheint oft in diesen Stunden in sich gekehrt zu seyn oder von seinen Geschäften und Unternehmungen auszuruhen; indessen habe ich ihn auch schon recht aufgeweckt gesehen und ich glaube, es kommt nur darauf an, ob Jemand irgend etwas vorbringe, damit die lebhafteste Unterhaltung entstehe. Uebrigens mochte ich es auf die eine oder die andere Weise treffen, so war es mir bei diesen Leuten stets sehr gemüthlich, es herrscht durchaus nichts Steifes oder Vornehmes bei ihnen, und wenn sie einem gleich wenig Worte machen, so ist eine aufrichtige, wohlwollende Gastfreundschaft in ihrem ganzen Benehmen unverkennbar."

Im Herbst 1823, neunzehnjährig, schied Salomon aus dem väterlichen Hause, wie die Familie glaubte und namentlich der Vater hoffte,

nur für eine kurze Zeit. Die Rückkehr nach Zürich und spätere Theilnahme an den politischen Geschäften im Vaterlande erschien allen als das richtige und schönste Zukunftsbild. Langsam ging in der Gesellschaft des Bruders Heinrich und dessen Frau die Reise vor sich. Von Nürnberg trennte er sich mit schwerem Herzen. Der Zauber der alten Stadt übte volle Wirkung. Er schwelgte im Genusse der Kunst und der Denkmäler eines lange vergangenen eigenartigen Lebens, welche sich dem Auge hier darboten. Auch die Menschen, mit denen er zusammentraf, fesselten sein Interesse. „Eine merkwürdige Erscheinung war uns der ebenfalls im bayerschen Hofe logirende Legationsrath Jean Paul (wie er sich selbst eingeschrieben hat), den wir mehrere Male mit allen seinen genialen Sonderbarkeiten zu beobachten und zu hören den Anlaß hatten." In Leipzig harrte seiner ein reicher Verwandtenkreis, mehrere Freunde waren den Ankommenden bis zwei Stunden vor Leipzig nach Wachau entgegengefahren. Nachdem er die Genüsse der gerade beginnenden Messe durchgekostet, ging er, in Begleitung Reimer's, welchen Geschäfte nach Leipzig gerufen hatten, nach Berlin weiter.

Sorglich wartete derweilen der Vater auf Nachrichten von seinem Lieblinge. Ihnen entgegen eilten Anfragen, wie es dem Sohne am neuen Bestimmungsorte gefalle, und ausführliche Rathschläge, wie er sich zu verhalten habe. Ueber dem Großen vergaß er das Kleine nicht. Bei den Briefen, die er in regelmäßigen Fristen von 3 Wochen zu empfangen hoffte, bittet er die Couverts zu sparen, da sie das Porto erhöhen, in seinen Mittheilungen besonders ausführlich über das Haus und die Leute darin, die Geschäfte, den Umgang mit Landsleuten u. s. w. zu berichten. „Die Trinkgelder müssen wohl sein, doch nicht zu stark; das Theater genug, aber nicht zu viel; Schuster und Schneider müssen angewiesen werden gute und starke Arbeit zu machen. Die Hauptsache ist, daß man immer viel Zeit vorräthig habe und wenig Zeit verschleudere."

Bald trafen die erwarteten Nachrichten ein. Die Briefe an den Vater und die Geschwister überströmten vom Ausdruck vollkommener Befriedigung. Er fühlt sich bald in Reimer's Hause ganz heimathlich, er hat sich, wie ihm der Vater empfohlen, „bei der Madame insinuirt," mit dem Hausſohne Karl brüderliche Freundschaft geschlossen, im Geschäfte, von Karl Bädeker*) angeleitet, dem er zeitlebens innig

*) Karl Bädeker, der Gründer der noch heute bestehenden geachteten Firma gleichen Namens und Verfasser der berühmten Reisebücher, war damals Gehilfe bei

zugethan blieb, sich schnell eingearbeitet. Auch an seiner wissenschaftlichen Ausbildung arbeitete er unverdrossen weiter. Er hörte Vorlesungen bei Immanuel Becker, Ritter, trieb Sprachstudien, las die großen Dichter aller Nationen. Mit Schleiermacher's Schriften beschäftigte er sich so eifrig, daß Bruder Louis spöttisch fragte, ob er wohl einen Commentar zu den Monologen, die er stets in der Tasche bei sich trage, schreiben wolle, und 2 Exemplare des gewiß tiefsinnigen Buches für sich bestellte. Auch in Goethe's Werke begann er sich zu vertiefen.

Diese wissenschaftlichen Studien entsprachen natürlich dem Sinne des Vaters. Er war mit der Wahl des Berufs vollkommen einverstanden und hatte, als er im Herbst 1824 Stuttgart besuchte, von der Bedeutung des Buchhandels die besten Eindrücke empfangen. „Was für ein enormer Contrast," schreibt er an Salomon, „zwischen der Cotta'schen Buchhandlung, einem kleinen niederen Gemache im Hinterhäuschen, finster und ziemlich schwarz, wo ein Hauptcommis arbeitet, und 2 oder 3 Lehrlinge und wohin die Verlagsartikel, die man zu sehen wünscht, zusammengeschleppt werden und dem palastähnlichen Vorderhause, wo in einer Reihe prachtvoller und herrlich möblirter Zimmer der Herr Baron (so nennt ihn hier Jederman und Hochwohlgeboren!) wohnt, das sollteſt Du wirklich einmal sehen als das Sprechendste, wie durch Kraft, Genie, Anstrengung und Erfindsamkeit aus nichts (denn Cotta hatte nichts, war ein gemeiner Bürger, dessen Bruder, ein Vater von 6 Kindern, sich zuweilen im Gasthofe, wo wir logirten, zum Abendtrunke sehen ließ) etwas Großes werden kann." *)

Georg Reimer in Berlin. Er war 1801 in Essen geboren, hatte bei Winter in Heidelberg gelernt und errichtete nach seinem Abgange von Berlin 1827 ein eigenes Geschäft in Coblenz. Er starb dort am 4. October 1859.

*) Obigen Mittheilungen des Herrn Canonicus Hirzel über die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart glauben wir zur Ergänzung einige Angaben hinzufügen zu sollen, zumal da wir selbst vor etwa 30 Jahren das Glück hatten, ein Mitarbeiter der genannten Handlung zu sein. Im Jahre 1824 befand sich die letztere im Besitze des Freiherrn Johann Friedrich von Cotta, dessen Oelgemälde im großen Saale der Buchhändlerbörse in Leipzig neben anderen Bildern verdienter deutscher Buchhändler hängt. Derselbe war der Urenkel des Buchhändlers Johann Georg Cotta, welcher 1640 die Brunnsche Buchhandlung in Tübingen erheirathete, die seitdem den Namen der J. G. Cotta'schen Handlung führt, so daß diese eine der ältesten — vielleicht die älteste — Buchhandlungen Deutschlands ist. Freiherr Johann Friedrich von Cotta, ein durchaus genialer Mann, übernahm das Tübinger Geschäft im Jahre 1787, gab demselben durch Verlagsübernahme der

Immer aber blieb der Vater dabei, daß Salomon sich nicht bloß auf Buchhändlerfüße stellen dürfe; wider Willen könnte er auch einmal auf politische Füße sich stellen müssen. Wiederholt trieb er daher zur Ergänzung seiner wissenschaftlichen Studien an. „Sehr lieb ist mir zu vernehmen, was Du von Deinen Collegien meldest; etwas Englisch wünschte ich zu dem Spanischen und Italiänischen gar sehr noch hinzu; aus mancherlei, jetzt nicht zu detaillirenden Gründen wäre es mir sehr lieb, wenn dieß nicht bloß ein pium desiderium bleiben sollte."

Seit Hirzel's Ankunft in Berlin steigerte sich der Briefverkehr. Zu den alten Correspondenten, dem Vater und den Geschwistern, gesellte sich unter andern jetzt ein Jugendfreund: Jacob Horner. Mit dem Jahre 1823 beginnt der Briefwechsel mit Horner, welcher bis zu Hirzel's Tode, mehr als 50 Jahre, mit stets gleichem Interesse fortgesetzt wurde, und ein schönes Denkmal eines felsenfesten brüderlichen Bundes bildet. Von Natur waren die beiden Jünglinge keineswegs gleichmäßig geartet. Die sarkastische Ader und den guten Humor hatten sie zwar gemein, auch die Bücherliebhaberei theilte Horner besonders in späteren Jahren mit dem Freunde. Während aber der junge Hirzel gern idealen Anschauungen huldigte und zuweilen in poetischen Träumen sich erging, war Horner durchaus realistisch gesinnt und frei von allen romantischen Neigungen. Ursprünglich Student der Theologie, trieb Horner mit Vorliebe Mathematik und Physik. Ein eifriger Wanderer und von steter Reiselust beseelt, besaß er doch einen frischeren Sinn für die Naturkräfte als für die Naturschönheiten. Der Gegensatz der Ansichten über manche Dinge schädigte nicht die Freundschaft. Scherzweise rieben sich wohl die jungen Männer an einander,

---

Werke von Goethe, Schiller ꝛc. eine große Ausdehnung, begründete ferner 1798 die „Allgemeine Zeitung" und verlegte 1810 seine Buchhandlung nach Stuttgart. Der König von Württemberg erhob ihn nach Verdienst und Würden in den Freiherrnstand. Am 29. December 1832 starb er, 68 Jahre alt; sein Sohn Georg übernahm nun das Geschäft und führte es in rühmlichster Weise fort, wobei er von den späteren Theilnehmern an den Handlungen in Stuttgart, bezw. Augsburg und München, Rudolf Oldenbourg und Louis Roth, sehr wirksam unterstützt wurde. (Dem ersteren waren namentlich manche glückliche Unternehmungen auf dem Gebiete des Kunstverlags, dem letzteren der Ankauf der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig zu verdanken.) Das Hauptgeschäft blieb in Stuttgart, in einem Hinterhause der Königsstraße, während das Vordergebäude vom Freiherrn v. Cotta bewohnt wurde. Dieses Hinterhaus enthielt zur Zeit unserer Anwesenheit dort (1853 56) jedoch kein „kleines niederes Gemach", sondern recht große, zweckmäßig eingerichtete und freundliche Geschäftsräume, ist daher wohl von neuerer Bauart.

in allen ernsten Angelegenheiten des Lebens fühlten sie sich einig, in allen wichtigen Lagen durften sie mit Sicherheit auf einander bauen.

Die Briefe Hirzel's an den Freund gewähren ein noch farbigeres Bild von seinem Wohlbefinden in Berlin, als die an die Familie gerichteten Episteln. Wenn er nach Hause schrieb, tauchten das grüne Schloß, die Arbeitsstube des Vaters, der ihn schmerzlich entbehrte, nicht mehr alle litterarischen Dinge mündlich erörtern konnte, als Nothbehelf seine Briefe in Fragekasten verwandeln mußte, die streitlustigen und scherzliebenden Geschwister in der Erinnerung empor. Da packte ihn wohl die Sehnsucht nach der Heimath. Den Gedanken, dauernd fern von derselben zu leben, konnte er nur mit Schmerzen fassen. „Ich weiß es, wenn ich fern von Euch mich niederlassen muß, es wird mir zeitlebens am Herzen nagen. Ihr glaubt es Alle nicht, es ist aber dennoch so." Dem Freunde gegenüber gab Hirzel der inneren Befriedigung und den fröhlichen Eindrücken, welche das Berliner Leben in ihm weckte, freieren Lauf. Ausführlich erzählt er von dem Behagen, welches er in Reimer's Hause empfindet, und schildert die wissenschaftlichen Anregungen, welche ihm der Besuch der Universitäts-Vorlesungen bietet. Auch von den eigenen Studien und Plänen giebt er eingehend Nachricht.

Es währt nicht lange, so klingt ein Name, wenn auch zunächst nur leise, in den Briefen öfter an. Als er bei der Schwester Nettli Weihnachtsgeschenke für die einzelnen Glieder der Reimer'schen Familie bestellt, empfiehlt er, „für Anna" ein Nähtäschchen, „das hübscheste natürlich", auszusuchen. Die jüngste Haustochter, bei dem Eintritte Hirzel's in das Geschäft nahezu ein Kind an Jahren, hatte rasch zu dem blondlockigen, immer zum Scherz aufgelegten Jüngling Vertrauen gefaßt. Er wußte immer allerlei Kurzweil anzugeben und die kleine Freundin zum Lachen zu bringen. Sonst scheu und schüchtern, freute sich Aennchen an seiner Gesellschaft, weilte gern in der Stube in Hirzel's Gegenwart und entlief erst hastig und über und über roth im Gesichte, wenn der arge Karl Bädeker sie mit dem Zuruf: Nicht wahr, Frau Hirzel? neckte. Noch war es ein unschuldiges Herzensspiel, ein harmloser Verkehr zweier munterer Menschenkinder, an welchen sich keine ernsten Gedanken für die Zukunft knüpften. Erst die Entfernung von Berlin brachte in Hirzel's Seele den bis dahin still verborgenen Keim zum knospen, und verwandelte die unbewußte Neigung allmählich in bewußte, warme Liebe.

Nachdem Hirzel über 3 Jahre in Berlin zugebracht hatte, regte der sorgliche Vater abermals die Frage nach der künftigen Lebens-

stellung seines Lieblings an. Seitdem er die Familie Reimer selbst kennen gelernt — sie hatte auf einer Schweizer Reise auch das grüne Schloß besucht —, pries er die Gunst des Schicksals, welches den Sohn in den entscheidenden Entwickelungsjahren gerade in diesen Kreis geführt. Er sandte regelmäßig durch Salomon herzliche Grüße. Zu Reimer hatte er das größte Vertrauen gefaßt und die Wichtigkeit seines Beirathes willig anerkannt. Reimer hatte im Sommer 1826 den Besuch auf dem grünen Schlosse wiederholt, der Vater mit ihm die Zukunft Salomon's eingehend erörtert. „Nächstdem, was er zu meiner unaussprechlichen Freude alles zu Deinem Lobe gesagt hat, geht das Wesentliche jener Unterhaltungen dahin, daß er glaubt, Du habest nun wirklich in seinem Hause gelernt, was zu erlernen sey und den Geist des Buchhandels solchergestalt aufgefaßt, daß Du nun selbst (wenn es auch geschehen sollte, ohne vorher noch in einer Sortimentsbuchhandlung gestanden zu haben) etwas anfangen könntest, was Dir seines Erachtens gelingen müsse. Credit bei den Buchhändlern wolle er Dir für die ersten Jahre hinlänglich machen und Dir überhaupt mit Rath und That an die Hand gehen. Fände sich ein kleines Geschäft hier zu kaufen, desto besser; wo nicht, so habe das im mindesten nichts zu sagen, Du müsseſt gleichwohl emergiren. Die Zeit Deines Abganges von Berlin betreffend, war vorläufig von Ostern die Rede, Du möchtest aber, meint Herr Reimer, dießfalls ganz frey handeln."

Mit 23 Jahren sich bereits in das Geschäftsjoch zu spannen, lag aber durchaus nicht im Sinne Hirzel's. Auch die Rückkehr nach Zürich erschien ihm nicht im lockendsten Lichte. Er sah hier zunächst nur trüben Tagen entgegen. Die Schwester Ottilie, welcher er nach dem Zeugnisse des Vaters „vielleicht in höherem Grade als die anderen Geschwister die Tage ihres kurzen und verhängnißvollen Lebens verschönern half," war gestorben, und hatte eine empfindliche Lücke in den Familienkreis gerissen. Hirzel's Wunsch ging dahin, noch einige Zeit auf die Vollendung seiner Studien und seiner Ausbildung als Buchhändler leben zu dürfen. Der Vater gab schließlich dazu die Zustimmung, ohne auf seinen Hintergedanken zu verzichten. Er glaubte fest an die dauernde Ansiedelung des Sohnes in seiner Heimath. Zwischen mehreren Städten schwankte die Wahl. Einen Augenblick lang neigte Hirzel zu London, der Vater empfahl mit Rücksicht auf die dortige Universität Bonn, endlich fiel die Entscheidung auf Heidelberg. Wahrscheinlich hatte der Rath Karl Bädeker's dabei den Ausschlag gegeben. Bädeker hatte in Heidelberg die Buchhandlung gelernt. Er lockte nicht nur durch die anschauliche Schilderung der landschaft-

lichen Reize der Neckarstadt, sondern überredete auch durch die Erzählung von dem trefflichen Hause, in welchem er selbst mehrere lehrreiche und genußreiche Jahre zugebracht.

Heidelberg zählte auch schon vor 60 Jahren zu den beliebtesten und belebtesten Städten Süddeutschlands. Es warfen zwar damals noch nicht die Eisenbahnwagen täglich ganze Menschenströme aus, aber auf der Bergstraße rollten in der guten Jahreszeit unaufhörlich die Wagen voll fröhlicher Menschen. Die Bergstraße galt als die erste in ganz Deutschland, und wer auf ihr zum ersten Male fuhr, empfand ein ähnliches Entzücken und athmete freier, wie der Reisende heute schwärmt und jubelt, wenn er zum ersten Male die Gefilde Italiens begrüßt. Die Zahl der Fremden in Heidelberg war nicht so groß wie in unsern Tagen, aber sie hatten geringere Eile und fanden Muße, auch in Familien heimisch zu werden. Rasch und gern heimisch wurden dieselben im Hause des Universitäts-Buchhändlers Winter, eines der angesehensten Männer der Stadt. Wenige Gelehrte und Schriftsteller besuchten Heidelberg, ohne bei Winter vorzusprechen, und da auch die einheimischen bedeutenden Männer an Winter's gastlicher Stube häufig anklopften, so sammelte sich hier an vielen Abenden eine auserlesene Gesellschaft. Hirzel hatte es abermals glücklich getroffen. Seine Aufnahme in Winter's Buchhandlung und in Winter's Hause übertraf alle seine Wünsche. Dort traf er auf einen liberalen „Prinzipal", welcher ihm keine mechanischen Arbeiten aufbürdete, hier verkehrte er mit liebenswürdigen, wohlwollenden Menschen, welche ihm das Leben angenehm zu gestalten unablässig bemüht waren*).

Die Thätigkeit im Buchhandel nahm nur den kleineren Theil seiner Zeit in Anspruch. Er benutzte die reiche Muße, welche ihm Winter gönnte, zur Fortsetzung seiner Studien; er las eifrig ältere und fremde Dichter, mit besonderer Vorliebe jetzt Calderon, und hörte auch wieder Vorlesungen an der Universität, bei Schlosser ein Colleg über neueste Geschichte.

---

*) Der Universitätsbuchhändler Carl Winter ist der Begründer der noch heute bestehenden geachteten Firma dieses Namens. Friedrich Perthes, der im August 1816 Heidelberg besuchte, erzählt von ihm: „Der Buchhändler Winter ist ein kluger Mann, Hausfreund bei Voß und Paulus und in sehr viele Verhältnisse eingeweiht. Aus Heilbronn gebürtig, steht er mit Württemberg in engem Zusammenhange und vermittelt den Zusammenhang zwischen der dortigen und hiesigen Opposition" (gegen die Regierung). Vgl. „Fr. Perthes Leben", 3. Buch.

Um den gelehrten Studien, zu welchen ihn der Vater immer von Neuem antrieb — „das Lateinische und Griechische wirst Du wohl nicht ganz beyseit setzen", mahnt er noch in einem Briefe vom Ende des Jahres 1827 —, ein Gleichgewicht zu geben und für die geselligen Freuden sich empfänglicher zu machen, nahm Hirzel Tanzlectionen.

Auch zur Fortsetzung der litterarischen Versuche fand Hirzel in Heidelberg mannigfachen Anlaß. So glaubte er gegen den ärgsten Feind des ehrlichen Buchhandels in jenen Jahren, den Nachdruck, auch in gedruckten Worten ankämpfen zu müssen. Das „Mitternachtsblatt für gebildete Stände", herausgegeben von A. Müllner, brachte in Nr. 53 des Jahres 1828 eine Correspondenz zwischen einem Herrn H. in Heidelberg und dem Herausgeber. In scharfer Weise griff der erstere den Frankfurter Buchdrucker Brönner und den Redakteur Berly an, welche in der Zeitschrift „Iris" eine Novelle Leopold Schefer's nachgedruckt hatten. Müllner gab dem Correspondenten — es war Hirzel — Recht, konnte nur beklagen, daß das litterarische Eigenthum nun einmal in Deutschland noch kein Recht, sondern bloß eine Redefigur sei. Mit diesem kleinen Aufsatze begann Hirzel den Kampf gegen die Mächte, welche damals das Dasein eines tüchtigen, nationalen Buchhandels bedrohten, gegen Nachdruck und Censur. Er hat ihn bekanntlich 20 Jahre unverzagt weitergeführt.

An einen andern Leserkreis wandte sich Hirzel mit 3 kleinen Erzählungen, welche er in dem „Neuen Bürger- und Bauern-Kalender" auf das Jahr 1828 einrücken ließ. Der Kalender erschien im Verlage der Buchhandlung Winter's und genoß im Badner Lande eine weite Verbreitung. Zu derselben trugen die kleinen Geschichten und Scherze bei, welche ihn, in der Weise des großen alemannischen Volksdichters gehalten, schmückten. Hirzel war in Heidelberg ein großer Verehrer Hebel's*) geworden und es seitdem geblieben. Noch in seinen alten Tagen glänzte er als vollendeter Vorleser des „rheinischen Schatzkästleins".

So freundlich sich auch das Heidelberger Leben gestaltete, so blieb doch Hirzel's Blick immer auf Berlin zurück gerichtet. Als er die Weihnachtskiste aus Berlin am Christabend 1827 öffnete mit den zahl-

*) Derselbe lebte bekanntlich als Director des Lyceums und Prälat in Karlsruhe. Seine berühmten „alemannischen Gedichte" erschienen zuerst im Jahre 1803 und erlebten viele Auflagen. Er starb in der Nähe von Heidelberg: in Schwetzingen am 22. September 1826.

reichen Geſchenken der Familie Reimer, „darunter allerlei anzügliche Kleinigkeiten von Anna", da packte ihn gewaltige Sehnſucht. „Damit ich doch nach Berlin dächte, hatten die Spender beigeſchrieben, als ob das ſonſt nicht geſchähe."

Nach Jahresfriſt kehrte er wieder in Reimer's Nähe zurück, arbeitete gemeinſam mit Karl Reimer in der Weidmannſchen Buchhandlung in Leipzig, welche der alte Reimer ſchon lange vorher erworben hatte, und deren Leitung er jetzt den beiden jungen Freunden überließ, ſprach aber auch fleißig in Berlin vor. Die Freunde merkten bald, daß ſie nicht länger mit Zuverſicht auf ſeine dauernde Niederlaſſung in Zürich hoffen dürften und begannen auch zu ahnen, welcher Magnet ihn in Norden feſthalte. „Gern möchte ich aus Deinem eigenen Munde vernehmen", ſo ſchrieb ihm Horner (14. Auguſt 1828), „ob Dein Herz noch keine Wahl zwiſchen Vaterland und Fremde getroffen hat". Einige Monate ſpäter ſprach er ſich noch unverblümter aus. „Was Deine Abſichten für die Zukunft betrifft, ſo denke ich, ſo gern ich auch Dich in meiner Nähe wünſchen möchte: ubi bene, ibi patria. Ich möchte noch hinzuſetzen: ubi amica, ibi patria." Auch der Vater mußte ſich allmählich überzeugen, daß ſein Lieblingswunſch nicht in Erfüllung gehen werde. Zum vollſtändigen Verzicht brachte er es aber auch jetzt noch nicht. Er träumte von einer Doppelſtellung des Sohnes, hoffte wenigſtens auf einen regelmäßigen Wechſel des Aufenthaltes zwiſchen Leipzig und Zürich. (Fortſetzung folgt.)

Kurze Antwort

auf den

„Offenen Brief eines Gehilfen."

Obwohl es meiner ganzen Natur auf's Höchste widerstrebt, mit Jemandem zu reden, der sich aus irgend einem Grunde hinter einer Wand verbirgt, so will ich doch im vorliegenden Falle meine Abneigung unter den Dienst der Sache zwingen.

Ich könnte mich in Betreff meiner Erwiderung eigentlich mit der Aeußerung bescheiden, welche der witzige Künstler Unger über den Rezensenten irgend einer Wiener Zeitung gethan haben soll: „Vortrefflicher Mensch, dieser X! Heute erscheint ein neues Buch, morgen hat er es bereits mißverstanden und übermorgen schreibt er eine Kritik darüber." Denn das Mißverstehen, Herr Nemo, ist so augenfällig auch in Bezug auf meinen Aufsatz auf Ihrer Seite, daß Ihr offener Brief mit einem gründlichen Beweise davon beginnt. Belieben Sie nur Ihre Auslassung über meine Anforderungen an die allgemeine Bildung eines Buchhändlers mit dem Passus in meinem Aufsatze (S. 16) zu vergleichen, der mit dem Worte „Wohlverstanden ꝛc." beginnt. Glauben Sie in der That, daß die Fähigkeit, meinen Ansprüchen zu genügen, ausreichen würde, einen Kathedersitz für Ihr halbes Dutzend Facultäten einzunehmen? Ich hege doch eine, durch die häufige Berührung mit Vertretern verschiedener Wissenschaften genährte, weit höhere Achtung vor der Gründlichkeit speziellen Wissens, das zur Ausübung gelehrter Praxis gehört. Und das mit vollstem Rechte. Von dem Buchhändler, Verleger wie Sortimenter, fordere ich aber nichts mehr und nichts weniger, als daß er seine Waare kenne. Ein Mensch, der nicht weiß, was die Waare werth ist, mit der er handelt, ist meines Erachtens nicht einmal als Trödler zu gebrauchen; er möge sich ein Amt suchen, das solche Fähigkeiten nicht von ihm fordert.

Ihnen, Herr Nemo, muß ich neben dem Mangel an Aufmerksamkeit für meine Worte auch einen solchen in Ihrer Logik vorwerfen. Oder irre ich mich, wenn ich es unlogisch nenne, daß Sie auf Seite 1 Ihres Schreibens dem Buchhandel der Gegenwart eine sehr hohe Stufe (ich denke mir, im Handel überhaupt) zuerkennen und auf kaum gewendeter Seite behaupten, „daß 90% von allen Sortimentern (ohne Nebeneinkünfte) selbst bei sparsamstem Leben nichts erübrigen können" und „die Hälfte der Verleger Nichts, als den Unterhalt des nackten Lebens erwirbt"? Sie nennen das beides „Thatsachen" und malen auf der letzten Seite Ihres Briefes, grau in grau, ein so „düsteres Bild", daß ich gestehen muß, von Ihrer hohen Stufe, auf welcher der Buchhandel stehen soll, einen äußerst schlechten Begriff bekommen zu haben. Wie mag, wenn dies eine hohe ist, die niedrigste Stufe sich ausnehmen, auf welche der Buchhandel allenfalls auch sinken könnte?!

Ich will davon absehen, mir dies Inferno auszudenken, kann aber nicht umhin, Ihnen meine Logik nochmals vorzuführen. Dabei muß ich vorausschicken, daß ich Zeit meines Lebens es infolge eines Vorzugs oder Mangels meiner Erziehung gewohnt gewesen bin, den „Umständen“ sehr wenig, den Menschen aber sehr viele Schuld beizumessen, wenn es mit ihnen nicht vorwärts gehen will. Und so auch in diesem Falle. Ich sage, man klagt allerwärts im Buchhandel über „schlechte Zeiten“, (dies Stichwort unserer Gegenwart und die hohlste aller hohlen Phrasen!) über schlechte Geschäfte — ergo müssen wohl zu wenig Bücher gekauft, bezw. muß wohl an dem Handel zu wenig verdient werden. Ich verlange von den Buchhändlern, daß sie sich selber zunächst fragen, ob sie nicht Schuld daran sind, daß die Leute zu wenig Bücher kaufen, und von meinem Standpunkte aus bejahe ich (mit entsprechender Einschränkung natürlich) diese Frage. Ich verlange von dem Buchhändler — was ich im Durchschnitte vermisse — eine Fachbildung, die ihn in Stand setzt, das litterarische Bedürfniß systematisch zu wecken, seine Absatzgebiete nach allen Richtungen hin und regelrecht zu bebauen und abzuernten. Wie ich das Letztere verstehe, finden Sie in dem angezogenen Artikel des Weiteren erörtert. Sind Sie, Herr Nemo, wirklich der Meinung, daß in dieser Hinsicht alles Mögliche geschehen ist oder nur zur Zeit geschieht — so ist Ihnen, salva venia, nicht zu helfen. Ich meinestheils bin der Ansicht lange nicht und kann Ihnen mit schlagenden Beweisen für meine Behauptung aufwarten. Aber auch Sie scheinen in ihrer negativen Haltung nicht durchaus sattelfest zu sein.

Denn trotzdem Sie „keine Spur von zu erwartender Besserung“ erkennen zu können glauben, meinen Sie doch fünf Zeilen weiter, daß das bemerkbare Streben, die Erwerbsverhältnisse im Buchhandel zu heben, nicht völlig aussichtslos sei. In dieser Gegend herum Ihres Briefes treffen aber unsere Ansichten bezüglich des Wesentlichsten genau zusammen. Die „Plan- und Zielloſigkeit“, den Mangel an Verständniß und richtiger Würdigung sowie allgemeiner Unterstützung, welche Sie den Bestrebungen zum Bessern gegenüber erkennen, fassen Sie — ich weiß nicht als Was, vielleicht als Erscheinung für sich, auf, ich aber als einen Mangel an Können und Wissen, der endlich einmal erkannt und behoben werden muß.

Sie sehen, ich bin unverbesserlich, indem ich als bekannte Ursache genommen wissen will, was Ihnen vielleicht als Wirkung unbekannter sphärischer Einflüsse erscheint. In diesem Punkte also trennen sich unsere Wege; wer von uns Beiden den richtigen wandelt, steht dahin. Der meinige ist klar und sein letztes Ziel, beharrlich verfolgt, ist die dauernde Gesundung der Zustände.

Auch in der Beziehung, die Sie besonders hervorhoben — in Hinsicht der materiellen Erfolge. Diese gehen aber unbedingt und für immer verloren, wenn man sich, „dem Drucke der Verhältnisse“ nachgebend, ruhig und widerstandslos die abschüssige Bahn hinunterrollen läßt. Ich meine aber, die Forderung, sich mannhaft dem Niedergange entgegenzustemmen, sei nur bei Feiglingen und alten Weibern verloren. Männer von Kern und Kraft beherzigen die Goethe'sche Mahnung in den Worten: Feiger Gedanken bängliches Schwanken — weibisches Zagen, ängstliches Klagen — wendet kein Elend, macht dich nicht frei! — Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten — nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen — rufet die Arme der Götter herbei!

Damit Sie nicht meinen, daß die Erkenntniß der Herrlichkeit dieses Spruches nur rhythmischem Wohlgefallen oder traditioneller Goethe-Verehrung meinerseits entspringe, will ich Ihnen, Herr Correspondent, auch im Vertrauen gestehen, daß ich

mich ſchon in recht trüben Stunden, wie ſie im Leben eines von der Pike (oder ſagen wir: vom Bindfaden) auf dienenden Buchhandlungsgehülfen keineswegs ſelten ſind, an jenen Worten habe tröſten müſſen. Wenn ich mich aber jemals der „Arme der Götter“ als Beiſtand im Kampf ums Daſein erfreut habe, ſo verdanke ich das neben Anderm auch Dem, was ich als unbedingte Nothwendigkeit hinſtelle: gediegener Berufsbildung, d. i. gutem Können, Wollen und Wiſſen. Salve faveque.

Leipzig, im Mai 1884.

Peter Hobbing.

Die litterarische Bildung des deutschen Buchhändlers.

Ein Beitrag zu dem, was noth thut.

(Fortsetzung.)

Als brauchbare und selbst vortreffliche Hilfsmittel für das Studium unserer Nationallitteratur haben wir noch einige Werke zu nennen, deren Erwähnung wir nicht unterlassen wollen, damit man uns nicht gar zu sehr der Unvollständigkeit zeihen möge.

Zuvor aber müssen wir noch auf ein recht erfreuliches Ereigniß hinweisen, auf das Erscheinen einer zweiten Auflage von Goedeke's Grundriß bei Ehlermann in Dresden. Daß eine neue Bearbeitung dieses unvergleichlichen Werkes verbessert und vervollständigt in die Oeffentlichkeit tritt, bedarf keines Zeugnisses. Hoffen wir nur, daß die Vollendung dieser neuen Auflage sich nicht zu lange hinziehen möge, damit der jetzt schon sehr bejahrte Verfasser die Erneuerung abschließen könne und ihm die Arbeit die gleiche Genugthuung bereite, als uns diese Gelegenheit, davon Kenntniß zu nehmen.

Möchte der Buchhandel nicht theilnahmlos daran vorübergehen! Von allen ähnlichen Büchern hat wohl A. F. C. Vilmar's bekanntes Werk über unsere Nationallitteratur in einem starken Bande die größte Verbreitung gefunden. Mehr als 20 Auflagen sind davon erschienen. Auf Schulen wird es fleißig benutzt. Und da es namentlich eine sehr gute Wiedererzählung und Darstellung der Dichtwerke des deutschen Mittelalters enthält, auch die zweite, klassische Blütheperiode unserer Litteratur gebührend berücksichtigt, so mag man es gerne benutzen und stellenweise wiederholt darin lesen.

Auch die Litteraturgeschichte von Otto Roquette, die von W. Hahn, die älteren von Joh. Wilh. Schäfer seien empfohlen!

Ein umfangreicheres Werk sei hier noch besonders hervorgehoben: „Die deutsche Nationallitteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Joseph Hillebrand" in drei Bänden. Zuerst erschien es 1845, in 2. Auflage 1850, die

dritte wurde nach dem Tode des Verfassers (1871) von seinem Sohne, dem berühmten Essayisten Karl Hillebrand durchgesehen und vervollständigt, 1875 bei Friedr. Andr. Perthes in Gotha herausgegeben.

Karl von Prantl sagt von ihm: „ein vom Publikum mit steigendem Beifalle aufgenommenes Werk, in welchem er grundsätzlich die Individualitäten der Autoren in den Vordergrund stellte, um dieselben in scharfer Charakterisirung kritisch durch den Maßstab des Ideales zu beleuchten, ein Standpunkt, welcher ihm herbe Worte über Schiller entlockte, während Goethe als alleiniges Ideal erscheint".

Eine ganz besonders lehrreiche Geschichte unserer Nationallitteratur hat Karl Leo Cholevius geschrieben: eine „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" in zwei starken Bänden (XXVIII, 632 und XII, 629 Seiten) 1854—1856 bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Die beiden Theile dieses umfangreichen Werkes (I: Von der christlich-römischen Kultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität, II.: Von der Feststellung des klassischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart) enthalten viel mehr, als sie ihrem Titel und dem äußeren Anschein nach verrathen. Die gelehrten Ausführungen des Verfassers sind von allgemeinem Interesse; und je eigenthümlicher der Standpunkt des Betrachtenden ist, um so augenfälliger sind auch die Resultate seines Gedankenganges, um so schlagender die Einwendungen gegen falsch verstandene ästhetische Grundsätze.

Wenn andere Litteraturgeschichtsschreiber mit vielen Worten sehr wenig sagen, so weiß Cholevius in wenig Worten viele Gedanken zusammen zu fassen. Für die ästhetische Würdigung der Werke unserer Schriftkunde ist Cholevius' Litteraturgeschichte von ungemeiner Bedeutung. So geistvoll dieses Werk auch ist, so wenig scheint es benutzt zu werden. Man findet es selten citirt und es wird auch selten darauf hingewiesen. In einer zweiten Auflage ist es bis jetzt noch nicht erschienen; es ist also sehr zu bedauern, daß sich zu einer Vervollständigung und zu einer Bearbeitung der neuesten Litteratur bis auf unsere Tage keine Gelegenheit geboten hat. Man würde gewiß Aufschlüsse und Betrachtungen nicht eben gewöhnlicher Art und von neuen Gesichtspunkten aus von dem gelehrten Verfasser erhalten haben.

Wer also in die Geschichte der deutschen Litteratur sich gerne vertiefen mag, der soll an dem genannten Werke nicht vorübergehen.

Ein anderes Werk, welches sich dem von Hermann Hettner würdig an die Seite stellt, und dessen Vollendung von jedermann froh *begrüßt wurde*, ist zu werthvoll, als daß wir es nicht auch hier er-

wähnen sollten, nämlich: „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" von Karl Biedermann in vier Bänden nebst Generalregister, Leipzig 1854—81 bei J. J. Weber.

Prof. Dr. Karl Biedermann's Geschichte der deutschen Kultur im achtzehnten Jahrhundert gibt durch die Allseitigkeit ihrer Auffassung und die Einheitlichkeit der Darstellung ein anschauliches und farbenreiches Gemälde deutscher Kulturarbeit. Politik, Volkswirthschaft, Wissenschaft und Kunst sind in gleicher Weise berücksichtigt worden; es enthält zudem „Portraits unserer klassischen Autoren, die mit künstlerischer Haltung und einheitlichem Geiste ausgeführt sind".

Der Verfasser hat mehr als 25 Jahre an diesem Werke gearbeitet und mit unendlichem Fleiß aus allen ihm nur zugänglichen Quellen das gewaltige Material zusammengetragen und es mit so sachgemäßer und dabei doch leicht verständlicher Gründlichkeit bearbeitet, daß es der Gelehrte wie Ungelehrte mit gleichem Vergnügen lesen wird. Man studire es also!

Als eine Fortsetzung von Biedermann's Kulturgeschichte möge die „Litteratur und Kultur des 19. Jahrhunderts in ihrer Entwickelung dargestellt von J. J. Honegger", Leipzig 1865 bei J. J. Weber (seitdem in 2. durchgesehener und vermehrter Auflage) benutzt werden.

Gewisse Kenntniß der außerdeutschen Litteraturen, der englischen und französischen voran, kann der deutsche Buchhändler nicht entbehren; Namen und Werke der Neuzeit besonders müssen ihm vertraut sein.

Eine kurze, aber sehr inhaltreiche Geschichte der englischen Litteratur hat Johannes Scherr geschrieben, welche nun in dritter Auflage vorliegt im Verlage von Otto Wigand in Leipzig. Niemand sollte sie ungelesen lassen. Sie enthält soviel aus der älteren Litteratur, als gerade zu wissen noth thut. Dafür, daß sie nicht trocken und abschreckend geschrieben ist, bürgt ja der Name des Verfassers.

Ein kleines, aber gleichfalls instruktives Lehrbuch der französischen Litteratur gibt es von Friedrich Kreyßig, wohlbekannten Namens. Es erscheint in fortlaufend neuen und verbesserten Auflagen, und es ist wohl das beste Werk seiner Art.

Auch die „Studien zur französischen Litteratur- und Kulturgeschichte" desselben Verfassers und sein Büchlein „über die französische Geistesbewegung im XIX. Jahrhundert" möge man nicht ungelesen lassen. Sie sind beide geistvoll geschrieben und stehen uns ihrem Inhalte nach nahe genug.

Je mehr französische Litteraturwerke in Deutschland beachtet und gekauft werden, eine um so größere Kenntniß derselben wird auch von dem Buchhändler durch die Umstände geboten sein. Wir wollen nicht erst die Bedeutung hervorheben, welche in bildender Weise ein Umgang mit französischem Geist des vorigen Jahrhunderts auszuüben pflegt. Ueber den Geist der französischen Revolution, über Ideen und Werke derjenigen, welche sie vorbereitet haben, pflegt man ja genug zu sprechen; aber selten ist man mit den Originalwerken dieser bahnbrechenden Geister so bekannt, als es ihr „Aufklärung" spendender Inhalt werth ist.

Unter den Werken, welche die französische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts bis herab zu den jüngsten Perioden in ausführlicher Weise behandeln, nimmt immer noch Julian Schmidt's „Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution 1789" die erste Stelle ein. In erster Auflage 1858 bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig erschienen, zwei umfangreiche Bände stark, ist dieses Werk, vielfach vermehrt und verbessert seitdem in zweiter Auflage 1873—79 das. so lehrreich und in dem eindringlichen Tone geschrieben, wie alle Werke dieses Schriftstellers, mehr kritisch sichtend und mit geistvoller Schärfe als erzählend und berichtend.

Weitere Angaben über Werke der französischen und englischen Litteratur mögen wohl einmal eine andere Stelle finden. Nur eins mag hier noch genannt werden, weil es, die gesammte Litteraturbewegung unseres Jahrhunderts in einem Rahmen zusammenfassend, durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, nicht allein von hervorragender und besonderer Bedeutung ist, sondern auch ohne Vergleich vereinzelt dasteht: „Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes". Das Werk soll in 6 Bänden erscheinen, von denen der erste, „die Emigrantenlitteratur" behandelnd, und der fünfte über „die romantische Schule in Frankreich" bei Veit & Comp. in Leipzig 1882 und 83 bereits der Oeffentlichkeit übergeben worden sind.

Der zweite Band soll die „romantische Schule in Deutschland", der dritte „die Reaction in Frankreich", der vierte den „Naturalismus in England" und der sechste „Das junge Deutschland" zum Inhalte haben.

Der junge dänische Litteraturhistoriker besitzt dieselben Geistesvorzüge, wie seine Stammesgenossen Heinrich Heine und Ludwig Börne: funkelnden Esprit, scharfen Blick, Auffassungsgabe und die brillanteste Manier einer lebhaften Darstellung. Charakterbilder, wie die von Balzac, George Sand, Frau von Staël, Bemerkungen *wie die über* Corinna möge Jedermann kennen lernen.

Schon vor Jahren (1872—76) hat Adolf Strodtmann eine deutsche Uebersetzung von Vorlesungen herausgegeben, welche Brandes an der Kopenhagener Universität über dasselbe ausgedehnte Thema früher gehalten hat: „Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts" in 4 Bänden, Berlin bei Fr. Duncker. Sie bilden die Grundlage des obigen Werkes. Und Niemand möge beide außer Acht lassen. So lange die übrigen Bände des von Brandes selbst in deutscher Sprache geschriebenen Hauptwerkes noch nicht erschienen sind, möge man die Strodtmann'sche Bearbeitung zur Hand nehmen. Essays, wie die über Lord Byron, Walter Scott u. a. werden angenehm überraschen. Lord Byron z. B. ist meisterhaft charakterisirt, Walter Scott zwar nicht ganz gerecht beurtheilt; aber in gleicher Weise fesselnd geschriebenen Litteraturbildern wird man nicht sehr häufig begegnen.

Der sehr wenig zutreffende und stichhaltige Einwurf, daß von einem deutschen Buchhändler gar zu viel Bildung, Fachbildung verlangt würde, etwa so viel, wie von einem ordentlichen Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte, ist bereits von anderer Seite in gebührender Weise zurückgewiesen worden.

Es ist die Grundlage einer ausreichenden Vorbildung für den umfassenden Beruf eines deutschen Buchhändlers, der oft in einer Person Verleger und Sortimenter zugleich ist, wenn nicht gar Kommissionär obendrein, nicht nur ein wünschenswerther frommer Wunsch, sondern vielmehr die Hauptbedingung irgend welchen Erfolges.

Die Thatsache, daß eine erschreckend große Anzahl von Buchhandlungslehrlingen neuerdings ohne die entsprechende Vorbildung, ohne genügende Schulkenntnisse, ja hin und wieder sogar ohne Gewecktheit und guten Kopf in die Korporation der Cotta, Perthes und Brockhaus hat aufgenommen werden können, vielleicht gar aufgenommen werden müssen, ist ja von jedem nur irgend wie Sachverständigen zugegeben worden.

Man sagt, die Stellung eines Buchhandlungsgehilfen würde augenblicklich so schlecht honorirt, daß der Zudrang von jungen Leuten mit der nothwendigen Gymnasial- oder Realschulbildung für einen Lebensberuf nicht mehr zu finden wäre, der in jungen Jahren bei viel Arbeit und Mühe große Entbehrungen verlange, und welcher für die späteren auch nicht viel Verlockendes hätte, da die Inhaber einer beträchtlichen Anzahl von Verlags- sowohl als auch Sortimentsbuchhandlungen auch bei der größten Anstrengung kaum mehr zu erringen im Stande wären, als für ihren und ihrer Familie Lebensunterhalt aus-

reichte. Ueberdies hätten nun die Chefs, um ihre Ausgaben um ein Weniges zu verringern, ohne doch an Arbeitskraft etwas einbüßen zu wollen, zu dem letzten aller nur denkbaren Auskunftsmittel gegriffen, zu der Verschlimmbesserung ihrer Lage durch sogenannte Lehrlingszüchtereien. Man nehme an Lehrlingen auf, was man nur erhalten könne, ohne von ihrer Tüchtigkeit, ohne von ihrer Vorbildung sich überzeugt zu haben; man sei schon zufrieden, wenn man nur wohlfeile Arbeitskräfte habe zum Expediren, zum Ein- und Auspacken, zum Beschnüren und zu anderen Arbeiten, bei welchen nicht viel zu lernen und für welche auch nicht viel Bildung erforderlich wäre. Und von dem Besten einer lehrreichen Unterweisung bekomme mancher Lehrling auch nicht viel zu hören.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, in wie weit die Richtigkeit dieser Verhältnisse eine zutreffende ist; daß aber solche mehr als problematischen Zustände, mögen dieselben nun auch nicht so verbreitet sein, als es den Anschein haben will — denn völlig aus der Luft gegriffen sind die erwähnten Beschuldigungen sicherlich nicht — durchaus unhaltbare sind, bedarf wohl keines Beweises.

Der Buchhandel und vor allem der Sortimentsbuchhandel ist kein Beruf, in welchem man durch kluge Speculationen, es sei denn durch böswillige Schleuderei, für kurze Zeit, Erfolge erzielen kann. Ein intelligenter Verleger mag wohl ein Mal einen durch glücklichen Einfall, (wenn er nicht etwa schlechte Neigungen der großen Menge andauernd zu befriedigen sucht und sich auf Geschäfte einläßt, deren beklagenswerthe Rentabilität nicht weg zu leugnen ist) ohne großen Aufwand von Mühe und Arbeitskraft hauptsächlich einen klingenden Erfolg davontragen, aber im Sortimentsbuchhandel gibt es wohl dergleichen glückliche Ideen und Einfälle guter Stunden nicht.

Da will alles sorgfältig bearbeitet, umsichtig geleitet und klug bedacht sein.

Vermag sich ein Verleger, der sich eine besondere Fachlitteratur als Arbeitsfeld erkoren hat, mit Specialkenntnissen wenig umfangreicher Art ruhig zu bescheiden, insofern er nicht weitschauende Pläne verwirklichen will, so bedarf der Sortimentsbuchhändler, welcher in bewußter Weise Erfolge herbeizuführen bestrebt ist und nicht auf gut Glück, Zeitverhältnisse und Ortsbekanntschaften vertraut, im alten Schlendrian es gehen läßt und mit dem zufrieden ist, was ihm entgegen kommt, Kenntnisse mannigfacher Art.

Unter den tausenden von Büchern, die jährlich neu erscheinen, und welche dem Sortimentsbuchhändler durch Ankündigung und Cir-

culare bekannt gemacht werden, gilt es mit schnellem Blick die werthvollen, die beachtenswerthen herauszufinden, die schädlichen, die überflüssigen zurückzuweisen. Wie vermag das der Buchhändler, wenn er die Autoren gar nicht kennt, wenn er von der zeitgenössischen Litteratur keine Ahnung hat, wenn er litterar-ästhetisch ganz oder wenig ungebildet ist, wenn er sich keine eigene Meinung zu bilden vermag, wenn er sich auf die anpreisenden Lockrufe der Verleger, welche auch die schlechteste ihrer Mißgeburten als epochemachende Novität ausschreien und durch verdammenswerthe Hebammenkünste, durch bezahlte Reclame und hohe Rabattanerbietungen für einige Jahre wenigstens lebensfähig zu machen suchen, vertrauensselig verlassen muß? Denn nichts ist so werthlos gewesen, als daß es nicht doch noch einen Verleger gefunden hätte.

Nicht das Epigonenwesen unserer Litteratur — wenn man so nennen will, was doch eine bessere Bezeichnung verdient —, auch nicht die kaninchenhafte Fruchtbarkeit unserer berühmtesten und angesehensten Autoren hat die erstaunliche Anzahl von 13 000 Büchern hervorgerufen, welche in Deutschland jährlich neu auf den Büchermarkt kommen, und von denen Gustav Rümelin sagt, daß, wenn unter ihnen 13, also je Eines unter Tausend, sein sollten, von denen die nächsten Generationen noch Notiz nehmen werden, als von solchen, die neuen und reichen Inhalt in gediegener Form bieten, so wäre dies Verhältniß wohl noch als ein günstiges anzusehen; sondern die todtgeborenen Eintagsfliegen der namenlosen Schriftsteller, die Schmerzenskinder der Winkelverleger von Krähwinkel und Sorgenheim, von denen die jährlichen Litteraturberichte im besten Falle nur zu sagen wüßten, daß sie gedruckt und makulirt seien in diesem Jahr, sind die Geißel und die Strafruthe der Litteratoren, der Buchhändler und des Publikums.

Es ist die uferlose Flut der Werke von Gelegenheitsdichtern für Tanten und Schwestern und eigenen Hausbedarf, aller unzeitgemäßen Broschüren über Zukunftskriege und Zukunftsmusik, Zukunftsdichtung und Zukunftskultur mit Inbegriff jener Romane, welche im 20—40 Jahrhundert in wahrscheinlicher Weise sich ereignen werden, die unzählbare Menge von Schriften über Ereignisse aus Wolkenkuckucksheim, Tages- und andere brennende Fragen und mehr als die Hälfte aller jährlich neu erscheinenden Schulbücher.

Denn schlechte Romane werden wenigstens von Leihbibliotheken, deren Anzahl trotz aller Agitationen und begehrter Beschränkungen keine geringere werden wird, gekauft und von lesegierigen Kammerjungfern, sich langweilenden Fräulein und müßigen Herrlein brühwarm,

oder besser gesagt, drucknaß verschlungen, aber wer liest namen- und inhaltslose Abhandlungen und poesielose Verse, deren Ankauf Niemandem einfallen will, und wer soll die Unkosten von Schulbüchern tragen, welche von jedem neuen Lehrer neu geschrieben werden nach neuer bewährter Methode?

Wenn nun alle Verleger so einsichtsvoll, so kenntnißreich und so gebildet wären, um ihren eigenen Vortheil wahrzunehmen oder vielmehr ihren eigenen Schaden zu vermeiden, oder, da dieses wohl ein ewig frommer Wunsch bleiben wird, denn wer wäre nicht von vornherein von der Tauglichkeit und Verkäuflichkeit seiner Verlagserzeugnisse überzeugt? — wenn nun doch alle Sortimentsbuchhändler den Werth ihrer Waare, welche sie täglich dem Publikum darbieten, nur einigermaßen zu beurtheilen vermöchten und wenn sie alle nur das leidlich Gehaltvolle in Umlauf bringen wollten, überzeugt, daß es von größerem Vortheil ist und mehr Ehre bringt, gute Litteratur zu vertreiben als zweifelhafte und ausgemacht schlechte, wo sollte da die Ueberproduktion ihre Stätte haben? oder wie könnte da das absolut Schlechte, welches sich immer noch an das Tageslicht wagt, circulationsfähig werden?

Ist es nicht eben so gewinnreich 10, 20—30 und mehr Exemplare eines guten Buches zu verkaufen, dessen Werth innerhalb bestimmter Grenzen feststeht, als bei einer gleichen Anzahl zweifelhafter Bücher, welche doch endlich trotz aller angewandter Mühe beinahe unverkäuflich bleiben, — denn das eine oder andere Exemplar derselben vermag man wohl an den Mann zu bringen, — seine kostbare Zeit verloren zu haben?

Hinter die Werthlosigkeit eines gekauften Werkes wird der Leser in den meisten Fällen schon kommen, und da er sich in Zukunft hüten wird, sein gutes Geld in der gleichen Weise so leichtsinnig weg zu werfen, und, wie man zehn gegen eins wetten kann, fortan unter diejenigen zu zählen ist, welche es vorziehen, lieber gar keine Bücher mehr zu kaufen, so kann von einem scheinbaren Gewinne für den Buchhandel aus dem Vertriebe einer solchen Litteratur nicht die Rede sein.

Ja, bei poetischen Werken unqualificirbarer Natur könnte man wohl die Frage aufwerfen, ob denn der unglückliche Käufer nicht im besten Rechte wäre, den Verkäufer wegen Betruges und zum Schadenersatze verurtheilen zu lassen, da er doch Gedichte, also Poesie, wie es der Titel erwarten läßt, habe erwerben wollen, nicht aber gereimte Prosa oder noch schlechteres Zeug. (Fortsetzung folgt.)

Einleitung in die bibliographischen Systeme.

Von

Albert Erlecke.

Bibliographie, Bücherbeschreibung, ist, wie verwandte Begriffe, griechischen Ursprungs und liegen ihre Anfänge ebenso im Dunkeln, wie die Entstehung des Schriftthums und Buchhandels überhaupt. Als besonderer Wissenszweig läßt sich die „Bibliographie" schon bei den Hellenen als die auf Beschreibung gerichtete innere und äußere Kenntniß der litterarischen Erzeugnisse erkennen. Die Bibliographie als solche Kenntniß auch heute noch von uns definirt, ist ein nothwendiger Ausfluß und umgekehrt eine unerläßliche Ergänzung der allgemeinen Litteraturgeschichte und bedingt in Verbindung mit ihren Hilfswissenschaften, als da sind: Geschichte des Schriftthums und des Buchhandels, der typographischen und Kunstgewerbe, der Bibliotheken- und Handschriftenkunde die größere oder geringere Blüthe und Förderung jedes menschlichen Wissenszweiges. Das Darniederliegen der Bibliographie würde hiernach eine Vernachlässigung humanistischer Bestrebungen bedeuten. Medicinisch aufgefaßt, müßte der vollkommenste phrenologische Apparat folgerichtig die Grundlage des vollkommensten bibliographischen Systems abgeben, obwohl noch Jahrhunderte verfließen werden, die uns zu dieser Uebereinstimmung verhelfen. Die Eintheilung der Bibliographie in die kritische, innere, wissenschaftliche und die sogenannte praktische oder äußere, materielle ist bekannt Die erstere faßt den Werth der litterarischen Erscheinung nach ihrem Inhalte und in Vergleich mit andern Schriften ähnlichen oder gleichen Inhalts in's Auge. Gründer dieser bibliographischen Wissenschaft wurde erst Karl Gesner im 16. Jahrhundert. Die praktische oder äußere und materielle Bibliographie befaßt sich mit den Schicksalen eines litterarischen Erzeugnisses, seinem pekuniären Werth, seinem Aeußeren (Einband ꝛc.), seinem Nochvorhandensein und Verschwinden

(Unica, Incunabeln ꝛc.). Diese Art der Bibliographie tritt somit mit dem Buchhandel, dem Bücherluxus und der Bücherſucht (Bibliomanie) in die innigſten Beziehungen.

Die Bibliographie als Wiſſenſchaft betrachtet, hatte niemals beſondere Dozenten. Stets war es die ehrenvolle Aufgabe der Beamten der öffentlichen und Privatbibliotheken, ſowie der Angehörigen des Buchhandels, ſich in ihrer Muße mit dem weiteren Ausbau der Bibliographie zu befaſſen. Ueberall, wo wir daher der Entwicklung der Bibliographie und der bibliographiſchen Syſteme im Laufe der Jahrhunderte nachſpüren, müſſen wir nothwendig auf die Geſchichte der Bibliotheken und des Buchhandels zurückgreifen, weil ohne eine Bücherſammlung eine Bibliographie nicht denkbar iſt. Ehe wir von dieſer hiſtoriſchen Wechſelwirkung zwiſchen Bücherſammler und Bücherbeſchreiber (Bibliograph) ſprechen, wollen wir nicht unerwähnt laſſen, wie K. Gesner im 16. Jahrhundert die Idee auszuführen verſuchte, das geſammte alte und zeitgenöſſiſche Schriftthum kritiſch ſichtend zu beleuchten, zu zeigen, was alles vorhanden, welchen Werth es beſitzt, welche Fortſchritte zu verzeichnen und welche Wiſſensgebiete unbebaut geblieben ſind. Der ſtolze Plan, Alles Revue paſſiren zu laſſen, was ſeit Erfindung der Schrift und der erſten Schriftzeichen durch den fabelhaften Chineſen Fo-hi geſchaffen worden und dieſe Grundſteine der Nachwelt zum weiteren Ausbau des bibliographiſch-kritiſchen Gebäudes zu überliefern, mußte in dem Augenblicke die Kräfte des Einzelnen überſteigen, als die Erfindung der Buchdruckerkunſt plötzlich eine ungeheure Ausdehnung des Büchermarktes bewirkte. Von dieſer Zeit an mußte ſich die reine wie die angewandte Bibliographie zerſplittern, in den Händen einzelner entweder chronologiſch oder alphabetiſch oder ſyſtematiſch, nur Nomenclaturen oder zu gleicher Zeit kritiſche Raiſonnements, abſolut vollſtändige Verzeichniſſe oder nur eine wiſſenſchaftliche Auswahl des Beſſern nach dem innern Werth liefern. Dem Beſtreben, aus der beſten Art der Anordnung einer Bibliothek das beſte bibliographiſche Syſtem herauszubilden, haben ſich ſeit der förmlichen Begründung der Litteraturgeſchichte durch Gesner und Tritheim im 16. Jahrhundert eine ganze Reihe von Bibliothekaren, Buchhändlern und Gelehrten gewidmet, von denen wir die hervorragendſten bei Beſprechung ihrer bibliographiſchen Syſteme und ihrer ſonſtigen Leiſtungen auf bibliographiſchem Gebiete noch näher kennen lernen werden. Eine erſchöpfende Zuſammenſtellung aller jener Beſtrebungen zur Förderung der Bibliographie als Wiſſenſchaft beſitzen wir in den verſchiedenen bibliothekswiſſenſchaftlichen Arbeiten von Falkenſtein, Th. Graeſſe,

Klemm, Fr. Jacobs, Schönemann, Vogel, Naumann (im Serapeum), Petzholdt (besonders in seinem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft), Scheler, Wilken, Hahn, Klette und Ernst Förstemann. Diese historischen Arbeiten nennen übereinstimmend als den Erfinder der Bibliothekswissenschaft als solcher den Bibliothekar M. Schrettinger, bekannt durch seinen „Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars", München 1808—29, 2 Bde. Die weitere Pflege eines Systems unternahmen vor Allem Ebert, in seiner „Bildung des Bibliothekars", 2. Ausgabe, Leipzig, 1820, der Däne Ch. Molbech, „Ueber Bibliothekswissenschaft" Deutsch von Ratjen, Leipzig 1835, M. P. Namur, „Manuel du Bibliothécaire, Brüssel, 1834, L. A. Constantin, Bibliothèque — économie, Paris, 1839, 2. Auflage 1841, Deutsch Leipzig 1840; besonders erwähnenswerth sind hier aber die im Buchhandel wohlbekannten Arbeiten von Seizinger und Petzholdt, ferner das von Schleiermacher, Braunschweig 1852, in 2 Bdn. veröffentlichte wahrhaft klassische „Bibliographische System der gesammten Wissenschaftskunde", auf das wir in einem besonderen Aufsatze zurückkommen werden.

Die genannten Autoren stimmen darin überein, daß die im Mittelalter gebräuchliche und noch heute in manchen Auktionskatalogen vorkommende Anordnung der Bücher nach dem Formate allein, eine vollständig verwerfliche sei; auch nachdem Garnier, Naudé und Hendreich ein eigenes Bibliothekssystem entworfen hatten, fand ein immerwährendes Schwanken zwischen den alphabetischen und wissenschaftlichen Anordnungsmethoden statt, welche F. A. Ebert nach Franke's Vorgang durch die praktisch-homogene Methode auszugleichen versuchte, bis man in neuerer Zeit zu dem streng wissenschaftlichen System wieder zurückgekehrt ist. Das von Schütz und Hufeland empfohlene und seit dem Erscheinen des „Allgemeinen Repertoriums" auf den ersten deutschen Bibliotheken eingeführte wissenschaftlich-homogene System empfiehlt sich sowohl durch seine Wissenschaftlichkeit wie praktische Brauchbarkeit. Dementsprechend werden die einleitenden Schriften und die Geschichte einer bestimmten Disciplin stets vorangestellt, dann folgen die Theile der betreffenden Wissenschaft, wie sie sich aus dem allgemeinen Begriff derselben entwickeln; die einzelnen Schriften werden in chronologischer Ordnung verzeichnet und aufgestellt. Dieser Anordnung entsprechen genau die Kataloge, während die Aufstellung selbst in sofern abweicht, als die drei Formatklassen Folio, Quart und Octav (nebst Duodez ꝛc.) in besondere Repositorien placirt werden.

Das Hauptgeschäft eines Bibliothekars oder Antiquars, welche beide es als Lebensaufgabe betrachten, Ordnung und Uebersichtlichkeit

in den Rüstkammern der Wissenschaft zu erhalten oder herzustellen, ist hiernach unstreitig das Katalogisiren. Die Bücher werden zunächst auf einzelne, gleichmäßige Zettel aufgenommen. Voran geht der Name des Verfassers oder das Stichwort; es folgen ev. Vornamen und Charakter des Verfassers; hierauf erschöpfender Titel, Angabe von Beilagen, Kupfertafeln, Bändezahl, Seitenzahlen, Auflage, Druckort, Jahreszahl, Preis, antiq. Werth u. s. f. Ist die ganze Sammlung nach diesem System aufgeschrieben, so sucht man nach dem Zettel-Manuscript zuerst den wissenschaftlichen Katalog herzustellen, numerirt resp. signirt zunächst die Zettel, hierauf die Werke selbst und nimmt alsdann die Aufstellung vor. Die vorzüglichsten Methoden der Signatur werden wir bei Besprechung des Schleiermacher'schen Systems aufzählen. Ist der Zettelkatalog auf Foliobogen abgeschrieben, dann wird er aufgelöst und kann zur Herstellung des alphabetischen Registers verwendet werden.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gehen wir zu unserm Hauptthema über, zur Betrachtung der Vergangenheit und des gegenwärtigen Zustandes der Bibliographie sowie Beleuchtung der gebräuchlichsten Systeme.

Die Bibliographie konnte, wie wir schon oben sahen, ohne Bibliotheken nicht entstehen. Doch ist es für den Buchhändler und Bibliothekar von großem Werthe, die innige historische Wechselwirkung zwischen Buchhandel und Bibliothek zu studiren, wie sie uns in den mit staunenswerthem Fleiße zusammengetragenen Nachrichten über die Bibliotheken aller Zeiten und Länder von Edwards, in seinen „Memoirs of Libraries", London 1859. 2 Bde., sowie in seinen „Libraries and founders of Libraries". das. 1865 entgegentritt. Ueber Deutschland besitzen wir „Petzholdt's Handbuch deutscher Bibliotheken", Halle 1853, und sein „Adreßbuch deutscher Bibliotheken" (neue Ausgabe, Dresden 1874); zugleich über das übrige Europa: Vogel, „Literatur Europäischer Bibliotheken", Leipzig 1840; über Nordamerika, Beiträge von Rhees im „Manual of libraries", Philadel. 1861. Werthvolle Arbeiten zur Bibliographie, Bibliothekenkunde und Bibliothekswissenschaft, wie zur Geschichte des Buchhandels aller Zeiten und Völker enthalten „Naumann's Serapeum", Leipzig 1840 u. ff., ferner „Petzholdt's Anzeiger für Bibliographie" 2c., Dresden 1840 u. ff.

Wir dürfen uns die ersten Anfänge von Bibliotheken nur als höchst primitive denken. Hatte in den alten Culturstaaten die allgemeine Bildung eine gewisse Höhe erreicht, so daß sich das öffentliche Interesse nicht mehr auf gottesdienstliche Angelegenheiten allein be-

schränkte, so erzeugte nach Erfindung der Schriftzeichen das Bedürfniß der Tradition, vielleicht das Vorhandensein von Abschriften einzelner religiöser Urkunden nothwendigerweise einen Austausch, eine Art literarischen Verkehrs, das Ansammeln solcher Abschriften aber die erste Bibliothek im griechischen Sinne, also einer Anzahl Rollen. Die ersten Nachrichten über Bibliotheken aus Steintafeln, Cylindern ꝛc. reichen indeß noch viel weiter zurück und knüpfen sich an das griechische characteros. Man verstand darunter ein Werkzeug, womit man Schriftzeichen in harte Gegenstände eingrub. Ein solches Werkzeug existirte schon bei den Assyriern und Babyloniern, denn die Beschreibungen der großen Ruinenstädte jener Völkerschaften sprechen davon und schildern die dort aufgefundenen Sammlungen von Steininschriften, beschriebenen Tafeln und Cylindern auch schon als eine Art Bibliotheken der elementarsten Natur. Der hohe Sinn für Bildung und Literaturentwickelung, sowie das Vorhandensein von bequemerem Schreibmaterial läßt indeß die Entstehung von Bibliotheken (Handschriftenrollen) bei den Aegyptern als höchst wahrscheinlich erscheinen, unter deren Gründern die Sage den alten König Osymandyas nennt. Während die griechische Sprache auf der einen Seite ein ganzes Lexikon bezüglicher Begriffe, von dem Worte Bibliothek und Bibliographie an bis zur Bibliologie, Bibliomanie, Bibliophilie, Bibliopöie, Bibliopola ꝛc., die fast gleichlautend in alle Culturſprachen übergegangen sind, aufweist, muß es auf der anderen Seite befremden, daß bei den Griechen zu der Zeit, wo noch die Freiheit blühte, wo die Ideen und die Literatur noch infolge des Zusammenlebens der Gelehrten und Bürger leichtere Verbreitung fanden, nur wenige Spuren von Privatbibliotheken vorhanden sind, z. B. die des Euklid zu Athen, des Polykrates auf Samos, und man über die erste öffentliche angeblich von Pisistratos 600 v. Chr. zu Athen angelegte Bibliothek neuerdings mannigfache Zweifel erhoben hat. Der Sage nach wurde diese Pisistratische Bibliothek von Xerxes geraubt und erst durch Seleukos Nikanor von Syrien den Athenern zurückgestellt. Ein Handel mit Handschriftenrollen fand nach den bei einzelnen Schriftstellern eingestreuten Notizen nicht nur in Athen, sondern auch in anderen hervorragenden Städten Griechenlands statt. Nach der Unterwerfung von Hellas verbreitete sich seine herrliche Cultur nach Kleinasien, Aegypten, Italien, wenn sie nicht in den unaufhörlichen Kriegen gänzlich verschwand. So retteten nur einzelne Bibliotheken, die der Zerstörung entgingen, die werthvollen Handschriften, und auch diese oft nur bruchstückweise, wie wir an der Bibliothek des Aristoteles wahrnehmen, die nach mannigfachen Schicksalen in die Hände des Dictators

Sulla in Rom gefallen sein soll. Ferner überlebten die ersten Stürme die Bibliothek des Peripatetikers Theophrast, die prächtige Bibliothek zu Pergamos, die von Eumenes gegründet und von Antiochus dem Großen gepflegt und vervollständigt worden sein soll; endlich die größte historische Bibliothek des Alterthums, die von Ptolemäus Philadelphos gegründete, weltberühmte Bibliothek zu Alexandria. In der 332 v. Chr. von Alexander dem Großen angelegten und nach ihm benannten Stadt stand inmitten zahlreicher Paläste das Museum, der Mittelpunkt des geistigen Lebens für mehrere Jahrhunderte, mit der größeren, angeblich 700,000 Rollen umfassenden Bibliothek. Eine zweite, ebenso werthvolle Bibliothek von 200,000 Rollen, die jetzt tief unter Sand und Schutt vergraben liegt, umschloß der Tempel des Serapis (das Serapeum), nächst dem Capitol in Rom wohl das prachtvollste Gebäude seiner Art in der damals bekannten Welt. Diese von den Ptolemäern eifrigst gepflegten Bibliotheken übertrafen durch ihre Mannigfaltigkeit alle damals vorhandenen Bücherſammlungen. Der größte Theil der Museumsbibliothek ging bei der Eroberung der Stadt durch Cäsar zu Grunde. Hierauf zerstörten die über die Serapisfeier erbitterten Christen 391 n. Chr. das herrliche Serapeum und am 22. Dec. 640 n. Chr. ging bei der Erstürmung der Stadt durch den osmanischen Feldherrn Amru auch der letzte Rest der großartigen Alexandrinischen Bibliotheken in Flammen auf. (Vergl. Ritschl, die Alexandrinische Bibliothek. — Parthey, Das Alexandrinische Museum.) Bei den Griechen wie später bei den Römern konnte natürlich von einer Bibliographie in unserem Sinne, trotz der im Sprachschatz aufgehäuften Begriffe, noch keine Rede sein. Wohl aber scheint man sich mit Beschreibungen über den größeren oder geringeren Werth verschiedener Manuskripte und Rollen befaßt zu haben, was ja bei dem in Rom besonders in der letzten Zeit der Republik lebhaft sich entwickelnden Rollen- und Handschriftenhandel ganz natürlich war. Wenn man erwägt, wie erstaunlich groß die Anzahl der alten Schriftsteller ist, die nur auf uns gekommen sind, und wenn man bedenkt, daß die durch Sklaven angefertigten Abschriften oft zu Tausenden bis in die entferntesten Theile des Römischen Reiches verbreitet wurden, so muß damals eine ganz unglaubliche Anzahl von Rollen existirt haben, wie ja die Alexandrinische Bibliothek allein beweist. Die meisten gingen natürlich durch den Gebrauch zu Grunde. Aber immerhin sind erst durch die politischen und kriegerischen Stürme, welche dem Sturz des römischen Weltreiches vorangingen, ungeheure Massen griechischer und römischer Literaturerzeugnisse zu Grunde gerichtet worden, was durch *die Ueberreste*, die noch kürzlich aus dem Schutt, aus Gräbern, aus

Ruinen großer Städte, besonders Pompejis, zu Tage gefördert wurden, hinlänglich erwiesen ist.

Wenn auch das römische Geistesleben hinter dem hellenischen zurückblieb, so läßt sich doch in Rom, seitdem der Sinn für die griechische Litteratur erwacht war, weit mehr Interesse, Bibliotheken anzulegen und eine Art Bücherhandel einzurichten, nachweisen, als selbst später im Mittelalter im byzantinischen Reich oder in den mohammedanischen Provinzen. Bekanntlich legten Aemilius Paulus, L. Sulla und M. Lucullus (54 v. Chr.) schon Bibliotheken an, von denen die letztere auch dem Publikum geöffnet war. Sulla's Sammlung erbte sein Sohn, der sie im Pompeianum bei Puteoli aufstellen ließ, wo sich Cicero derselben bei seinen Studien bediente. Bekanntlich enthielt diese Bibliothek die meisten Aristotelischen Handschriften. Cicero selbst, wie auch M. Terentius Varro waren die eifrigsten Sammler jener Zeit; die prächtigste Privatbibliothek besaß aber T. Pomponius Atticus, der mehrere Schreiber (librarii) beschäftigte und mit seinen Collegen im römischen Buchhandel, den Gebrüdern Sosius, dem Tryphon, dem Utrectus ꝛc. Abschriften nach den entferntesten römischen Provinzen, nach Alexandria, Lyon (Lugdunum) ꝛc. verkaufte.

Asinius Pollio ließ auf dem Aventinischen Hügel in dem Tempel der Libertas, den er wieder herstellen ließ, die erste größere, öffentliche Bibliothek errichten, welche dem Publikum zu gewissen Stunden geöffnet war. Unter Augustus hielt es jeder gebildete Römer für ein Gebot der guten Sitte, eine Bibliothek anzulegen. Kein öffentliches Bad, keine Villa war ohne eine solche und im Jahre 33 v. Chr. gründete Augustus selbst die berühmte Octaviana neben dem Theater des Marcellus, zu der jedem Bürger der Zutritt gestattet war. Als unter Titus halb Rom in Flammen aufging, sank auch diese prächtige Sammlung in Asche, doch veranlaßte derselbe Kaiser später ein zweites Institut der Art in dem Tempel des Apollo auf dem Palatinischen Hügel, das als noch reichhaltiger geschildert wird, aber unter Commodus ebenfalls in Flammen aufging. Die Bibliothek des Tiberius auf dem Palatinum bestand noch im 4. Jahrhundert unter Probus und selbst der höchst materiell gesinnte Domitian ließ in allen Theilen des Römischen Weltreiches Copien sammeln, um die unter Nero verwüsteten oder vernichteten Bibliotheken wieder herzustellen. In eben dieser Zeit entstand auch die von vielen Schriftstellern erwähnte Bibliotheca Capitolina, welche unter Commodus der Blitz vernichtete. Im 2. Jahrhundert besaßen Silius Italicus und Plinius der Jüngere bedeutende Privatsammlungen, der letztere gab auch dem Kaiser Trajan

Veranlassung zur Anlegung der prächtigen Ulpia, die später aus dem Tempel des Trajan in die Bäder des Diocletian versetzt wurde. Auch Hadrian versäumte nicht, wenigstens eine Privatsammlung zu veranstalten und im 3. Jahrhundert vermachte der Dichter Serenus Sammonicus seinem Schüler Gordian dem Jüngeren in seinem Testament eine 62,000 Rollen starke Sammlung, welche im Palast des Pompeius aufgestellt gewesen sein soll. Man hat sich jedoch dergleichen Rollen nicht so umfang- und inhaltreich wie unsere Bücher vorzustellen. Beispielsweise hätte das Meyer'sche Conversationslexikon auf Papyrus, Pergament oder Leinenpapier wenigstens 20,000 Rollen umfaßt.

Im 4. Jahrhundert soll es in Rom 29 öffentliche Bibliotheken gegeben haben, welche von den vornehmen Römern fleißig besucht wurden. Infolge der Ausbreitung des Christenthums gab sich aber auf der einen Seite eine fanatische Abneigung gegen die Monumente der alten heidnischen Litteraturepochen kund, welche verschiedenen Bibliotheken Verderben brachte; auf der anderen Seite aber kam das Mönchsleben auf, dessen Anhänger in ihrer stillen Klause die noch übrigen Denkmäler des Alterthums erhielten, so z. B. in den Klöstern des Athos Griechisches und in denen der Nitrischen Wüste Syrisches. Manche Sammlungen gingen auch durch die herumziehenden Horden wilder Völker zu Grunde und mehrere im Orient wurden durch Erdbeben oder Feuersbrünste vernichtet. In Constantinopel hatten Constantius und Julianus im 4. Jahrhundert besondere Hallen für eine Bibliothek gebaut und zur Vermehrung derselben Schreiber für griechische und römische Litteratur angestellt, welche durch den kaiserlichen Fiskus erhalten wurden. Unter der Regierung des Basilicus wurde aber die 120,000 Rollen starke Sammlung von den Bürgern angezündet, und die durch Zeno der Sage nach wiederhergestellte Bibliothek soll der Bilderstürmer Leo der Isaurier im Jahre 726 vollständig vernichtet haben.

Wir treten nunmehr nach den schätzenswerthen Arbeiten von W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter, und Albr. Kirchhoff, Die Handschriftenhändler des Mittelalters, in eine kurze Betrachtung der mittelalterlichen Zustände ein, finden indeß erst nach der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften in den Kloster- und ersten Universitätsbibliotheken dasjenige vor, was man wohl als die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen Bibliographie betrachten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Buchhändler.

I.

Salomon Hirzel.

Von

Eduard Zernin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wie sich aber das Leben in Leipzig gestalten solle, dafür hatte der Vater zuerst die richtigste Form gefunden. „Spricht denn Reimer nie von einer zwischen Dir und Carl Reimer zu errichtenden Societät? Das schiene mir tout bien calculé von Allem das natürlichste, um so mehr, da ihr ganz zusammen paßtet. Zugleich könntest Du dann den einen Fuß, zuweilen auch beyde in Zürich haben; dazu etwas Schriftstellerei treiben." Diese Frage stellte der Vater am 17. October 1828. Sie wurde ganz nach seinem Wunsche beantwortet, wenn auch darüber ein Jahr noch verstrich. Und es war Zeit, daß sich die Spannung löste. Denn auch Hirzel fing an, unter dem Druck der längeren Ungewißheit zu leiden. „Wäre ich nur ein paar Jahre jünger, so könnte ich noch Allem in der Welt ruhig zusehen. Aber jetzt brennt es mich, endlich einmal für mich selbst zu arbeiten." Und einige Monate später (12. October 1829) klagte er abermals seinen Eltern, welche er im Sommer besucht hatte: „Die Einsamkeit, in welcher ich jetzt bin, wird mir gerade in der ersten Zeit schwer zu ertragen." Ueber die trübsten Augenblicke half er sich durch Vertiefung in die Poesie weg. Er feilte an seinen Sonetten. An welche Persönlichkeit dieselben gerichtet waren, kann man sich denken. Die Stimmung änderte sich mit Blitzesschnelle, als seine äußere Stellung geregelt wurde und zugleich seine inneren Herzenswünsche in Erfüllung gingen. Er übernahm nicht, woran zuerst Reimer gedacht hatte, die Nikolai'sche Buchhandlung in Berlin, sondern trat mit Karl Reimer zusammen den förmlichen Besitz der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig an. Gleichzeitig (im Anfange des Jahres 1830) durfte er den Eltern den nahen Besuch seiner Braut in Zürich ankündigen. Der Vater athmete auf. Gegen Berlin „in der Sandwüste" hatte er stets ein gewisses Vorurtheil gehabt. „Nicht Berlin, nur Leipzig kann ich gewissermaßen, obschon nothgedrungen, als unser aller zweytes Vater-

land betrachten." Vollends glücklich machte ihn die Hoffnung, Dämchen Anna bald als die Braut des Lieblingssohnes begrüßen zu dürfen. Als sich die Reise verzögerte, äußerte er sich gar ungeduldig: „Ge- und verliebtester Sali", schrieb er am 16. Februar 1830, „Dir liegt es ob, zu verschaffen, daß aus aufgeschoben kein aufgehoben werde, und ich mache Dich für die Erfüllung Deines gegebenen Wortes gleichsam haft- und pfandbar. Auch Monsieur Karl als Begleiter und Ehrenkavalier der jungen schüchternen (?) Berliner Fürstin soll uns sehr willkommen sein." Ueber die Aufnahme der Braut im Elternhause war Hirzel vollkommen sicher. Wie er erwartet, gewann sie rasch das Herz des Vaters, mochte auch dieser zuweilen über die „unergründliche" Anna scherzen und, daß sie ihn noch nie „per Du" angeredet, klagen. Mit größerer Neugierde horchte er, welchen Eindruck die Braut auf Horner wohl gemacht. Der sonst so kalte Beobachter und ruhige Menschenprüfer überraschte ihn durch eine begeisterte Schilderung am Schlusse eines langen Briefes (10. October 1830), welcher, wie alle späteren Briefe, zumeist mit Buchbestellungen und bibliothekarischen Anliegen gefüllt war.

Am 24. Juli 1831 feierte Hirzel die Hochzeit und entzündete die Herdflamme in einem kleinen Häuschen, in der Nähe des Grundstückes, auf welchem er 15 Jahre später sein anspruchsloses, aber behagliches gastfreies Haus baute. Stille ging es anfangs in dem kleinen Häuschen zu, das fast mehr aus Fenstern als aus Mauerwerk bestand und von Frau Anna stets als ein wahres Glashaus verwünscht wurde. Die zarte Gesundheit der jungen Gattin erforderte große Schonung, das nicht minder junge Verlagsgeschäft, an dessen Aufschwung er mit dem Schwager wetteifernd arbeitete, nahm viel Zeit und Kraft in Anspruch. Da gewährte es ihm große Freude, daß der Vater seinem Wirken mit dem lebhaftesten Interesse folgte, trotzdem eigentlich Alles sich anders gestaltet hatte, als er gewünscht und gehofft. Der würdige Chorherr fühlte sich gleichsam als stiller Theilhaber an der Handlung und für die Thätigkeit der „Weidmänner" mit verantwortlich. Er legte ihnen mannigfache Pläne vor und begleitete jedes Buch, welches aus der Weidmann'schen Buchhandlung hervorging, mit eingehender Kritik. Der deutsche Musen-Almanach gehörte zu den ersten wichtigeren Unternehmungen der jungen Verleger. Jeder Jahrgang wurde von dem Vater mit scharfem Auge geprüft. „Vielen Dank für den schönen Musen-Almanach. Es lebe Chamisso, Uhland, Rückert und aus Ehrfurcht für das Alter auch der hier nicht bedeutend erscheinende Goethe." Nur das Eine gefällt ihm nicht, daß Hirzel sich

beharrlich weigerte, auch als Autor zu demselben beizusteuern. „Schön von Dir wäre es und mein besonderer Wunsch, daß etwas von Dir in den Almanach käme. Faseleyen, was Du sagst vom Sichselbsttäuschen mit eigenen Versuchen. Alles diesem Gleichende höre ich nicht gern.“ Die gute Meinung von den litterarischen Fähigkeiten seines Sohnes bewahrte er bis an sein Lebensende. Nach Goethe's Tode schienen sich ihm gute Aussichten für die Verlegerlust der Weidmänner zu eröffnen. „Habt Ihr niemand, der sich um einen Bissen aus Goethe's Nachlaß für Euch verwendete? Hofrath Meyer, Kanzler von Müller, Frau Vogt durch de Wette?“ So schrieb er am 8. Mai 1832 und wiederholte 2 Monate später die Frage noch lauter. „Wann wird der Götzendienst mit Goethe, seinen Nachlaß betreffend, den Anfang nehmen? Werdet Ihr von der Beute auch einen Bissen zu Handen kriegen, oder kommt Ihr vor den großen Raubthieren nicht zur Schüssel?“ Sein Eifer ließ es nicht bei allgemeinen Wünschen bewenden, er schlug dem Sohne auch bestimmte Unternehmungen vor. „Das wäre sehr schön, wenn Du aus Lavater's Nachlaß, insofern sich dieser in Geßner's und nicht in seines (Lavater's) Schlingels von Enkel Händen befindet, Goethe's Briefe bekommen könntest. Auch noch andere interessante Briefe an Lavater sind gewiß in Menge vorhanden. Der nicht geringen Eitelkeit des übrigens sehr gefälligen und gutmüthigen Geßner würde Dir wohl ein Leichtes seyn beyzukommen.“ Hirzel ging sofort auf den Gedanken ein und bat den Vater, die nöthigen Schritte zu thun. Am 24. Dezember 1832 — es war der letzte Brief, den Hirzel empfing — berichtete er über den Erfolg seiner Verhandlungen. „Deinem Wunsche gemäß, mein lieber Weidmann, habe ich bei dem Mann der Erde, denn was ist Geßner anders als γης ανηρ, die bewußten, schon ziemlich gelb gewordenen Briefe zur vorläufigen Durchsicht in Empfang genommen. Die Briefe sind durchgehends interessant, voll theologischer, artistischer, psychologischer und anderer Bemerkungen und Urtheile über damahls berühmte oder berüchtigte Leute als Hirzel, C. Tobler, Schlözer u. a., so daß ohne Zweifel zu einem Bändchen verzerrt und ausgesponnen (von mir herausgegeben und mit einer kurzen Vorrede begleitet und nach einem ebenfalls von mir gemachten Vorfeuer im Morgenblatte, alles dieses bloß unmaßgeblich), was sich gar wohl thun ließe, etwas dabey zu verdienen seyn möchte.“ Er erlebte nicht mehr die Erfüllung seines Planes, hinterließ den Abschluß und die Verwirklichung desselben dem Sohne.

Es wurde für diesen ein gar kostbares Vermächtniß. Die Ergänzung des vom Vater gesammelten Stoffes führte Hirzel in die

Goethe-Forschung ein und eröffnete ihm ein neues Lebensziel, dem er fortan bis zum letzten Athemzuge treu blieb. Nur wenige Jahre später trat noch eine andere entscheidende Wendung in seinem Dasein ein. Bisher hatte er die deutschen politischen Zustände ziemlich kühl aufgefaßt, als liberaler Mann sich weidlich über die jämmerlichen Verhältnisse im neuen Vaterlande geärgert, für die Polen geschwärmt, die Censur verwünscht, aber mit vollem ganzen Herzen war er noch nicht in das deutsche Staatswesen eingetreten. Es brannte ihm der tiefe Fall desselben keine unerträgliche Wunde, es hob ihn nicht schon die Hoffnung auf den Aufschwung in einen übermächtigen Freudenrausch. Das änderte sich mit einem Schlage, als er nach der Vertreibung der sieben Göttinger Professoren, durch Dahlmann's Anwesenheit in Leipzig angeregt, den Göttinger Verein zu schaffen mithalf und, mit dem Schwager Karl Reimer auch hierin eines Sinnes, an die Spitze der Agitation sich stellte. Da fühlte er sich zum ersten Male auch im politischen Sinne als deutscher Bürger, und das blieb er zeitlebens, wenn er auch stets dem Heimathslande ein warmes Herz bewahrte und sich immer neu belebt fand, so oft er die Alpen begrüßen und mit dem Freunde Horner die heimathlichen Thäler durchwandern durfte. Die Goethe-Forschung und die eifrige Theilnahme an der deutschen Politik bezeichnen den Eintritt in das reife männliche Alter.

* * *

Herr Professor Anton Springer, dessen Ausführungen wir bisher gefolgt sind, indem wir seine Mittheilungen fast stets wörtlich wiedergegeben haben, scheidet an diesem Wendepunkte des Lebens unseres verewigten Collegen von dem „jungen Hirzel". Seine Absicht, nur ein Bruchstück aus dessen Leben zu erzählen und dasselbe als Weihnachts-Angebinde der Frau Anna Hirzel zu widmen, ist damit erfüllt worden. Er hat hierbei einen pietätsvollen Sinn bewährt. Allein er läßt doch die Frage fast ungelöst, weshalb er selbst es nicht unternehmen will, ein vollständiges Lebens- und Charakterbild des Verstorbenen vor uns aufzurollen, warum er gerade nur die Bearbeitung eines Bruchstückes aus demselben für seine Aufgabe gehalten hat. Er sagt darüber in der Vorrede: „Als am 8. Februar 1877 Salomon Hirzel plötzlich und unerwartet von uns schied, wohl ein Greis an Jahren, aber noch ein Mann von hellen Gedanken, kräftigen Thaten und jugendfrischen Empfindungen, da gesellte sich zu dem Schmerze über den herben Verlust, jenen lindernd und lösend, bei allen Freunden der Wunsch, die Erinnerung an ein so reiches und tiefes Leben für die kommenden Geschlechter zu bewahren. Den Anfang seiner Erfüllung

bieten die folgenden Blätter. Warum ich nicht gleich das ganze Leben erzähle, bedarf Hirzel's Freunden gegenüber keiner Erklärung. Sie wären nicht so zahlreich, nicht so mannigfachen Berufskreisen angehörig, wenn sich sein Leben auf einer einfachen Linie bewegt, ein einziges Interesse sein Wesen ausgefüllt hätte." Es ist also Bescheidenheit und Mangel an Vorbereitung, die Herrn Professor Springer abgehalten haben, das ganze Leben Hirzel's darzustellen, — sagt er doch selbst, daß er Hirzel's „Mitbürger" erst im Jahre 1873 geworden sei, wenngleich seine persönlichen Beziehungen zu ihm beinahe 2 Jahrzehnte früher ihren Anfang genommen hätten. Wir gestatten uns nun den offenen Wunsch auszusprechen, daß, nachdem nun einmal der Anfang mit der Veröffentlichung eines Bruchstückes aus Hirzel's Leben gemacht worden, Herr Professor Springer das Unternehmen auch in der so glücklich begonnenen Weise fortsetzen möge. Einen ganz ähnlichen Wunsch haben wir unlängst auch in der „Cölnischen Zeitung" gelesen, woraus der Freund Hirzel's die Ueberzeugung schöpfen möge, daß ihm die Kraft, ein gelungenes vollständiges Lebensbild zu zeichnen, gern zuerkannt wird. Freilich würde die Lösung einer solchen Aufgabe nicht geringe Mühe und Zeit erfordern, allein wenn einmal der gute Wille da ist, so ist jede Schwierigkeit sicher zu überwinden.

Da wir nun glauben, daß besonders auch über die fernere geschäftliche Thätigkeit, dann Züge aus dem Charakter des verstorbenen Collegen Hirzel den Lesern dieses Blattes einige Mittheilungen willkommen sind, so wollen wir, so gut wir es vermögen, nach den uns anderweit bekannt gewordenen Angaben, sowie nach den von Herrn Professor Springer in seiner Vorrede weiter gegebenen Aufschlüssen auch hierüber uns verbreiten. Wir beginnen mit einem Abriß seiner buchhändlerischen Wirksamkeit. Nachdem Hirzel mit seinem Schwager Karl Reimer zu Anfang des Jahres 1830 die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig übernommen hatte, begann er eine rege Verlegerthätigkeit zu entfalten. Er veranlaßte und förderte litterarische Unternehmungen auf verschiedenen Gebieten, doch mußten dieselben stets in erster Linie den Anforderungen der Wissenschaft entsprechen, und er war wohl befähigt, vermöge seines hoch und vielseitig gebildeten Geistes, hierbei die Spreu von dem Weizen zu sondern. So wurde er ein treuer Diener der Litteratur, die ihm die Herausgabe so manches großen und schwierigen Werkes zu verdanken hat, welches heute noch zu den Zierden der deutschen Wissenschaft zählt (auf einzelne werden wir noch zurückkommen). Im Jahre 1853 begründete er in Leipzig ein Verlagsgeschäft unter seiner eigenen Firma und that sehr bald manchen glücklichen Griff. So

trat er unter Anderen mit Gustav Freytag, der seit dem Jahre 1848 mit Julian Schmidt die Redaction der „Grenzboten" in Leipzig führte, in persönliche Beziehungen und ließ dessen culturgeschichtlichen Roman „Soll und Haben" erscheinen, der geradezu epochemachend gewirkt und zahlreiche Auflagen erlebt hat. Nachdem er aus der Weidmann'schen Buchhandlung ausgetreten war, jedoch nicht ohne einige ihm sehr ans Herz gewachsene litterarische Unternehmungen derselben auf eigene Rechnung zu übernehmen, und nachdem jene Verlagshandlung nach Berlin verlegt worden war, konnte Hirzel seine Thätigkeit auf sein neues Leipziger Geschäft ausschließlich concentriren. Er wirkte nach vielen Seiten erfolgreich und gewann Ruf und Auszeichnung; so wurde er im Jahre 1864 von der Universität Leipzig honoris causa zum Doctor der Philosophie ernannt, eine wohlverdiente Ehre für den 61jährigen, unermüdlich im Interesse der Wissenschaft thätigen Verleger. Seine Beziehungen zu bedeutenden Männern und Gelehrten vermehrten sich fortwährend, und so sehr er auch bemüht war, seine buchhändlerische Wirksamkeit in gewissen Grenzen zu halten, um alle seine Unternehmungen besser übersehen und möglichst persönlich pflegen zu können, so erlebte er doch eine stete Erweiterung derselben und eine Anschwellung seines Verlags-Katalogs. Auch in seinen letzten Lebensjahren blieb er trotz mancher Beschwerden und Leiden seines Körpers ein fleißiger, unermüdlicher Arbeiter und wurde als 73jähriger Greis am 8. Februar 1877 in Halle aus diesem Leben abberufen, nachdem er sich kurz zuvor einer schwierigen Augen-Operation unterzogen hatte. Er hinterließ sein Verlagsgeschäft in hoher Blüthe, besonders waren es die Fächer der Geschichte, Alterthumsforschung, Philosophie und Philologie, welche durch oft hervorragende Werke in demselben vertreten waren. Die Firma „Salomon Hirzel" besteht heute noch unverändert fort und wird auch jetzt nach den bewährten Grundsätzen ihres Begründers mit bestem Erfolge geführt.

Der große Wunsch des Kanonicus Hirzel, des Vater unseres Salomon, daß der letztere doch auch als Schriftsteller auftreten möge, ist allerdings in Erfüllung gegangen, jedoch erst lange Zeit nach dem Tode des ersteren. Abgesehen von dem „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek", welches Hirzel im Jahre 1874 im Druck erscheinen ließ und worin er sich als ein äußerst feiner Kenner und scharfsichtiger Kritiker der ganzen Goethe-Litteratur zeigte*), trat er im folgenden

*) Das Verzeichniß ist so eben in einer neuen Gestalt im Buchhandel erschienen unter dem Titel: „Salomon Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek", mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von Ludwig Hirzel, Leipzig,

Jahre mit einem großen selbständigen, jedoch anonym erschienenen Werke in die Oeffentlichkeit. Dasselbe führt den Titel: „Der junge Goethe, seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776, 3 Bände, Leipzig, S. Hirzel" und bildet einen von dem Verfasser viele Jahre hindurch mit hohem Eifer und seltenem Geschick vorbereiteten Versuch einer Ausgabe von Goethe's Werken in chronologischer Folge und nach historischen Gesichtspunkten. Professor Springer sagt über die Eigenschaft Hirzels als Goethe-Forscher Folgendes:

„Das erste Anrecht an Hirzel besitzt die Goethe-Gemeinde. War er doch ihr anerkanntes Oberhaupt, ja geradezu ihr Stifter. Die Ausdehnung und die Vertiefung, welche die Goethe-Studien im Laufe des letzten Menschenalters erfahren haben, gehen großentheils auf Hirzel, seine Anregungen und seine Arbeiten zurück; an den wichtigsten und inhaltreichsten Schriften über Goethe nahm er mittelbar oder unmittelbar hervorragendsten Antheil. In Kunstkreisen ist längst der Grundsatz eingebürgert, daß der Sammler den Kenner am besten vorbereite, die natürliche Vorstufe zu diesem bilde. Auch an Hirzel hat sich diese Erfahrung bewährt. Als Goethe-Sammler begann er, als einer der feinsten Goethe-Kenner schloß er seine dem Dichter gewidmete Thätigkeit. Ihn unterstützte bei dieser glänzenden Wandlung die glückliche Doppelnatur seiner Persönlichkeit. Hirzel besaß alle Eigenschaften eines erfolgreichen Sammlers in reichstem Maße: den feinen Spürsinn, welchem auch die entlegensten Winkel nicht entgehen, die geduldige Beharrlichkeit, welche den entdeckten Schatz nicht mehr aus den Augen läßt, und die rasche Entschlossenheit, welche im richtigen Zeitpunkte die Hand an jenen legt. Oft vergingen zwischen Entdeckung und Erwerb viele Jahre. Die Möglichkeit des letzteren däuchte den Freunden vollkommen ausgeschlossen. Um so größer war ihre Ueberraschung, wenn nach langer Zeit Hirzel mit behaglichem Lächeln sie in sein Goethe-Zimmer führte und den neuen Zuwachs der Goethe-Bibliothek ihnen wies. Er hatte doch Mittel und Wege gefunden, sich den Schatz zu sichern, auch wenn derselbe vorher scheinbar in festesten Händen sich befunden hatte. Hirzel war zwar ein unermüdlicher Schatzgräber, aber kein grimmiger Schatzhüter, welcher eifersüchtig seine Reichthümer vor den Augen der Fremden verbarg. Nichts lag ihm ferner als die selbstsüchtige Geheimnißkrämerei gewöhnlicher Sammler. Das Motto des „Verzeichnisses einer

S. Hirzel". Dieses Verzeichniß ist mit der strengen Gewissenhaftigkeit seines Stifters ergänzt worden und als sicherste Grundlage der Forschungen über Goethe von hohem Werth.

Goethe-Bibliothek" lautet: „Jeder Mensch treibt seine Liebhabereien sehr ernsthaft". Hirzel gab dem Motto die Deutung, daß seine unvergleichliche Sammlung der Wissenschaft nützen, einer künftigen kritischen Ausgabe der Werke Goethe's als Leitfaden und philologische Grundlage dienen solle. In diesem Sinne hat er bis an sein Lebensende die Goethe-Bibliothek fortgeführt und fruchtbar gemacht. Ging auch der heißeste Wunsch, eine solche Ausgabe selbst in die Hand zu nehmen, nicht in Erfüllung, so zeigt doch der „junge Goethe", wie klar Hirzel die große Aufgabe erfaßt, und wie reiche Mittel ihm zu ihrer Lösung zu Gebote standen.

Zu Hirzel's Goethe-Bibliothek pilgerten, seinen Rath und seine Unterstützung nahmen Alle in Anspruch, welche Goethe-Studien oblagen. Aber freilich: wissenschaftlichen Ernst mußten sie mitbringen, als „Gleichgesinnte" sich bewähren. Dem gemeinen Troß gegenüber, welchem Goethe's Schneider und Köchin eine wichtigere Quelle der Erkenntniß waren als die Werke des Dichters, blieben seine Sammlungen unerbittlich verschlossen. Die Kunst, zudringliche litterarische Kleinkrämer in der höflichsten Weise zur Thüre hinaus zu complimentiren, verstand Niemand besser als Hirzel. Ihm war das Goethe-Studium eine innige Herzenssache, ein wahrer Gottesdienst. Hier fand er von des Tages Mühen und Lasten stets vollkommene Erholung und freie Lösung des Geistes von niederdrückenden Gedanken. Als im Jahre 1849 politisches Trübsal die Gemüther bedrängte und die nächsten Genossen des Kreises, in welchem er sich bewegte, von der Rachsucht der triumphirenden Reaktion empfindlich getroffen wurden, da schlug er eine Wallfahrt nach Weimar zum Goethe-Jubiläum vor. Alle Theilnehmer dankten ihm für die wohlthuende Erquickung, welche allen politischen Kummer vergessen und die ganze öde Gegenwart wenigstens für Augenblicke zurücktreten ließ. Von einem dieser Theilnehmer, dem treuesten Gefährten auf den verschlungenen Pfaden der Goethe-Forschung, von Otto Jahn,*) hätten wir das lebendigste Bild Hirzel's als Goethekenner erwarten dürfen. Zwanzig Jahre standen sie mit einander in regem persönlichen und schriftlichen Verkehre, dessen Mittelpunkt vorwiegend der gemeinsame Goethe-Cultus bildete. Noch im Jahre 1865

*) Otto Jahn, der im Jahre 1851 nach seiner Amtsentsetzung in Leipzig als Privatmann lebte und 1861 als Director des akademischen Kunstmuseums nach Bonn ging, war ein ebenso ausgezeichneter Philolog und Archäolog wie Kunsthistoriker. Durch seine 4bändige Lebensbeschreibung Mozart's hat er sich in den weitesten Kreisen auf das vortheilhafteste bekannt gemacht. Er starb — 56 *Jahre alt* — in Göttingen (9. Sept. 1869).

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CLEMENSTR. 11

pilgerten sie zusammen nach Wezlar. Es war einer der letzten sonnenhellen Frühlingstage im Leben Jahn's. Sein vorzeitiger Tod hat neben vielen andern Hoffnungen auch die Erwartung, von ihm über Hirzel's Goethe-Studien eingehende Nachrichten zu empfangen, vereitelt. Vielleicht tritt eine jüngere berufene Kraft in die Lücke."

Wir wenden uns zu einem dem verstorbenen Hirzel besonders eigenthümlichen, sehr bezeichnenden Charakterzuge: dem schönen Verhältnisse, in welchem er zu den Schriftstellern seines Verlags zu stehen pflegte. Eine solche, beide Theile sehr ehrende Beziehung herbeizuführen, war ihm geradezu Herzens- und Ehrensache. Der in diesem Punkte besonders zuständige Beurtheiler Anton Springer sagt darüber: „Jeder größere Buchhändler spricht gern ruhmreich von seinen Autoren, aber nur wenige mit so großem Rechte, wie Hirzel. Wir hätten ihm eigentlich alle unsere Bücher widmen können, denn er stand zu jeder bedeutenden Unternehmung seines Verlags geradezu in einem persönlichen Verhältniß. Nicht selten gab er selbst zu einem Werke die erste Anregung. Zu warten, bis ihm der Zufall ein Manuscript in die Hände spiele, hielt er mit Recht unter der Würde des rechten, auf die lebendige Vermittelung der Litteratur mit den gebildeten Volkskreisen bedachten Buchhändlers. Seinem Geschäfte gebrach es keineswegs an der soliden kaufmännischen Grundlage; gemeiner Krämersinn aber und niedrige Speculationssucht blieben ihm zeitlebens gründlich verhaßt. Die Bücher, welche er verlegte, mußten seinen Idealen huldigen und mit seinen sittlich-politischen und litterarischen Ueberzeugungen übereinstimmen. Entscheidenden Einfluß übte stets die Persönlichkeit des Schriftstellers. Er trat daher zu den meisten seiner Autoren in ein freundschaftliches Verhältniß und nahm an ihren Werken nicht bloß geschäftlichen, sondern auch rein menschlichen Antheil. Vielen wurde er ein stiller Mitarbeiter. Galt es eine entlegene Quelle aufzuspüren, eines seltenen älteren Buches habhaft zu werden, so versagte niemals Hirzel's erfolgreiche Mitwirkung. Es bedurfte nicht einmal erst der Bitte, dieselbe zu gewähren. Als selbstverständlich nahm er an, daß er auf jedem „Fahrzeuge, welches seine Flagge führt", wenn es Noth thut, am Steuern helfen müsse. So empfing Hirzel's Verlag ein besonderes Gepräge. Kräftiger als es sonst der Fall ist, zeigte er den Widerschein seiner Persönlichkeit. Dieses aber wäre bei der hervorragenden Bedeutung so vieler Schriftsteller nicht möglich gewesen, wenn sie nicht in ihm außer dem guten Freunde auch den ebenbürtigen Gesinnungsgenossen erkannt hätten".

Diese schöne und befruchtende Eigenschaft Hirzel's ist nun auch

von den meisten Autoren seines Verlags auf das dankbarste anerkannt worden. So hat kein Geringerer als Jacob Grimm in der Vorrede zum ersten Bande des „deutschen Wörterbuchs" seinem Verleger folgendes dankbare Zeugniß ausgestellt: „. . Vielleicht gibt es in unserer ganzen Litteratur noch kein Beispiel einer so aufopfernden Anhänglichkeit, wie sie Hirzel dem Wörterbuche überall sinnig bethätigt. Er liest jeden Bogen vor dem Abdrucke durch, und seine Vertrautheit mit der Sprache und den Dichtern, zumal aber, wie man weiß, mit Goethe, flößt ihm lauter feine Bemerkungen ein. Kann der Verfasser sich eine günstigere Lage wünschen?"

Uns selbst hat unser verstorbener Freund, der im Gefecht bei Frohnhofen-Laufach 1866 gefallene Hauptmann Königer, nicht genug von dem freundlichen Entgegenkommen und der wissenschaftlichen Unterstützung erzählen können, die er bei Hirzel stets, so auch bei einem Besuche in Leipzig im Jahre 1864 gefunden. Er ließ zwei Werke in seinem Verlage erscheinen: „Die Völkerschlacht bei Leipzig nach den Hauptzügen ihres Verlaufs und ihrer Bedeutung, Leipzig, 1864" und: „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris, Leipzig, 1865", zwei Bücher von keineswegs vorübergehender Bedeutung, wenngleich sie als Gelegenheits- (Jubiläums-) Schriften ausgearbeitet wurden. Ein drittes Werk von größerem Umfange sollte nachfolgen: eine Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Blücher, zu welcher Hauptmann Königer bereits die Vorarbeiten begonnen und die ersten Entwürfe gemacht hatte; leider wurde der Fortsetzung desselben durch den Tod des begabten und zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Militairschriftstellers ein plötzliches Ende bereitet.

Noch zwei andere Autoren des Hirzel'schen Verlags haben über ihr Verhältniß zum befreundeten Verleger öffentliches Zeugniß abgelegt: Professor Jahn und Hofrath Freytag. Otto Jahn schrieb in seiner Widmung der Briefe Goethe's an Leipziger Freunde: „Sie haben, lieber Freund, nicht nur die erste Veranlassung zu diesem Buche gegeben, sondern auch auf Form und Inhalt desselben einen so bestimmenden Einfluß geübt, daß Sie sich es schon gefallen lassen müssen, auch Ihren Namen dazu herzugeben". Gustav Freytag eignete ihm die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mit folgenden Worten zu: „Sie haben an meiner Arbeit so liebevollen Antheil genommen, Ihre schöne Bibliothek hat oft ausgeholfen, wo andere Quellen versiegten, als emsige Sammler haben wir manche alte Flugschrift einander freundlich zugereicht. So nehmen Sie, mein Freund, *liebevoll anf*, was Ihnen ohnedies gehört."

Wir deuteten vorhin schon auf die planvolle, möglichst einheitliche

Richtung hin, welche Hirzel seinen Verlagsunternehmungen zu geben fortwährend bemüht war. Professor Anton Springer berührt gleichfalls diese Thatsache und sagt darüber folgendes Nähere: „Auch das zeichnete endlich Hirzel's Verlag aus, daß in ihm die verschiedenen Wandlungen unseres nationalen Lebens treu sich abspiegelten, die wichtigsten Unternehmungen an einzelne hervorragende politische Ereignisse und Haltepunkte unserer staatlichen Entwickelung anknüpften. Die Vertreibung der 7 Göttinger Professoren, ein Act brutaler Despotenlaune und dennoch in ihren Wirkungen segensreich, da sie die politische Agitation durch die Kraft sittlicher Empfindung stärkte, gab den Anlaß, dem Plane des deutschen Wörterbuchs näher zu treten. Die beiden „Weidmänner" fühlten sich geehrt, die gezwungene Muße der Brüder Grimm für die Wissenschaft fruchtbar verwerthen zu dürfen. Dahlmann's Vorlesungen über die englische Revolution waren vorwiegend eine politische That. Sie zündeten in den zahlreichen Zuhörern die Begeisterung für ein geordnetes Verfassungswesen und bildeten gleichsam das wissenschaftliche Programm der Partei, welche einige Jahre später an der Gründung eines deutschen Staatsgebäudes mit gutem Willen, aber ohne Machtmittel, daher zunächst erfolglos arbeitete. Wieder war es Hirzel, welcher mit scharfem Blicke alsbald die Bedeutung der Vorlesungen erkannte und ihre Ausgabe im Drucke eifrigst betrieb. Und als es dann galt, das Organ der erbkaiserlichen Partei, die „Deutsche Zeitung", aus mannigfachen Schwierigkeiten herauszureißen, da hielten es die Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung für ihre einfache Pflicht, vor den Riß zu treten und den Fortbestand derselben zu sichern. Nach dem traurigen Niedergang des öffentlichen Lebens herrschte in weiten Kreisen theils Entmuthigung, theils Verbitterung. Nur Wenige behielten den guten Glauben an die Wiederbelebung des öffentlichen Geistes und den endlichen Sieg der liberalen Ideen. Zu diesen Wenigen gehörte Hirzel. Gerade weil die Gegner die ganze Gegenwart als vernunftlos und unsinnig verdammten, that es zunächst Noth, über die Gegenwart ein helleres Licht zu verbreiten und die Entwickelung des neueren Staatswesens eingehend zu schildern. So reifte der Plan zur „Staatengeschichte der neuesten Zeit".*) Keine Tendenz-

*) Die „Staatengeschichte der neuesten Zeit" ist ein hochbedeutendes Unternehmen geworden, welches im Laufe der letzten 3 Jahrzehnte (der erste Band erschien 1852) eine tiefgreifende Wirkung geäußert und 1882 schon den 25. Band erreicht hat. Folgende Mitarbeiter sind bis jetzt an demselben thätig gewesen: H. Baumgarten (Spanien), Th. v. Bernhardi (Rußland), K. Mendelssohn-Bartholdy (Griechenland), R. Pauli (England), H. Reuchlin (Italien), A. L. v. Rochau (Frankreich), G. Rosen (Türkei), A. Springer (Oesterreich), H. v. Treitschke (Deutsch-

schriften lagen in der Absicht des Verlegers. Die einzelnen Theile der Staatengeschichte wurden fast alle auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Doch standen sie ohne Ausnahme im freien Dienste der politischen Ideen, welchen Hirzel und sein Freundeskreis huldigten. Er erlebte noch ihren Sieg."

Eine von Hirzel mit den besten Hoffnungen begründete Zeitschrift, welche auch anfangs einen hübschen Aufschwung nahm, später jedoch durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse beeinträchtigt wurde, sollte ihn jedoch nicht lange überleben: die Wochenschrift: „Im neuen Reich". Hirzel gründete das Blatt mit seinen Freunden nach Beendigung des letzten deutsch-französischen Kriegs, bezw. der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs in der Ueberzeugung, die errungene Weltmacht werde auch der Litteratur neue Aufgaben zuführen und müsse in allen Lebenskreisen einen entsprechenden Ausdruck finden. Diese auch von manchem Andern getheilte Hoffnung ist nur unvollständig in Erfüllung gegangen, und das Blatt „Im neuen Reich" hat nach etwa 10jährigem Bestehen das Erscheinen eingestellt.

Sehr anziehend ist, was Anton Springer über den Sammeleifer, den wir schon theilweise bei dem Goetheforscher Hirzel kennen lernten, sowie über seinen Verkehr mit dem Freundeskreise mittheilt. „Sein Sammeleifer — so lesen wir — umfaßte noch ein viel weiteres Gebiet. Bereits in früher Jugend hatte er sein Augenmerk auf die Reformationsschriften geworfen; so lange er lebte, sorgfältig alle Werke, welche sich auf die Kunde seiner Heimath und ihr Geistesleben bezogen, bewahrt. Die größte Anziehungskraft übten auf ihn die deutschen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts. Die seltensten Drucke, die kostbarsten Ausgaben reihten sich im Bücherschranke an einander. Aber auch hier stand die Sammellust im Dienste der strengen Wissenschaft und wurde die Ausbeutung der Schätze den Freunden ohne jeden Rückhalt überlassen. Selbstlos und von rührender Bescheidenheit, wie Hirzel war, dachte er nur selten daran, in eigener Person vorzutreten. Ihm genügte, seine Sammlungen überhaupt fruchtbar zu machen."

Als Beweis dieser Gesinnung kann die schon von uns angeführte Thatsache gelten, daß Hirzel seine Sammlung von Goethe-Schriften von unschätzbarem Werthe der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig vermachte. Ferner hat derselbe eine andere Sammlung — die vorhin schon erwähnte der schweizerischen Reformationsschriften, besonders der Zwinglischen — der so schön aufblühenden Universitäts-Bibliothek zu Straßburg zugeeignet. Für letztere Bibliothek, die sich bekanntlich wie ein Phönix aus der Asche der während der Straßburger Belagerung von 1870 zu Grunde gegangenen älteren Universitäts-Bibliothek ent-

wickelte, scheint Hirzel ein besonderes Interesse gehegt zu haben, welches er denn auch mit warmem Herzen bethätigt hat. Es gibt vielleicht keine andere große Bibliothek in der wissenschaftlichen Welt, die sich von jähem Fall zu hoher Blüthe so schnell wieder gehoben hat wie die Straßburger, welche gegenwärtig zu den bedeutendsten Büchersammlungen zählt, zumal da die wohlwollende Unterstützung des Staates und die tüchtige Leitung durch Dr. Barack sich vereinigten und von allen Seiten freiwillige litterarische Beiträge hinzuströmten. Diese Thatsache hat sogar in manchen Kreisen Frankreichs einen nicht geringen Eindruck hervorgebracht, sie war selbst von nachhaltiger politischer Wirkung.

Von besonderem Interesse erscheint uns, was Springer uns von Hirzel's Reisen zu seinen Freunden in Bonn zu berichten weiß. „Keine Stadt Deutschlands — so erzählt er — besaß für Hirzel eine so große Anziehungskraft wie Bonn. Beinahe alljährlich pilgerte er an den Rhein, um Dahlmann, Bleek, Simrock zu besuchen, mit Böcking und Otto Jahn Goethe-Studien zu pflegen. Da ich in denselben Kreisen verkehrte, so fanden sich bald mannigfache Berührungspunkte. Hirzel stand zu einer meiner frühesten Schriften: „Paris im 13ten Jahrhundert" Pathe, und vollends als ich für seinen Verlag die neuere Geschichte Oesterreichs ausarbeitete, entspann sich ein reger Verkehr, in welchem ich Hirzel's liebenswerthe Natur vollauf erproben lernte. Die lange, übrigens ohne meine Schuld verzögerte Vollendung des Werkes war für seine Geduld ein harter Prüfstein. Dennoch kam es niemals auch nur zur leisesten Störung der Freundschaft. Er kleidete die Mahnungen in Bibelsprüche, die er mir telegraphisch übersandte, oder adressirte dieselben, wenn seine Langmuth sich zu erschöpfen drohte, an Dahlmann und Jahn. Als feiner Politiker berechnete er, daß sie dadurch an Eindringlichkeit nur gewannen und dennoch die unmittelbar persönliche Spitze verloren.

Nicht weniger als der eigene Verkehr fesselte die Beobachtung seines Umgangs mit den andern Bonner Freunden. Für den Goethesammler war unstreitig Eduard Böcking die wichtigste Persönlichkeit in Bonn. Der berühmte Jurist wetteiferte mit Hirzel in der Sammellust und in dem glücklichen Erfolge der letzteren. Zahlreiche Goethe-Schätze, unter anderen das von Goethe's eigener Hand geschriebene Exemplar der Mitschuldigen, ein Geschenk an Friederike, hatte der eifrig suchende Mann an sich gebracht. Er dachte nicht daran, dieselben für sich zu behalten. Er sah sich nur als vorläufigen Depositar an und bestimmte sie sämmtlich für Freund Hirzel. Darauf beziehen sich die Scherzworte auf dem Titelblatte der ersten Auflage des Verzeich-

nisses einer Goethe-Bibliothek: „In Commission bei Eduard Böcking". Ganz leicht aber machte der wunderliche Heilige den Erwerb nicht. Hirzel mußte sich stets zu bestimmten Leistungen verpflichten, ehe er den Preis empfing. Als Böcking z. B. das Exemplar der Mitschuldigen aufgetrieben hatte, schrieb er (1. December 1857) an Hirzel: „Der große Herr soll ehestens bei Ihnen in der Königsstraße zu Leipzig einziehen, dagegen haben Sie, mein verehrtester Freund, das Versprechen abzulegen und als ehrlicher Mann zu halten, daß Sie binnen den bevorstehenden Weihnachtsferien, d. h. dem 19. December 1857 und 6. Januar 1858, dreimal 74 Stunden in meinem Hause allhier sich einquartieren lassen wollen, und sollten es Gesundheitszustände nicht zulassen, daß die dreitägige Continuation in den genannten Ferien überstanden werde, daß Sie dann binnen der ersten Hälfte des bevorstehenden neuen Jahres an 3 von mir ex aequo et bono zu bestimmenden, respective zu genehmigenden continuirlichen Tagen besagte Einquartierungszeit dahier absitzen, resp. abliegen und abgehen wollen, unter ausdrücklichem Verzicht auf alle Einreden, Ausreden, Gefährde und Argliſt. Bevor diese Bedingungen erfüllt und Ihre dreitägige Einquartierung bei mir abgeleistet worden ist, dürfen Sie den großen Herrn nicht als Ihren ständigen Gast ansehen, sondern soll es meines Rechtes sein und bleiben, denselben als den meinigen zurückzunehmen. Also haben wir aus unserm guten Rechte beschlossen und also wollen wir's halten."

Der Vertrag wäre leicht zu erfüllen gewesen. Hirzel war ohnehin ein häufiger Gast in Böcking's Hause. Nun ließ aber der letztere allen Scharfsinn und neckende Launen spielen, um den ununterbrochenen dreitägigen Aufenthalt unmöglich zu machen. Es gelang ihm auch vortrefflich, so daß Hirzel erst nach mehreren Versuchen in den Besitz des heißbegehrten Schatzes gelangte.

Die letzten Lebensjahre Hirzel's waren durch manche Leiden getrübt. Von Hause aus von sehr kräftiger Gesundheit, merkte er doch bei dem Eintritt in das Greisenalter die Beschwerden desselben. Dazu kam eine gewisse Vereinsamung. Auch hierüber wollen wir Anton Springer sprechen lassen. Er sagt: „Allmählich war es um ihn doch stiller geworden. Von den alten Freunden waren viele ihm im Tode vorangegangen, andere von Leipzig zu seinem bitteren Leidwesen verzogen. Der Kreis der Verschworenen am runden Tische*) hatte sich aufgelöst. Das beginnende Augenleiden warf eine leise Trübung auf das Gemüth und legte der Schnellkraft des Geistes manche äußeren Hindernisse in den

*) Th. v. Treitschke macht in seiner Widmung der politischen und historischen Aufsätze Andeutungen dieses Kreises. Er erinnert an die „glücklichen Abende, *da die verschworenen* Freunde an dem runden Tische zusammen tagten".

Weg. Das Lesen der geliebten und verehrten Dichter und Schriftsteller bot noch immer der Phantasie und dem Forscherſinn Hirzel's reiche Erquickung, schmerzte aber die Augen. Wie seine Haltung gemessener, sein Gang langsamer wurde, so gestaltete sich auch der Verkehr bedächtiger. Die Scherzworte flossen nicht mehr so häufig wie früher von seinen Lippen. Da half der Rückblick auf die Bonner Erlebnisse, das Bild des Mannes zu ergänzen und richtig zu stellen."

In den Winter-Monaten des Jahres 1876 auf 77 steigerte sich das Augenübel. Eine Operation schien unvermeidlich, und mit schwerem Herzen entschloß sich Hirzel zu einer solchen. Er reiste nach Halle und unterwarf sich dort der schwierigen Maßregl, an deren Folgen sein Leben endete. Seine Beisetzung erfolgte in Leipzig unter der größten Theilnahme seiner Berufsgenossen, Freunde und Mitbürger, welche sämmtlich von dem Gefühl durchdrungen waren, daß sie einen sehr schweren Verluſt erlitten hätten, und daß mit Salomon Hirzel ein Mann aus dem Leben geschieden sei, der eine Zierde des Buchhandels, ein kenntnißreicher Gelehrter, ein edler, hochsinniger Mensch genannt werden mußte.

Auch über die äußere Erscheinung Hirzel's wollen wir zum Schlusse noch einige Worte sagen. Der pietätsvollen Erinnerungsschrift Anton Springers ist eine Photographie des Jünglings beigegeben. Dieselbe bietet ein sehr anmuthiges Bild dar. Wir erblicken den etwa 19jährigen Salomon vor uns, der uns mit seinen offenen ehrlichen Augen munter, ja selbst etwas schalkhaft anblickt. Es ist ein ächtes Studentengesicht mit feinen regelmäßigen Zügen, das uns hier im Bilde entgegentritt. Blondes reichgelocktes Haupthaar umwallt Kopf und Stirn, ein breiter weißer Halskragen ist über den dunklen Rock hinausgelegt, wie er zur damaligen Zeit von der Jugend fast überall getragen wurde. Der Eindruck, den hier der junge Hirzel auf uns macht, ist ein sehr vortheilhafter; man fühlt, daß der Jüngling dazu bestimmt zu sein scheint, als Mann Tüchtiges zu leisten.

Wir selbst haben Salomon Hirzel in den sechsziger Jahren zu Leipzig gesehen, als er schon ein guter Fünfziger war, und erkennen jetzt noch in dem uns hier vorliegenden Bilde einige verwandte Züge seines Gesichts wieder. Er hatte stets ein sehr würdiges, etwas zurückhaltendes Benehmen, das aber sehr bald den gewinnendsten Ausdruck annehmen konnte. Seine Erscheinung war vornehm. Ein Urtheil von dem Leipziger Buchhändler Carl B. Lorck über ihn lautet folgendermaßen: „Hirzel war ein Mann von hoher Bildung des Geistes und des Herzens und vereinigte mit seinen tiefen Kenntnissen eine ungemeine Klarheit in der schriftlichen Darstellung. Wollte man seine Wirksam-

keit für den Verein (der Leipziger Buchhändler) nach seinem öffentlichen Auftreten in demselben beurtheilen, so würde man zu sehr falschen Resultaten gelangen, denn er war in seinen persönlichen Ansichten äußerst zurückhaltend. Eine um so bedeutendere Thätigkeit entwickelte er in den Deputations-Sitzungen und in den verschiedenen Commissionen, zu denen er stets gern gezogen wurde, und deren Gutachten und Eingaben gewöhnlich sein Werk waren. Seinen Bemühungen hat der Buchhandel außerordentlich viel in Betreff der Gesetzgebung zum Schutz des litterarischen Urheberrechts zu verdanken. — Hirzel war eine aristokratische Natur, Alles, was einen Anstrich vom Vulgären hatte, stieß ihn ab. Wer ihm als Fremder gegenüberstand, ward leicht durch seine reservirte Haltung und sein etwas sarkastisches Lächeln in Verlegenheit gesetzt, denn wer seine Art nicht kannte, konnte in beiden leicht den Ausdruck des Gefühls seiner Ueberlegenheit zu finden vermeinen und unsicher darüber werden, ob sich hinter seinem diplomatisch-feinen, verbindlichen Lächeln nicht etwas Schalkhaftigkeit verbarg. Bei seinen Collegen in ganz Deutschland und bei seinen Mitbürgern in Leipzig stand er in hoher Achtung; die Gelehrten erkannten ihn als einen der Ihrigen an, und die Universität Leipzig ehrte ihn, wie wir bereits anführten, indem sie ihm die Doctorwürde verlieh."*)

Mit der Wiedergabe dieses Urtheils wollen wir unsere Erinnerungen an Salomon Hirzel schließen. Hoffen wir, daß dereinst ein vollständiges Lebens- und Charakterbild des verdienstvollen Mannes im Druck erscheine. Auch auf ihn passen die schönen Worte des Lieblingsdichters der deutschen Nation, von welchem wir bereits einen Ausspruch als Motto unserer Arbeit an die Spitze gestellt haben:

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt,
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande!

*) Vergl. „Geschichte des Vereins der Buchhändler zu Leipzig während der ersten 50 Jahre seines Bestehens 1833—1882, Festschrift im Auftrage der Deputation des Vereins verfaßt von C. B. Lorck" (Leipzig, 1883).

Die Anwendung der doppelten Buchführung im Verlagsbuchhandel.

Für den Geschäftsgang des Buchhändlers ist die Nützlichkeit und Anwendbarkeit der doppelten Buchhaltung schon mehrfach bestritten und angezweifelt worden. Mancher behauptet, der complicirte Organismus des Buchhandels, die weitläufigen Einrichtungen desselben, die zahllosen Verbindungen, dessen aus so vielen kleinen Posten und Pöstchen bestehendes Rechnungswesen, müsse die Anwendung einer so detaillirten Buchungsweise erschweren, ja, sie in manchen Punkten unfruchtbar und unmöglich machen. Die Vertheidiger der doppelten Buchführung stützen sich einerseits auf die nur vermittelst der letzteren zu erzielende Klarheit bei Darlegung der Resultate einer buchhändlerischen geschäftlichen Thätigkeit und auf die nur so mögliche Feststellung des wahren Standes der Vermögensverhältnisse eines Geschäftsmannes; andererseits weisen sie auf die bereits ganz hübsche Anzahl von Verlagsfirmen hin, welche die doppelte Buchführung eingerichtet haben und bei welchen sie sich bewährt hat.

Die doppelte Buchführung nach dem Rottner'schen System mag sich nur für größere Firmen eignen, deren zahlreiches Personal es gestattet, bedeutendere Arbeitskräfte auf die Führung der Bücher zu verwenden. Viele Handlungen werden aber kaum im Stande sein, das Rottner'sche System, welches jeden vorkommenden Posten auch da zu einer speciellen Notirung bringt, wo im Verein mit anderen, ihm verwandten, bei gleicher Genauigkeit, nur die zu ermittelnden Resultate dargestellt werden könnten, zur Ein- und Durchführung zu bringen.

Es fragt sich nun, können bei Anwendung der doppelten Buchführung im Verlagsbuchhandel Modificationen des Rottner'schen Systems eintreten und, wenn dies der Fall, welcher Natur könnten diese Erleichterungen und Vereinfachungen sein; sind solche überhaupt statthaft und hat man Erfahrungen gesammelt, daß ein so vereinfachtes System in seinen Endresultaten sich als genügend erweist und ebenfalls ein Bild gibt, welches den wahren Stand der geschäftlichen Verhältnisse

zeigt und Licht über die gesammte Thätigkeit und das Wirken eines Verlegers verbreitet.

Alle diese Fragen können mit gutem Gewissen bejaht werden.

Ein Theil der Verleger hat bereits ein derartiges vereinfachtes System der doppelten Buchführung adoptirt, ohne einen so kostspieligen Apparat, wie ihn das Rottner'sche System, dessen große Vorzüge keineswegs geschmälert werden sollen, erfordert, nöthig zu haben.

Der große wie der kleine Verleger — letzterer erst recht — sollte und müßte irgend eine Form der doppelten Buchführung in seinem Geschäft zur Anwendung bringen, welche ihn veranlaßte, in Zukunft weniger Makulatur zu drucken, das in vielen Fällen so lange seiner Auferstehung harren muß.

Die nachstehenden Darlegungen sollen es auch dem kleinsten Verleger ermöglichen, bei wenig Zeit und Arbeitskräften ein vereinfachtes System der doppelten Buchführung in seinem Geschäft einzuführen, ohne sich dadurch allzu große Opfer aufzuerlegen.

Gerade im Verlagsbuchhandel, mit seinen durchaus kaufmännischen Productions- und Vertriebsverhältnissen, zeigt sich vor allen Dingen ein weites Feld für die Wirkungen einer guten Buchführung. Nur durch letztere ist es möglich, die vielseitigen Vortheile bei der Herstellung bez. Beschaffung des nöthigen Materials zu einem Verlagsunternehmen zu erkennen, und nur durch die in der Buchführung sich darstellenden Erfahrungen wird man den Vertrieb seiner Verlagswerke beherrschen, ihre Absatzkreise richtig beurtheilen können.

Um eine Vereinfachung in der doppelten Buchführung zu erzielen, ist es vor Allem nöthig, bei Behandlung der Debitoren (Schuldner) eine Aenderung eintreten zu lassen. Bei dem Kaufmann hat jeder Kunde sein eigenes Conto im Hauptbuch und figurirt das Resultat auf jedem einzelnen Conto auch bei der Bilanz. Nun ist es aber dem Verleger beschieden, mit 1500 und noch mehr Firmen in Verbindung stehen zu müssen, aus deren Thätigkeit seine geschäftlichen Erfolge resultiren. Hier ist es vor allen Dingen geboten, nur die positiven Resultate auf jedem Conto, nach vorheriger Zusammenstellung und Ermittelung, in einem Posten zu verbuchen und soll das Nähere hierüber weiter unten ausgeführt werden.

Will man das Ganze deutlicher machen, so muß hier auf allgemein Bekanntes der doppelten Buchführung zurückgegriffen werden. Auch die doppelte Buchführung für den Buchhandel erfordert, daß jeder Posten als Debitor und Creditor erscheint.

Beginnen wir mit der Einrichtung des Hauptbuches. Es em-

pfiehlt sich, 2 Hauptbücher getrennt zu führen. Das eine enthält die Sach-Conten, während das andere die Personen-Conten aufnimmt und nach Bedarf auch dem Geschäftspersonal zugängig sein kann, ohne daß letzterem damit ein allgemeiner Ueberblick über den jeweiligen Stand eines Geschäftes möglich ist.

Von den Sachconten erscheint zuerst im Hauptbuch das

Conto des oder der Besitzer*) (Capital Conto),

und dann

Cassa-Conto,
Papier-Conto,
Wechsel- und Acceptations-Conto,
Conto zur Aushilfe,
Absatz-Conto,

als Hilfs-Conto des letzteren das

Saldorest-Conto,
Gewinn- und Verlust-Conto.

Nun folgen die Conten, welche bei der Bilanz sich durch letzteres abschließen:

Handlungsunkosten-Conto

und als dessen Hilfs-Conten eventuell

Porto-Conto,
Salair-Conto,
Interessen-Conto,
Agio-Conto,
Generalverlags-Conto,

unter diesem das

Verlagskosten-Conto,

eventuell nach Bedarf

Honorar-Conto,
Effecten-Conto,
Handlungsmobiliar-Conto,
Handlungsbibliothek-Conto,
Commissionsartikel-Conto,
Sortiments-Conto,
Conto für freiwillige Beiträge.

*) Dieses Conto kann auch in einem Geheimbuch, welches nur dem oder den Besitzern einer Handlung zugängig ist, geführt werden. In diesem Falle wird im Hauptbuch nur ein Privat-Conto für den oder die Besitzer, behufs Buchung der von denselben aus dem Geschäft entnommenen Beträge, errichtet. Der Saldo wird bei Ziehung der Bilanz in das Geheimbuch übertragen.

Selbstverständlich kann das eine oder das andere dieser Conten, je nach dem Umfange eines Geschäftes, wegbleiben, sobald die Bewegung auf einem Conto nicht so erheblich ist, daß sich die getrennte Buchung der dahin gehörigen Posten nöthig oder wünschenswerth erweist. In solchem Falle wird man aus obiger Zusammenstellung leicht ersehen, auf welches Conto dann ein etwa vorkommender, derartiger Posten zu verbuchen ist.

Im zweiten Hauptbuch befinden sich die Personen-Conten als da sind: für Drucker, Buchbinder, Papierlieferanten, Autoren ꝛc.

Wenn auch eine gewisse Kenntniß der doppelten Buchführung voraus. gesetzt wird, so ist doch für das Verständniß unseres Systems nothwendig, nochmals auf die einzelnen Conten und deren Bedeutung zurückzukommen.

Es wird vorausgeschickt, daß der Bücher-Abschluß jedesmal am 30. Juni stattfindet. Diese Maßregel ist deshalb, wenn auch nicht unbedingt nothwendig, so doch vortheilhaft, weil die Abrechnung der Buchhändler (zur Ostermesse) immer unmittelbar vorausgeht. Da aus den geschäftlichen Verbindungen mit den Sortimentern nur die Resultate gebucht werden, bildet die erfolgte Abrechnung natürlich den wichtigsten Factor für Ermittelung der letzteren.

Das Conto des Besitzers (Capital-Conto) stimmt genau mit dem des Kaufmanns überein. Es wird erkannt, (Credit) für alle dem Geschäft zufließenden Gelder, während gleichzeitig derjenige Zweig des Verlages, das Conto, welchem die letzteren zufließen, als Debitor zu diesem Posten erscheint. Bei Ankauf eines Geschäftes würde es demnach zuerst im Journal lauten:

den 1. Januar 188

Generalverlags-Conto
an Conto der Besitzer
für die Ankaufssumme des Verlages . . . . . M. 100,000.

Das Capital-Conto empfängt außer etwaigen Zuflüssen und Entnahmen seitens der Chefs im Laufe eines Bilanzjahres, beim Bücherabschluß noch den Saldo des Gewinn- und Verlust-Conto (siehe dieses). Der sich ergebende Saldo weist das Geschäftscapital nach. Bemerkt sei hierbei, daß das im Geschäft angelegte Capital zu verzinsen ist, welche Summe entweder baar entnommen oder gutgeschrieben werden kann.

Dem Cassa-Conto werden allmonatlich die Einnahmen, wie sie im Cassa-Buch, auf die einzelnen speciellen Conten vertheilt, verzeichnet sind, summarisch belastet, die Ausgaben dagegen in derselben Weise gutgeschrieben. Die Conten, wie sie das Cassabuch nachweist, werden entweder erkannt oder belastet. Der Cassenbestand muß mit *dem Saldo* am Schluß des Bilanzjahres übereinstimmen.

Das Papier-Conto verwaltet die Papierankäufe eines Verlagsgeschäftes und legt Rechenschaft über deren Verwendung ab. Indem man den Lieferanten die Beträge gutschreibt, wird das Papier-Conto für jeden Eingang belastet. Zu dem letzteren gehört noch ein Nebenbuch, das Papier-Scontro, als Verwalter der verschiedenen Papiersorten. Jedes Papier empfängt in demselben sein Conto und gibt genauen Ausweis über die Ein- und Ausgänge. Jeder auf dem Papier-Conto zu buchende Posten wird gleichzeitig auch auf das Sorten-Conto des Papier-Scontro eingetragen. Die Papier-Abschlüsse der Druckereien, welche genau geprüft und nachgerechnet werden müssen, geben an, was zum Druck eines einzelnen Verlagswerkes gebraucht worden ist; dieser im Abgang des Papier-Scontro notirte Verbrauch vom Eingang abgezogen, zeigt den Bestand einer einzelnen Papiersorte an. Bei Berechnung des Verbrauches ist wohl darauf zu achten, ob man Papier in Doppelformat gekauft und bezahlt hat. Nicht nur kleine, sondern sogar große Verleger haben bei Nichtbeachtung dieses Umstandes ganz unbewußt schon namhafte Einbuße erlitten. — Beim Bücherabschluß werden nun sämmtliche Verbräuche nach dem Papier-Scontro zusammengestellt, den Conten, in deren Interesse sie verwandt wurden (in den meisten Fällen wohl das Verlags-Conto (s. d.), belastet und das Papier-Conto für den Gesammtbetrag dieser Verbräuche erkannt. Der auf Grund des Scontros sich ausweisende Geldbetrag für die verschiedenen noch vorhandenen Vorräthe, muß mit dem Saldo des Papier-Conto gleich sein.

Kleineren Verlegern, welche den Bedarf zu einem Verlagswerke im Voraus genau feststellen können, ist es unbenommen, der Einfachheit halber, den erforderlichen Bedarf an Papier direct auf Verlagskosten-Conto (s. d.) zu verbuchen.

Da in neuerer Zeit der Wechselverkehr auch im Verlagsbuchhandel Eingang gefunden hat, z. B. beim Bezug von Papier, so sei hier nur kurz auf die Anwendung des Wechsel- und Acceptations-Conto, welches je nach Bedarf eingeführt werden kann, hingewiesen. Accepte eines Verlegers, welche derselbe aus der Hand giebt, müssen dem Wechsel-Conto gutgeschrieben und dem Conto, für welches das Accept ausgestellt wurde, belastet werden. Bei Einlösung des Acceptes wird dann das Wechsel-Conto durch die Casse wieder belastet. Fremde Accepte, welche der Verleger manchmal empfängt, werden am besten erst verbucht, nachdem dieselben auch wirklich bezahlt worden sind.

Das Conto zur Aushilfe (Conto dubio) läßt sich, wie schon in dem Namen liegt, in den verschiedensten Fällen benutzen. Hauptsächlich dient es dazu, einem Activum, welches eigentlich erst im

folgenden Bilanzjahre zur Verbuchung kommen müßte, bei der Bilanz einen vorläufigen Platz anzuweisen. Dahin gehören die Einnahmen für noch nicht vollendete, lieferungsweise erscheinende Werke (siehe Verlagskosten-Conto und Absatz-Conto). Die für bereits ausgelieferte Hefte eingegangenen Beträge werden einstweilen dem Conto zur Aushilfe gutgeschrieben, um nach erfolgtem Abschluß auf Absatz-Conto zurückgebucht zu werden, wodurch sich diese Posten balanciren. Auch Versicherungsprämien, Miethzinse ꝛc., welche für die Zeit über den Termin des Bücherabschlusses hinaus bezahlt worden sind, können mit den entsprechenden Beträgen vorläufig dem Conto zur Aushilfe belastet werden, um bei dem Bücherabschluß als Activum zu gelten. Am 1. Juli sind dieselben dann sofort auf Handlungsunkosten-Conto zu übertragen.

Dem Absatz-Conto werden alle Einnahmen aus dem Verlage gutgeschrieben; letztere bestehen in den Eingängen für baar ausgelieferte Verlagsartikel vom 1. Juli bis 30. Juni, geleisteten à Conto-Zahlungen sowie der Ostermeß-Einnahme. Für den Bücherabschluß ist es nöthig, die Sortimenter-Conten vor dem 30. Juni abzuschließen und etwaige Saldoreste festzustellen. Diese Reste werden zusammengestellt und deren Gesammtbetrag dem Saldorest-Conto (s. d.) belastet, dem Absatz-Conto jedoch gutgeschrieben. Das Credit des letzteren zeigt nun, was zusammen für einen Verlag theils baar eingenommen wurde, theils noch zu zahlen ist. Diese Beträge zusammen müssen selbstverständlich gleich sein mit der Summe des für das Debet des Absatz-Conto aus den Sortimenter-Strazzen zu ermittelnden Absatzes. Die Zusammenstellung des letzteren geschieht in folgender Weise. Benutzt man das Hoffmann'sche Strazzen-Papier, so sieht ein Conto folgendermaßen aus:

Alfred Lorentz, Leipzig.

	R	D	à Cond.	fest		Soll		Haben	
15. I.		1	1		Daniel, Handbuch, 4 Bde.	30			
				1	„ „ kleine Ausg.	6	75		
5. VI.			1		Düntzer, Goethe	6	—		
3. XI.		1	1		Köstlin, Luther, gebdn.	7	50		
	1		1		Reißmann, Musikgeschichte	10	50		
O.-M.					Per Remittenden			10	50
					„ Disponenden			37	50
					„ Zahlung			10	
					„ Saldo-Uebertrag			2	75
						60	75	60	75

Hier sieht man sofort, daß 1 Daniel, Handbuch, kl. Ausg. und 1 Düntzer, Goethe, verkauft ist. In solcher Weise wird jedes Conto erledigt und der Absatz auf die sorgfältigste Art ermittelt. Man nimmt zu diesem Behufe lose Blätter, wo jeder Verlagsartikel sein besonderes

Conto hat, um gleichzeitig festzustellen, wie hoch sich der Absatz jedes einzelnen Werkes beläuft. Die Beträge der einzelnen Artikel werden zusammengestellt, um in Summa auf dem Absatz-Conto verbucht zu werden. Dem Verleger etwa von den Sortimentern auf den Strazzen belastete Beträge für Inserate, bezogenes Sortiment ꝛc., werden den entsprechenden Conten bez. Werken, also Verlagskosten-Conto, Sortiments-Conto ꝛc. belastet und dem Absatz-Conto gutgeschrieben. Bei dieser Weise der Aufnahme des Absatzes kommen die Sortimenter-Firmen als Personen-Conten für die doppelte Buchführung gar nicht in Betracht. Durch diese Zerlegung jedes einzelnen Conto gewinnt man aber auch einen ganz genauen Ueberblick über die Thätigkeit jedes einzelnen Sortimenters, seine Wirksamkeit für einen Verlag und das Absatzfeld, welches er beherrscht. Diese Erfahrungen können nur nutzbringend für einen Verleger und dessen Manipulationen sein.

Die Baar-Auslieferung vom 1. Juli bis 30. Juni wird ganz in derselben Weise behandelt wie der Rechnungs-Absatz und ebenfalls auf Absatz-Conto verbucht, da die monatlich hierfür vereinnahmten Summen diesem Conto bereits gutgeschrieben wurden. Retour-Baarpackete sind natürlich vor der Verbuchung von der Baar-Auslieferung abzurechnen, da die verausgabten Beträge hierfür durch die Casse dem Absatz-Conto belastet sind.

Das Hilfs-Conto des Absatz-Conto, das Saldoreſt-Conto, zeigt in seinem Debet den Gesammtbetrag der Saldoreste, wie er bei dem letzten Abschlusse auf den Strazzen sich ergab und dem Absatz-Conto gutgeschrieben wurde. Im Laufe des Rechnungsjahres eingehende Außenstände werden durch das Cassa-Conto dem Saldoreſt-Conto gutgeschrieben. Was bei der nächsten Abrechnung, welche wiederum neue Abschlüsse der Buchhändler-Conten nöthig macht, auf dem Saldoreſt-Conto noch offen steht, wird dem Absatz-Conto zurückbelastet, da es entweder durch die nächste Ostermeßeinnahme oder durch die für den neuen Abschluß sich nöthig machende Saldoreſt-Aufstellung seine Ausgleichung findet.

Das wichtigste Conto, das Gewinn- und Verluſt-Conto, empfängt alle Gewinne und Verluste, sowie Abschreibungen, wie sie sich durch die Saldi der nun folgenden Conten ergeben.

Der Saldo des Gewinn- und Verluſt-Conto, welcher auf das Conto der Besitzer übertragen wird, weist den geschäftlichen Gesammtgewinn (mit Verlust soll ja niemand arbeiten) jeden Rechnungsjahres nach.

Das Handlungsunkosten-Conto empfängt von der Casse alle Spesen, kleinen Ausgaben, Miethzins ꝛc., soweit diese Geschäftsunkosten im Laufe des Jahres nicht auf dem Porto-Conto und Salair-Conto gesammelt und beim Abschluß an das Handlungsunkosten-Conto summarisch abgeführt werden.

Auf Intereſſen-Conto wird alles verbucht, was man an Zinſen zu bezahlen oder zu erhalten hat. Die Zinſen vom Geſchäftscapital bilden hierbei natürlich den Hauptpoſten.

Das Agio-Conto erhält alle diejenigen Poſten, welche bei den Oſtermeß-Zahlungen entweder von den Sortimentern uns abgezogen werden, oder die wir bei Zahlungen an die Druckerei, Papierlieferanten, Buchbinder ꝛc. als Meßagio in Abzug bringen. — Handlungsunkoſten-, Intereſſen- oder Agio-Conto liefern ihre Saldi an das Gewinn- und Verluſt-Conto ab bei der Bilanz.

Das Generalverlags-Conto umfaßt in ſeinen Ergebniſſen das Reſultat der geſammten Verlagsthätigkeit und zeigt bei dem Abſchluß, was am Verlage im abgelaufenen Rechnungsjahre verdient oder verloren wurde. Es wird, wie ſchon bemerkt, bei Beginn mit der Kaufſumme eines Verlages oder dem Inventurwerth deſſelben belaſtet. Alle Beträge, bei denen es nicht angängig iſt, dieſelben ſpeciell einem beſonderen Verlagsartikel gutzubringen oder zu belaſten, gehören auf Generalverlags-Conto. Bei dem Abſchluß wird das Generalverlags-Conto ferner belaſtet vom Verlags-Conto (ſ. d.) mit der Geſammtſumme der bis dahin vollſtändig hergeſtellten neuen Verlagsartikel, ſowie den Ausgaben für ältere Werke. Gutgeſchrieben wird demſelben die mit dem Debet des Abſatz-Conto (ſ. d.) genau übereinſtimmende Summe des Baar- und Rechnungs-Abſatzes. Am Ende des Rechnungsjahres hat eine vollſtändig neue Abſchätzung aller Vorräthe zu erfolgen (dieſelbe ſollte, um ſich nicht zu täuſchen, nie zu hoch ausfallen); die Geſammtſumme derſelben wird als vorzutragender Saldo in das Credit gebucht und die ſich dann herausſtellende Differenz beider Seiten zu einander bildet den erzielten Gewinn, bez. den entſtandenen Verluſt.

Erwähnt ſei hierbei, daß von den zur Oſtermeſſe disponirten Exemplaren, ſowie von den vom 1. Januar bis 30. Juni à Cond. und feſt ausgelieferten Verlagsartikeln, eine genaue Zuſammenſtellung der Anzahl eines jeden dieſer Werke für die Zwecke der Abſchätzung nöthig iſt. Die Anzahl dieſer Werke wird bei der Inventur einfach als unverkaufte Exemplare, die ſich auf auswärtigen Lagern befinden, in die Abſchätzung mit einbezogen.

Ein höchſt wichtiges Nebenbuch zum Generalverlags-Conto bildet das Verlags-Scontro, welches die Geſammtpoſten auf demſelben in ſeine einzelnen auf jeden Verlagsartikel bezüglichen Beträge zergliedert. Jedes Verlagswerk beſitzt in demſelben ſein Conto, wird belaſtet für den Betrag, mit welchem es in die Inventur aufgenommen iſt, bez. wenn es erſt neu hergeſtellt iſt, für die darauf verwandten Ver-

lagskoſten. Gutgeſchrieben wird demſelben die Summe des in jedem Jahre zu ermittelnden Abſatzes, ſowie der neu abgeſchätzte und vorzutragende Werth der Vorräthe. Die Differenz meldet den Gewinn oder Verluſt, welchen das betreffende Werk dem Verleger gebracht hat. Nur auf dieſe Weiſe iſt es möglich, ſich über den Erfolg oder Mißerfolg eines Verlagsunternehmens zu vergewiſſern und in Zukunft vor Schaden mit ähnlichen Unternehmen zu bewahren.

Unter dem Generalverlags-Conto arbeitet das Verlagskoſten-Conto. Daſſelbe hat den Zweck, ein genaues Bild über die ſämmtlichen Herſtellungskoſten der Verlagsunternehmen zu geben. Zu dieſem Behufe wird es belaſtet für alle Ausgaben an den Drucker, Corrector, Papierhändler, Buchbinder, Autor ꝛc. in ihren Geſammtſummen. Zur beſſeren Orientirung wird jedoch für jedes neue Verlagswerk ein beſonderes Blatt angelegt, auf welches die auf dem Verlagskoſten-Conto nur ſummariſch erſcheinenden Koſten detailirt übertragen werden. Die Ausgaben müſſen unter verſchiedenen Rubriken, als: Druck, Illuſtrationen, Unkoſten ꝛc. auf dem Verlagsblatt zuſammengefaßt erſcheinen und ſo einen genauen Ueberblick nicht nur über die geſammten Koſten eines Artikels, ſondern auch über die Herſtellung in ſeinen einzelnen Theilen gewähren. Welchen Nutzen dieſe Verlagsblätter bieten, leuchtet von ſelbſt ein. Bei der Bilanz werden dieſe Verlagsblätter getrennt nach vollendeten und unvollendeten Verlagsartikeln. Die Geſammtſumme der vollendeten Werke wird dem Verlagskoſten-Conto gutgeſchrieben und dem Generalverlags-Conto dagegen belaſtet. Dafern alles richtig übertragen iſt, muß die Summe der unvollendeten Verlagsartikel dem Saldo des Verlagskoſten-Conto ganz gleich ſein. Letzterer iſt auf neue Rechnung vorzutragen.

Da es immerhin gut iſt, wenn ein Verleger ſeinen Verdienſt nicht allein in Makulatur anlegt, ſondern ſich auch für alle Fälle ein gutes Papier anſchafft, ſo iſt hier auch das Effecten-Conto erwähnt worden. Daſſelbe wird für alle Ankäufe belaſtet und bei Verkäufen erkannt. Beim Bücherabſchluß werden die vorhandenen Effecten zum Tages-Cours angenommen, wodurch ſich entweder Gewinn oder Verluſt herausſtellt.

Dem Handlungsmobilien- und Handlungsbibliothek-Conto werden entweder die vorhandenen Beſtände zu dem Preiſe, wie ſolche übernommen, oder zum Koſtenpreiſe belaſtet. Ebenſo alle Neuanſchaffungen. Die jährliche Amortiſation mit 10% iſt dem Gewinn- und Verluſt-Conto zu belaſten. Die Beſtände werden ebenſo wie bei dem Effecten-Conto auf neue Rechnung vorgetragen.

Das Commiſſionsartikel-Conto erhält vom Abſatz-Conto alle Einnahmen für Commiſſionsartikel gutgeſchrieben. Belaſtet wird daſſelbe für die nach den beſtehenden Verträgen an die betr. Autoren

abzuliefernden Beträge von verkauftem Commissionsgut. Die Differenz zeigt den Gewinnantheil des Commissionsverlegers.

Dem Sortiments-Conto werden alle Bezüge, wie solche die Strazzen nachweisen, summarisch belastet, während alle Einnahmen hierfür demselben ebenso gutgebracht werden. Der Verdienst am Rabatt ist auf Gewinn- und Verlust-Conto zu übertragen. Natürlich gehört zu diesem Conto ein Beibuch für Sortiments-Kunden.

Die Bedeutung des Conto für freiwillige Beiträge ergibt sich durch seinen Namen von selbst und ist nur da nöthig, wo die Großmuth des Verlegers, was allerdings sehr oft geschieht, in ausgedehntem Maaße in Anspruch genommen wird. Der Saldo ist als Verlust zu buchen.

Die Personen-Conten im zweiten Hauptbuch sind bei Ziehung der Bilanz einfach mit ihren Saldi einzustellen.

Cassa-

Juni

	Fol.		Soll			
Juni 1.		Cassabestand vom Monat Mai c. . . .			3 150	6
	90	An Absatz-Conto				
„ 1.		meine Meßeinnahme lt. Liste brutto	149 612	50		
„ 30.		nachträgl. Zahlungen lt. Beibuch. .	3 512	6		
		für in diesem Monat ausgelieferte Baarpackete vereinnahmt lt. Baar-Packet-Buch	5 819	12		
					158 943	68
		Latus			162 093	74

Um einem ausdrücklichen Wunsche des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift zu entsprechen, soll in Nachstehendem versucht werden, das vorstehend Gesagte durch Beispiele einigermaßen zu erläutern. Anspruch auf Vollständigkeit kann diese Darstellung nicht erheben, da hierzu größerer Raum nöthig wäre, als einer Zeitschrift zur Verfügung steht. Sollen diese Zeilen doch überhaupt nur eine Anregung bilden, sich mit dieser Disciplin des Buchhandels etwas näher zu beschäftigen, als dies seither geschehen.

Die fingirten Posten und Buchungen im Cassabuch und Journal, welche Bücher das Fundament der doppelten Buchführung bilden, wurden deshalb in den Monat Juni verlegt, da am 30. dieses Monats der Abschluß der Bücher erfolgt und somit Gelegenheit gegeben ist, einige auf den Geschäftsabschluß bezügliche Buchungen anzuführen.

Montag.

Buch.

1883.

	Fol.		Haben	
Juni 1.	92	Per Emil Schönherr, Leipzig zahlte à Conto seines Guthabens pr. nächste Ostermesse	1 000	—
„ 1.	34	„ Ferd. Flinsch, Leipzig meine Meßzahlung	16 295	52
„ 2.	25	„ Sparkasse zu Wurzen zahlte Zinsen	75	—
„ 10.	9	„ Prof. Dr. Müller, Hof zahlte in dessen Auftrag an den Vorschußverein zu Hof	700	—
„ 11.	7	„ Dr. Adolf Schröter, Berlin sandte demselben abschläglich . . .	1 000	—
„ 15.	5	„ Candidat Louis Schulze, Gohlis zahlte demselben	50	—
„ 20.	138	„ Allgem. deutsche Creditanstalt meine Zahlung	120 000	—
„ 12.	8	„ Honorar-Conto des Lexicon sandte den Herren Mitarbeitern für gelieferte Artikel lt. Strazze . . .	4 221	50
„ 1.	101	„ Agio-Conto vergütetes Meßagio bei der Ostermeß-Einnahme	1 496	12
„ 1.	37	„ Salair-Conto Meß-Gratificationen	750 —	
„ 30.		Gehalt an 6 Gehilfen	1 150 —	
		Wochenlöhne an 2 Markthelfer und 1 Burschen	272 —	2 172 —
		Latus		147 010

	Fol.		Soll	
		Transport	162 093	74
Juni 30.	97	An Saldorest-Conto in diesem Monat alte Reste vereinnahmt lt. Beibuch	31	2
„ 30.	135	„ Sortiments-Conto empfing per Posteinzahlung von Dr. Fränkel, Chemnitz.	12	50
	not.			
			162 137	26

	Fol.				Haben	
		Transport			147 010	14
	35	Per **Porto-Conto**				
Juni 30.		verbrauchtes Porto in diesem Monat lt. Beibuch			150	—
	33	„ **Handlungsunkosten-Conto**				
„ 1.		Miethzins vom 1. Juni bis 30. Septbr. c. M. 1666,67; auf Monat Juni	416	67		
„ 30.		für Gas	32	15		
		Bestellanstalt	40	—		
		kleine Ausgaben lt. Beibuch	45	30		
					534	12
	9	„ **Conto zur Aushilfe**				
„ 1.		Miethzins vom 1. Juli bis 30. Septbr. c. M. 5000. — jährl.			1 250	—
	137	„ **Conto für freiwillige Beiträge**				
„ 15.		an den Unterstützungsverein dtschr. Buchhändler, Berlin	1 000	—		
„ 16.		Beitrag zu den Ferien-Colonieen	50	—		
		desgl. an den Kunstverein	30	—		
					1 080	—
	99	„ **Handlungsmobiliar-Conto**				
„ 18.		für 1 neue Copirpresse			48	50
	2	„ **Privat-Conto**				
„ 30.		meine Entnahme			1 800	—
	135	„ **Sortiments-Conto**				
„ 20.		für				
	not.	Dr. Fränkel, Chemnitz				
		1 Roscher, Volkswirthschaft I.			9	40
	90	„ **Absatz-Conto**				
„ 30.		in diesem Monat zurückbezahlte Baarpackete lt. Beibuch			29	14
	50	„ **Verlagskosten-Conto**				
	not.	Lexicon VIII.				
		an Xylograph Carl Röber für Zeichnung und Schnitt einer Figur.*)	29	25		
	not.	Annalen IV.				
		an Stud. jur. Hempel für Anfertigung des Registers	250	—		
		Porto für Recensionsexemplare	8	10		
		1 Telegramm	—	80		
	not.	Müller, Handbuch.				
		an Dr. Müller, Breslau, Honorar für 21 Bogen à 25.—	525	—		
		„ 1 Inserat im Börsenblatt	2	70		
		an Buchbinder E. Lanzendorf für 2 Expl. ff. Halbfranz gbdn. à 2.—	4	—		
					819	85
„ 30.		Cassabestand			9 406	11
					162 137	26

*) Geschäftsfreunden, mit denen man nicht in laufender Rechnung steht, und welche ihre Forderung sofort glatt bezahlt erhalten, braucht ein besonderes Conto im Hauptbuch nicht eröffnet zu werden; derartige Zahlungen kann man direct auf das betr. Conto buchen.

Journal.

Fol.					
	Den 1. Juni 1883.				
92	Emil Schönherr, Buchbinder, Leipzig				
104	an Interessen-Conto				
	für Zinsen à 5% von meiner heutigen à Conto-Zahlung an M. 1000.— auf 344 Tage.*)		M	47	78
	Den 1. Juni 1883.				
	Folgende				
101	an Agio-Conto				
	für bei meinen diesjährigen Ostermeß-Zahlungen in Abzug gebrachtes Meß-agio				
34	Ferd. Flinsch, Leipzig.				
	Agio von M. 16460,12.		M	164	60
20	J. H. Wagner, Leipzig.				
	Desgl. von M. 680,51.			6	81
1	Pierer'sch Hofbuchdruckerei, Altenburg.				
	Desgl. von M. 72035,1			720	35
120	G. A. Lohse, Lithogr. Anstalt, Leipzig.				
	Desgl. von M. 501,89.			5	2
92	Emil Schönherr, Leipzig.				
	Desgl. von M. 6513,72.			65	14
			M	961	92
	Den 2. Juni 1883.				
104	Interessen-Conto				
25	an die Sparkasse zu Wurzen				
	für 6% Zinsen von mir geliehenen M. 5000.— auf ein Vierteljahr . .		M	75	
	Den 3. Juni 1883.				
50	Verlagskosten-Conto				
9	an Prof. Dr. Müller, Hof				
	demselben gutzuschreibendes Honorar für seine				
not.	**) Geschichtsquellen				
	25 Bogen à 30.—		M	750	
	Den 15. Juni 1883.				
50	Verlagskosten-Conto				
8	an Honorar-Conto des Lexicon				
	den Herren Mitarbeitern für gelieferte Beiträge zum				

*) Hier ist angenommen, daß das Guthaben der Buchbinderei zur nächsten Oster-Messe zahlbar ist; die Zinsen wurden demnach bis Mittwoch nach Cantate berechnet.

**) Das not. = notirt, gilt als Beweis, daß der betr. Posten richtig auf das *bez. Verlagskosten*-Blatt oder ein sonstiges Beibuch übertragen worden ist.

	Fol.					
	not.	achten Band gutzuschreibende Honorare; zusammen 50 Bogen à 100.— laut besonderer Strazze			ℳ	5 000 —
		Den 15. Juni 1883.				
	50	Verlagskosten-Conto				
	7	an Dr. Adolf Schröter, Berlin Redactionshonorar für				
	not.	Lexicon Bd. VIII.				
		50 Bogen à 50.—			ℳ	2 500 —
		Den 20. Juni 1883.				
	70	Papier-Conto				
	6	an Edm. Obst, Leipzig für mir heute, laut dessen Factur geliefert				
	12	*) 125 000 Bogen Lexicon-Papier dpplform. holzfrei, pr. 40 Ko. à 75 Pf. = 30.—			ℳ	3 750 —
		Den 30. Juni 1883.				
		Folgende				
	34	an Ferd. Flinsch, Leipzig für mir im 1. Semester c., lt. dessen Facturen gelieferte Papiere				
	50	Verlagskosten-Conto				
	not.	Lexicon Bd. VIII.				
März 5.		1050 Bogen wassergrün Imperial-Carton zu Band-Umschlägen à 72.—.	75	60		
	not.	Annalen Bd. IV.				
Juni 2.		500 Bogen farbig Median-Carton zu Heft-Umschlägen à 30.—.	15	—		
					90	60
	70	Papier-Conto				
Januar 10.		sandte an Buchdruckerei von Oswald Schmidt in Reudnitz				
	14	50 250 Bogen Annalen-Papier doppelf., holzfrei, pr. 30 Ko. à 70 Pf. = 21.—.			1 053	25
	33	Handlungsunkosten-Conto				
„ 3.		an Pierer'sche Hofbuchdruckerei Altenburg 1000 Bogen geleimt Doppel-Median zur Remittenden- und Disponenden-Factur			42	—
					ℳ 1 187	85
		Den 30. Juni 1883.				
		Folgende				
	92	an Emil Schönherr, Leipzig lt. dessen Beibuch mir im 2. Quartal gelieferte Buchbinderarbeiten				

*) Bezeichnet das Fol. im Papier-Scontro, auf welchem diese Papiersorte ihr Conto hat.

	Fol.					
	50	**Verlagskosten-Conto**				
	not.	**Weltgeschichte II.**				
April 24.		300 Exempl. Halbjuchten gebd. mit Pappkasten . . . . . à 2.—	600	—		
		25 dergl. Einbanddecken . . . . à 1.—	25	—		
		10 Expl. reparirt.	5	—		
	not.	**Lexicon Bd. VIII.**				
„ 10.		4000 Bände complet geheftet	381	60		
	not.	**Annalen Bd. IV.**				
		250 Heft 2 broschirt.	1	35		
					1012	95
	79	**Handlungsbibliothek-Conto**				
Mai 5.		10 Bibliothekbände in Halbfranz gebd. à 1.50			15	—
	33	**Handlungsunkosten-Conto**				
		6 Auslieferungshefte mit Leinwandrücken versehen	3	—		
		Rechnungs-Abschlüsse geschnitten . . .	—	75		
					3	75
	7	Dr. **Adolf Schröter**, Berlin				
April 30.		1 Lexicon Bd. VIII. ff. Leder gebd. mit Goldschnitt.			10	50
				ℳ	1042	20
		Den 30. Juni 1883.				
	50	**Verlagskosten-Conto**				
	5	an Candidat Louis Schultze, Gohlis für von demselben besorgte Correcturen nachstehender Werke				
	not.	**Lexicon VIII.**				
		für 1. Correctur von 50 Bogen à M. 6.—		ℳ	300	—
	not.	**Annalen IV.**				
		2. Revision von 30 Bogen . . à M. 1.50			45	—
				ℳ	345	—
		Den 30. Juni 1883.				
		Folgende				
	1	an die Pierer'sche Hofbuchdruckerei, Altenburg				
		für mir, lt. deren Druckrechnungen im 1. Semester c. gelieferte Druckarbeiten				
	50	**Verlagskosten-Conto**				
	not.	**Lexicon Bd. VIII.**				
		laut specificirter Druckrechnung	3560	80		
	not.	**Weltgeschichte II.**				
		Desgleichen,	2161	72		
					5722	52
	60	**Commissionsartikel-Conto**				
	not.	**Rundschau.**				
Mai 2.		Satz, Druck und Papier von 250 Circularen an Redactionen			18	50
	2	**Privat-Conto**				
„ 31.		Desgl. von 300 Visitenkarten.			6	—
				ℳ	5747	2

Fol.					
	Den 30. Juni 1883.				
	Folgende				
	an Papier-Conto				
	von meinen Papier-Vorräthen verbraucht zu				
50	Verlagskosten-Conto				
not.	Lexicon VIII.				
12	300 000 doppelf. Bogen Druckpapier zu 50 Bogen . . . . . à 30.—.	9 000	—		
not.	Annalen IV.				
14	45 000 dpplf. Bogen dergl. zu 30 Bogen à 21.—.	921	—		
				9 921	—
3	Generalverlags-Conto				
20	5500 Bogen farbig Royal zu Verlagsberichten 4° . . . . . à 15.—			82	50
			ℳ	10 003	50
	Den 30. Juni 1883.				
	Folgende				
90	an Absatz-Conto				
	von den Sortimenter-Strazzen auf nachstehende Conten zu übertragen				
	Verlagskosten-Conto				
not.	Lexicon Bd. VII.				
	von verschiedenen Sortimentshandlungen mir belastete Inserate lt. Aufstellung.		ℳ	175	20
4	Verlust- und Gewinn-Conto				
	für erfolgte Abschreibungen bei insolventen Firmen, Differenzen ꝛc. lt. Verzeichniß			583	80
			ℳ	759	—
	Den 30. Juni 1883.				
90	Absatz-Conto				
	an Folgende				
	für auf den Buchhändler-Strazzen mir gutgeschriebene Beträge				
95	an Porto-Conto				
	mir erstattetes Porto bei der Baar-Auslieferung	255	61		
	Rechnungs-Auslieferung	155	45		
				411	6
4	an Gewinn- und Verlust-Conto				
	nachträgl. Zahlungen insolventer Handlungen, Differenzen ꝛc. lt. Zusammenstellung			193	50
			ℳ	604	56
	Den 30. Juni 1883.				
90	Absatz-Conto				
97	an Saldorest-Conto				
	für die noch nicht bezahlten, daher auf neue Rechnung zu übertragenden Saldi ..		ℳ	265	39
	Den 30. Juni 1883.				
97	Saldorest-Conto				
90	an Absatz-Conto				
	die mir noch schuldigen Beträge auf den Strazzen lt. Beibuch		ℳ	10 336	20

Fol.				
	Den 30. Juni 1883.			
50	**Verlagskosten-Conto**			
33	an **Handlungsunkosten-Conto**			
	von			
not.	Lexicon VIII.			
	antheilig zu tragende Spesen an Porto, Emballage ꝛc.	ℳ	250	—
	Den 30. Juni 1883.			
60	**Commissionsartikel-Conto**			
65	an den **Geschichtsverein**			
	von 300 abgesetzten Exemplaren			
not.	Rundschau			
	ist die Hälfte des Ladenpreises demselben gutzuschreiben, 10 M. ord. = M. 5.—.	ℳ	1 500	—
	Den 30. Juni 1883.			
33	**Handlungsunkosten-Conto**			
	an Folgende			
	für mir im 1. Semester c., lt. Beibüchern, geliefertes Packmaterial			
20	an **J. H. Wagner, Leipzig**	ℳ	250	—
22	an **Theod. Polter Nachf., Leipzig** .		196	80
		ℳ	446	80
	Den 30. Juni 1883.			
2	**Privat-Conto**			
104	an **Interessen-Conto**			
	für 5% Zinsen von den von mir im Laufe des Geschäftsjahres entnommenen Beträgen	ℳ	420	18
	Den 30. Juni 1883.			
100	**Capital-Conto**			
2	an **Privat-Conto**			
	für den Saldo auf letzterem	ℳ	15 160	—
	Den 30. Juni 1883.			
104	**Interessen-Conto**			
100	an **Capital-Conto**			
	Zinsen à 5% vom Geschäftscapital . .	ℳ	9 575	—
	Den 30. Juni 1883.			
3	**Generalverlags-Conto**			
50	an **Verlagskosten-Conto**			
	für die Herstellungs- und Verlagskosten neuer bez. älterer Verlagsartikel lt. Zusammenstellung	ℳ	91 591	51
	Den 30. Juni 1883.			
4	**Verlust- und Gewinn-Conto**			
5	an **Effecten-Conto**			
	für den Verlust bei dem heutigen Stande des Courses der Effecten	ℳ	952	85
	Den 30 Juni 1883.			
4	**Verlust- und Gewinn-Conto**			
	an Folgende			
99	an **Handlungsmobiliar-Conto**			

Fol.				
	für 10% Abschreibung	ℳ	501	50
79	an Handlungsbibliothek-Conto . . .			
	Desgl.		180	2
		ℳ	681	52
	Den 30. Juni 1883.			
33	Handlungsunkosten-Conto			
	an Folgende			
	für deren Saldi			
35	Porto-Conto	ℳ	946	99
37	Salair-Conto		18 627	35
		ℳ	19 574	34
	Den 30. Juni 1883.			
90	Absatz-Conto			
9	an Conto zur Aushilfe			
	bereits vereinnahmt für Heft 1 und 2 des noch unvollendeten 4. Bandes „Annalen"	ℳ	82	50
	Den 30. Juni 1883.			
90	Absatz-Conto			
	an Folgende			
	von den vereinnahmten Summen entfallen			
3	an Generalverlags-Conto			
	für abgesetzte sowie im I. Semester c. baar ausgelieferte Verlagsartikel lt. Specification	ℳ	133 029	41
60	an Commissionsartikel-Conto			
	Desgl. für Commissionsartikel		2 250	—
		ℳ	135 279	41
	Den 30. Juni 1883.			
60	Commissionsartikel-Conto			
4	an Gewinn- und Verlust-Conto			
	für den auf mich fallenden Gewinn beim Vertrieb von Commissionsgut. . . .	ℳ	699	50
	Den 30. Juni 1883.			
4	Verlust- und Gewinn-Conto			
	an Folgende			
	für die Saldi vom			
33	Handlungsunkosten-Conto	ℳ	9 807	—
101	Agio-Conto		675	80
104	Interessen-Conto		8 231	10
		ℳ	18 713	90
	Den 30. Juni 1883.			
3	Generalverlags-Conto			
4	an Gewinn- und Verlust-Conto			
	für den Saldo	ℳ	42 560	19
	Den 30. Juni 1883.			
4	Gewinn- und Verlust-Conto			
100	an Capital-Conto			
	übertrage den Gewinn	ℳ	21 901	20

Deutsche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

Die Erbfirma von F. A. Brockhaus in Leipzig, deren großer Verlagskatalog, auch ein Denkmal dauernder als Erz und Stein, jungen Buchhändlern als leuchtendes Vorbild dienen mag, hat den Vorzug und den Vortheil zusammengehöriger Werke, welche zu Büchersammlungen an einander gereiht werden können und so nun ein stattliches Ganze darstellen, lange schon eingesehen.

Einzeln und ohne Zusammenhang veröffentlicht, hätten alle Werke dieser Collectionen wissenschaftlichen Inhalts, so vortrefflich sie auch sind und vielmehr gerade darum, nicht die Wirkung hervorbringen können, welche sie in ihrer Gesammtheit zu erzielen vermochten.

Außer anderen Sammlungen des Brockhaus'schen Verlages besonderer Natur, wie z. B. des „Neuen Pitaval's", einer Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, welche in vier Folgen zu je 12 Theilen und einer neuen Serie zu 17 Bänden von Jul. Ed. Hitzig und G. W. H. Häring (Wilibald Alexis) in den Jahren 1857—61, fortgesetzt von Ant. Vollert 1870—72 und 1878—82 herausgegeben wurde, außer einer wohlfeilen populären Collection: „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" in 27 Bändchen, 1851 bis 1856, in neuer Ausgabe, 9 Theile 1860—61, welche auch heute noch nicht vergriffen sind und allerlei zeitgemäße Abhandlungen enthalten, z. B. Unsterblichkeit, der gestirnte Himmel, das Mikroskop, die Bibel, die Krankheiten im Kindesalter, die Geschworenengerichte, Deutschland, die Lebensversicherungen, Sonne und Mond, das Slawenthum, das Gold, Schutzzoll und Handelsfreiheit u. v. a. seien die wissenschaftlichen hier namhaft gemacht.

Das „historische Taschenbuch", begründet und herausgegeben

von F. L. G. von Raumer, späterhin von W. Mauernbrecher in sechs Folgen 1830—84, mag Erwähnung finden; eine Sammlung von „Lichtstrahlen" aus den Werken hervorragender Schriftsteller, unsterblicher Dichter und Philosophen: Ludw. Börne, Ad. Diesterweg, Joh. Gottl. Fichte, Georg Forster, Goethe, Hamann, Herder, Wilh. von Humboldt, Kant, Lessing, Lichtenberg, Moses Mendelssohn, Schleiermacher, Arthur Schopenhauer, Shakespeare empfehlen wir zur Verbreitung. Unseres Lobes bedürfen sie nicht.

Die Firma F. A. Brockhaus gehört ja an erster Stelle zu denjenigen, welche überhaupt keine werthlosen Bücher in die Welt schicken; in dem bekannten Verlagszeichen auf dem Titelblatte tragen diese Werke alle den Stempel ihres Werthes an der Stirn.

Jeder Buchhändler aber, welcher die bezeichneten „Lichtstrahlen" und die noch zu nennenden Sammlungen bekannt macht und zu ihrer Verbreitung unter dem Publikum beiträgt, mag überzeugt sein, sich in verdienstlicher Weise für ausgezeichnete Werke verwendet zu haben. Und jeder neu gewonnene Käufer wird, von Herzen dankbar, weitere Bände gerne erwerben wollen.

Eine vorzügliche Sammlung von Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Litteratur und Kunst, der neue Plutarch benannt, hat Rudolf von Gottschall in bisher 9 Theilen herausgegeben. Unter Mitwirkung der geeignetsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, der Litteratur- und Kunstgeschichte ist diese künstlerisch vollendete Portraitgalerie, welche zunächst Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation umfaßt, zu Stande gekommen; jedes Jahr pflegt wohl ein neuer Band davon zu erscheinen.

Von Martin Luther, Oliver Cromwell, Heinrich IV. von Frankreich, Voltaire, Maxim. Robespierre, Maria Theresia, Camillo Graf von Cavour, Philipp II. von Spanien, Charles James Fox, Friedr. von Schiller, Ulrich von Hutten, Konrad Ekhof, Lord Byron, Prinz Eugen von Savoyen, Jean Jacques Rousseau, Fürst Clemens Metternich, dem Großen Kurfürst, Arthur Herzog von Wellington, Joh. Gottfr. von Herder, Graf John Russell, Napoleon I., Peter Cornelius, Franz von Sickingen, Admiral Nelson, Wolfg. Amad. Mozart, Moritz von Sachsen, Joseph II., Benjamin D'Israeli: Lord Beaconsfield haben Biographien in dieser Collection bereits Aufnahme gefunden.

Eine ausgezeichnete Sammlung wissenschaftlicher Werke ohne Gleichen bildet die „internationale wissenschaftliche Bibliothek", welche unter Mitwirkung von Prof. Dr. H. Marquardsen

in Erlangen und Prof. Dr. O. Schmidt in Straßburg, Prof. Dr. J. Rosenthal in Erlangen herausgibt. Jeder dieser Bände wird in autorisirten Ausgaben möglichst gleichzeitig in deutscher, englischer, französischer, italienischer und russischer Sprache veröffentlicht, da ein Kreis von Gelehrten sich zur Förderung dieses großen Unternehmens mit gemeinsamen Kräften in den verschiedenen Ländern vereinigt hat.

Der Inhalt erstreckt sich über alle Zweige der Social- und Naturwissenschaften. Und obwohl die Bearbeitung durch bewährte Fachgelehrte, welche stets die neuesten Fortschritte der Wissenschaft in den Bereich ihrer Darstellung ziehen, auch für das höher gebildete Publikum verständlich ist, so bleibt dadurch die Bedeutung dieser Bibliothek für die gelehrte Welt doch ganz ungeschmälert. 63 Bände sind seit dem Jahre 1874 zur Ausgabe gekommen, und neue Auflagen beweisen die Theilnahme, welche diese Sammlung überall gefunden hat. Und wenn man bedenkt, wie oft die gleichen Materien in vereinzelten Schriften schon behandelt wurden, mehr oder weniger gelehrt und also auch an größere oder kleinere Kreise sich wendend, so muß man sich freuen, daß so zahlreiche Bände sich hier haben zusammenfinden können, welche von Gelehrten und Laien gleich eifrig benutzt werden. Eine Fortsetzung dieser zu philosophischem Nachdenken ungemein anregenden Bibliothek wird als hochwillkommenes Geschenk und als ein erfreuliches Ereigniß auf dem Büchermarkte nah und fern froh begrüßt.

Als ganz besonders lehrreiche und interessante Bände für den, welcher für den Fortschritt unserer Erkenntniß offene Augen hat, seien hervorgehoben der 2.: Descendenzlehre und Darwinismus (3 Aufl.), 3.: Geist und Körper, 4.: Der Ursprung der Nationen, 9.: Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, 13: Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft, 14. und 15: Einleitung in das Studium der Sociologie, 16.: Die Chemie der Gegenwart, 20.: Leben und Wachsthum der Sprache, 21.: Geld und Geldverkehr, 22.: Vergnügen und Schmerz, 24.: Die Theorie des Schalls in Beziehung zur Musik, 26.: Das Gehirn, sein Bau und seine Verrichtungen, 26.: Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven, 29.: Grundzüge des Strafrechts, 30. und 31.: Das Menschengeschlecht, 36.: Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche, 37.: Die atomistische Theorie, 45.: Erziehung als Wissenschaft, 47.: Mythus und Wissenschaft, 50.: Der Selbstmord, 52. und 53.: Das Gehirn als Organ des Geistes u. a. m.

Möge der Buchhandel ein immer größeres Interesse für diese *Werke* überall erwecken!

Wir haben nun noch eine Sammlung aus dem Brockhaus'schen Verlage zu nennen, deren Bedeutung auch eine ganz außerordentliche ist, weil sie nichts Geringeres bezweckt, als die verschiedenen Perioden unseres Deutschen Schriftthums in ihrer Gesammtheit in correcten Ausgaben aller Hauptwerke nach den besten Drucken und Handschriften Jedermann vor Augen zu führen und allen Litteraturfreunden zugänglich zu machen.

„Die Bibliothek der deutschen Nationallitteratur" von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit zerfällt in 5 Abtheilungen, von denen die erste, deutsche Classiker des Mittelalters, bereits vollständig und in 12 Bänden abgeschlossen vorliegt; die andern: deutsche Dichtungen des Mittelalters, deutsche Dichter des XVI. Jahrhunderts, des XVII., sowie die Bibliothek der deutschen Nationallitteratur des XVIII. und XIX. Jahrhunderts werden noch von Jahr zu Jahr durch weitere neuerscheinende Bände vervollständigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Manuſcripte des Lord Aſhburnham.

Zweites Stadium.*)

Seit einigen Tagen entwickelt ſich hier eine Wiederholung der Anklagen gegen Libri und deſſen Manuſcripten-Sammlung, die er vor 35 Jahren an Lord Aſhburnham verkaufte. Die Angelegenheit iſt zu wichtig, als daß man ſie todtſchweigen dürfte, denn ſie berührt einen hiſtoriſchen Punkt von allgemeinem Intereſſe.

Manuſcripte ſind ſchon in ſehr früher Zeit annectirt, geraubt und geſtohlen worden, man hat ſie gewöhnlich als große Schätze betrachtet, wiewohl auch zuweilen als Maculatur und Brennmaterial.

Cäſar verſchiffte die berühmte Alexandriniſche Bibliothek nach Rom, ſie bildete bei ſeinem Triumphzuge eine ſtolze Seite ſeiner Eroberungen; auch andere Feldherren brachten als Beute ſtets die Bibliotheken nach Rom. Aber Niemand verſtand die Annexion von Büchern und Manuſcripten ſo vortrefflich, als in unſerer Zeit der große Feldherr Napoleon. Die Manuſcripte des Vatican und andere gingen alle nach Paris, wurden aber nach dem zweiten Pariſer Frieden reclamirt und den verſchiedenen Beſitzern von den Verbündeten wieder eingehändigt. Das war eine ſchöne That!

Die Aſhburnham-Manuſcripte ſind jetzt in ein Stadium der Wichtigkeit getreten, das die Bibliotheken von ganz Europa beſchäftigen muß.

Herr Leopold Delisle, der Bibliothekar en chef der Bibliothèque Nationale hat in der letzten Sitzung der Académie des Inscriptions die moraliſche Hand auf die Hauptſchätze der Aſhburnham-Collection gelegt. Er gab zwar zu, daß er die Manuſcripte ſelbſt nie geſehen, daß die Cataloge darüber ſehr unzuverläſſig ſeien, und daß er ſich deshalb hier und da irren könnte.

Die Barrois-Sammlung hat er durch ſein Memorial, welches er 1866 verfaßte, dahin beſeitigt, daß er zu ſeiner Zeit den Beweis lieferte, daß ſechzig der Manuſcripte freventlichſt von der Bibliothèque Nationale zwiſchen 1840—1848 entwendet worden ſind; eine Thatſache, die von Lord Aſhburnham ſelbſt zugeſtanden wurde, da er drei davon zurückgeliefert hat, die Mr. de Queux de St. Hilaire 1869 zuſammengeſchnürt geſehen.

Indem er ſich der Libri-Sammlung zuwendet, geſteht er ein, daß die geſchickte Art des Diebſtahls und die Mangelhaftigkeit der Cataloge es ſehr ſchwer machen, den Dieb geraden Weges zu entdecken, und räumt ein, daß man Libri ſelbſt nicht für alle Entwendungen aus den Bibliotheken verantwortlich machen kann. Was den Pentateuch des 7. Jahrhunderts betrifft, ſo gibt Delisle Daten an, die den Beweis liefern, daß Libri denſelben 1842 ſelbſt in Tours examinirt habe und daß derſelbe

*) Das 1. Stadium erſchien im Börſenblatte Nr. 54 von 1883.

1850 verschwunden war, daß ferner Libri denselben 1847 unter falschen Angaben seines Ursprungs an Lord Ashburnham verkaufte. Was das Fragment des Psalters aus dem 4. Jahrhundert anbetrifft, so gibt er Beweise, daß dasselbe einem Manuscripte in Lyon entwendet sei; ein Gleiches ist der Fall von der Abhandlung des St. Hilarius über die Trinität; es befand sich bis 1826 in der Tours-Bibliothek. Er bestätigt, daß Lord Ashburnham das Manuscript des dritten und vierten Buches Mose an Lyon 1880 zurückgegeben.

Von der Orléans-Bibliothek sind St. Augustin's Homilien verschwunden; Libri sagt in einer Notiz aus, daß das Manuscript aus Perugia herstamme. Von Troyes ist ein Original-Manuscript entwendet, welches mit dem Exemplar des Lords übereinstimmt. Ein ähnliches von Lyon über die Expositio in Leviticum, von Tours ein Codex Evangeliorum.

Herr Delisle behauptet, von dem verstorbenen Lord geschriebene Bestätigungen über die Identität des letzteren Manuscriptes zu besitzen und endet so: Es seien nachzuweisen: sechs Diebstähle von Lyon, vier von Tours, zwei von Orléans und zwei von Troyes. Was die späteren Manuscripte angeht, so gibt er zu, daß Libri dieselben hätte ehrenhaft erworben haben können, doch ist hierüber ein Mémoire in Vorbereitung, welches die vielen und unumstößlichen Beweise seiner Entwendungen von Orléans bestätigen wird. Seine Rede endete: Obwohl die internationale Gesetzgebung Europas für dergleichen Verstümmelungen und Entwendungen keine besondere Strafe hat, so sollte doch die öffentliche Meinung aller Länder ihre Indignation darüber aussprechen, denn die gebildeten Klassen aller Nationen sind darüber einstimmig, Bibliotheks-Piraten, die heimlichen Raub an den Schätzen der öffentlichen Bibliotheken verüben, zu verdammen. Ein Jeder sei verpflichtet, wenn solche Artikel auf den Markt zum Verkauf erscheinen, zu protestiren, denn Monumente der Kunst und Wissenschaft, die in öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt werden, sind ein unumstößliches Eigenthum, woran die ganze gelehrte Welt betheiligt ist.

Dieses Mémoire von Delisle hat einen großen Eindruck auf die Akademie gemacht, und die Erwähnung von Libri, als eines der Sammler der Ashburnham-Schätze, hat in Frankreich sehr schmerzhafte Erinnerungen an einen Mann erweckt, der 1850 zu zehn Jahren Festung verurtheilt wurde. Libri hat zwar von London aus beharrlich behauptet, unschuldig zu sein, und fand auch selbst in Frankreich Vertheidiger. Er starb 1869.

Diese Controversen über Libri ereigneten sich hier schon vor 40 Jahren; die Fakten sind aber von jeher sehr dunkel geblieben und heute sind die meisten Menschen, die darüber positiv sprechen konnten, in ihren Gräbern, es ist deshalb jetzt sehr schwer, eine richtige Meinung darüber abzugeben.

Eine trübe Wolke hat aber stets über diesen Libri-Manuscripten geschwebt. Libri war von Geburt Italiener und in Frankreich naturalisirt. Vor 35 Jahren war er ein bekannter Name der Wissenschaft und ein bedeutender Bibliophile; als Literat hat man ihn der Pascal-Verfälschung beschuldigt, deren Opfer der unschuldige Charles wurde. Als ein Sammler von Manuscripten aber wurde er wegen Diebstahls vor die französischen Gerichtshöfe gefordert und beschuldigt, eine Masse von Büchern und Manuscripten von den verschiedenen Bibliotheken von Paris, wie von den Provinzen entwendet zu haben. Diese Manuscripte, die an Lord Ashburnham verkauft sind, bilden die Hauptmomente der ganzen Sammlung; Delisle verlangt nun die Zurückgabe von vierzehn Bänden und geht soweit, zu behaupten, daß die Ashburnham-Collection sich durch die Entwendungen von Libri bereichert habe.

Es ist freilich sehr zu bedauern, daß diese Fragen so lange unentschieden geruht haben, denn Zeit genug hat Frankreich gehabt, um sein gestohlenes Eigenthum energisch zu reclamiren. Vor drei Jahren wurden diese Manuscripte den englischen und französischen Bibliotheken offerirt. Das Britische Museum sollte die Stowe-Manuscripte und den Appendix acquiriren, Frankreich dagegen die Libri- und Barrois-Collection. Man sollte meinen, daß dies der richtige Zeitpunkt für Frankreich gewesen wäre, um diesem Skandal ein Ende zu machen — mit nichten, die Offerte fiel durch. Jetzt, wo man dem Britischen Museum die ganze Sammlung anbietet, tritt Frankreich energisch auf — ein spezifisches Memorial wegen der Libri- und Barrois-Entwendungen steht in Aussicht. Mit einem Male legt sich über diese bedeutendste Manuscripten-Sammlung in Europa ein höchst unangenehmer Schatten, welcher den Verkauf der Sammlung en bloc sehr zu benachtheiligen droht, denn das Comité des Britischen Museums ist in der unangenehmen Lage, sich mit der französischen Regierung über den Ankauf vereinigen zu müssen: Freilich muß Frankreich sehr klare Beweise liefern, was ziemlich schwer sein wird, da so viele Jahre über diese Angelegenheit sich hingezogen haben.

Unverständlich bleibt es jedenfalls, daß diese Entwendungen Libri's so lange unentdeckt blieben und daß man nicht früher energischen Einspruch gegen diese ausgedehnten Diebstähle gemacht hat und daß gerade in dem Momente, wo das Britische Museum in den Besitz dieses Preises gelangen dürfte, sich eine internationale Eifersucht geltend macht, die leicht dazu beitragen könnte, den Ankauf der Manuscripte zu vereiteln.

Jedenfalls hat man das Recht auf eine Erklärung zu dringen, wie es möglich war, daß ein so ausgedehnter Diebstahl an allen großen französischen Bibliotheken, dessen man Libri beschuldigt, nicht früher entdeckt worden ist. Libri war der General-Inspector der französischen Bibliotheken; dies gab ihm besonders günstige Gelegenheiten zur Entwendung. Aber diese Annexionen erstrecken sich über eine Reihe von Jahren. Der Raport du Procureur du Roi, welcher Guizot 1848 vorgelegt wurde, spricht von Manuscripten und Briefen, die Libri zwischen 1842—1847 entwendet haben soll, im Betrage von einer halben Million Franken. Es ist sonderbar genug, daß der Herr Inspecteur général bei jedem Besuche der Bibliotheken mit gefüllten Taschen weggegangen ist, ohne daß man auf die Spur des Diebes gekommen. Es wirft ein bejammernswerthes Licht auf die Verwalter der öffentlichen Bibliotheken Frankreichs, daß alle ihre kostbarsten Juwelen, ohne Entdeckung entwendet werden konnten und zwar bei jedem Besuche Ihres Inspecteur général. Libri mag der gewandte Dieb gewesen sein, wofür ihn Mr. Delisle hält, aber was soll man von den Catalogen dieser Bibliotheken sagen, die, wie er selbst zugibt, sehr mangelhaft verfaßt sind? Libri oder ein Anderer mag sie entwendet haben, oder aber die Manuscripte sind nie in den Bibliotheken gewesen, wer steht dafür ein?

Libri's persönliche Carriere beweist keine solch zweifelhafte Zeichnung, als die ihm jetzt zuertheilt wird. Er kam 1830 als politischer Flüchtling nach Frankreich und empfahl sich selbst an Arago in dem Doppelcharakter als Patriot und Mann der Wissenschaft. Als Mathematiker hat er einen bedeutenden Ruf und seine eigenen Arbeiten sowie die Meinung Arago's waren hinreichend, ihn 1833 in die Académie des Sciences zu erheben; gleich nachher erhielt er die Stellung als Mit-Inspector der öffentlichen Erziehung und beaufsichtigender Inspecteur général der Bibliotheken Frankreichs, und in dieser letzten Capacität ist sein Name am meisten bekannt geworden. Er hat inspicirt und zugleich annectirt, was ihm von allen bedeutenden Bibliotheken *sowohl in Paris*, als in Grenoble, Montpellier, Troyes, Poitiers, Lyon und Albi am

werthvollsten schien. 1848 brach zuerst der Verdacht gegen Libri aus, er wurde beschuldigt, aber die Revolution begünstigte ihn und er entwich. Erst in 1850 wurde er en contumace wegen seiner Diebstähle an Büchern und Manuscripten verurtheilt. Er hatte aber schon damals seine Vertheidiger, wie z. B. Prosper Mérimée — die öffentliche Meinung aber war gegen ihn, doch ist es schwer zu glauben, daß er diese Diebereien ohne Helfershelfer ausgeführt hat.

Drittes Stadium.

Monsieur Leopold Delisle, Directeur der Bibliothèque National, hat jetzt eine detaillirte Beschreibung in der Times publizirt, um die Beweise des Eigenthums zu liefern, das die verschiedenen französischen Bibliotheken an die Manuscripte der Lord Ashburnham-Collection beanspruchen. Wir haben in unserm zweiten Stadium darüber schon Andeutungen gemacht, jetzt gibt Mr. Delisle weitere Beweise über einige der schon erwähnten Manuscripte und spricht die Meinung aus, daß weitere Forschungen diese Ansprüche bestätigen werden.

Die ganze Frage ist eine außerordentlich wichtige, fast für alle öffentlichen Bibliotheken Europas. Zunächst berührt sie aber den gegenwärtigen Besitzer der Manuscripte und in zweiter Reihe die Curatoren des Britischen Museums. Warum man mit diesen Ansprüchen gewartet hat, bis eine ganze Generation seit dem Ankaufe derselben verschwunden ist, bleibt immer seltsam.

Es ist ganz unbewiesen, ganz undenkbar, daß Barrois seine Manuscripte entwendet haben konnte, auch wird nirgends ein Beweis geliefert, daß Lord Ashburnham sie unter der Hand kaufte, oder daß er einen Zweifel an den rechtmäßigen Besitz des Verkäufers hegte. Die französischen Bibliotheken scheinen diese Angelegenheit so nachlässig betrieben zu haben, daß man erst 1866 das Faktum des Verschwindens dieser Volumina bekräftigt hat. Daß dem Barrois, als einem bekannten Bibliophilen und Sammler, werthvolle Manuscripte angeboten werden würden, scheint in der That ganz natürlich, und daß er diese Seltenheiten acquirirte, ohne auch nur an Diebstahl zu denken, liegt ebenfalls auf der Hand. Was die Libri-Collection betrifft, so bringt Mr. Delisle mehr umständliche Nachrichten, jedoch liegt darin noch kein unumstößlicher Beweis, daß Libri die Bücher selbst entwendet hätte. Vor dreißig Jahren wurde darüber viel gesprochen und geschrieben, was den älteren Collegen erinnerlich sein wird. Lord Ashburnham aber muß von der Sachlage sehr genau unterrichtet gewesen sein und es ist nicht denkbar, daß ein Mann seines Charakters auch nur den geringsten Zweifel über die ehrenhafte Acquisition seiner Manuscripte gehabt haben kann, ja er muß diese Beschuldigungen damals sehr genau erwogen haben, denn er sandte eines seiner werthvollsten Manuscripte nach Lyon zurück, nachdem er sichere Beweise über dessen Entwendung in Händen hatte. Alles dieses aber beweist noch immer nicht, daß Libri selbst den Diebstahl begangen hat. Nur daß er in den Besitz der Manuscripte gelangte und dieselben an den Lord verkaufte ist sicher; um aber das rechtmäßige Eigenthum des Lord Ashburnham in Frage zu stellen, muß man den Beweis liefern, daß sowohl Libri wie Barrois selbst die Entwendungen betrieben haben. Ueberhaupt wer bürgt dafür, daß bei der sorglosesten Verwaltung dieser französischen Bibliotheken diese Schätze nicht schon in der Revolution abhanden gekommen sind, denn es ist fast unglaublich aber doch bewiesen, daß man von einigen dieser Manuscripte seit 50 und 100 Jahren keinen sichern Nachweis mehr liefern kann! Die Beanspruchungen Frankreichs aber bleiben immerhin sehr penibler Art, es wird nicht nur für das Britische Museum schwer, ja unmöglich, den Ankauf dieser enorm werthe

vollen Sammlung zu vollziehen, sondern auch für jeden andern Concurrenten, der dazu Lust besäße, wird die Entscheidung des Ankaufes schwer, bis die Sache jetzt vollständig aufgeklärt und rechtlich entschieden ist, denn obwohl der legale Besitz keinen Zweifel zuläßt, bietet die moralische Seite der Acquisition große Schwierigkeiten dar. Wenn man die Geschichte aller werthvollen Manuscripte verfolgen könnte, würde man wahrscheinlich von den meisten beweisen können, daß dieselben durch Diebstahl, Betrug oder Vernachlässigung den früheren Besitzern abhanden gekommen sind.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die langen Dokumente hier abzudrucken, die Delisle an die Times geliefert hat, sondern nur die Hauptpunkte aus dieser Controverse hervorzuziehen, um den deutschen Buchhandel mit dieser sehr wichtigen Angelegenheit au courant zu halten. Französische Zeitungen gehen so weit, das englische Gouvernement zu ersuchen, die Manuscripte dem rechtlichen Besitzer zuzustellen, was Frankreich, wie sie behaupten, im ähnlichen Falle thun würde (sic!). Andere meinen, Lord Ashburnham solle dieselben zum Kostenpreise zurückerstatten.

Auf das Mémoire des Mr. Delisle hat der jetzige Besitzer der Bibliothek in der Times geantwortet. Er gebraucht eine sehr entschiedene Sprache, erklärt, daß dessen Angaben unrichtig seien, daß er einen Theil des Manuscriptes an Lyon 1880 unter der ausdrücklichen Bedingung zurückerstattet hat, daß er es aus freien Stücken gethan und daß es als ein Geschenk von ihm zu betrachten sei, was ihm auch offiziel bestätigt wurde. Ich besitze, sagt Lord Ashburnham, authentische Dokumente von Mr. Delisle, daß er es unter diesen Bedingungen annimmt. Sonach schulde ich ihm keinerlei Apologie, wenn ich seine unbegründeten Aussagen nicht annehme, nämlich

1. daß der Verkauf der Manuscripte von Libri 1847 ein geheimer Act war;
2. daß der verstorbene Lord von den Ansprüchen im Jahre 1848 unterrichtet war, d. h. ein paar Monate nach dem Ankauf derselben;
3. daß der Charakter der Barrois-Manuscripte in Frankreich nicht vor Dezember 1865 bekannt gewesen, bis ein Exemplar des Cataloges dort denselben zuerst bekannt machte;
4. daß 1880 der Besitzer gebeten wurde, die Collection zwischen Frankreich und England zu theilen und daß die französische Regierung das Doppelte des Ankaufspreises für die Manuscripte offerirte.

Wenn Mr. Delisle mir diese Dokumente produzirt, werde ich sie examiniren und den Werth derselben bestimmen, inzwischen will ich ihm bestätigen, daß die französische Regierung 1880 nur für die Libri- und Barrois-Sammlung den doppelten Werth des Ankaufspreises offerirte, da ich aber eine Autorität über den Verkauf meines Eigenthums von auswärtigen Ländern nicht bedarf, denn die Gesetze Englands sichern mir mein absolutes legales und moralisches Recht auf die Libri- und Barrois-Manuscripte, die mir mein Vater vermacht hat, so habe ich die Offerte abgeschlagen, obwohl mir durch diesen Actus die französische Regierung ebenfalls mein Recht bestätigt hat.

Lord Ashburnham läßt sich auf weitere Erklärungen nicht ein. Er offerirte 1880 die ganze Sammlung an das französische Gouvernement für £ 160,000, machte aber, wie es jetzt scheint, dieselbe Proposition an das Britische Museum, an Preußen und den Duc d'Aumale. Die Franzosen wollten aber nur ihre entwendeten Manuscripte kaufen und offerirten für die Libri-Collection, wofür Lord Ashburnham £ 8000 gegeben hatte, £ 16,000. Für die Barrois-Collection, die £ 6000 gekostet, £ 12,000. Der jetzige Besitzer lehnte aber, wie erwähnt, dieses Gebot ab. Was für eine Antwort Preußen und der Duc d'Aumale abgegeben haben, ist unbekannt geblieben. In-

zwischen hat die Sitzung der Trustées des Museums stattgefunden und den Ankauf der Manuscripte an den Finanz-Minister empfohlen, indem sie einen langen, ausführlichen Bericht des Bibliothekars der Manuscripte, des Herrn Eduard A. Bond, darüber einsandten.

Man ersieht daraus, daß die ganze Sammlung aus folgenden Manuscripten besteht:

1. Libri-Manuscripte	1,923	Nummern
2. Barrois-Manuscripte	702	„
3. Stowe-Manuscripte	995	„
4. Miscellanéen	250	„
Im Ganzen	3,871	Nummern.

Ein detaillirtes Schreiben des Mr. Delisle, worin er die entwendeten Manuscripte für Frankreich reclamirt, liegt diesem Berichte bei.

Hierbei muß noch angeführt werden, daß die Trustées des Museums schon drei Mal die Gelegenheit hatten, diese Manuscripte zu acquiriren und daß sie dieselbe drei Mal verloren.

Im Juni 1846 appellirte man an den Finanz-Minister um den Ankauf der Libri-Manuscripte für £ 9000; er wurde verweigert. Im September wurde das Gesuch für £ 6000 minus der Napoleonischen Papiere erneuert — man bewilligte dies aber zu spät — denn Lord Ashburnham hatte dieselben bereits für £ 8000 angekauft.

Barrois offerirte 1848 seine Manuscripte dem Museum für £ 6000, die Anfrage an den Minister wurde verschleppt und Lord Ashburnham kaufte auch diese.

1849 bot der Marquis of Chandos die Stowe-Collection dem Museum für £ 8300 an, da man aber nur die Irländischen Manuscripte zu kaufen wünschte, ging auch diese ganze Sammlung für £ 8000 an Lord Ashburnham.

Auf diese Weise hat das Museum seit 35 Jahren diese Schätze anzukaufen verfehlt, dürfte es Wunder nehmen, wenn der heutige Minister die enorme Summe von £ 160,000 zum Ankauf verweigerte? Dann hat Deutschland die Chancen der Acquisition, die Summe ist hoch, aber der Schatz ist groß! Schon sagt man, daß Preußen diesen Augenblick wegen der berühmten Offuna-Bibliothek in Madrid als Käufer im Felde stehe — sollte sie beide erobern, so wird Berlin eine der „Welt-Bibliotheken"!

Ein zweiter langer Bericht des Mr. Delisle befindet sich in der Times vom 14. März, worin er Lord Ashburnhams aufgeworfene Fragen zu beantworten und zu beweisen sucht. Er sagt darin unter andern: Wenn die, den französischen Bibliotheken entwendeten Manuscripte zum öffentlichen Verkauf gelangen, so wird die französische Regierung öffentlich vor dem Ankauf warnen; sie kann außerhalb Frankreich freilich ihre unveräußerlichen Rechte nicht geltend machen, aber es reservirt ihre Ansprüche auf ewige Zeiten, und wenn diese Manuscripte je in den Besitz von Buchhändlern oder Privatleuten in Frankreich gelangen, so wird die Regierung darauf als ihr Eigenthum Beschlag legen.

Diese Anzeige dürfte die englischen Buchhändler und Amateurs abkühlen, denn es kann kein Blatt davon nach Frankreich verkauft werden — noch wird der Duc d'Aumale unter diesen Umständen ein Concurrent beim Verkauf werden.

Auf diese lange Communication, die nahe an drei Columnen in der Times füllt, antwortete Lord Ashburnham am nächsten Tage. Beweise und Gegenbeweise in dieser Controverse würden einen ganzen Band füllen, wir werden die Lösung

wahrscheinlich durch die Entscheidung des Finanz-Ministers in einigen Monaten berichten können und lassen die Fragen jetzt dahingestellt. Nur eins ist charakteristisch.

Wenn, sagt Lord Ashburnham, Frankreich sein Nationalgut ewig als unauflöslich ansieht, es mag nun erworben sein von und unter welchen Umständen es wolle, wenn es im Stande ist, zu jeder Zeit jeden Artikel, den es dafür ansieht zu confisciren, so will ich nur wünschen, daß dieses Gesagte öffentlich publizirt werde, bei dem in Aussicht stehenden Verkauf der „Kron-Juwelen" Frankreichs, denn es steht zu erwarten', daß eine spätere Regierung das Recht des Herrn Grevy und dessen Minister, dieses Staats- und Kronen-Eigenthum zu verkaufen, in Frage stellen dürfte und daß deßhalb jedem Käufer und Besitzer „auf ewige Zeiten" eine Confiscirung der Kron-Juwelen in Aussicht steht!

Merkwürdig ist übrigens, daß sowohl Libri als Barrois ihre Sammlungen der königlichen Bibliothek in Paris als Geschenk angeboten haben, ehe sie sich entschlossen die Manuscripte zu verkaufen.

Jetzt erheben sich Correspondenten in der Times und reclamiren Bücher von Frankreich. So befindet sich in der National-Bibliotheque ein von der Cambridge University Library vor dreißig Jahren entwendetes Sarum-Brevier von 1483, welches sogar den Stempel der Bibliothek trägt. Andere meinen, die Italiener sollten ihre schönsten Gemälde aus dem Louvre reclamiren, 2c.

Zum Schluß kommt eine lange Petition an den französischen Senat der Madame Libri in 1860, worin sie die vollständigste Unschuld ihres Mannes nachweist, worin sie richtig behauptet, daß Libri der Bibliothèque Royal seine ganze Collection zum Geschenk angeboten habe, was Mr. Guizot in dem Juge d'Instruction bestätigt hat. Dieses importante Document, das die Ränke, Beschuldigungen und Unverschämtheiten der französischen Beamten und Feinde Libri's darstellt, wird von nachstehend unterzeichneten Namen vollkommen bestätigt, nämlich: Guizot — Marquis d'Audiffret — Prosper Merimée — Ed. Laboulaye — Jules Pelletier. Was wird nun aus der Diebstahls-Affaire Libri? Eine schwere Frage, die ich nicht zu beantworten wage.

Viertes Stadium.

Das Britische Museum hat in höchst edler Weise gehandelt, wie es überhaupt englische Gentlemen stets thun, indem es den Ankauf der von der französischen Regierung reclamirten Manuscripte ganz verweigert hat. Es will nur die Stowe-Collection und die Miscellanéen für das Museum erwerben, und hat für diese Sammlungen ein Gebot gemacht. Der junge Lord Ashburnham ist aber auf diese Zerstückelung seiner Schätze nicht eingegangen, und so hat sich die Offerte an das Britische Museum aufgelöst; man sagt, daß neue Unterhandlungen, sowohl mit Amerika als auch mit Deutschland angeknüpft seien, und so steht dieser Verkauf der allerwichtigsten Manuscript-Sammlung unseres Jahrhunderts noch heute in der Schwebe.

Inzwischen hat Mr. Leopold Delisle als Administrateur de la Bibliothèque nationale den Auftrag erhalten, Untersuchungen in den Departements-Bibliotheken anzustreben und zu berichten, welche Werke in diesem Jahrhundert aus diesen Bibliotheken verschwunden seien. Nach genauen Recherchen berichtigt Mr. Delisle, daß allein in der Bibliothèque de Tours über

91 Manuſcripte fehlen von Marmoutiers
142 „ von Saint Martin,
153 „ von Saint Gatien.

Man kann das Weitere nachleſen in dem ſoeben erſchienenen Rapport von Delisle „Les Manuscripts du Comte d'Ashburnham, rapport au Ministre de l'instruction publique et des Beaux-Arts, 4. 10 frcs.

Schlußwort.

Das Britiſche Muſeum hat die engliſchen und iriſchen Manuſcripte erworben.

Die Italieniſche Regierung hat durch den Prof. Villari die italieniſchen Manuſcripte für den Preis von 575,000 frcs. angekauft.

London, Mai 1884.

Franz Thimm.

Miscellen.

Oeffentlich gehaltene Vorträge sind nach englischem Recht Eigenthum des Vortragenden. — Im letzten März hatte ein Londoner Stenograph einen von ihm im Jahre 1882 niedergeschriebenen Vortrag des Mr. Arthur Nicols, in phonographische Schrift übertragen, in einer Publikation „The Phonographic Lecturer" betitelt, veröffentlicht. Der Autor hatte den Beschwerdeweg beschritten und der Richter entschied, daß Jeder, der einen Vortrag, gleichviel ob vom Papier oder aus dem Gedächtniß halte, ein solches Recht an seinem Vortrag habe, daß er jede andere Person daran hindern könne, denselben zu persönlichem Vortheil zu veröffentlichen. Der Richter erklärte auch, daß es sich ganz gleich bleibe, ob die Veröffentlichung eines fremden Vortrages in phonographischer oder anderer Schrift erfolge, verbot die Verbreitung des im Phonographic Lecturer enthaltenen Vortrages und verurtheilte den Stenographen in die Kosten

---

In England gibt es über 6000 Passagier-Stationen an Eisenbahnen und ein Drittel, wenn nicht die Hälfte derselben ist mit kleinen Buchhandlungen versehen. Im Unterhause wurde nun vor kurzer Zeit wieder eine Interpellation eingebracht welche die Besteuerung derselben zum Zweck hatte. Würde nämlich jede solche Buchhandlung 1 £ abgeben müssen, so würden 2000—3000 £ eingehen. Vor der Hand ist diese Steuer nicht durchgegangen.

Die englische „Bookseller's Provident Institution" beschloß in ihrer am 22 März abgehaltenen Monatsversammlung an 17 Mitglieder und 47 Wittwen von Mitgliedern £ 105. 8 s. 2 d. zu vertheilen.

Deutsche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

Man braucht sich nicht gerade fern von großen Centralstätten des geistigen Lebens zu befinden, um sehnsüchtigen Herzens nach unerreichbaren Bücherschätzen aus unserer Nationallitteratur umherzublicken. So mancher Privatgelehrte, Professor, Lehrer, Schriftsteller und Bücherfreund würde gerne das Doppelte und Dreifache darum geben, was ein einziger Band der Brockhaus'schen Bibliothek der deutschen Nationallitteratur kostet, wenn er nur ohne viel Mühe handliche und zuverlässige Ausgaben von seltenen Werken unseres Schriftthums erlangen könnte, da die ursprünglichen Drucke und ersten Ausgaben entweder nur sehr schwer oder gar überhaupt nicht mehr zu haben sind.

Auch größere und große öffentliche Bibliotheken, die letzte Hilfsquelle in derartigen Nothfällen, enthalten nicht immer die begehrten Werke, welche auch auf antiquarischem Wege nicht aufgetrieben werden können.

Einen Ersatz für manche dieser seltenen Werke bietet nun die Brockhaus'sche Sammlung, welche namentlich in ihrer dritten und vierten Abtheilung das XVI. und XVII. Jahrhundert unserer Nationallitteratur repräsentirt. Da die Auswahl eine umfassende ist, die Zuverlässigkeit der Texte eine erprobte, umfangreiche Einleitungen über die Dichter ihr Leben und ihre Werke eingehend behandeln, so findet man hier die oft vergeblich gesuchten Materialien beisammen. Die erste und zweite Abtheilung bildet für das größere Publikum die einzige Quelle für das Studium der Originalwerke aus der ältesten Zeit der deutschen Litteratur. Daß bewährte Fachgelehrte, der verstorbene Franz Pfeiffer, Karl Bartsch, Karl Goedeke und der nun auch schon heimgegangene Jul. Tittmann, die Sammlungen zu-

sammengestellt haben und sachgemäß redigiren, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Alle Ausgaben sind so vortrefflich, als sie nur irgend sein können.

Wir haben uns über diese Sammlungen aus dem Verlage von F. A. Brockhaus sehr kurz gefaßt, weil sie ja alle längst schon bekannt sind, einer Empfehlung eigentlich nicht mehr bedürfen, weil ihr absoluter Werth unveränderlich feststeht, auch ihre äußere Erscheinung der Ausstattung nach, gleich ihrem innern Werthe nicht mehr gerühmt zu werden braucht.

Im Anschluß an Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationallitteratur und von derselben Idee getragen ist nun seit 2 Jahren eine großartige Unternehmung veröffentlicht worden, welche zu ihren Urhebern den wohlbekannten Verlagsbuchhändler W. Spemann in Stuttgart und den hochverdienten Professor Joseph Kürschner hat, dessen Namen sie auch trägt: die „deutsche Nationallitteratur" in einer historisch-kritischen Ausgabe von dem genannten Gelehrten unter Mitwirkung der bewährtesten Fachgelehrten herausgegeben.

Sie wird die Gesammtheit unseres deutschen Schriftthums in kürzerer Zeit vereinigt haben, als Brockhaus' Sammlung, ohne diese entwerthen oder überflüssig machen zu können, da jene mehr für das gelehrte Bedürfnis eingerichtet ist und die einzelnen Perioden unserer älteren und ältesten Litteratur gar zu speciell berücksichtigt, für die beiden letzten Jahrhunderte zudem eine vollständige Reproduction aller Dichtwerke nicht geben will.

Und weil nun die Spemann-Kürschner'sche Sammlung sich an alle gebildeten Kreise unseres Volkes gleichmäßig wendet, so ist auch eine Herabsetzung des Preises dieser Ausgaben möglich gewesen.

Wir berichten über die Einrichtung derselben eingehender:

Sehr weise und wohlüberlegt war es, schon in den ersten Bänden der Deutschen National-Litteratur, welche in ihrer Gesammtheit wohl ein paar Hundert umfassen werden, die am wenigsten bekannten Litteraturdenkmäler, als da sind:

Bd. 8. Maler Müller und Ch. F. D. Schubart, herausgegeben von A. Sauer. Bd. 10. J. M. R. Lenz und H. L. Wagner, von demselben herausgegeben. Bd. 12. F. M. Klinger und J. A. Leisewitz, von demselben. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde, herausgegeben von Jacob Minor. Bd. 15. Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald, herausgegeben von F. Bobertag. Bd. 19. Simon Dach, seine Freunde und Johann Röling, herausgegeben von H. Oesterley. Bd. 21.

Zigler's Asiatische Banise, herausgegeben von F. Bobertag. Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule, 2 Bde., herausgegeben von Ludwig Fulda. Bd. 28. Albertinus Lucifer's Königreich, herausgegeben von R. Freiherrn von Liliencron. Bd. 29. Araham a. S. Clara, Judas der Erzt-Schelm, herausgegeben von F. Bobertag.

erscheinen zu lassen. Ja, wir wünschen und wir hoffen, daß sich auch unter den in den nächsten Jahren herausgegebenen Bänden mindestens ein gleich hoher Procentsatz von solchen befinden wird, welche bisher ganz unzugängliche Werke der älteren Litteratur enthalten. Was in unschwer zu erlangenden Ausgaben schon veröffentlicht worden ist, mag an das Ende der Sammlung gestellt werden. So läßt sich der Vortheil der Verlagsbuchhandlung mit dem der begierig ausschauenden Käufer auf das beste vereinen.

Die Einleitungen, von denen wir nicht erst zu sagen brauchen, daß sie vorzüglich sind, ja theilweise sogar erschöpfend, haben im Laufe der Zeit eine immer größere Ausdehnung erfahren: zum Vortheile und zur Zierde der ganzen Sammlung. Sie ersetzen in bequemer Weise Litteraturgeschichte und Litteraturberichte und ersparen dem Benutzer die zeitraubende Mühe, in verschiedenen umfangreichen litteraturgeschichtlichen Werken, die man doch nicht immer bei der Hand haben kann, langathmige Auseinandersetzungen nachlesen, vergleichen und excerpiren zu müssen, oder in selten vorhandenen Monographien herumzustöbern nach allerhand gelehrtem Kleinkram, den man endlich mit der gehofften Aufklärung zu finden doch nicht im Stande gewesen ist.

Da alle Herausgeber der einzelnen Litteraturdenkmäler in den entsprechenden Bänden nicht nur Fachgelehrte von Ruf, sondern auch von maßgebender Bedeutung sind, wir weisen hin auf Professor Dr. Karl Bartsch in Heidelberg, Professor Dr. R. Bechstein in Rostock, Professor Dr. O. Behagel in Heidelberg, Professor Dr. Hugo Blümner in Zürich, Dr. F. Bobertag in Breslau, Dr. Robert Borberger, Professor. Dr. Heinrich Düntzer zu Köln a. Rh., Professor Dr. Adolf Frey in Aarau, Professor Dr. Ludwig Geiger in Berlin, Professor Dr. Hans Lambel in Prag, Professor Dr. Karl Lemcke, Dr. Rochus, Freiherr von Liliencron, Professor Dr. Jakob Minor in Prag, Dr. Franz Muncker in München, Dr. Paul Nerrlich, Professor Dr H. Oesterley in Breslau, Professor Dr. H. Palm in Breslau, Professor Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Professor Dr. A. Sauer in Lemberg, Prof. Dr. Karl Julius Schröer in Wien, Professor Dr. Adolf Stern in Dresden,

Dr. Theophil Zolling in Berlin, so mag man beruhigt zu den Nachweisen und Aufschlüssen über Dichter und Werke, ihren Werth und Unwerth, über Zeit und Zeitverhältnisse, so wie sie in den vorausgeschickten Einleitungen niedergelegt sind, seine Zuflucht nehmen, man mag vertrauensvoll den Worten des gelehrten Herausgebers Glauben schenken. Nach bestem Wissen und Können haben sie die Resultate ihrer Studien und Forschungen auch für ungelehrte Liebhaber unserer Nationallitteratur verständlich dargethan.

Die Ausgaben entsprechen allen Wünschen, welche man nur an brauchbare Publikationen klassischer Werke und solcher, welche unsere Gesammt-Litteratur ausmachen, stellen kann.

Sehen wir vorläufig von dem Aeußern der Bände ab und betrachten wir die innere Einrichtung, die Hauptsache. Alle Werke, welche nur einigermaßen von Interesse für engere gelehrte Kreise sein können, und selbstverständlich ohne Ausnahme diejenigen, welche weitere des größeren Publikums angehen, werden in Kürschner's deutscher National-Litteratur vollständige Aufnahme finden: von Ulfilas Bibelübersetzung, von den Merseburger Zaubersprüchen und dem Hildebrandsliede an bis zu einer Anthologie der neuesten Zeit.

Alle Werke haben nach Originalausgaben eine kritische Revision erfahren; sie sind ergänzt worden durch bisher noch ungedruckte Materialien, welche somit in diesen Ausgaben zum ersten Male veröffentlicht werden. Es sind kritische Gesammtausgaben.

Wäre die Aufnahme von Werken mehr beschränkt worden und hätten die Gesammtausgaben der einzelnen Dichter und Schriftsteller nicht die nothwendige Vervollständigung durch alles bis auf diesen Tag nur irgend wie bekannt gewordene Material gefunden, so würde die Spemann-Kürschner'sche Sammlung vor anderen ähnlichen nicht gerade viel voraus haben. Für gelehrte Zwecke wäre sie zum Theil unbrauchbar und überflüssig geworden; ihr größerer Werth würde sich leicht ins Gegentheil verkehrt haben, da sie als leidiges Konkurrenzunternehmen sonst nur für die Einen zu theuer und umfangreich, für die Andern aber lückenhaft und unzuverlässig geworden.

Außer den erschöpfenden Einleitungen und Charakteristiken der einzelnen Dichter und ihrer Werke ist auch jeder zusammengehörigen Gruppe von Autoren, den jeweiligen Dichterschulen, den großen Litteraturperioden eine einleitende eingehende Erörterung gewidmet worden, nicht zu sehr mit gelehrtem Beiwort überladen, um auch den Fernerstehenden verständlich zu sein, aber doch jede unentbehrliche Bemerkung enthaltend.

Zeilenzählung am Rande erleichtert das Citiren angezogener

Stellen und eine Vergleichung mit anderen Ausgaben. Nothwendige Wort- und Sacherklärungen, unter dem Texte, maßvoll gehalten, kommen dem Verständnis der Materien zu Hilfe. Inhaltsverzeichnisse, Register, alphabetisch geordnete Anfänge sämmtlicher Gedichte eines Bandes sind willkommene Orientirungsmittel. Als dankbare Zugabe darf endlich noch eine Anzahl guter, wohl vertheilter Illustrationen: authentische Portraits, Reproduktionen alter Büchertitel und dergl. m. bezeichnet werden.

Als Orthographie ist bei sämmtlichen Werken der neueren Litteratur seit dem dreißigjährigen Kriege die neue Reichsorthographie, wie man sie jetzt wohl nennen darf, gewählt worden; selbstverständlich auch für alle Einleitungen. Nur bei den alten und ältesten Druckwerken ist eine getreue Wiedergabe der ursprünglichen Rechtschreibung von Nöthen gewesen.

Daß endlich einmal die doch niemals in Uebereinstimmung zu bringende Rechtschreibung des vorigen Jahrhunderts verlassen worden ist, muß als wohlthuende Erleichterung für unser Auge und als Befriedigung eines unumgänglichen Bedürfnisses lobend Erwähnung finden Was soll uns die höchst überflüssige Häufung von Consonanten und Aneinanderreihung gleicher Vocale, was eine Berücksichtigung eines längst überwundenen Standpunktes der orthographischen Frage?

Ja, wir mögen auch wünschen, daß bei den Texten des 17. und 16. Jahrhunderts ebenfalls eine gemäßigte Revision der orthographischen Eigenthümlichkeit stattfinde, in dem Grade wenigstens, als eine lautliche Bezeichnung noch getreu und sicher ausgedrückt werden kann.

Zwei vollständige Registerbände, welche nach Beendigung der ganzen Sammlung alle Bände derselben umfassen sollen, werden durch lexikalisch geordnete Zusammenstellung aller in den Ausgaben vorkommenden Namen und Sachen mit erläuternden Notizen, biographischen Daten u. dergl. m. ein zusammengehöriges Material verarbeiten, wie es wohl noch niemals dem forschenden Litteraturfreunde zu Gebote gestanden hat. Hier wird man nun über alles Auskunft finden, was man sonst in Hunderten von Büchern und öfters dennoch vergeblich zu suchen gezwungen gewesen ist.

Die Ausstattung von Kürschner's deutscher Nationallitteratur ist von gediegener Eleganz. Das Papier fest und stark, weiß und satinirt. Der Druck aus der renommirten B. G. Teubner'schen Offizin in Leipzig groß, schön und deutlich und durch sehr wenige Druckfehler nur entstellt. Auch die Einleitungen sind durch richtig ausgewählte Typen mit hinreichendem Zwischenraum für jedes Auge lesbar geworden.

Daß die Verlagsbuchhandlung für einen, dem werthvollen Inhalte angemessenen Einband gesorgt hat, wird jeder Bücherfreund gewiß mit großem Dank anerkennen.

Ein haltbarer Lederrücken, ein für Wassertropfen und andere Einwirkungen wenig empfindlicher Deckelleinenüberzug mit geschmackvoller Pressung versehen, welche sich auch auf den Lederrücken erstreckt und hier noch vergoldet ist, im Innern des Bandes ein ansprechender und wohlgefälliger Papiervorsatz aufgeklebt, der Rücken gut geleimt und mit dem Deckel fest verbunden, die Bogen mit Draht durch zahlreiche Klammern stark geheftet, ein rother Schnitt, rosa-weißes Kapital, wir wissen nichts zu tadeln.

Ob der rothe Schnitt im Laufe der Zeit nicht farblos werden und an den Fingern hängen bleiben wird, vermögen wir freilich nicht zu sagen.

Eine nationale Bibliothek solchen Inhaltes und von solcher Ausstattung zugleich hat uns bisher wahrlich gefehlt.

In 3—4 Jahren soll, den getroffenen Vorbereitungen nach, die Vollendung des Ganzen stattfinden. Sicherlich wird sich dieses Ziel von dem angegebenen Zeitpunkte noch um eine geraume Weile entfernen; wir wollen aber hoffen, daß es die Verlagsbuchhandlung und der Herausgeber an der thunlichsten Beschleunigung nicht fehlen lassen wird.

Möchte jeder Sortimentsbuchhändler für die Verbreitung dieses großen Unternehmens, welches auch zu unsern vielen echt nationalen gehört, einsetzen, was in seinen Kräften steht, und möchte ein theilnehmend und günstig gesinntes Publikum dasselbe in dem verdienten Maße unterstützen!

Nach geschehener Vollendung werden Herausgeber sowohl als Verleger sich eines Ordens pour le mérite würdig erwiesen haben.

Zwei andere Collectionen sehr werthvoller Natur erscheinen nun schon seit langen Jahren im Verlage von J. J. Weber in Leipzig. Das erste dieser Unternehmen: Die „illustrirten Katechismen, Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe" hat den Namen des seligen Johann Jakob Weber zu einem klangvollen in der populären wissenschaftlichen Litteratur gemacht. Vor länger als drei Decennien wurde die Sammlung dieser illustrirten Katechismen begonnen und eine Million von Exemplaren, welche überall in und außerhalb unseres Vaterlandes Verbreitung gefunden haben, ist gewiß der beste Beweis für ein ausgefülltes Bedürfniß, dem sie frühzeitig entgegen gekommen

sind. 118 Bände dieser nützlichen Sammlung wurden mit großem Wohlwollen vom Publikum aufgenommen, und für eine sachgemäße Vervollständigung der Sammlung wird die Verlagsbuchhandlung unausgesetzt bemüht bleiben. Sechs, sieben, acht, neun Auflagen, ja von dem Katechismus der Musik eine zweiundzwanzigste, mögen für die Brauchbarkeit dieser alles umfassenden Hilfsmittel und kurzen Lehrbücher Zeugniß ablegen.

Mit einem Katechismus des praktischen Ackerbaues von Dr. Wilhelm Hamm, welcher 1875 in zweiter gänzlich umgearbeiteter und bedeutend vermehrter Auflage mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen erschienen ist, wurde diese Sammlung begonnen und das 118. Bändchen enthält ein kurzes Lehrbuch der — Milchwirthschaft von Dr. Eugen Werner: wie man also sieht, Bücher von eminent praktischer Bedeutung, das erste sowohl als das letzte.

Wenn nun diese 118 Bändchen ohne den gehörigen Zusammenhang in dem gelblichen Umschlage mit der wohlbekannten Firma J. J. Weber in Leipzig erschienen wären, wie lange hätte wohl ihre Wirksamkeit dauern können? Wie viele Auflagen würden sie abgesondert und in dem großen Büchermeer vereinsamt, wohl erlebt haben? Wem würden sie bekannt geworden, wen würden sie erfreut und wen belehrt haben? Sicherlich keine Hunderttausend. Und für welchen Preis nur hätten sie hergestellt werden können? Auf so schönem, starkem und weißem Papier, musterhaft gedruckt und mit den unübertrefflichen Typen der Weber'schen Offizin, welche für typographische Ausstattung stets förderlich gewirkt hat und in Verbindung mit der Technik ihrer Buchillustration einstmals bahnbrechend gewesen ist. 1 bis 4 Mk. kosten die einzelnen Bände, ja durchschnittlich nur 2 Mark broschirt. Wer möchte nicht gern einen so geringfügigen Preis für einen so lehrreichen Inhalt zahlen?

Wenn wir von Unterrichtsbüchern absehen, welche auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen können, als da sind: die Katechismen der Aesthetik von Robert Prölß (1878), der Algebra von Friedr. Herrmann (2. Aufl. 1878), der Arithmetik von E. Schick (2. Aufl. 1879), der Heizung, Beleuchtung und Ventilation von Th. Schwartze (1884), der Dramaturgie von Rob. Prölß (1878), für Einjährig-Freiwillige von M. von Süßmilch-Hörnig (2. Aufl. 1877), der Ethik von Friedrich Kirchner (1881), der Gedächtnißkunst von Hermann Kothe (5. Aufl. 1882), der Geographie von Karl Arenz (4. Aufl. 1884), der Geometrie von Max Friedrich

(analytische 1884, ebene und räumliche von K. Ed. Zetzsche, 2 Aufl. 1878), des Klavierspiels von Franklin Taylor (1881), der Kulturgeschichte von J. J. Honegger (1879), der Logik von Friedrich Kirchner (1881), der allgemeinen Litteraturgeschichte von Adolf Stern (2. Aufl. 1876), der deutschen Litteraturgeschichte von Paul Möbius (6. Aufl. 1882), der Makrobiotik von Hermann Klencke (3. Aufl. 1878), der Meteorologie von Heinrich Gretschel (1878), der Musik von J. C. Lobe (22. Aufl. 1883), der Musikgeschichte von Robert Musiol (1877), der Mythologie von Johannes Minckwitz (4. Aufl. 1879), der Naturlehre von C. E. Brewer-Gretschel (3. Aufl. 1876), der Orthographie von Daniel Sanders (4. Aufl. 1878), der Philosophie von J. H. von Kirchmann (2. Aufl. 1881), der Geschichte der Philosophie von Friedrich Kirchner (2. Aufl. 1884), der Phrenologie von Gustav Scheve (6. Aufl. 1874), der Physik von Heinrich Gretschel (3. Aufl. 1882), der Reichspost von Wilh. Lenz (1882), der Reichsverfassung von W. Zeller (2. Aufl. 1880), der Schachspielkunst von K. J. S. Portius (9. Aufl. 1882), des Schreibunterrichts von Hermann Kaplan (2. Aufl. 1877), der Schwimmkunst von Martin Schwägerl (1880), der Sprachlehre von Conrad Michelsen (3. Aufl. 1878), der Stenographie von Heinrich Krieg (1876), der Stilistik von Conrad Michelsen (1881), der Tanzkunst von Bernh. Klemm (4. Aufl. 1882), der Turnkunst von Moritz Kloss (5. Aufl. 1879.), des Unterrichts von C. F. Lauckhard (2. Aufl. 1874), der Volkswirthschaftslehre von Hugo Schober (3. Aufl. 1882), des Völkerrechts von Alois Bischof (1877), der Weltgeschichte von Theodor Flathe (2. Aufl. 1884), der Zoologie von C. G. Giebel (1879), so wollen doch auch die andern z. B. die Katechismen der Ackerbauchemie, Bodenkunde und Düngerlehre von E. Wildt (1884), der Bauconstructionslehre von W. Lange (1881), der Bibliothekenlehre von Jul. Petzholdt (3. Aufl. 1877), der Bienenzucht von G. Kirsten (2. Aufl. 1872), des Börsengeschäfts von Herm. Hirschbach (2. Aufl. 1875), der Buchdruckerkunst von C. A. Franke-Waldow (4. Aufl. 1879), der Chemikalienkunde von Gustav Heppe (1880), der Drainirung von William Löbe (3. Aufl. 1881), der Elektrotechnik von Th. Schwartze (2. Aufl. 1883), der Farbewaarenkunde von Gustav Heppe (1881), der

Finanzwissenschaft (3. Aufl. 1881), der Forstbotanik von H. Fischbach (4. Aufl. 1884), der Heraldik von E. Freiherrn von Sacken (3. Aufl. 1880), der Kompositionslehre von J. C. Lobe (4. Aufl. 1882), der Nivellirkunst von Friedrich Herrmann (2. Aufl. 1875), der Nutzgärtnerei von Hermann Jäger (4. Aufl. 1881), der Ornamentik von F. Kanitz (3. Aufl. 1874) und alle übrigen in vielen tausend Exemplaren verkauft sein, ehe sie neue Auflagen erleben können. So aber in ihrer Zusammenstellung unter dem Motto: Bildung macht frei! Kenntniß ist Macht! sind sie bekannt genug geworden. Schüler, Studenten, Lehrer, Professoren u. a. kaufen sie, lernen daraus oder lehren darnach und haben die kleine Ausgabe dafür nie bereut.

Die Verfasser der einzelnen Werkchen sind theilweise berühmte und in ihrem Fache bewährte Männer, Gelehrte von Zuverlässigkeit und Ruf. Es möge nur hingewiesen werden auf: Professor Dr. Adolf Stern, Dr. Gustav Scheve, Robert Prölß, Dr. med. Hermann Klencke, Dr. Julius Petzholdt, Professor Dr. Daniel Sanders, Professor Dr. Johannes Minckwitz, Professor Dr. Bernhard von Cotta, Professor Dr. Alois Bischof, der verstorbene Dr. Roderich Benedix, Dr. Friedrich Kirchner, J. H. von Kirchmann, Professor Dr. C. G. Giebel, Professor Dr. J. J. Honegger u. a.

Für die Selbstbelehrung ohne äußere Beihilfe werden Weber's Katechismen so oft zu Rathe gezogen, daß eine Fortsetzung dieser Collection auf lange Jahre hin nicht nur außer Frage gestellt ist, sondern auch zu den vielbegehrten und stets gangbaren Artikeln der Buchläden gehören wird. Die Verbreitung derselben wird eine immer größere werden; neue Auflagen wird also die Verlagsbuchhandlung verbessert, vermehrt und vervollständigt mit großer Sorgfalt vorbereiten können. Wir mögen auch überzeugt sein, daß sie fernerhin durch Auswahl der geeignetsten Materien, Herbeiziehung der bewährtesten Kräfte für die Bearbeitung derselben und eine angemessene äußere Ausstattung alle noch erscheinenden Bände auf der Höhe der Zeit erhalten wird, auch ohne daß sie es uns versichert hätte.

Die Illustration wird in immer reicherem Maße zur Erläuterung herbeigezogen, das Aeußere stets vervollkommnet.

Weber's Katechismen werden broschirt, kartonnirt und gebunden ausgegeben. Wir wünschten, daß für alle Bände ein solider, haltbarer mit Draht gehefteter Einband angefertigt werden möchte, daß die Kartonnirung hingegen aufgegeben würde. Wer da will, mag sich die

Katechismen auch broschirt kaufen. Den meisten wird jedoch mit einem haltbaren Einbande am besten gedient sein; die Broschur ist entweder gar nichts, oder zu viel. Der elastische, mit Draht stark geheftete Einband, mit rothem Schnitt versehen, entspricht allen Anforderungen eines Bücherliebhabers. Man kauft nicht gerne ungebundene Bücher, die man gleich und oft benutzen möchte.

In demselben Verlage von J. J. Weber in Leipzig ist noch eine zweite Büchersammlung erschienen, welche ebenso vortrefflich wie die besprochenen Katechismen mannigfache Kenntnisse allgemeinen populär-medizinischen Inhaltes zu verbreiten sucht, nämlich: „Illustrirte Gesundheitsbücher. Belehrungen über den gesunden und kranken Menschen und die vernunftgemäße Pflege desselben." Herausgegeben werden sie von namhaften Universitätslehrern und Aerzten.

Populär-medizinische Werke gibt es genug, ja es gibt ihrer zu viele. Die Nervosität, die Kränklichkeit hat in den bessern und höhern Ständen überhand genommen und die Kurpfuscherei desgleichen. Zum Arzte wird geschickt, wann es nötig ist und auch, wann es nicht nötig ist; außerdem aber kurirt jeder seinen Körper nach seiner eigenen Methode: auf gut Glück nach Anrathen von Leidensgefährten in der gleichen Lage und nach Vorschrift der bekannten Bücher vom gesunden und kranken Menschen. Je mehr Krankheiten und Uebel man schon kennt, um so mehr möchte man noch kennen lernen, um sie nöthigen Falls, da man sie nach den beschriebenen Kennzeichen bei sich sicherlich entdecken wird, gleich einer Kur zu unterziehen.

Es wird sich gegen diese Manie nicht viel ausrichten lassen; es sei denn, daß man sie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen wollte, daß man das Publikum darüber belehrte, doch niemals etwas Gewisses wissen zu können, und daß es zweckmäßiger sei, stets den Arzt zu Rathe zu ziehen, als die ewig unzuverlässigen und nichtsnutzigen gedruckten ärztlichen Rathgeber.

Wenn nun diese Krankenbücher jedoch niemals zu entbehren sind, wie es den Anschein haben will, so ist es denn doch zehnmal besser, gut und in dem rechten Geist geschriebene Belehrungen zu verbreiten, welche stets und überall auf die Hilfe des Arztes hinweisen, als Krankenfreunde und Rathgeber, welche sie überflüssig zu machen glauben.

Der vielerfahrene und genau unterrichtete Arzt, welcher sich in täglicher Ausübung befindet, wird jedenfalls die nothwendigsten Rathschläge auch schriftlich in belehrender Weise für den Laien niederlegen können, so daß weder der Rathsuchende an einen ungehörigen Ort verwiesen, noch das Heilverfahren durch schlimme Mittel aufgehalten

oder vereitelt wird. Eine Verständigung zwischen Arzt und Laien mag ja erleichtert werden, wenn der letztere über die Funktionen seines Organismus aufgeklärt ist, wenn er die diätischen Vorschriften für sein Verhalten vorher bereits kennen gelernt, wenn er in speciellen Krankheitsfällen die richtigen hygieinischen Maßregeln einigermaßen verständig zu beurtheilen weiß.

Solche medizinische Hilfsbücher läßt man sich wohl gefallen, die keine Krankheit, Unwohlsein und Beschwerden irgend welcher Art rationell heilen wollen, sondern welche nur vorbeugende Rathschläge ertheilen, allgemeine Aufklärungen geben und welche an den Arzt selbst stets verweisen.

Dieser Art sind nun Weber's Illustrirte Gesundheitsbücher, von denen 18 Bände und jetzt wohl schon mehr in erneuten Auflagen bei dem Publikum eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Die Verfasser dieser populär-mediciniſchen Werke sind Autoritäten: Dr. med. H. Klencke, nunmehr auch schon verstorben, ein im Publikum durch seine zahlreichen belehrenden Volksschriften sehr bekannter Mann, Geh. Hofrath Dr. med. Rob. Flechsig, Dr. H. Schultz, Prof. Dr. H. Hagen in Leipzig, der gleichfalls wohlbekannte Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer, Sanitätsrath Dr. Arnold Pagenstecher in Wiesbaden, Sanitätsrath Dr. L. Fürst in Leipzig, Dr. Paul Julius Möbius in Leipzig, Dr. H. Burckhardt in Bremen u. A. m. Die Büchlein über die Zähne von Klencke, das Auge von Heymann-Schröter, die Blutarmuth und Bleichsucht von Pfaff, die Unterleibsbrüche von Ravoth, die Frauenkrankheiten von Flechsig, Haut, Haare und Nägel von Schultz, das Ohr von Hagen, die Lunge von Niemeyer, das Kind und seine Pflege von Fürst, die Krankenpflege von Marie Simon, die Wasserkur von Runge, Mineralbrunnen und Bäder von Kisch, die Nervosität von Möbius, das Buch der jungen Frau von Burckhardt enthalten das Wissenswerthe in knapper Form und gerade in dem Umfange, als es für den Laien zu Nutzen und Frommen zu erfahren Noth thut.

Will also der Laie Bücher empfohlen haben, die ihm gemeinverständliche medizinische Aufklärungen geben sollen, so möge man ihm diese Weber'sche Collection vorlegen und zu dem Ankauf derselben rathen. Der wohlfeile Preis von 1,80 resp. 2 bis 5 Mark (gebunden in englischem Einbande), die gute Ausstattung dieser Bücher mit instruktiven Illustrationen versehen, rechtfertigt die Beliebtheit dieser Sammlung, welche dem Weber'schen Verlage nur zur Ehre und Zierde gereicht.

Je unnützer und verderblicher gewisse Geheimschriften von Winkelverlegern zu wirken pflegen, um so mehr ist es geboten, gute Schriften bekannt zu machen. Und daß einheitlich redigirte und von maßgebender Seite zusammengestellte Werke stets eine Garantie für ihren Werth in sich selbst enthalten, ohne daß man die Einzelheiten zu prüfen nöthig hat, ist ja augenfällig.

Wir haben noch in den Bereich unserer Auseinandersetzungen, welche die bedeutendsten und merkwürdigsten Büchercollectionen mehr oder weniger ausführlich je nach Verdienst und Werth, oder je nachdem sie schon bekannt geworden oder nicht, namhaft macht und auch im Einzelnen hin und wieder streift, diejenige zu ziehen, welche bis auf diesen Tag als unerreichbares Vorbild ihrer Ausdehnung nach und von unbestrittenem Werthe auf dem ganzen Continente in Ruf, Ansehen und Geltung steht. Es ist die Collection of British Authors der Tauchnitz Edition nebst derjenigen of German Authors und der Series for the Young. Dieselben sind ja bekannt genug, so daß wir eine Erörterung, wie sie in dem Verhältniß zu ihrem Umfange und ihrer Bedeutung steht, nicht mehr nöthig haben.

Als der nunmehrige Freiherr Christian Bernhard von Tauchnitz, der Neffe des alten Karl Christoph Traugott Tauchnitz 1837 unter der Firma: Bernhard Tauchnitz in Leipzig eine Verlagsbuchhandlung begründete, welche durch die im Jahre 1841 begonnene Collection of British Authors über Deutschlands Grenzen hinaus sogleich bekannt wurde, wer würde es ihm geglaubt haben, wenn er damals erklärt hätte, eine wohlfeile Sammlung englischer Originalwerke in ihrer Ursprache ins Leben rufen zu wollen, welche nicht nur absolut lebensfähig sein, sondern auch in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitdauer die erstaunliche Zahl von mehr als 2000 Bänden umfassen sollte? Die Tragweite und die Bedeutung einer genialen Idee vermag selbst der glückliche Leiter eines Unternehmens nicht immer vorauszusehen; und heute haben wir es leicht, mit guten und billigen Gründen die nothwendige Entwickelung und das Gedeihen eines solchen Werkes a posteriori auseinander zu setzen. Wir wollen uns daher eine müssige Abhandlung über das, was leicht oder schwer erklärlich ist, ersparen. Ein Beispiel vermochte uns zu belehren, daß Fleiß, Ausdauer und beharrliche Befolgung erprobter Grundsätze den verdienten Lohn und die allgemeine Anerkennung für dargebotene

Gaben emsiger Arbeit gefunden hat; und für uns will es sich geziemen, ein solches Vorbild nicht ohne Nachfolge zu lassen.

Eröffnet wurde Tauchnitz' Collection of British Authors im Jahre 1841 durch Pelham by E. Bulwer in einem Bande mit dem Portrait des Verfassers; es folgten the Pickwick Club by Dickens (2 vol.), Eugene Aram by Bulwer, the Spy by Cooper, Werke von Capt. Marryat, die von Lord Byron, von Oliver Goldsmith, Thomas Moore, William Shakespeare, Fielding, De Foe, Walter Scott, Smollett, Thackeray Macaulay, Irving, Carlyle, der übrigen englischen Classiker und der modernen Belletristiker.

Das 500. Bändchen enthielt eine Auswahl aus Five Centuries of the English of Language and Literature (1 vol.), Werke von John Wycliffe, Geoffrey Chaucer, Stephen Hawes, Sir Thomas More, Edmund Spenser, Ben Jonson, John Locke und Thomas Gray sachgemäß ausgewählt, das 1000. Bändchen das englische neue Testament in 1 vol. Das 2000: die Jubiläumsschrift Of English Literature in the Reign of Victoria. With a Glance at the Past, by Henry Morley. With a Frontispiece, containing Facsimiles of the Signatures of Authors in the Tauchnitz Edition.

Mit dankerfülltem Herzen unterschrieb Baron Tauchnitz im December 1881 die Vorrede zu dieser ihn und sein Haus in unvergleichlicher Weise ehrenden Jubelschrift. Wenn die Werke der in diesem Bande von Henry Morley anziehend skizzirten Autoren außerhalb Englands und seiner Kolonien eine so große Verbreitung zu dem Ruhme ihrer Schöpfer gefunden haben, so hat nicht das geringste Verdienst daran der weitumherblickende und immer thätige Verleger.

Der Preis von 1,60 Mark (anfänglich auf 1,50 normirt) für den sauber und haltbar gehefteten Band war doch ein geradezu erstaunenswerther. Und auch heute noch muß derselbe, da Papier und Druck im Laufe der Jahre immer mehr verbessert worden sind, zum Beweise dafür, daß keine nur mögliche Sorgfalt außer Acht gelassen wird, — als ein außerordentlich geringer gerühmt werden, obgleich wir wohlfeile Sammlungen jetzt hinreichend kennen gelernt haben.

Für die Ausstattung aller Bände war gleich Anfangs das Nöthige aufgewendet worden, ein gutes Papier und ein lesbarer, scharfer Druck, der nur hin und wieder, um einen umfangreichen Stoff zusammenzudrängen, kleiner als gewöhnlich genommen wurde. Alle Bände aber, welche in den letzten Jahren ausgegeben worden sind, sind geradezu vollständig makellos geschaffen: das Papier, in derselben guten Be-

schaffenheit schön satinirt, der Druck mit den besten Typen wahrhaft augenerfreuend. Daß alle Seiten stereotypirt werden, ist ja wohl Jedermann bekannt.

Und wer da ein in seiner Art harmonisch und musterhaft ausgestattetes Büchlein sehen will, der nehme den 2000. Band der Tauchnitz-Collection in Originaleinband zur Hand. In rothes Leder sehr dauerhaft gebunden, in entspechender Weise mit marmorirtem Schnitt versehen — einer von den haltbarsten und daher empfehlenswerthesten, die es gibt, welcher irgend welche Lesespuren so bald nicht erkennen läßt — und mit einem ähnlich gehaltenen Deckelüberzug und Vorsatzpapier von innen, wird dieser Band auf matt gelblich abgetöntes Papier (um die Harmonie des ganzen zum Ausdruck zu bringen — die anderen, gewöhnlichen Bände der Tauchnitz Edition sind auf rein weißes) gedruckt mit geschmackvoll ausgewählten Lettern deutlich und correct, den hochverdienten Herausgeber mit der gleichen Genugthuung erfüllen, wie jeden theilnehmenden Freund unseres in fortschreitender Entwickelung begriffenen Bücherwesens. Und solch ein Band bürgt uns dafür, daß die Freiherren von Tauchnitz auf den errungenen Lorbeeren nicht ausruhen werden, sondern mit derselben Fürsorge die Fortsetzung und den Ausbau ihres Werkes zu fördern beflissen sind. Inzwischen ist nun die Collection bis zum 2238. Bande und wohl schon darüber hinaus fortgeschritten. Und daß in aufmerksamer Weise auch eine Ergänzung durch Werke älterer Dichter stattgefunden hat, welche die Tauchnitz Edition nicht entbehren kann, beweist z. B. die seit dem 2000. vol. erfolgte Aufnahme ausgewählter Werke von P. B. Shelley und der Gedichte, Erzählungen und Aufsätze von Edgar Allan Poe, welche schon lange von Liebhabern sehnsüchtig erwartet wurden. Möchten auch noch weitere Schriften von Henry Fielding, Smollett, Richardson u. dergl. m. für diese Collection Berücksichtigung finden! So mancher Litteraturfreund würde auch für eine Vervollständigung der Werke dieser Romanschriftsteller sehr dankbar sein.

Darin liegt ja eben die Bedeutung dieser großen Büchersammlung und die Garantie ihres Erfolges, daß man nicht erst nöthig hat, mit großer Mühe und mit Zeitverlust begehrte Werke englischer und amerikanischer Autoren aus England oder Amerika selbst kommen zu lassen, sich bei Sortimentsbuchhändlern nach Schriften und Schriftstellern zu erkundigen, die er kaum kennt, über deren Bezugsquelle er keine genügende Auskunft zu ertheilen vermag.

In der Tauchnitz Edition findet man alles ohne Zeitaufwand, ohne Beihülfe, ohne Mühe für einen sehr geringen Preis.

Eine Aufzählung der berühmtesten und merkwürdigsten Autoren, welche darin zu haben sind, braucht hier wohl keine Stätte zu finden: das jedem Bande beigefügte Verzeichniß enthält sie ja alle.

Eine Nebenreihe der Tauchnitz-Edition enthält eine Collection of German Authors in 43 Bänden; und eine Jugendbibliothek englischer Schriften, bis jetzt 29 Bändchen stark, ist von dem einsichtigen Verleger auch mit besonderer Sorgfalt zusammengestellt worden.

Es hat einen eigenen Reiz, deutsche, uns wohlbekannte Werke in fremder Uebersetzung zu lesen und die Wiedergabe deutscher Gedanken im ausländischen Idiome zu beobachten. Dem mag es wohl zuzuschreiben sein, daß diese Sammlung in Deutschland selbst viele Liebhaber gefunden hat.

Von Lessing, Goethe, Jean Paul Fr. Richter, Hauff, Fouqué, H. Zschokke sind einzelne Schriften übersetzt worden, von den Neuern: von Gutzkow, Auerbach, J. V. Scheffel, Heyse, Hackländer, Ebers, ja von Fritz Reuters plattdeutschen Romanen ist eine ansehnliche Auswahl zusammengestellt worden. Die Damen sind nicht vergessen: E. Marlitt, Wilhelmine von Hillern, Maria Nathusius, denn fleißig genug werden diese Werke gelesen.

Sogar S. Kohn hat durch eine Prager Judengeschichte in dieser Uebersetzungsbibliothek Vertretung gefunden und zuletzt noch der Heidelberger Professor Hausrath, bekannt unter dem Pseudonym George Taylor mit seinem Romane: Klytia.

Eine Fortsetzung dieser Collection deutscher Novellen und Romane wird unseres Erachtens nach eine immer größere Verbreitung finden; hoffentlich wird also eine reichhaltige Ergänzung derselben nicht ausbleiben.

Nun noch einen Wunsch: Wir glauben, daß sehr vielen Liebhabern und Käufern der Tauchnitz-Edition gedient wäre, wenn man alle Bände gleich in einem ansprechenden, wenn auch bescheidenen (um den Preis nicht in unangemessener Weise zu erhöhen), aber haltbaren Originaleinbande ausgeben wollte, am besten in einem elastischen Ganzleinenbande. Wenn es möglich sein sollte, den gebundenen Band für 2 Mark herzustellen, so würde Jedermann mit Freuden nur zu den gebundenen Exemplaren greifen. Der Käufer braucht einen Winkelbuchbinder dann nicht mehr zu behelligen. Es beginnt ja schon Sitte zu werden, eingebundene Bände weniger zu benutzen, deren zerfetzte Ueberreste nach kurzem Gebrauch Form und Ansehen verloren haben.

Und erfreulich ist es, zu konstatiren, daß es unter den Verlegern

Gewohnheit zu werden anfängt, für den Büchereinband die Sorge selbst zu übernehmen.

Man hätte denken sollen, daß durch die Publikation der Tauchnitz-Edition in der Collection of British Authors und der of German Authors das hiefür vorhandene Bedürfniß von englischen Werken in der Originalsprache und von Uebersetzungen deutscher in das Englische vollständig gedeckt und ausgefüllt worden wäre; und trotz alledem hat sich noch eine andere Collection dieser Art mit Glück an das Tageslicht gewagt.

Die Verlagsbuchhandlung von Karl Grädner & J. F. Richter in Hamburg hat noch eine gleiche Collection ins Leben gerufen, welche bis heute bereits mehr als 248 Bände zählt. Man mag also daraus ersehen, daß „Asher's Collection of English Authors, British and American," deren jedes Bändchen ungebunden 1,50 Mark kostet, gebunden 2 Mark und „Asher's Continental Library of favourite modern Authors" (das Bändchen ungebunden zu einer Mark) von dem Publikum sehr willkommen aufgenommen worden sind. Außer Werken von Autoren, deren Namen wir bereits in der Tauchnitz-Edition vertreten finden, enthält diese Hamburger Collection noch gute Werke von:

Mrs. Leith Adams, Mrs. Alexander, F. Anstey, Lord Brougham, Robert Buchanan, Beatrice May Butt, G. W. Dasent, B. L. Farjeon, the Hon. Mrs. Fetherstonhaugh, R. E. Francillon, Mrs. Fraser-Tytler, Gerald Grant, Iza Duffus, Hardy, Julian Hawthorne, Mr. Alfr. Hunt, Rosa M. Kettle, Mad. Kibrizli Mehemet Pasha, E. Lynn Linton, D. Christie Murray, Mrs. Newmann, W. E. Norris, W. Gifford Palgrave, F. W. Robinson, Dora Russel, Alex. Innes Shand, von H. M. Stanley die viel genannten Werke: How I found Livingstone und Through the dark Continent, Anna C. Steele, R. Louis Stevenson, Hesba Stretton, Bertha Thomas, Mary Thompson, Sarah Tytler, Artemus Ward, G. J. Whyte-Melville und englische Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt: Mirza-Schaffy, translated by E. d'Esterre 1 vol. und von Gustav Freytag: Ingo and Ingraban 2 vols. In 10 Bänden sollen Wilhelm Shakespeare's Werke erscheinen (herausgegeben von W. Wagner und und L. Proescholdt), von denen 5 schon veröffentlicht worden sind.

Die Damenwelt ist unter den Autoren von „Asher's Collection" am meisten vertreten. Bekanntlich sind die Schriftstellerinnen in der englischen Litteratur gegenwärtig sehr zahlreich und sehr fruchtbar.

Das Aeußere und die Ausstattung von Usher's Collection schließt sich derjenigen der Tauchnitz-Edition eng an. Das Format ist das gleiche, der Druck ein ähnlicher, wenn auch nicht ganz gleichwerthiger; das Papier beinahe dasselbe. Wenn der Druck noch schärfer ausfallen könnte und die Typen noch anschließender geschaffen würden, so bliebe die Hamburger Sammlung in Nichts hinter der Leipziger zurück. Das Papier sollte in Zukunft auch satinirt werden.

Für eine gute Auswahl moderner Schriftwerke wird die Verlagsbuchhandlung gewiß sorgen. Auf Romane, Novellen ꝛc. zeitgenössischer Autoren sich zu beschränken, werden wohl die Umstände erfordern, da ein Abdruck älterer englischer und amerikanischer Werke, welche schon in der Tauchnitz-Edition vorhanden sind, kaum fruchtbar und lohnend genug erscheinen möchte, auch abgesehen davon, daß derselbe doch nicht besser ausfallen könnte, als in der genannten Collection, welche jede derartige Konkurrenz zu verbieten scheint.

Eine Ergänzung aber, welche sich auf neue Erscheinungen Englands (und Amerikas) erstreckt mit dem Rechte der freien Cirkulation auf dem Kontinente und außerhalb der englischen Kolonien, so wie sie nun vorliegt, hat ja eine gute Aufnahme gefunden, und dieselbe wird ihr auch sicherlich fernerhin nicht versagt bleiben.

Möchte der Sortimentsbuchhandel das noch junge Unternehmen ebenfalls theilnehmend unterstützen!

Wenn wir auch bei dieser Sammlung noch einen Wunsch äußern dürfen, so möchten wir rathen, den Originaleinband von Usher's Collection reicher verziert herstellen zu lassen. So zweckmäßig derselbe auch eingerichtet ist, elastisch in Ganzleinen und preiswerth genug, so würde jeder einzelne Band noch ganz anders in die Erscheinung treten, wenn der Schmuck desselben gediegene Eleganz und Haltbarkeit vereinen würde.

Gleichmäßig auf den ganzen Deckel und den Rücken vertheilte ornamentale Verzierung wäre wohl für denselben Preis des Einbandes herzustellen; Heftweise mit Draht würde den handlichen und bequemen Band ungemein verstärken. Die sogenannten Bädekereinbände wären hier sehr am Platze. Und warum sämmtliche Bände dieser Collection nicht gleich gebunden ausgeben? 2 Mark für jeden derselben ist ein durchaus angemessener und auch abgerundeter Preis. Mit ungebundenen Bänden ist doch nicht viel anzufangen, und der gewöhnliche Buchbinder pflegt seine Sache in der Regel sehr schlecht zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklung des deutschen Geistes und der Einfluß des Buchhandels auf dieselbe.

Wie auch immer die Entstehung der ersten Menschen erfolgt sein mag, das eine bestätigt uns doch die Geschichte der Welt, daß der menschliche Geist erst mit der Zeit zu dem geworden, was er ist. Wie viele Jahrhunderte mögen darüber hingegangen sein, bevor er überhaupt nur zu den Grundbedingungen seiner Existenz, dem Denken, gelangte und wie viele Jahrtausende, bevor er aus dem gewöhnlichen Kampfe um die Existenz des Körpers siegreich hervorging, und auf das Feld der Künste gelangte, von denen uns das alte Egypten Zeugniß giebt?

So hinterließen uns die alten Griechen und Römer Denkmäler so hoher Cultur, ja in mancher Beziehung eines uns überlegenen Geistes, daß wir noch jetzt mit Vergnügen die Schriften des Aristoteles, Terenz u. A. lesen, ja es bereitet uns eine höhere Freude, die Antigone des Sophocles mit den Mendelssohn'schen Chören auf unserer modernen Bühne zu sehen, als irgend ein dramatisches Product der Neuzeit. —

Wie jeder Einzelne nur ein Theil seines Volkes ist, so ist auch sein Geist nur ein Theil des Volksgeistes seiner Zeit. Die Werke der auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft hervorragenden Männer hängen innig mit dem Culturzustande und dem Nationalcharakter ihres Volkes zusammen, und daraus können wir uns auch das gänzliche Erlöschen aller bedeutenden geistigen Thätigkeit eines politisch untergegangenen Volkes erklären. Diese mehr oder minder feste unmittelbare Zusammengehörigkeit des ganzen Volksgeistes scheint auch die Höhe und Dauer der Cultur der alten Völker beeinflußt zu haben. Das kleine, aber in seinen einzelnen Theilen durch National-Bewußtsein fest zusammenhängende Griechenland gelangte verhältnißmäßig schnell zu hoher Cultur, stürzt jedoch plötzlich von dieser Höhe in einen völligen

Untergang, während das große römische Reich, welches zur Zeit seiner höchsten politischen Macht alle damaligen Kulturvölker in sich vereinigt hatte, in Folge dieser Zersplitterung seines eigenen Volks-Geistes nicht die Kraft und Reinheit seiner geistigen Bestrebungen zeigte, wie man sie von einem so bedeutenden, mächtigen Volke hätte erwarten können, sich aber trotzdem längere Zeit auf der Höhe seiner Cultur erhielt, von der es selbst die gräßlichste Verwilderung seines Charakters nicht plötzlich herabstürzen konnte.

Die Geschichte zeigt uns auch, daß bei dem Zusammensturz eines Kulturreiches, gleichviel ob er jäh oder allmählich vor sich ging, die Besieger desselben nur materiell die Erben der Besiegten wurden; einerseits waren die Volks-Charaktere zu verschieden, andererseits die Kulturstufen zu weit von einander entfernt, als daß der Sieger sich mit einem Schritte zu der weit höheren Kultur der Besiegten hätte emporschwingen können.

Wenn wir auch annehmen wollen, daß die mannigfachen Berührungs-Punkte der benachbarten Völker, namentlich auch die Vermischung des Blutes einen geringen Theil des cultivirteren Geistes in den roheren überleitete, so wurde dieser Einfluß wohl durch allzugroße Verschiedenheit der Volkscharaktere wieder aufgehoben, und war im Allgemeinen auch zu gering, als daß er sich auf die Gesammtheit hätte fühlbar machen können.

An unseren Vorfahren, den alten Deutschen sehen wir dies bewahrheitet. Obgleich sich die Römer gewiß die erdenklichste Mühe gaben, dem jungen deutschen Stamm ihren Geist aufzupfropfen, gelang ihnen dies doch nur in sehr geringem Maße. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß der römische Geist dem deutschen gegenüber überhaupt zu schwach gewesen sei, um einen nachhaltigen Einfluß auszuüben, so müssen wir dies Scheitern der römischen Bestrebungen der großen Verschiedenheit der Volkscharaktere beimessen. Jedenfalls war diese geringe Annäherung für den deutschen Volksgeist von großem Vortheil.

So sehen wir denn die Deutschen in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte als ein kräftiges Naturvolk, welches sich äußeren Einflüssen ablehnend, ja feindlich gegenüberstellte. Ihre Religion und ihre Schriftsprache liefern uns genügende Beweise, daß sie als nationales Volk wohl schon viele Jahrhunderte bestanden hatten, bevor sie in die Geschichte eintraten. Nun aber begann das Christenthum allmälig seine Einwirkung auf ihren Geist; obgleich dieser der neuen Lehre seine eigenthümliche Schwerfälligkeit, den Hang zum Althergebrachten, ebenso

trotzig entgegenstellte, wie früher in nationaler Beziehung dem römischen Geiste, so besaßen doch die Apostel des neuen Glaubens einen durch keine Schwierigkeiten sich abschwächenden Eifer, und in dem Christenthum selbst lag ein zu bedeutender geistiger Fortschritt, als daß ein Volk sich demselben hätte entziehen können, welches schon wiederholt sein geistiges Streben bewiesen hatte.

Welch' veredelnden Einfluß die christliche Religion auf den deutschen Geist ausgeübt hat, davon haben wir unendlich viele Beweise aus allen Zeiten unserer Geschichte. Die Bibelübersetzung des Gothen Ulfilas schon in der Mitte des 4. Jahrhunderts setzte dem Fortschritt des Geistes wahrlich ein schönes Denkmal. Leider aber war in der folgenden Zeit der übergroße Eifer, von dem die Verbreiter des Christenthums sich hinreißen ließen, sowohl auf die Religion selbst, wie auf die Entwicklung des Volkscharakters von der verderblichsten Wirkung. Die Freiheit und Stärke des deutschen Geistes, welcher den Lockungen der verderbten römischen Kultur siegreichen Widerstand geleistet hatte, konnte sich unmöglich dem Zwange des Glaubens unterwerfen. Mit Waffengewalt brach Karl der Große ihren äußeren Widerstand, aber den Glauben konnte er ihnen nicht einimpfen; und dieser Zwiespalt zwischen Glauben und Denken belastete die Seele des Volks so gewaltig, daß sich der Geist schließlich einer dumpfen Resignation hingab, welche fast das ganze Mittelalter beherrschte. Nicht nur auf religiösem, sondern auch auf den meisten Gebieten der Kunst und Wissenschaft sehen wir die unmittelbare Herrschaft der Kirche über das deutsche Volk; Malerei, Baukunst und Skulptur mußten zur Verherrlichung der Kirche dienen, das Theater wurde zu kirchlichen Zwecken ausgebeutet, der ideale Schwung des deutschen Geistes auf die Eroberung des heiligen Landes gerichtet und die Blüte der deutschen Kraft damit vernichtet. Die Philosophie war vollständig der Kirche unterthan; jede freiere Regung des Geistes wurde im Aberglauben erstickt.

Ein recht treues Bild von dem damaligen traurigen Geisteszustande des deutschen Volks geben die sogenannten Gottes-Urtheile des Mittelalters. Nur die Fehmgerichte, deren Wesen der ältesten deutschen Zeit entstammte, wußten sich von allem Einfluß frei zu erhalten und treten uns im Gegensatz zu dem damals schon in Deutschland vielfach gültigen römischen Recht als ein leuchtender Beweis der Selbständigkeit des deutschen Geistes entgegen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß der Geist des deutschen Volkes auch in dieser gänzlichen Abhängigkeit von der Kirche bedeutende Fortschritte in seiner Bildung machte, ja fast will es scheinen, als hätte

er an diesem Gängelbande erst die Selbständigkeit des Fortschreitens lernen müssen.

Die Baukunst hatte sich zu einer Reinheit des Stils entwickelt, (Kölner Dom), welche uns noch jetzt zum Vorbilde dient. Die Erhaltung unserer alten Volkspoesie haben wir den Klöstern zu danken; sie waren der Zufluchtsort der damaligen Litteratur; durch Abschriften vervielfältigten sie die uns überkommenen Werke der griechischen und römischen Autoren, ja manche Klöster haben sogar entschieden für den Fortschritt des Geistes gestrebt, aber an eine Bildung des deutschen Volksgeistes wurde so wenig gedacht, daß selbst Ritter und Fürsten in den seltensten Fällen des Lesens und Schreibens kundig waren; selbst dem Wolfram von Eschenbach sollen dies unbekannte Künste gewesen sein.

Da kam mit der Regierung der Hohenstaufen endlich wieder Leben in den erstarrt scheinenden deutschen Geist. In Heinrich von Veldecke, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach erhob die Poesie ihre Schwingen, und in dem kräftigen Friedrich Barbarossa sehen wir den deutschen Geist endlich wieder zur Blüthe kommen. Aber die der Hohenstaufenzeit folgenden politischen Wirren einerseits und die von der Kirche begünstigte, immer weiter um sich greifende moralische Versunkenheit andererseits, setzten jedem geistigen Fortschritt ein unüberwindliches Hinderniß entgegen.

In dieser Zeit kommt zum ersten Male das Widerstreben des deutsch-nationalen Volkscharakters gegen das Israelitenthum zum Ausbruch. Wenn wir auch vom christlich-religiösen Standpunkt aus die Opfer beklagen und die Festigkeit, mit der sie ihrem Charakter treu blieben, bewundern müssen, so drängt uns doch die Ueberlieferung der deutschen, wie auch die Geschichte anderer Länder des Alterthums, wie der neueren Zeit die Ueberzeugung auf, daß diese Unterdrückungen und Verfolgungen der Juden nur der Ausdruck des Volksgeistes waren, welcher gerade in den Perioden seiner höchsten Gährung sich bemühte, die ihm feindlichen Elemente auszuscheiden. Der jüdische Volkscharakter ist aber trotz der großen Zerstreutheit seiner Elemente in fast allen Culturvölkern der Erde in Folge seines Alters zu fest in sich selbst abgeschlossen, als daß er sich einem anderen Volke anbequemen und in demselben aufgehen könnte. Wenn die Juden durchaus eine Nation in der Nation sein wollen, so sind eben Feindseligkeiten unvermeidlich; sie bestehen zwischen allen Nationen. Auch wird es in der Weltgeschichte immer so bleiben, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Mit unglaublicher Zähigkeit hat sich der israelitische Volksgeist immer

wieder von seinen Niederlagen erhoben, ja so hoch, daß er sogar im Dienst der deutschen Cultur dankenswerthe Thaten vollbracht und sich Denkmäler in unserer Litteraturgeschichte errichtet hat, aber so lange er nicht ganz mit seinen Traditionen bricht, seine Starrheit aufgiebt und ganz im deutschen Volke aufgeht, wird er stets mit dem nationalen Volksgeist im Kampfe bleiben.

Im letzten Jahrhundert vor der Reformation, wohl der traurigsten Entwickelungsstufe des deutschen Geistes, bereitete sich nun allmählich die Wiedergeburt desselben vor.

In dem Bürgerthum der emporgeblüthen Städte schuf er sich eine Grundlage, auf welcher die Zukunft das stolze Gebäude der deutschen Cultur errichtete. Die eigentlichen Arbeiter aber am Fortschritte des Geistes, welche vollständig in religiösen Sophismen versunken waren, wurden durch die humanistischen Studien wieder auf die rechte Bahn gelenkt und der durch Erfindung der Buchdruckerkunst hervorgerufene Buchhandel beginnt seine Wirksamkeit, vorläufig allerdings nur in kleinen Kreisen durch den Vertrieb gelehrter, die mittelalterliche Scholastik bekämpfender, in lateinischer Sprache verfaßter Werke.

Aber in allen Schichten des Volkes gährte es, sein Geist war wieder erwacht, die Zornesgluth über seine Demüthigung brach zuerst in einzelnen Flammen, wie Huß, Hieronymus ꝛc. hervor, bis er endlich durch Luther die Ketten sprengte, welche so schwer auf ihm lasteten.

Die Culturhistoriker behaupten, daß es im Beginn des 14. Jahrhunderts in den Universitätsstädten Prag und Wien bereits Händler mit durch Abschreiben hergestellter Bücher gab; einen selbständigen Einfluß auf die Entwickelung des Geistes darf man ihnen aber ebenso wenig einräumen, wie den gelehrten Erstlingswerken des Buchdrucks. Um so mehr machte sich derselbe aber nun geltend, als Luther sich in seinen in deutscher Sprache gedruckten Schriften direkt an das Volk, an die deutsche Nation wandte. Der Antheil des Buchhandels an der Reformation war ein so bedeutender, daß die Behauptung völlig gerechtfertigt ist, diese geistige Erhebung wäre ohne die Mitwirkung des Buchhandels nicht zu ihrer ganzen Höhe gelangt. Obgleich die Buchdruckereien schon 60 bis 70 Jahre bestanden, sich also bei Weitem nicht mehr in der unvollkommenen Art ihrer ersten Anlage befanden, konnten sie doch den Bedarf mancher reformatorischen Schriften nicht sofort decken; und so übte die Reformation wieder eine Wechselwirkung aus, indem sie eine bedeutende Vermehrung der Buchdruckereien herbeiführte.

Wir dürfen jedoch diesen Antheil des Buchhandels nicht überschätzen. Er war nicht selbstbewußt, aus eigener Initiative hervorgegangen, sondern so zu sagen, nur ein passiver. Wir müssen vielmehr aus der ungeheueren Verbreitung der Luther'schen Schriften schließen, daß der Reformator in seiner Sprache, seinem Denken und der ganzen Art seines Auftretens nur das in klarer Weise zum Ausdruck brachte, was unbewußt im Volke lag. Wie auch in der Natur allmählich das Leben zur Knospe und Blüthe treibt, so waren auch die Ideen, welche in Luther zur That wurden, nach und nach im Volksgeiste gereift. Er war die Stimme des Volkes, in seinen Schriften fand es sich selbst wieder.

Leider wurde diese Begeisterung nicht von allen Classen der Gesellschaft getheilt; gerade weil sich Luther an das Volk gewandt hatte und dies hauptsächlich der eifrigste Anhänger seiner Ideen war, so erhielt die ganze Bewegung in den Augen der Fürsten und Adligen, sowie auch der Gelehrtenwelt einen revolutionären Charakter, und dies verschaffte ihr außer den natürlichen Gegnern noch andere Feinde. Auch war die geistige Erregung der Zeit zu groß, als daß ihr nicht eine Abspannung hätte folgen sollen, und der deutsche Geist durch den Druck, der während des größten Theils des Mittelalters auf ihm gelastet hatte, zu sehr geschwächt, als daß er in seiner Gesammtheit die Errungenschaften der letzten Zeit mit der genügenden Kraft gegen seine mächtigen Feinde hätte vertheidigen können. Kaiser Karl V. aber, welcher zu dieser Zeit die Herrschaft über Deutschland ausübte, hatte leider keinen Theil des deutschen Geistes in sich, kein Verständniß für die Bestrebungen desselben, und arbeitete denselben daher mit aller Macht entgegen.

Das Zeitalter der Reformation hatte übrigens nicht nur auf dem religiösen Gebiete den Fortschritt des deutschen Geistes zu verzeichnen, sondern auch die Astronomie gelangte durch die von Kopernicus veranlaßte geistige Revolution auf diesem Gebiete zu einer Höhe, welche von keiner Nation übertroffen wurde. Da diese Wissenschaft stets nur von wenigen Auserwählten cultivirt wurde, so konnte von einer Wirkung des Buchhandels auf dieselbe keine Rede sein. Und dasselbe gilt auch noch jetzt. Um die Einzelforschungen dem Gesammtgeist der Astronomie einzuverleiben, bedarf es keiner den Buchhandel in Anspruch nehmender Manipulationen.

Wie sehr die übrigen Felder der Naturwissenschaften noch brach lagen, beweisen die damals häufig stattfindenden Schwindeleien mit dem „Goldmachen". Der Geist der naturwissenschaftlich-praktischen Ex-

findungen aber, welcher unser Jahrhundert auszeichnet, begann schon damals sich in der Erfindung des Kompaß zu zeigen.

Wenn auch die unmittelbaren traurigen Folgen der Reformation uns zu dem Schlusse zu führen scheinen, daß dieselbe unzeitgemäß oder doch in ihren durch die allgemeine Begeisterung herbeigeführten übereilten Folgen verfrüht war, und auch die Spaltungen der neuen aus der Reformation hervorgegangenen Lehre bewiesen, daß sie dem deutschen Geist nicht völlig entsprach, so wurde die Entwicklung desselben doch jedenfalls dadurch bedeutend gefördert. Das Recht der freien Forschung eröffnete der geistigen Arbeit auch auf religiösem Gebiete ein unermeßliches Feld der Thätigkeit. Zuerst freilich zeigte sich in der Anwendung der Folter- und Marterwerkzeuge, in den Hexenprocessen und dem Glauben an einen persönlichen Teufel, welcher durch Luther in bester Form als evangelischer Glaubenssatz anerkannt wurde, noch einmal die ganze Rohheit jener Zeit und der durch die Reformation hervorgerufene dreißigjährige Krieg drohte nun vollends alle geistigen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte aufzuheben. Doch kann ein Volk, so lange es nicht sein nationales Bewußtsein verloren hat, wohl eine Zeit lang auf gleicher geistiger Höhe stehen bleiben, aber ein Rückschritt ist nicht denkbar. Der nationale Zusammenhang Deutschlands war freilich nach dem dreißigjährigen Kriege sehr schwach und die geistige Kraft so sehr erlahmt, daß erst viele Jahrzehnte absoluter Ruhe eine allmähliche Stärkung herbeiführen konnten.

In dieser Ruhe eines von schwerer Krankheit Genesenden bildete sich endlich die Grundlage einer höheren Geistes-Kultur, als sie unsere Geschichte bisher gezeigt hatte, und als Träger derselben sehen wir den deutschen Buchhandel sich entwickeln. Während der Welthandel schon vor der Reformation in größter Blüthe stand, beginnt der Buchhandel erst im 16. Jahrhundert seine eigentliche Existenz, und zeigt damit am deutlichsten seinen innigen Zusammenhang mit dem nationalen Geistesleben.

Zuerst machte er seinen Einfluß auf die Bildung des Geistes im Allgemeinen dadurch geltend, daß er allmählich die Individualität zu heben begann, allerdings nur mittelbar durch die Bücher, wie während der Reformation, denn sein unmittelbarer Einfluß bildete sich erst mit seiner wachsenden Organisation. Dieser individualisirende Einfluß ist überhaupt das charakteristische Merkmal seiner Theilnahme an dem geistigen Fortschritt.

Während vor Erfindung des Buchdrucks die wenigen durch Abschrift vervielfältigten Bücher nur den Gelehrten zugänglich waren, und das Volk für seine Bildung nur auf mündliche Ueberlieferung ange-

wiesen war, wurde diese Erfindung jetzt allen Fächern des Wissens dienstbar gemacht. Um 1580 erschienen bereits Bücher über Bierbrauerei, über Landwirthschaft, über Weinbau ꝛc. Im Jahre 1539 hatte sogar schon der Staat durch Einführung der Censur den Einfluß des Buchhandels auf das Volk öffentlich anerkannt. Das Interesse, welches jedem neuen Erzeugniß des Buchdrucks entgegengebracht wurde, war ein weit größeres als heute; jeder ließ den Geist des Gelesenen voll auf sich wirken, diese Wirkung theilte sich je nach der rückwirkenden Kraft und der Empfänglichkeit der Andern in geschwächter oder gestärkter Weise weiter mit und so nahmen immer mehr und weitere Kreise Theil an der Bildung des Geistes.

Da die eigentliche Organisation des deutschen Buchhandels mit dem Tauschgeschäft begann, so mußten die Buchhändler nicht nur beim Verlag ihrer Werke, sondern auch beim Eintausch anderer auf die Neigungen des Volksgeistes Rücksicht nehmen, also in fortwährender Fühlung mit demselben bleiben.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts eröffnete Leibnitz dem deutschen Geist einen erfolgreichen Weg des Fortschritts. Während bis dahin noch immer das Lateinische die Schriftsprache der Gelehrten war, trat nun die deutsche Sprache an ihre Stelle; das erste Zeichen wissenschaftlich nationaler Anerkennung des deutschen Geistes. Natürlich mußte dies wesentlich zum Ausbau der deutschen Sprache mit beitragen.

Ganz allmählich begannen nun die Wissenschaften wieder aufzuleben; aber nicht aus sich selbst heraus konnte der deutsche Geist, dessen Selbständigkeit zu sehr geschwächt war, dies erreichen, sondern er wandte sich in seiner Ohnmacht an den italienischen und französischen Nachbarn um Hilfe. Der eitle Franzose machte nun seinen Einfluß auf allen Gebieten deutscher Kunst und deutschen Wissens geltend, mit seinen bezaubernden Umgangsformen brachte er auch seine bestrickenden Laster, mit seiner Leichtlebigkeit auch die Flüchtigkeit und den Leichtsinn, genug er wußte schließlich den deutschen Geist so zu fesseln, daß die ganze Kraft des gesammten Volkes dazu gehörte, den unangenehmen Gast wieder los zu werden.

Den deutschen Buchhandel trifft unzweifelhaft die Schuld, den französischen Einfluß bei seinem Beginn bedeutend begünstigt zu haben. Der geschäftliche Eifer der Verlagsbuchhandlungen, namentlich der Leipziger, betäubte das Nationalgefühl. Wenn es auch zur Aufgabe des Buchhandels gehört, dem Geiste Nahrung zuzuführen, so muß er doch zu unterscheiden wissen, ob diese Nahrung eine gesunde ist,

oder nicht, und darf sich nicht durch geschäftliche Vortheile verleiten lassen.

Es ist allerdings fraglich, ob man an den damaligen Buchhandel schon diese idealen Forderungen stellen durfte, vielleicht um so weniger, als das geistige Uebergewicht Frankreichs damals so stark war, daß sich selbst bedeutende Geister von demselben nicht frei erhalten konnten. Daß diese französische Beeinflussung des deutschen Geistes die traurigsten Folgen für denselben hatte, sehen wir an der unendlich langen Zeit geistiger Dürre, und wenn sich auch von Zeit zu Zeit eine Blüthe bildete, so trug sie doch keine Frucht. Mit dem preußischen König Friedrich Wilhelm I., Gottsched, Gellert und Klopstock schien sich der deutsche Geist endlich wieder zu emancipiren und zu wachsen und gelangte schließlich in Goethe zur vollen Blüthe. „Ein ächter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden!" klang in ihm die französische geistige Bedrückung grollend nach.

Wenn zwei geschichtlich neben- und miteinander sich ausbildende Thatsachen in so engem Zusammenhange stehen, wie der Geist eines Volkes und sein Buchhandel, so sehen wir stets den Einfluß des stärkeren Theils so lange auf den schwächeren wirken, bis er genügend erstarkt ist, um eine Rückwirkung ausüben zu können.

Das Gedeihen und Erstarken des deutschen Buchhandels hing aber entschieden von der sich allmählig ausbildenden Organisation desselben ab. Die Neigung, auf den deutschen Geist seinen Einfluß auszuüben, zeigte sich allerdings sehr frühzeitig; schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts suchte der Buchhandel durch leider sehr verkehrte Mittel, wie die Bücherlotterien oder durch den damals noch stark wuchernden Nachdruck, oder auf Wegen, welche durch betrügerische Speculationen unsicher gemacht waren, wie die Auctionen und Pränumerationen, die Bildung des deutschen Geistes zu unterstützen. Es ist jedoch sehr fraglich, ob auch nur die geringste geistige Wirkung dadurch erzielt wurde.

Im Allgemeinen zeigt die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts keine auch nur einigermaßen bedeutenden geistigen Productionen. So große Mühe sich die Buchhändler auch geben, dem Publikum ihre Verlagswerke aufzudringen, sei es durch neue Titel, die sie den alten Büchern geben, sei es durch Bestechung der Recensenten; der in den Büchern niedergelegte Geist erhob sich eben nicht über die Zeit, es konnte also auch ein Fortschritt durch die Bücher nicht erzielt werden.

Da endlich erhob sich der Geist aus der langen Ruhe. Von culturhistorischem Werthe ist die 1765 vom Berliner Buchhändler

Nicolai begonnene Herausgabe seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek".

Aber mit Lessings Laokoon 1766 und Kants Kritik der reinen Vernunft 1781 gelangte der deutsche Geist erst wieder zum Selbstbewußtsein, während zugleich im südlichen Deutschland Goethe mit seinem Götz von Berlichingen und den Leiden des jungen Werther (1773 und 1774), Schiller durch seine Räuber (1781) dem Geist der Poesie die gebundenen Flügel lösten.

Leider war der Buchhandel in seiner Organisation damals noch zu weit zurück, als daß er mit diesem Aufschwung des Geistes hätte gleichen Schritt halten können. Bloße Sortiments-Buchhandlungen gab es fast noch gar nicht, die Abrechnung geschah noch meistens durch Tausch. Die Werke wurden roh versandt und dem Publikum meist nur durch Cataloge bekannt gemacht. Allerdings gab es damals verhältnißmäßig sehr viele kritische Litteraturzeitungen, doch waren die Kritiker meist so bestechlich und unzuverlässig, daß ihre Urtheile den Werth verloren. Auch Goethe wird so ergrimmt über die Frechheit dieser Menschen, daß er sich äußert: „Schlagt ihn todt, den Recensenten."

Erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts gelangte die buchhändlerische Organisation zu einem gewissen Abschluß mit der Durchführung der à Cond.- und pro. nov.-Sendungen der Verleger an die Sortimenter. Zu gleicher Zeit wurde es auch üblich, die Werke brosch. zu versenden, und eine strengere Sonderung zwischen Verlag und Sortiment trat ein. Durch diese à Cond.-Versendung, eine nur dem deutschen Buchhandel eigenthümliche Einrichtung, wurde dem Recensenten-Schwindel ein Ziel gesetzt und das selbständige Urtheil des Publikums gebildet. Der Hauptvortheil derselben aber lag in dem Einfluß, welchen der Buchhandel auf die Bildung des Volksgeistes gewann. Denn der Sortimentsbuchhandel bemühte sich natürlich auf's Aeußerste, den Werken Absatz zu verschaffen und begann auch seinerseits mit der Versendung an das Publikum, welches dadurch in fortwährender Verbindung mit der Litteratur blieb.

Dieser Einfluß vermehrte sich in dem gleichen Maaße, in welchem die Sortimentsbuchhandlungen zunahmen. Und das geschah im Anfang dieses Jahrhunderts mit unglaublicher Schnelligkeit. Von etwa 350 mit Leipzig in Verbindung stehenden deutschen Firmen zu Anfang des Jahrhunderts waren am Ende des ersten Vierteljahrhunderts etwa 1000 geworden, trotzdem durch den Napoleonischen Druck viele Buchhandlungen zu Grunde gerichtet waren. Durch die schnell wachsende Concurrenz wurden die Sortimenter gezwungen mit peinlichster Genauigkeit

die geistigen Geschmacksrichtungen ihrer Kunden zu erforschen und denselben durch passende Ansichts-Sendungen Nahrung zu verschaffen; die Verleger aber, welche eine gleich große und dabei sehr oft gewissenlose Concurrenz zu bekämpfen hatten, durften nie die herrschende geistige Richtung der Nation aus den Augen verlieren. Sie mußten dabei auch erwägen, ob es moralischer war, die Richtung zu begünstigen oder zu bekämpfen.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts befand sich als Ausklang des französischen Einflusses die allgemeine Geistesrichtung auf einem äußerst schlüpfrigen Wege und auch die obscöne Litteratur war überaus reich, weil gerade in dieser Zeit des Ueberganges vom Tauschhandel zum à Cond.-Geschäft noch viele Verleger trotz der üblen Resultate an ersterem festhielten, und am leichtesten dadurch Geschäfte zu machen glaubten, daß sie der herrschenden Geistesrichtung schmeichelten, welche schließlich zur tiefsten Erniedrigung Deutschlands führte. Die Bereitwilligkeit, mit welcher der deutsche Volksgeist dem französischen Thür und Thor geöffnet hatte, rächte sich nun auf das furchtbarste.

Welch' regen Antheil der Buchhandel während der Napoleonischen Fremdherrschaft an der Erhaltung und Stärkung des deutschen Volksgeistes nahm, dafür haben wir hervorragende Beispiele in dem Hamburger Perthes und Palm, welch' Letzterer sich durch seinen Märtyrer-Tod ein Denkmal für alle Zeiten errichtet hat. Napoleon, welcher es als erste Aufgabe seiner Politik betrachtete, die deutsche Nationalität zu vernichten, hatte den innigen Zusammenhang des Buchhandels mit derselben wohl erkannt, suchte daher zuerst die Organisation des Buchhandels zu zerstören. Die Völkerschlacht bei Leipzig brachte auch dem Buchhandel die Befreiung.

Zu Führern des allmälig nun wieder erstarkenden Nationalbewußtseins bildeten sich im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die politischen Zeitungen aus. Sie errangen sich nicht nur auf politischem, sondern auch auf dem Felde der Litteratur in kurzer Zeit einen großen Einfluß. Bald darauf, hauptsächlich aber erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, erlangten die belletristischen illustrirten Zeitschriften eine Bedeutung, welche sie zu Bildnern des Volksgeistes werden ließ.

Der großen Aufregung der Freiheitskriege folgte die unvermeidliche Abspannung des Volksgeistes. Willig fügte er sich wieder dem Druck vieler Regierungen Deutschlands, häufig sogar dem Despotismus kleiner Fürsten, bis er endlich im Jahre 1848 genügend erstarkt war, um die Fesseln zu sprengen.

Wenn auch die Resultate den hochgespannten Erwartungen

nirgends entsprachen, so zeigten die Revolutionen des Jahres 1848 den Regierungen doch, was der Volksgeist von ihnen verlangte. Je einheitlicher und anhaltender sich derselbe gezeigt hatte, um so mehr erkannten sie die Berechtigung seiner Forderungen an und suchten dieselben mit ihren Machtvollkommenheiten in Einklang zu bringen.

In dieser Zeit sehen wir in dem kleinen Schleswig-Holstein den Kampf des Deutschthums gegen seinen Unterdrücker. Dänemark ist und war damals ein zu kleiner Staat, als daß sein Geist, wie ehemals der französische auf Elsaß-Lothringen, übermächtig auf den deutschen Schleswig-Holsteins hätte wirken können. Trotzdem auch hier der Erhebung von 1848 eine Reaktion folgte, erhielt sich ungeachtet aller Unterdrückungen und Gewaltmaßregeln das Deutschthum. Unter der Eisdecke kalter Resignation lebte es fort und brach endlich 1864 die verhaßte Dänenherrschaft. Deßhalb drückt auch die politische Haltung Schleswig-Holstein's nach dem Kriege nur die Sympathie des deutschen Geistes aus. Es wollte nur deutsch sein, das Uebrige war Nebensache.

Auch bei dieser Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit war der Buchhandel stark betheiligt. Sei es in politischen Broschüren, in klagender Poesie, in Romanen oder in geschichtlichen Werken, fortwährend wurde Deutschland durch Buchhändlerische Erzeugnisse daran erinnert, daß die deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein, „ein verlassener Bruderstamm", unter fremdem Joche seufzten. Vergeblich mühten sich die Dänen in den Herzogthümern, den Deutschen Geist zu unterdrücken. Die Maßregelung des Schleswiger Buchhändlers Fr. Heiberg vermehrten im Lande nur den Haß gegen Dänemark und im übrigen Deutschland die Sympathie für Schleswig-Holstein. —

In den fünfziger Jahren hatte sich der Colportagebetrieb allmälig organisirt. Trotz der vielen unangenehmen und schwindelhaften Seiten dieses Betriebs muß man doch anerkennen, daß er durch seine Resultate nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Nothwendigkeit seiner Existenz nachgewiesen hat; er ist jetzt ein unentbehrliches Glied in dem Organismus des Buchhandels. Er ist es gerade, welcher direct auf den Volksgeist wirkt; er ist es, welcher die populärisirten Wissenschaften in's Volk trägt; er ist im Stande in kürzester Zeit Begeisterung oder Antipathie des Volks hervorzurufen. Es gehört jetzt allerdings noch zu seiner Charakteristik, sich auf die schon im Volke vorhandene Stimmung zu stützen und sie zu stärken. Aber seine Macht wird mit der zunehmenden Intelligenz seiner unmittelbaren Vertreter so erstarken, daß er schließlich auch selbständig auftreten kann. Ihm verdanken in neuerer Zeit alle auf das Volk berechneten Unternehmungen ihren Erfolg

und oft wohl auch ihr Entstehen. Welch' veredelnden Einfluß übten die verschiedenen massenweise in's Volk gebrachten Klassikerausgaben, namentlich die illustrirten von Hallberger und Grote auf den Volksgeist! Die Ergebnisse der gelehrten Forschungen auf den Gebieten der Naturwissenschaften, Medicin und Rechtswissenschaften gelangten auf diesem Wege schnell in alle Schichten des Volkes, und die Weltgeschichte, die Lehrerin aller Völker, wird dem Volksgeist zum vollen Bewußtsein gebracht. Da sogar die Mathematik (Maier, Stuttgart) und Astronomie das Gebiet der Colportage betreten, so muß es uns nur wundern, daß die Philosophie und Moral, welche doch der deutschen Volks-Seele am nächsten stehen, noch nicht auf diesen Weg gelangt sind.

Es scheint jedoch, daß, wenn der geistige Fortschritt jetzt nicht unterbrochen wird, auch dieses Gebiet nun der Popularisirung unterworfen werden soll. Die vom Lessing-Verein hervorgerufene kleine Schrift von Gizycki „Die Grundlehren der Moral" und einige ähnliche Werke scheinen ein Zeichen des Beginn's einer edleren Zeit.

Während wir nach der Entstehung der Buchdruckerkunst den Einfluß der Bücher auf den Volksgeist als einen individualisirenden sich bemerkbar machen sehen, bewirkt nun die bedeutende Ausdehnung des Buchhandels und sein dauernder specieller Einfluß auf das Individuum eine Rückwirkung desselben auf den Volksgeist. Wie mächtig diese in neuester Zeit hervortritt, sehen wir in Rosegger, Defregger, Deubler, dem Dichter, Maler und Philosophen aus dem Bauernstande.

Andererseits sehen wir fürstliche Personen sich in den Dienst der Wissenschaft und Litteratur stellen, wie Prinz Georg von Preußen, Königin von Rumänien, Erzherzog Johann von Oestereich, Herzog Carl von Bayern ꝛc.

Aber nicht nur für Deutschland allein wirkt der deutsche Buchhandel. Wie er durch seinen Centralpunkt Leipzig mit allen Erdtheilen in Verbindung steht, so erstreckt sich auch sein Einfluß auf alle Culturvölker der Erde. Er vermittelt schnell jede geistige Errungenschaft und wird damit zum Träger der Weltlitteratur.

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 hat uns bewiesen, daß der deutsche Geist dem französischen jetzt weit überlegen ist. Die Einmüthigkeit im Widerstande gegen die nachbarschaftlichen Eroberungsgelüste war keine künstlich hervorgerufene, sondern nur die natürliche Rückwirkung der französischen Bedrückungen, zugleich aber lag auch das Vertrauen auf die einheitliche Macht Deutschlands darin. Das Gefühl der Kraft und geistigen Ueberlegenheit, welches uns die Siege über Frankreich erkämpfte, und dessen nächste That die Errichtung des

deutschen Kaiserthrons war, gilt mehr als die übrigen Errungenschaften, welche der Friedensschluß uns zusicherte, von denen der Länderzuwachs vom deutschen Geist nun erst erobert werden muß.

In allen nur möglichen Formen der litterarischen Production nahm der Buchhandel an dem großen geschichtlichen Ereignisse Theil. Eine Zusammenstellung der auf dasselbe bezüglichen, bis jetzt erschienenen Werke repräsentirt einen stattlichen Catalog. Aus allen aber strahlt uns die Freude über die Einigung des deutschen Geistes entgegen, wohl auch Spott über den Leichtsinn und die Phrasenhaftigkeit unserer Feinde, aber keine Ueberhebung. Die Wahrheit und Kraft des Selbstbewußtseins führte uns zum Siege, verbürgt uns aber auch ein ferneres Fortschreiten auf dem Wege der geistigen Bildung.

Da es keinen Stillstand im Geistesleben eines Volkes gibt, so kann natürlich auch von dem Abschluß einer Wissenschaft keine Rede sein. Ueberall strebt der Geist zum Fortschritt und sucht auch die Religion immer edler zu gestalten. Und wenn auch die feste Gliederung unserer Glaubenssätze das Rütteln an einem derselben bedenklich erscheinen läßt und den Einsturz des ganzen Gebäudes herbeizuführen droht, so wird doch sicher ein weiterer Fortschritt des Geistes auch eine fortschreitende Aenderung unserer Religion mit sich bringen. Die altkatholische Abzweigung und der Protestanten-Verein scheinen die ersten Anfänge zu sein.

Der Buchhandel aber, Sortiment wie Verlag, soll dessen eingedenk sein, daß die Art seiner Geschäftsführung stets eine Begünstigung oder Benachtheiligung des fortschreitenden Volksgeistes ist.

Je mehr dann auch jeder Einzelne an der Bildung seines Geistes arbeitet, desto höher erhebt sich auch der Volksgeist durch ihn, nicht nur als Theil des Volkes, sondern auch durch seinen Einfluß auf seine Umgebung.

Durch die Geschichte aber sehen wir es begründet, daß nicht die Militärmacht, nicht Reichthum der Nation, nicht die Höhe ihrer Cultur, sondern daß allein der gesunde und kräftige Volksgeist es ist, welcher die Staaten erhält und mächtig macht.

„Nichtswürdig die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Bernh. Meyer.

Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung der Buchdruckerkunst in Amerika.

Von

Dr. Ernst Kelchner.

Der erste ständige Buchdrucker Christian Egenolff in Frankfurt am Main*) hatte einen Sohn gleichen Namens. Von seinen übrigen Kindern waren zwei Töchter, die eine an Buchdrucker und Schriftgießer Jacob Sabon und die andere an den Buchdrucker Conrad Berner verheirathet. Der Erstere ist heute noch in der Buchdruckerwelt, durch seine nach ihm benannten Schriften (Sabon Fraktur)**) bekannt, der Andere dagegen ist es weniger geworden. Für uns hat Berner nur

*) Grotefend, H., Christian Egenolff. Frankfurt am Main 1881. — Kelchner, Allgemeine deutsche Biographie, Band 6. S. 467 u. 468.

**) Zu Anfang der Druckerey sind die lettern nachdem man die Holtz-Buchstaben abgeschafft und eine bessere Art erfunden in platten Messingstöck gravirt, und in bleyern Matrizen nachhero aber als die Kunst gestiegen und zur perfection gebracht worden auff etwas längere stahlne Stempel geschnitten und sodann in kupfferne Matrizen abgeschlagen worden. Eine so genandte Cölliſche Current oder Duytsch Fractur von den Egenolffischen ersten Schriften von platten Messingstöck, welche muthmäßlich wohl zu Mayntz von Hans à Petersheim oder doch wenigstens von Ihme zu Frankfurth, als sich derselbe wegen der Mayntzer Unruhe und einnehmung der Stadt, daselbst niedergelassen, und von der auch andere Orthen mit Schrifften versehen, wie wohlen Er weder Schrifftgieserey noch Druckerey gehabt, geschnitten seyn, mag, befindet sich noch in der Lutherischen Schrifftgieserey, welche Christ. Egenolff der Schriftgieserey und Druckerey zusammen geführt, und eben dieserthalben nicht allein wegen seiner Kunst, sondern auch seiner Gelehrsamkeit halben, wie ingleichen dessen Frau, denen verschiedene Bücher in damaligen Zeiten dediciret worden, berühmt gewesen, vermög der auff den hölzernen Schrifften-Käſtlein marquirten Jahrzahl ao 1526 besessen. Eben diese Schrifft wurde ex Post von dem Tochter-Mann mentionirten Christ. Egenolffs. N. N. Sabon neugeschnitten und hat nach dessen Nahmen die Benennung Sabon Fractur erhalten. Vid.: die alten Schrifften Prob Egenolffs Wittwe und Erben Sabon und Berner de ao 1591.

das besondere Interesse, daß er der Stammvater der Besitzer der späteren Luther'schen Schriftgießerei wurde und dadurch in unserer Darstellung der Verbreitung der Buchdruckerkunst in Amerika zu erwähnen ist, wie wir später sehen werden.

Die Berner'sche Familie war eine zahlreiche und kam durch Heirath mit der hiesigen Luther'schen Familie schon frühzeitig in Verbindung. Johann Berner, ein Brudersohn des Conrad Berner, war Buchhändler und Schriftgießer und setzte die Egenolff'sche Schriftgießerei fort. Dessen Sohn Matthäus, der Doctor beider Rechte und Procurator war, heirathete Marie Salome Uffenbach; während die andere Tochter, Magdalena, Samuel Hailandt zum Ehegatten hatte, erhielt die dritte Tochter, Catharine, Johann Luther zur Ehe. Dieser führte nun in Gemeinschaft mit seinem Sohne, Johann Erasmus Luther, die Egenolff-Berner'sche Schriftgießerei fort. So wurde diese alte Schriftgießerei beinahe drei Jahrhunderte hindurch fortgeführt, bis dieselbe durch Erbschaft auf den würtembergischen Hofrath Luther kam, der sie durch einen tüchtigen Factor verwalten ließ und zwar in dem Hause zum alten Frosch, neben dem goldenen Roß in der Buchgasse, wo sie sich seit 1579 befand.*)

Im Jahre 1883 waren es zweihundert Jahre, daß die ersten Deutschen nach Amerika ausgewandert waren. Unter den ersten, dahin gezogenen befanden sich einige Frankfurter Familien. Sie waren durch William Penn, den Begründer von Pennsylvanien, veranlaßt, eine Gesellschaft zu gründen, um sich in der neuen Welt zum Ankauf von bedeutenden Ländereien zum Behufe der Ansiedelung zusammen zu thun. So wurde eine Gesellschaft gegründet, die aus fünf Hauptstämmen bestand, von welchen die drei ersten wieder aus Frankfurtern zusammengesetzt waren. Im Ganzen waren 15 000 Acker Land angekauft worden, von denen wieder jeder Stamm 5000 Acker erhielt, die unter den betreffenden Stamm vertheilt wurden.

J. Van der Walle, der in zwei Stämmen vertreten ist, war der Kaufmann, dessen Bekanntschaft Penn in Frankfurt 1677 gemacht hatte. Caspar Merian gehört zu der bekannten Künstlerfamile, Johann Jacob Schütz (1640—1690) war Spener's Freund, Rechtsconsulent in Frankfurt und der Verfasser mehrerer Kirchenlieder. Johann Wilhelm Ueberfeld, ein Kaufmann, ging 1684 nach Holland, wo er als Anhänger der Jacob Böhme'schen Mystik schriftstellerisch auftrat und

*) Münden, Historischer Bericht von den Frankfurtischen Buchdruckern ꝛc. Frankfurt 1741. 8.

durch seine strenge Selbstverläugnung viel Aufsehen erregte. Diese Ebengenannten bildeten den ersten und zweiten Hauptstamm, während der dritte Frankfurter Stamm von Jacob Van der Walle, Georg Strauß und Daniel Behagel gebildet wurde. Wenige Jahre nach der Entstehung der Gesellschaft, im Jahre 1686, wurde dieselbe neu organisirt. Doch von allen Mitgliedern der Gesellschaft hatte keiner Lust, persönlich auszuwandern, nur Franz Daniel Pastorius (1651—1719), welcher zum Gründer von Germantown in Pennsylvanien wurde. „Germantown war über hundert Jahre lang eine deutsche Stadt. William Penn predigte dort in deutscher Sprache. Noch länger aber blieb es der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs, der Ort, wo deutsche Bücher und deutsche Zeitungen herauskamen. Im Jahre 1738 errichtete Christoph Sauer (ebenfalls ein Frankfurter) dort eine deutsche Druckerei und Verlagshandlung, welche 40 Jahre lang erfolgreich bestand und dann nur durch eine gewaltsame Katastrophe im Strudel der Revolution unterging. In Germantown wurde 1743 die deutsche Bibel in einer stattlichen Quartausgabe gedruckt, die erste Bibel, die auf dem westlichen Continente in einer europäischen Sprache erschien. Dort kam am 20. August 1739 das erste deutsche Zeitungsblatt heraus, der „Hochdeutsch Pennsylvanische Geschichtschreiber", welcher den Reigen der deutsch-amerikanischen Presse eröffnet. In Germantown war die erste amerikanische Papiermühle und erste Schriftgießerei." So berichtet uns Seidensticker in seiner Jubelschrift und Andere*). Christoph Sauer war ein Mann von vielen Kenntnissen und ein erfahrner Buchdrucker, war von Frankfurt nach dorten ausgewandert; hatte einen Sohn, der in seine Fußstapfen würdig trat. Er starb 1760, der Sohn 1784. Zwischen diesem Christoph Sauer und dem obenerwähnten Hofrath Luther, dem Besitzer der Egenolff-Berner'schen Schriftgießerei, entstand wegen Anschaffung von Lettern 2c. ein lebhafter Briefwechsel, der aber vom Zahn der Zeit ereilt worden zu sein scheint und wohl gänzlich verloren gegangen ist. Nur weniges kam uns durch Zufall in die Hände, und glauben wir durch den nachstehenden Abdruck dieser Fragmente der Wissenschaft zur Geschichte der Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Amerika einen Dienst erweisen zu können.

Unter den Briefen befinden sich auch welche von Christian Schütz

*) Seidensticker, Oswald, Die erste deutsche Einwanderung in Amerika und die Gründung von Germantown im Jahre 1683. Philadelphia 1883. — Fabricius, J. F., Notizen über die Einführung und erste Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Amerika. Hamburg 1841. — Thomas, J., The history of printing in America. *Worcester, Massachusetts* 1810. Ed. II. Albany 1874. 2 vol. — Kelchner, a. a. O.

in Homburg vor der Höhe, an Hofrath Luther gerichtet, die wir des Zusammenhanges wegen hier ebenfalls zum Abdrucke bringen müssen. Ueber Christian Schütz wollen wir noch Folgendes bemerken.

In dem Kirchenbuche der reformirten Gemeinde in Homburg vor der Höhe findet sich nachstehender Eintrag: „Gestorben 1750 den 4. Jannuarii Herr Christopf (?) Schütz, Cammerschreiber bei Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht der verwittweten Frau Landgräfin, ward beerdigt den 7., seines Alters 60 Jahre". Demnach muß er 1690 oder 1689 geboren sein. Die erwähnte Landgräfin war Christiane, Wittwe des Landgrafen Friedrich III. Jacob, eine geborne und vorher vermählte Gräfin zu Nassau-Saarbrücken.*)

Schütz war seines Standes ein Küfer und in Umstadt in der Rheinpfalz geboren. Er nennt sich selbst „einen armen Laien, welcher von seiner Kindheit an bis auf diese Stunde bei schwerer Arbeit in Wäldern, Feldern und Weinbergen im Schweiß seines Angesichtes sein Brod gegessen". Er hatte sich zu der von Dr. med. Kämpf, zuerst in Zweibrücken und dann seit 1734 in Homburg geleiteten Inspirationsgemeinde gehalten. Er war Verfasser von vielen Liedern, die sich aber frei von den gröbern separatistischen Ausschweifungen hielten. Außerdem war er Verfasser einer ganzen Reihe von Schriften, meist geistlichen Inhalts, unter denen wir hier hervorheben wollen: „Geistliches Harpffenspiel der Kinder Gottes oder 100 Zionitische Gesänge 1725." „Die Stimme des Bräutigams und der Braut Jesu Christi von der herannahenden Hochzeit des Lammes 1725." „Die Bußposaune 1725." Er war auch Sammler und Herausgeber des als „Universalgesangbuch der Separatistenlieder" anzusehenden „geistlichen Wurz-, Kräuter- und Blumen-Garten", welches Buch in den Jahren 1738—1744 in fünf Bänden, theils zu Homburg vor der Höhe, theils zu Philadelphia in Pennsylvanien gedruckt ist.**) 2c.

Schreiben von Christian Schütz an Hofrath Luther.

dd. Homburg, den 4. Octobris 1740.

Jn Gott geliebter Herr und Freundt!

Ihr geehrtes vom gestrigen dato habe heute wohl empfangen und was die begehrte Nachricht von Herrn Sauer betrifft, So hat er

---

*) Diese Notiz verdanken wir der Freundlichkeit des Herrn Dekan Enke zu Gonzenheim bei Homburg v. d. H.

**) Koch, E. E., Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 3. Aufl. Band VI. S. 174—175. — Wetzel, J. C., Hymnopocographia. Helmstedt 1719—28. Band IV. S. 452—462.

ehedem (so viel mir wissend) in Wittgensteinschen gewohnt, und ist vor etwa 12 bis 15 Jahren mit Frau und Kinder in Pensylvanien gezogen allwo er gegenwärtig in Germantown wohnt. Ich habe ihn aber zu der Zeit, da er noch in hiesigen Landen wohnte, nicht gekanndt, sondern meine Bekanndtschaft mit ihm hat sich erst vor etwa 10 Jahren folgendergestalt gemacht. Alß ich mein so genanndtes Geistliches Harffenspiel das erstemahl drucken lassen, so verehrte ich 2 Exemplare davon einem guten Freund, welcher dann das eine davon einem Freund auß Mannheim verehrte, und dieser schickte es an einen guten Freund in Pensylvanien, und weilen es solcher verschiedenen Leuten drinnen zeigete und zu lesen gab, denen es sehr wohl gefiel und erbaulich fanden; so kriegte ich das Jahr darauff (und zwar A. 1729 wie mich erinnere) einen Brief drinn heraus, darinnen man mir von diesem Büchlein Meldung that, und mich ersuchte eine Parthy hinein zu schicken, mit versichern: daß Sie ihren Seegen darinnen haben würden, welches denn auch also geschah, und weil man mir das Jahr darauff wieder schriebe und noch mehr verlangte, so schickte ihnen noch mehr, und weil in solcher Zeit meine Guldne Rose und geistliche Correspondentz auch ware gedruckt worden, so legte ich davon etliche Exemplare zur Probe bey, und weil auch solche ihre Liebhaber fanden, so kriegte das Jahr darauff wieder Brieffe, daß ich doch von allen noch eine gute Parthy schicken mögte, und weil man mir dabey von allen Umständen Meldung that, daraus ich ersahe, daß es sonderheitlich an guten und erbaulichen Büchern großer Mangel drin war, und wohl zu besorgen wäre, daß die Leute sonderlich diejenigen die auff dem Lande wohnen, und weder Pfarrherr noch Schulmeister haben, wiederum in ein wildes Heydenthum, wegen grober Unwissenheit, auffwüchsen, wenn man ihne darinnen nicht hülffliche Hand böthe, und man mich eben deswegen ernstlich ersuchte ihnen, in diesem Falle nach möglichkeit zu dienen, so sendete ihnen denn nebst meinen eigenen Büchern, noch eine gute Parthie von Bibeln, Neuen Testamentern, Arnds Christenthümern, Kempis Nachfolge J. C. und andere dergleichen viele mehr, daß dieses einen Stiebig voll, von etwa 6 Zentner ausmachte, und weil sie mir berichtet hatten, daß der Band drinnen nicht nur sehr theuer, sondern auch wohl nicht zu haben wäre, so ließ ich sie denn auch mehrertheils binden, wie ich denn auch damals nur vor den Band an verschiedene Buchbinder wohl bey oder über 100 Rthr. zahlen mußte und weil ich das Vermögen selbst nicht hatte, auch kein Mensch, dem ich davon sagte, mir deswegen unter die Arme greiffen wolte, und ich also das Geld dazu lehnen und borgen mußte, so *geriethe darüber in* ziemlich starke Glaubens-Proben, jedoch weilen ich

dafür hielte, daß Gott dieses an mich begehrte, und er meinen Glauben dabey prüffen wolte, so wagte denn alles auff ihn, und schrieb denen, an die ich die Bücher Addressirte, daß sie solche denen Armen die sie begehrten umsonst den vermögenden aber um einen billigen Preiß geben und solches Geld das die Vermögenden bezahlten, ebenfalß an die Arme (deren es unter denen Neu-Ankommenden sehr viel drin gibt) austheilen solten, welches denn auch also geschehen, wie ich denn vor alle die Bücher, welche ich bis daher hinein gesandt, und sich wohl nach dem hiesigen gemeinen Preise über 1000 fl. belauffen nicht einen Heller vor mich empfangen noch begehret, sondern alles um Gottes und des Nächsten willen gethan, und gewaget habe, und ich kann es nicht läugnen, daß meine Glaubens Proben dabey sehr schwer gewesen, weil wir nicht nur niemand darinnen wolte beystehen, sondern auch sogar diejenige die viel Werks vom Christenthum machen, und mir alle meine Last gleichsam nur mit einem Wort hätten abnehmen können, solches nur nicht thaten, und nicht einen Heller darzu gaben, sondern es mir noch dazu als eine große Verwegenheit und Thorheit auslegten, daß ich solches gethan hätte und ich weiß nicht ob ich mich irre, wenn ich sogar schließe, daß sich auch wohl einige darin gekitzelt hätten oder wohl gar zur Schande gediehen wäre, welches aber Gott in Gnaden verwehrete und geschaffet, daß meine Versuchung in diesem Stück ein solches Ende genommen, daß ich es habe können ertragen und tausend Ursache finde, Gott für seine Gnade und daß er es also geschickt hat, zu danken.

Nun, als dann nun diese ziemliche grosse Parthie Bücher wieder nebst einem Segen vor die Armen (auf obgedachte weise) hinein kam, und zum Preise Gottes ausgebreitet wurde, so kriegte ich darauff vom Freund Sauer einen Brieff, darinnen er mir sowohl in seinem eigenen, als aller gut gesinnten und um den Schaden Josephs bekümmerten Seelen in Pensylvanien, danckete, daß ich mich ihres Mangels in diesem Stück in so weit angenommen und stellte mir dabey vor, wie er nebst neuen guten Freunden schon lange darauff bedacht gewesen wäre, eine kleine deutsche Druckerey drinnen auffzurichten, daß sie nur etwa ein Namen-Buch und Calender drucken, da er dann in den Calender nicht nur immer so einige nöthige und erbauliche Theologische Dinge, sondern auch für allerhand Krankheiten so einige Hauß-Mittel einführen wolle und also damit dem grossen Mangel in solchen beyden Dingen in etwas abzuhelffen suchen, und er meynete, wenn er nur etwa einen guten halben Centner Schrifft hätte, so ginge es schon an; ich stellete ihm aber vor, daß solches pur unmöglich wäre und wenn sie nicht 2 bis 3

Centner Schrifft hätten, so wäre es nichts ꝛc. Darauff er mir denn nach öfftern Briefwechsel schriebe, ich sollte es denn nun nach meinem gutfinden anordnen, und als ich mich darauff deswegen mit Ew. Hochwohlgeborenen Herrn Vater seel. besprach, so sagte mir derselbe, daß es auch so nicht anginge, wie ich es geschrieben, zumahl weil es zweyerley Schrifft, nebst einer Titel Schrifft seyn müßte ꝛc. ꝛc. worauff ich es denn ihme übergab nach seinem gutfinden zu machen, da er dann ohngefähr 5 bis 6 Centner giesen liese, die ich ihnen dann sendete, allein als sie hinein kam, so war sie doch nicht so hinlänglich, daß sie etwas rechtes hätten bearbeiten können, und sie bestellten darauff noch viele Defecte, nebst einer gantz neuen Schrifft, welche denn Ew. Wohlgeboren diesen verwichenen Sommer vollend übersendet. Aus diesem Handel ich denn überhaupt so viel wahr genommen, daß dieser Sauer ein ehrlicher gewissenhaffter und gantz ungemein würksamer und geschickter Mann ist; welcher sich Tag und Nacht auff alle Wege und Weise bemühet Gott und seinen Nächsten mit denen Gaben die er von Gott besitzet zu dienen, denn es schreibt mir letzteres ein anderer guter Freund aus Springfieldt Mamerts, in Pensylvanien folgendes von ihm: „Der Freund Sauer ist ein weiser und sehr angesehener Mann hier im Lande, er hat ein zwey-stöckigt steinern Hauß in Germantown gebaut, nebst einer Dreher- und Glaser Werkstatt sehr gemächlich, wie auch diesen Sommer einen Bau vor seine Buchdruckerey und auch etwas vor Kienruß darinn zu brennen, welches er theils vor seine Buchdruckerey braucht, das übrige aber ins große und Kleine verkaufft: treibet also gegenwärtig Sechs Handthierungen nemlich 1. Doctor Chyrurgie, Aderlassen und eine kleine Apothec rechne ich nur vor eine, 2. das Uhrmachen, denn er macht grose und kleine Uhren, da ihm denn eine von den Kleinen die nur zeigen, vor 10 Thlr. von den anderen aber vor 40 biß 50 Thlr. bezahlt wird. 3. die Drechslerey, da er denn vor ein Spinnrad (z. B.) 12 biß 13 Schiling oder Teutsche Kopffstück bekommt. 4. Das Glasern da er denn auch zugleich die Rahmen machet, auch machet er Bley Züge, deren einer 30 bis 40 fl. komt, 5. Die Buchdruckerey, womit er sehre wohl 1000 fl. verdienet, ohne was die Drucker Gesellen gekostet. 6. Das Kienruß machen ꝛc. Seine Familie besteht in 3 Personhen, nemlich Er, seine Frau und Sohn, der nun in die 20 Jahr alt ist, und weil seine Frau bei 10 Jahr schon in obgedachtem Closter*) so hält er an deren statt ein ältlich

*) Nehmlich in dem großen Closter der Siebentägischen Opfer, Germantown, zu Ephraia in Lancaster County.

Frauen-Mensch zur Magd, die ihm Hauß hält. Er kann aber seine Frau wohl entrathen und lebet jetzo viel ruhiger als wie sie noch bey ihm war ꝛc. ꝛc."

Dieses ist denn also die Nachricht von den gegenwärtigen Umständen des Herr Sauers, die mir ein Glaubhaffter guter Freund de dat. Sp. den 6. Obr. 1739 aus Pensylvanien berichtet, welche ich denn also aus dessen Brief Extrahiret Ew. Wohll. hiermit übersenden wollen und wenn sie auch noch weitere Nachricht von seinem Geburts ort und Umständen von der Zeit da er noch hiesiger Landen gewohnet zu wissen begehren, so glaube daß ihnen Herr Groß (der ihn, wie ich glaube wohl gekandt hat) damit an Hand gehen können, wowit Ew. Ed. Göttliche Obhut empfehle und bleibe

Meines Hochgeehrten Herrn und Freunds
ergebener Freund und Diener
Homburg, den 4 Fbr. 1740. Schütz.

Extract Schreibens von Herrn Christoph Sauer aus America zu Germantown in Pensylvanien, an Hoffrath Luther zu Frankfurt am Mayn 1740 mens. Septbr.

Auff des Herrn Begehren, wie es mit hiesigen Landes-Druckereyen bestellt sey, dienet so viel mir bewust. Ohngefähr 50 Meilen von hier in einer Stadt Boston genandt ist eine hohe Schule woselbst ein Kind biß auff die Cantzel befördert wird, in Engelischer Sprach, und daselbst sind auch etliche englische Druckereyen, desgleichen ist eine hohe Schule zu Anapolis auch wie oben, woselbst ebenfalls Druckereyen in englischer Sprach.

In New-York, 15 Meilen von hier sind auch zwey Druckereyen vor holländisch und englisch im Mariland und dieser Nachbarschafft sind gleichfals englische Druckereyen, wovon hauptsächlich Mariland Catholisch. In Phyladelphia sind meistens zwey Druckereyen gewesen, es wohnte auch vor etlichen Jahren ein 3ter daselbst, welcher aber nicht arbeit genug hatte, und von da weg zog, der eine Drucker in Phyladelphia hält noch eine Druckerey in Carlston und hält sich einen Drucker drauf, welchen er mit den nöthigen Lettern fournirt, und den 3ten Theil des Profits ziehet ꝛc. Da der englische Prediger Georg Wietfield bei mir ab und zu gehet, werde ich im Englischen auch zu thun bekommen und es scheint, daß ein Gymnasium errichtet werden solle auff Hallischen Weysen Hauses Fuß, jedoch lauter Engländer ꝛc. Keine englische Bibel ist noch in America gedruckt, und solle mit einer teutschen schwer hergehen, wegen schweren Anlagen der Schrifften, des Pappiers

und Gesellen-Lohn, welcher sonderlich schwer fällt, ich hab einen Jungen gelehrt, und ihm, weil er sehr fähig und im ersten Monath denen andern Gesellen gleich gearbeitete, in 17 Wochen frey gesprochen und 100 fl. dazu gegeben, zwar eben nicht als ob es hier gewöhnlich, sondern weil ich Keinen andern haben konte, und dieser war um Uhren zu machen an mich bedinget, sonst aber ist das Papier in solchen Preiß, daß das geringste Rieß zum Drucken 2½ fl. stehet, dasjenige wovon das Gesangbuch gedruckt ist, kostet das Rieß à 20 Buch 3½ fl. von Wietfild's Predigten 3 fl. Es verhält sich aber mit meiner Druckerey also: daß wenn ich auch Jahr und Tag umsonst druckte, so solte es deswegen an Lebens Mitteln nicht mangeln, ich strecke mich allezeit nach der Decke, meine Menage ist klein, ich bin zwar kein reicher Mann, begehr auch keiner zu werden, daß ich aber vor reich angesehen werde, ist nur die Ursach, daß ich alles vor baar Geld kauffe, ich verborge aber auch nichts, als wo ich gewiß bin, daß es zu rechter Zeit fält oder wo es ein armer Mann nicht hat und nicht kan, da vergebe ichs vorher, und führe kein Buch darüber, so ist allezeit meine Rechnung richtig ꝛc. ꝛc.

Zur Bibel, welche in groß 4° zu drucken gedenke, haben einige gute Freunde zur erleichterung ein merkliches dazu geschenkt über das so hat der englische Prediger Wietfield nach London geschrieben, um die Societät Charitatis und vermuthen das Papier dazu auch sind sonst noch verschiedene versprechungen geschehen, so dürffte das Land eine wolfeile Bibel bekommen, von Druck daß es junge und alte lesen können, wenn dann das Papier dazu (welches wir täglich vermuthen) ankommt, so werde publiciren, daß jedermann an diesem Präsent theil habe und wer eine Bibel haben will, solle etwa 30—40 Kr. zur Angab praenumeriren damit ich gewiß wissen möge, wie viel zu drucken seyen, und werde alsdann publique Rechnung thun, etwa im Calender oder wie es sich fügt, und solte mir lieber seyn, wenn ich auff solche weise meinem Nächsten dienen und Gott verherrlichen kann, als wenn ich einen großen irdischen Schatz vor mich oder meinem gegenwärtig 20 jährigen Sohn (welcher ohnedem hierinnen mit mir eines sinnes) beylegen konte. Und läßt sich im übrigen auff eine teutsche Druckerey sonderlich kein facit machen, wenn man auch wolte, wegen der vielerley meynungen in Religions-Sachen ꝛc. ꝛc.

Wegen den Indianer und ihrer Sprache und Caractern ihrer Schrift, wovon Ew. Wohlgeb. Nachricht begehrt kan nur dieses sagen: daß sie eigentlich ein sehr einfältiges Volk, welche von gelehrtheit nichts, auch keinen Druck, noch einige schreibart unter sich haben; vor ein

paar Jahren sandte unser Gouverneur und nebst dem unser Landesherr Tomas Penn einen abgesandten der ihrer Sprache kundig, zu denen sogenanndten 5 Nationen, zu sehen wie es mit ihnen stände, in ansehung des Friedens zwischen ihnen und der englischen Nation, diese sandten nicht nur einen, sondern es kamen wohl 100 Mann nebst den Königen. Diese hatten etlich Articula worauf der Frieden beruhen solle, und soviel Artickel abzuhandlen waren, so viel Hölzlein hatten sie, welche nach der Wichtigkeit der Sache groß und klein waren, ohne sonderliche Caracter oder Merckzeichen nur daß der die Hölzlein in Händen hatte, wußte, welcher Artikel damit gemeynet war, so waren sie desto leichter abgethan, und wenn einer abgehandelt war, so legte der König dasselbe Hölzlein auf die andere seite, und da sie alle (welches in einer Stunde zu ende lieff) abgehandelt waren, praesentirte der eine König dem Landesherrn ein Biberfell zum Friedenszeichen, als auch dem Gouverneur, mit dem Bedeuten, daß ihr Reichthum nicht in der mühsamkeit bestände, sondern in der Vergnügsamkeit. Ihre Städte, wenn man es doch mit einem Nahmen nennen soll, sind von Holz und die Häuser sind von Bäumen, welche zusammengefügt sind, wie die Knaben in Deutschland ihre Mayen-Körb machen; das Dach ist von Baumrinde, keine Kammern oder aparte Stuben, sondern es vergnügen sich sehr viele in einer Stube. Wenn einer einen Hirsch schiesset so trägt er sein Fell und soviel Fleisch er tragen kann heim, und da mögen sie alle von essen, langt es nicht zu, so holt ein anderer das übrige oder derselbe selbst, das Fell ist zwar sein und er verwahrt es auff dem Dach, aber wenn er es verkaufft oder vertauscht oder bringt Brod, Branntwein, Pulver, Bley ꝛc. mit nach Hause, so essen und trinken sie alle mit; unter ihnen wird nicht gehört oder gesehen, stehlen, fluchen, lügen und betrügen und hätten die Europaeer nicht das Sauffen ihnen beigebracht, so wäre es besser und durch den Trunk äußern sich ihre Complexionen. Es haben sich schon viele die Mühe gegeben sie zum Christen-Glauben zu bekehren aber sie achten weder der Christen ihre viele Mühe und Arbeit noch ihre Untugenden und wenn ihnen von den Tugenden Christi gesagt wird, so wollen sie, man soll es denen Weisen, den Europaeern sagen, die hättens nöthig im übrigen leben sie friedlich und ohne Zank und ist keine Obrigkeitliche Autoritaet oder Regiment bey ihnen nöthig ꝛc.

Ferner Extract von ditto an Herrn Hofrath.

dd Germantown den 11. October 1740.

Dem Gouverneur nebst denen in specie verordneten Bibeln habe überbracht, er wird selbst schreiben ꝛc. und hat der Herr Gouverneur

vor meinen Rath viele Estime und weil es recht beschlossen ist, auff anrathen guter Freunde, daß unsere Bibel solle in loca paralela so viel zu finden anweisen und zwar mit lateinischer Schrifft, damit es einen ungeübten im lesen nicht hindere, so ꝛc. ꝛc.

Daß die schöne Kunst etliche 1000 Jahre verborgen geblieben ist bedenklich, daß sie aber auch zum Mißbrauch gediegen ist betrübt. Meine klein angefangene Druckerey ist Gott gewidmet, und hoffe daß bey meinem und meines Sohns leben nichts gedruckt werden solle, als was zu Gottes Ehren oder des Nächsten natürlichen oder ewigen Wohlseyen gedeyen kan, und was dergleichen nicht ist, das drucke ich nicht; wie ich denn schon verschiedenes abgewiesen, und meine Preß lieber müssig stehen lasse, und freuet mich mehr, wenn ich vor gering Geldt etwas gutes unter die Menschen bringen kann, als wenn ich grosen Profit davon hätte ohne gut gewißen. Es hat der englische Prediger Wietfield einen Versuch gethan ob er das Pappier zur vorhabenden Bibel gratis von Engelland erhalten könne worauff wir täglig warten, geschiehets so dürffte die Bibel wolfeil werden, denn es haben allbereits etliche schöne praesente von 130 fl. 70 fl. 20 fl. 10 fl. 6 fl. ꝛc. dazu gesteuert, und ich werde mein möglichstes dabey thun, daß sie der arme keuffer und der geitzige sich nicht entschuldigen könne seinen Kindern etwas nützliches in Händen zu lassen, ich werde doch Brod haben ꝛc.

Was die Zukunft und Handwerksthorheiten sind wären zu verbessern, ich denke immer solche Gebräuche (wie in dem virten Buch von aufdingen und ledig sprechen beschrieben) in America zu sehen, über dem Gesangbuch, welches ich Ew. Wohlgeboren gesandt, habe einen Jungen aufgedingt mit den Worten, wiltu bey der Druckerey helfen setzen und pressen, so soltu Lohn haben wie ein andrer Gesell, er sagte ja und nach 17 Wochen sprach ich ihn looß, mit diesen Worten: Augustin dein Lohn trägt jetzt 17 Pfund 10 Schilling sind 100 fl. bistu zufrieden? er sagte: ja! und ging wieder an seine Uhrmacher Werkstatt, wozu er auff zwei Jahre verobligirt war, und da diese aus waren bekam er ein Kleid mit zubehör vor 50 fl.

Es hat in London ein Buchdrucker gelebt der hatte eine Druckerfarb erfunden, welche nicht allein besser, als die gewöhnliche aus Leinfirnis und Kühnruß, sondern auch wolfeiler, und dabey diese Güte, daß man sie ohne Bürste und zwar mit kalter Laugen aus den Buchstaben waschen läßt, alle Drucker in London kaufften bey ihm und sie ward in gantz Engelland geholt, der Mann starb und die Kunst ruhet nun auff dem, der dessen Magd geheirathet hat. Diese Kunst hat ein Drucker in Phyladelphia, welcher sie vorgibt erfunden zu haben.

Ich war sehr begierig sie zu wissen, und fragte denselben, was ich ihm geben solle michs zu lernen, er sagte, er wolle sich besinnen, biß ich wieder in die Stadt käme, als ich wieder fragt, was er sich besonnen, forderte er ich solte ihn just so eine Presse machen, wie meine wäre, die ich selbst gemacht. Ich sagte ich will mich besinnen biß ich wieder käme, abends im Bett dachte ich, 26 Handwerk und Künste hast du selbst ohne Lehrmeister getrieben, und bey nahe alle Werkzeug selbst gemacht und solleſt nun erst Lehr-Geld geben. Morgens früh lag mir die Druckerfarb im Sinn und machte sie sorglich gut und wohlfeyler als meine alte, schrieb ihm einen Brieff, ich hätte mich besonnen und dankte ihm daß er mich wissenlassen, daß solch Ding in der Welt sey ꝛc.

Wenn nun die Herrn Buchdrucker in Frankfurth denken, daß ihr ihre Kunst mit dieser wolfeilern und bessern als die gewöhnliche Druckfarb vergrößern könne, damit daß sie das Laugen-Feuer spahren, die Schrifft rein ohne Bürst auswaschen und der Feuersgefahr mit dem Firnißkochen überhoben sein wollen (doch außerhalb gekocht seyn ehe der Zusatz hinein gethan wird) und denken es kein Schimpff zu sein von einem unzünftigen etwas zu lernen, so sind sie willkommen ꝛc.

Aus einer Eingabe der Gehülfen der Luther'schen Schriftgießerei an den Magistrat der Stadt Frankfurt am Main.

dd. 15. April 1744.

pp. Daß, da diese Lutherische Officin von dem ersten hiesigen Schriftgieser und Buchdrucker Christian Egenolph, welcher sich anfangs sogar des allererſten Graveurs Hanß von Pfeddersheim Matriſen bedient, sich herschreibt und von selbigen durch eine beständige Reihe wackerer und ansehnlicher Männer auf dessen Abkömmling Herr Heinrich Ehrenfried Luther J. U. Dr. und Hochfürstlichen Württembergischen Hoffrath als dermahligen Eigenthümer, abgeleitet worden, hiernächst nicht allein von undenklichen Jahren her Teutschland sowohl, als andere Länder, zumahl Frankreich, Holland und Braband mit den besten Schriftschneidern und Schriftgiesern, so in jener Zeit servirt, und worunter noch erst vor kurtzer Zeit einer von Sr. Königl. Majestät in Preußen zu Anlegung einer Königlichen Schrifft-Fabrique nach Berlin beruffen worden, sowohl als mit den besten Typen versehen hat, sondern auch den bey Erfindung der Buchdruckerey-Kunst noch unbekannt gewesenen Welttheil America neuerlich mit ihrer Schrifft versichert, als wohin solche zu verschicken, und das Comercium in diesem Stück mit solchen entfernten Landen zuerst etablirt — ja die

zwey einzige dato von Chriſtoph Sauer, einen zwar ohnſtudirten, jedoch in der Medicin, Chirurgie, Pharmacopia, auch mehr als 25 Handwerken und Künſten, ohne einen Lehrmeiſter gehabt zu haben, gründlich erfahrenen Mann zu Germantown bey Philadelphia und dem Vetter Friedſam Chef der aus Mannes- und Frauens-Perſonen beſtehenden ehrwürdigen Bundesgeſellſchaft in Zion zu Ephrata in Lancaſter-County in Penſylvanien dato aufgerichteter Buchdruckerey, ja ſogar die engliſchen Buchdrucker zu Boſton 200 Meilen hinter Penſylvanien mit Typen und Lettern inſtruirt zu haben, ſich niemand als unſere Officin zu rühmen hat, alſo, daß zu einem offenbaren Zeugniß, wie der groſe Gott auch by den wildeſten Nationen und an den äußerſten Grentzen der Welt ſein lauteres Wort nach der richtigen Verdollmetſchung D. Martin Luthers noch bekannt werden zu laſſen vorhabe, vermeldter Chriſtoph Sauer, das noch nicht ohnerachtet der zu Anapolis, New-York, Maryland, Carſtown ꝛc. befindlichen hohen Schulen und Druckereyen mit einer in engliſchen — viel weniger in andern Sprachen verfaßten Bibel zu Werk gerichtet werden können, durch unſere Vermittelung mit einer hochteutſchen effektuirt. und eine D. Lutheriſchen mit Lutheriſchen Typen gedruckte auch nächſtens dafür erlangen werdenden Ueberſetzung der heiligen Schrifft in 4° und der Preſſe gelieffert hat, nothfolglich ſich auf dieſen wahrheitsgemäßigen Umſtänden unſerer Officin ergebe, daß ſelbige vor allen andern Schrifftgieſereyen in der Welt, theils wegen ihres Alters und beſtändig fortgedauerten Flors, theils mit aller und ſelbſt den entfernteſten Ländern habenden Commercii den Vorzug verdienen ꝛc."

Die litterarische Bildung des deutschen Buchhändlers.

Ein Beitrag zu dem, was noth thut.

(Fortsetzung und Schluß.)

Heutzutage steht der Sortimentsbuchhändler der Litteratur mehr oder weniger theilnahmslos gegenüber. Ihn interessiren nur hohe Rabattverhältnisse und neue Zugmittel. Der Autor, dessen Werke von selbst zu gehen pflegen, hat sich seiner Aufmerksamkeit und seiner Gunst zu erfreuen; wessen Werke aber nicht verlangt werden — nun, der möge zusehen, daß er in Ruf komme, der möge so schreiben, daß auch seine Werke einstmals gekauft werden. Denn wozu solle sich der Verkäufer darüber den Pelz zerreißen? Was gehn ihm die Popularität und dergleichen Privatverhältnisse eines Schriftstellers an? Er halte vorräthig an Werken, was ihm zugfähig erscheine, was sich von Schriften unserer Tagesgrößen obenauf befinde; und was er nicht führe, das lasse er kommen, sobald es von irgend Jemand bestellt werde.

So ist es aber nicht immer gewesen.

Man hatte die deutschen Buchhändler: „Pioniere" oder „Träger der Wissenschaft" genannt. Und dieses Namens hatten sie sich auch würdig erwiesen.

Bibliographische Hilfsmittel und kritische Zeitschriften gab es in dem Maaße, wie heute, nicht; und trotz alledem war das Publikum nicht schlechter berathen, als es wohl jetzt zu sein pflegt. Es hatte Vertrauen zu der Rath und Auskunft ertheilenden Einsicht des Buchhändlers. Und dieser wußte auch, warum es einer solchen bedurfte.

Man kaufte früher weniger Bücher, als heute: und nicht nur absolut, sondern auch verhältnißmäßig weniger. Man las weniger, aber sorgfältiger. Wer hätte wohl früher an eine solche Fluth und an einen solchen Umfang der Zeitschriftenlitteratur gedacht, wie er in der Gegenwart zur Ausbreitung gekommen ist? Und wird nicht ein guter Theil aller Zeitschriften aus den Händen der Buchhändler bezogen? Eine gleiche Zahl von Lesezirkeln, Leihbibliotheken, Nov-

tätenleihanstalten, Volks-, Schul-, Gemeinde-, öffentlichen und anderen Bibliotheken, welche doch alle mit Lesestoff und Büchern versorgt sein wollen, gab es ehemals nicht. Dergleichen Anstalten aber, wie sie heute eingerichtet worden sind, bedürfen auch ohne Empfehlung, ohne Nöthigung, ohne Antrieb einer Vervollständigung ihrer Bücherschätze. Alle nothwendigen Ergänzungen derselben müssen doch auch ohne Zuthun der Buchhändler von ihnen bezogen werden; wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß eine zeit- und sachgemäße Anregung durch den Verkäufer noch überdies stattfinden kann. Zu guterletzt aber hat das große Publikum selbst eine immer dringendere innere Nöthigung erhalten, in der Gegenwart mehr Bücher zu kaufen, als es früher gethan.

Ohne Anregung und ohne weitere Bemühung irgend eines Buchhändlers also pflegen in unseren Tagen zahllose Werke zu gehen, welche gekauft werden müssen und nun auch stets gekauft werden: ein großer Theil der Werke und jener Litteratur, welche durch die Schleuderer in die Hände des Publikums gelangt. Denn ein jedes Mitglied dieser ehrenwerthen Zunft vermag nur das zu ernten, was er selbst nicht gesät hat, oder aber was da wild wachsend keiner besondern Pflege bedarf.

In unseren Zeitverhältnissen scheint es also zu liegen, daß der Stachel allmählich stumpf geworden ist, welcher unsere alten Buchhändler zu ihrer gedeihlichen und sehr einflußreichen Thätigkeit gespornt hat. Sie fanden keine Litteratur vor, welche zu stets begehrten Classikern auskrystallisirt war, und die es nur mühelos auszuhändigen gilt; sie haben den immer noch wachsenden Kreis des bücherkaufenden Publikums in harter Art, mit Fleiß und Emsigkeit, mit Bildung und Kenntnissen sich erst suchen müssen; sie vermochten nicht das zu ernten, was sie nicht gesät hatten.

Als vor noch nicht hundert Jahren Friedrich Christoph Perthes in Hamburg bei einer Bevölkerung von 120000 Seelen seine Buchhandlung begründete, gab es dort nur drei Buchhandlungen; wie viel gibt es heute in Städten mit der gleichen Bevölkerungszahl?

Ein jeder von diesen Bildungsträgern, deren Erfolge nicht ausgeblieben sind und deren Namen die Geschichte niemals vergessen wird, war von dem Bewußtsein entflammt, eine Culturmission zu vollbringen, und daß der Einsatz um Gold und Silber allein nicht geschehe, sondern weil „der in ungeheuerem Wachsthum begriffene Einfluß der Litteratur auf Gesinnung und Leben vor Augen läge", und weil „der Buchhandel und die Art seines Betriebes als eine tief in den Gang der Geschichte eingreifende Macht" anzusehen wäre.

Mögen wir auch eine Ueberproduction an Büchern beklagen; eine Ueberproduction an guten Büchern kann es nicht geben und wird es darum auch niemals geben.

Der Buchhandel hat in unserer Zeit eine Ausdehnung erlangt und eine Geltung erhalten, wie sie ihm bisher nicht zu Theil geworden ist. Eine Beschränkung seiner Wirksamkeit ist aber noch lange nicht abzusehen. Es werden täglich neue Bibliotheken gegründet. Der Bedarf an guten Büchern wird nicht geringer werden.

An einen jeden Stand treten neue und erhöhte Anforderungen von Bildung und Kenntnissen heran. Sie sind schnell gewachsen. Nachdem man das bezeichnende Wort gefunden hat, pflegt man aller Orten zu sagen: „Der Kampf um's Dasein soll ausgefochten werden"; und alle Waffen sind schärfer geschliffen worden.

Hinter den Ansprüchen der Zeit vermag der deutsche Buchhändler am wenigsten zurück zu bleiben, da er von gar zu vielen Pfeilen getroffen wird. Was er früher mit Behaglichkeit zu thun vermochte, wird er jetzt ohne Behaglichkeit ausüben müssen.

Verleger und Sortimentsbuchhändler sind auf eine eng verbundene Thätigkeit angewiesen. Jedoch „der Sortimenter hat verlernt, den Regulator der Mode zu bilden". Er wird es wieder lernen müssen. Ohne Frage. Und er wird der Regulator der Mode wieder sein können, sobald er die nothwendige Bildung sich wieder erworben hat. Aus Lehrlingen und Gehilfen werden Geschäftsinhaber, und Lehrlinge und Gehilfen werden sich einer Fortbildung unterziehen müssen. Denn es gilt, nicht nur Prachtwerke zu vertreiben, von denen es beinahe gleichgiltig ist, welches dem Käufer empfohlen wird, da ihm mit einem jeden gedient ist, nicht nur eingeführte Schulbücher zu verkaufen, Fortsetzungen bekannter Lieferungswerke und verbreiteter Konversationslexika zu expediren, herkömmliche Klassiker feil zu bieten und aufdringliche Tageslitteratur abzusetzen, sondern es gilt, die Liebhaber für wissenschaftliche Werke ausfindig zu machen, welche unter die gemein-populären nicht zu zählen sind, den Kreis von Fachleuten aber doch überschreiten, Werken der schönen Litteratur mit Verständnis die wohlverdiente Verbreitung zu verschaffen, Monographien aller Art bekannt zu machen und theilnehmende Käufer aufzusuchen.

Ohne Kenntnisse und ohne Bildung aber, wie wäre das möglich?

Man sage nicht, daß die Zeiten des Erfolges schon vorüber sind. Der Fleiß wird stets seinen Lohn finden. Kenntnisse werden sich stets bezahlt machen. Umfassende Bildung darf einer wirksamen Thätigkeit immer versichert sein. Nur ein Thor wäre der Meinung,

nicht. Auf breitgetretenen Pfaden freilich geht der Müßige und Unkundige seines Weges dahin. In seinem Bereiche aber wird er wenig erraffen; denn mit Umsicht und Sorgfalt, mit Bedachtsamkeit und Ueberlegung will alles erworben sein. Man wolle säen, — und sodann erst wolle man ernten.

Und leben wir auch nicht im Zeitalter der Perthes und Brockhaus, der Cotta und anderer, die den Ruhm des Buchhandels begründet haben; so leben deren Werke heute noch eben so thatkräftig fort, wie ihre Namen und ihre Firmen.

Noch sind die Keil, die Hallberger und ihres gleichen nicht zu lange verstorben, und noch sind ihre Nachfolger nicht zu Todten begraben worden.

Wir aber, denen ihr Erbe zugefallen ist, haben nur die kleinere Aufgabe zu erfüllen, in ihrem Geiste zu wirken und die Wege zu wandeln, welche sie uns vorgegangen sind; aber auch mit ihrem Wissen und mit ihrem Fleiße.

Es waltet also der deutsche Buchhändler seines Amtes zum Heile, zu Nutz und Frommen der deutschen und der allgemeinen Litteratur, zur Beförderung von Bildung, edler Gesinnung und gemeiner Wohlfahrt, gehoben von dem Bewußtsein, der Genossenschaft von Männern anzugehören, welche sich um unser Vaterland, ihren Stand und die ganze Menschheit hoch verdient gemacht haben, und deren die Geschichte nicht anders, als mit Genugthung erwähnen kann.

Wir wollen unsere Auseinandersetzungen mit einigen Worten des alten Georg Joachim Göschen schließen, welche noch heute in der gleichen Weise beherzigenswerth sind (Meine Gedanken über den Buchhandel und über dessen Mängel, meine wenigen Erfahrungen und meine unmaßgeblichen Vorschläge, dieselben zu verbessern. Leipzig 1802):

„Der Handel muß seiner Natur nach frei sein, rechtlich, sittlich, also redlich, billig, nicht durch Schleudern, nicht durch Chicane, nicht durch Verbreiten schädlicher Producte ꝛc. — der Beruf des Buchhändlers erfordert Kenntnisse, Bildung und edle Gesinnungen. Er muß von dem Eifer belebt sein, die Wissenschaften zu befördern, insofern dadurch das Wohl der Menschen befördert wird; ein Buchhändler, wenn er nicht allgemein verachtet sein will, muß vor allen Dingen durchaus ein rechtschaffener Mann sein."

So dachte und so handelte Georg Joach. Göschen. Man gehe hin und thue desgleichen!

Gustav Moldenhauer.

Ueber buchhändlerisches Vereinswesen, insbesondere die Gehilfen-Vereine.

Von

Max Merseburger in Leipzig.

Motto: Helfen, fördern, dienstlich sein!
Ja, dabei soll's bleiben!
(Alter Maurerspruch.)

Jung gewohnt — alt gethan! oder: Was man nicht übt — kann man nicht! Bringen wir diese zwar sehr landläufigen, aber eben so sehr bewährten Worte in Beziehung zu unserem Thema, so wollen sie nichts anderes besagen als: auch der Gemeingeist und der Sinn für die Pflege gemeinsamer Ziele wollen, um nachhaltig für die bezügliche Sache eintreten sowie ihr dienen zu können, erst anerzogen und gelernt sein. Und welche Zeit ist wohl geeigneter und geneigter zu solcher Uebung als die mit Recht so genannte goldene Jugendzeit! — Wie gerne gibt sich das Herz, wenn es noch frei von Sorgen, durch den Kampf des Lebens noch nicht beengt und bedrückt ist, mit Begeisterung jeder guten, edlen Sache hin! Durch die Vereinigung mit anderen Gesinnungs- oder Berufsgenossen wird eine lebhafte Wechselwirkung im gegenseitigen Meinungsaustausch, eine wetteifernde Uebung der Kräfte auf die wirksamste Weise herbeigeführt und der Gesichtskreis für große Fragen und Ziele erweitert. Ist dann das Samenkorn auf fruchtbaren Boden gefallen, insofern als der Geist gestählt und widerstandsfähig geworden ist gegen die so oft wechselnden Strömungen und Richtungen im Vereins-, nicht minder wie im Parteileben, und kann ein selbstständiges Urtheil gebildet und logisch richtig vertheidigt werden, dann ist auch in unserem Sinne das Wort erfüllt: was man übt — kann man auch. Hingebung und Aufopferung sind große Vorzüge des Charakters, und in wie helles Licht treten diese herrlichen Eigenschaften, wenn sie einer großen, gemeinsamen Sache zu gute kommen und das allgemeine Beste dadurch gefördert wird!

Auch unser buchhändlerisches Vereinsleben kann hierfür Zeugniß

ablegen, nach der guten, wie nach der gegentheiligen Seite hin. Halten wir uns vornehmlich an die erstere vorherrschende, um ein richtiges Urtheil über den Werth insbesondere des jungbuchhändlerischen Vereinswesens zu gewinnen.

Der Börsenverein der Deutschen Buchhändler, welcher korporativ den gesammten deutschen Buchhandel vertritt oder wenigstens vertreten soll, umfaßt doch nur etwas über 1500 Mitglieder von etwa 6000 Standesgenossen deutscher Zunge; der Unterstützungsverein deutscher Buchhändler und Buchhandlungsgehilfen etwa 2700 Mitglieder von vielleicht 12 000 in Betracht zu ziehenden Personen, ebenso der Allgemeine Deutsche Buchhandlungsgehilfen-Verband etwa 2000 Mitglieder, gegenüber einer entsprechend großen Anzahl Standesangehöriger. Diese, man kann wohl sagen, zu bescheidenen Zahlen ist man so gerne geneigt, als einen Beweis grenzenloser Theilnahmlosigkeit und als einen ungemeinen Mangel an Standesbewußtsein hinzustellen. Nur gemach! — Was man nicht übt — kann man nicht, oder in bezug auf das Folgende: Was man nicht geübt hat, kann man auch nicht. — Die Vereins- und Bündnißbestrebungen der jüngeren Buchhändler, richtiger der Buchhandlungs-Gehilfen, also des dereinstigen Nachwuchses, wurden in früheren Zeiten nach Möglichkeit gehemmt, theils durch Verdächtigungen, theils durch versteckte und offene Anfeindungen, ja sogar durch strenge Verbote seitens einzelner, kurzsichtiger Prinzipale bezüglich der Theilnahme ihres Personals an solchen „Neuerungen und Ungeheuerlichkeiten" (! ?).

Das eigene Interesse, welches der Buchhändlerstand an der tüchtigen Heranbildung seiner Gehilfen hat, muß ihn zur vorurtheilsfreien Behandlung auch in der besprochenen Richtung veranlassen; die Würde und Stellung der Gehilfen ist ja doch identisch mit der des Buchhändlerstandes, welcher immer des Ausspruchs eingedenk bleiben soll: „Unsere Söhne sind oder werden Gehilfen, wir selbst waren es!" Ist es zu verwundern, daß der Sinn für genossenschaftliche Vereinigungen und Bestrebungen, wenn er oft im Keime und schon in den Jünglingsjahren erstickt wurde, auch später im Alter nicht recht aufkommen wollte, daß keine rechte Freudigkeit dafür verspürt werden konnte, ja das Verständniß dafür theilweise vollständig fehlte? Jedes Ding hat ja seine zwei Seiten und so auch das Vereinsleben im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gute und schlechte. Aber wenn das große Ganze im allgemeinen gut ist, kann und muß man eben auch Mängel, die der Natur der Sache nach doch nur vorübergehend sind, mit in den *Kauf nehmen*. Auf keinen Fall sind sie ein charakteristisches Merkmal

des Vereinslebens überhaupt, welches zu einem wegwerfenden Urtheile über dasselbe berechtigte. Das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten! —

Mit der Neuerstehung des deutschen Reiches, mit der Wiedergeburt unseres geeinten deutschen Vaterlandes machte sich aber ein neuer frischer Geist auch im Buchhandel bemerkbar, dem Kreise, in welchem das Deutschthum von jeher eine treue Hochwacht, einen seiner festesten Stützpunkte aufzuweisen hatte. Was kürzlich der Reichstagsabgeordnete für Leipzig-Land in dem Rechenschaftsberichte an seine Wähler niederschrieb: „Schon in meiner Jugend wurde durch meine Lehrer der Gedanke für Einheit und Freiheit, für Macht und Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes in mir erweckt; die Worte Stein's: Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile davon von ganzem Herzen ergeben! — waren mir stets aus der Seele gesprochen", trifft so recht auch den Buchhandel und seine innere Organisation. Allen voran stürmte unsere Jugend, die nach verschiedenerlei Anläufen ihrer Begeisterung für das heißersehnte, endlich und schwer errungene, kostbare Gut der vollzogenen deutschen Einheit beredten Ausdruck gab in der Gründung des Allgemeinen Deutschen Buchhandlungsgehilfen-Verbandes, mit allgemeinen großen Aufgaben und Zielen.

Was damals Begeisterung und weiter Blick erschuf, fester Wille und treues Festhalten an den gesteckten Zielen, Liebe zur Sache und zum Berufe, dann aber auch die immer weitere Bahnen beschreitende Erkenntniß von dem unschätzbaren Werthe des Besitzes einer gemeinsamen, mächtigen Schutzstätte mit genau bestimmten Rechten für die Wechselfälle des Lebens, zu immer größerer Ausdehnung und Vervollkommnung brachte, läßt für die Zukunft auch in anderer Beziehung das Beste hoffen.

Verfolgt man die Vereins- und Organisationsbestrebungen im deutschen Buchhandel ihrer geschichtlichen Entwickelung nach, so ist ein durchaus nicht zu unterschätzender Einfluß des jungen Elementes unverkennbar. Wenn nicht schon früher, so doch zu derselben Zeit, wo der deutsche Buchhandel als solcher eine geschlossenere Gestalt anstrebte durch Gründung einer Börsenvereinigung, entstanden auch bereits Buchhandlungsgehilfen-Vereine, in denen der Nachwuchs gewissermaßen für den großen Zusammenhalt des Ganzen vorbereitet und erzogen wurde, zunächst aber seine Fähigkeiten versuchsweise bethätigte oder übte. Die Namen von bestem Klange, deren Inhaber später die Leitung großer Buchhändler-Unternehmungen in Händen hatten, finden sich des öfteren

vorher auch an der Spitze von Buchhandlungsgehilfen-Vereinen, aus denen sich demnach immer frische und meist nicht die schlechtesten buchhändlerischen Kräfte rekrutierten.

Ueber die älteren Zeiten des buchhändlerischen Zusammenwirkens im Vereine ist in weiteren Kreisen noch recht wenig Licht verbreitet.

Abgesehen von den im 12. Jahrhunderte entstandenen, gewissermaßen die ersten buchhändlerisch angehauchten Korporationen bildenden sogenannten Schreiberinnungen in Paris, Prag und Wien, mit besonderen Universitäts-Privilegien, können zur Zeit als älteste Vorbilder bezeichnet werden: in Leipzig das geschlossene Auftreten der „Sämptliche Buchhändl. daselbsten", nämlich anläßlich eines Gutachtens der Leipziger Buchhändler vom 30. März 1667 betreffend „Ein Vorschlag, wie zu einem billigen Bücher-Tax zu gelangen, auch andere Mängel beym Buch-Handel zu verbessern wären"; ferner in Frankfurt a. M. „Verglichene Puncta So auff erinnerung Eines WohlEdlen, hochw. Raths der Stadt Franckforth, die daselbst wohnhaffte gesambte Buchhändler, unter einander getroffen haben sub dato 2ten Septembr: 1669. Den Buchhandel betreffend".

Nebenbei verdient hier auch der Vorläufer der stammverwandten „Vereeniging ter bevordering van de belangen des boekhandels" in Holland im Jahre 1710 gegründet, Erwähnung.

Das Jahr 1765 brachte zur Leipziger Ostermesse den ersten deutschen Buchhändlerverein („Buchhandlungs-Gesellschaft") in Leipzig, eine Schöpfung Philipp Erasmus Reich's (Mitbesitzer der Firma Weidmanns Erben und Reich) und Genossen, nachdem dieselben 1764 zum letzten Male die Frankfurter Messe besucht und für immer verlassen hatten. Reich hatte eine Anzahl der bedeutendsten deutschen Buchhändler zum Beitritte gewonnen; von ihnen wurden Satzungen unterzeichnet und am 10. Mai 1765 die erste Versammlung abgehalten, worin Reich zum Schriftführer ernannt und eine Anzahl Correspondenten in den verschiedenen Ländern erwählt wurden. Dann folgte im Jahre 1792 die Einrichtung bezüglich der Meßabrechnungen durch P. G. Kummer in Leipzig und 1797 durch C. Ch. Horvath aus Potsdam. Auch in Nürnberg regten sich im Jahre 1823 die dortigen 15 Handlungen behufs Bildung eines Süddeutschen Buchhändler-Vereins bezw. Centralisirung des süddeutschen Buchhandels in Nürnberg, bis endlich auf Betreiben von Fr. Campe in Nürnberg, in Verbindung mit C. Ch. Horvath aus Potsdam und B. F. Voigt aus Weimar, am 30. April 1825 der „Börsenverein der deutschen Buch*händler*" ins Leben trat.

Fast gleichzeitig mit dem Verein der Buchhändler zu Leipzig entstand auch der Buchhandlungs-Gehilfen-Verein daselbst (gegründet den 5. October 1833). Dieser anscheinend älteste Gehilfen-Verein beansprucht jedoch selbst nicht diese Priorität, was daraus hervorgeht, daß die erste Aufforderung zur „Stiftung eines Vereins unter den Buchhändler-Gehilfen Leipzigs", datirt 10. September 1833, ausdrücklich auf das von den „Kollegen in Berlin und anderen Orten" gegebene Beispiel hinweist. Trotz mancherlei Bemühungen hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, etwas Bestimmtes hierüber ausfindig zu machen. *)

Ebenso wie im Handel und Wandel machen sich im jungbuchhändlerischen Vereinsleben auf- und niedersteigende Perioden bemerkbar. Zeiten lebhaftester, allseitigster Theilnahme an den Vereinsbestrebungen, kenntlich durch reichliche publizistische „Blüthen und Früchte", dann Zeiten des Stillstandes oder Rückganges, gekennzeichnet durch eine „trockene Schweigsamkeit". Gerade jetzt befinden wir uns, etwa seit Anfang der siebenziger Jahre, unverkennbar in einer Periode fortgesetzter Steigerung. Davon geben ein ermuthigendes Zeugniß die allerwärts sich zeigende lebhafte Theilnahme für die in Anregung gekommenen Lebensfragen seitens des Allgemeinen Deutschen Buchhandlungsgehilfen-Verbandes und dann die immer mehr gedeihenden Lokalvereine der Buchhandlungsgehilfen, welche das Netz immer engmaschiger machen. So sind im letzten Halbjahre nicht weniger denn folgende an das Licht getreten:

Aachener Buchhandlungs-Gehilfen Verein;
Klub der älteren Gehilfen Berlins;
„Eilballen", Verein jüngerer Buchhändler von Elberfeld-Barmen;
„Perkeo", „ „ „ , Heidelberg;
„Agricola", „ „ Buch-, Kunst- und Musikalienhändler, Innsbruck;
„Wählt", Königsberger Buchhandlungs-Gehilfen-Verein;
Deutsch-Schweizerischer Buchhandlungs-Gehilfen-Verein, Olten bezw. Zürich;
Buchhandlungs-Gehilfen-Verein, Paris;
„Uckerkrebs", Prenzlau;
„Ratisbona", Verein jüngerer Buchhändler, Regensburg.

Beim Börsenverein der Deutschen Buchhändler sind die verschiedenen Provinzial- und Lokalvereine die Stellen, welche den Wegweiser zum

*) Für Nachweisung oder Zuweisung bezüglichen Quellenmaterials, überhaupt für bezügliche Mittheilungen wäre sehr dankbar. M. M.

Herzen abgeben; beim Allgemeinen Deutſchen Buchhandlungsgehilfen-Verbande vertreten dieſelbe Rolle 19 nach geographiſcher Lage beſtimmte Kreiſe, und außerdem ſtehen von insgeſammt etwa 50 Buchhandlungsgehilfen-Vereinen oder nach einem neuerdings öfters beliebten Ausdrucke „Vereinen jüngerer Buchhändler" 28 mit ihm in Kartell.

Solche Lokalvereine ſind, ſo zu ſagen, die erſten Etappen für das zu erobernde Gebiet, die erſten Stationen des urbar zu machenden Feldes. Durch ſie wird der Sinn für das große Ganze mit ſeinen edlen großen Zwecken, jener aufopferungsfähige und muthige Gemeingeiſt, der allein die Macht und Stärke gibt, Großes zu leiſten, immer mehr geweckt, genährt und lebendig erhalten. In ihrem Kreiſe und nach ihren Kräften wirken ſie ja ſchon getreu dem Wahlſpruche: Einer für Alle, und Alle für Einen, und in dem Bewußtſein: Eintracht gibt Macht! —

Dieſe vereinzelten Poſten, dieſe gleichſam verſprengten Abtheilungen nun zu einem großen gewaltigen Heere mit großen gewaltigen Mitteln zu ſammeln, alle nun unter einen Hut zu bringen, auch keinen von allen fehlen zu laſſen, das iſt das zu erſtrebende und auch ganz gewiß zu erreichende Ideal! Jeder Einzelne ſoll da für ſich dazu beitragen, daß es alſo geſchehe — und jeder kann es. Möge nur Jeder Schiller's unſterbliches Wort zu ſeinem Wahlſpruche machen:

Immer ſtrebe zum Ganzen! Und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an!

Die heliographischen Verfahren als die Stellvertreter des Holzschnittes.

Deren Entwicklung und Bedeutung für die Gegenwart.

Mit Illustrationen.

(Fortsetzung.)

Ausgezeichnete Resultate erhielt der französische Ingenieur E. Placet mit seinem Verfahren, welches er im Jahre 1864 in Moniteur de la Phot. veröffentlichte. Er wendete die Methode des Auflösens der Chromgelatineschicht an, da aber hierbei die Halbtöne im Negativ nicht eben so viel Licht, als die klaren Lichtpartien durchlassen, die Halbtöne in der Gelatineschrift also nicht durch ihre ganze Dicke hindurch unlöslich gemacht werden können, würden diese letzteren beim Auswaschen in heißem Wasser mit aufgelöst und fortgeschwemmt werden, wenn man die Schicht von der belichteten Seite wüsche. Anders ist es, wenn man den Halbschatten der Gelatineschicht den nöthigen Halt gibt und letztere von der Rückseite auswäscht. Placet überzog deshalb direct das Collodion-Negativ mit der Chromgelatine, belichtete diese dann durch das Negativ hindurch, löste hierauf die Gelatineschicht ab und wusch sie von der nicht belichteten Seite aus. Auf solche Weise blieben alle Feinheiten und Halbtöne des Negativs erhalten. Nach der Fertigstellung des Reliefbildes wurde dasselbe galvanisch abgeformt oder auf Zink übertragen, woselbst es als Deckgrund diente, und dann geätzt. Gewöhnlich aber wurde der Kupferniederschlag und zwar direct auf die Gelatineschicht angewendet, um dadurch das umständliche wiederholte Abformen zu vermeiden.

Die Körnung der Druckschicht wurde hierbei nicht auf mechanischem Wege bewerkstelligt, sondern es bildete sich, wie bei dem von Pretsch ausgeübten Verfahren, das Korn zufolge chemischer Erscheinungen in der Schicht von selbst; auch hier war dasselbe von wurmförmiger Struktur, in den Lichtern aber so fein, daß es kaum zu bemerken war,

in den Mitteltönen kräftiger und in den tiefen Schatten dicht und derb, sodaß die von Placet gefertigten Bilder durch diese Abwechslung des Kornes vielfach an Handarbeit erinnerten und dadurch gerade sehr vortheilhaft wirkten.

Es sind nun seit dieser Zeit eine große Anzahl von Verfahren zur Auflösung der Halbtöne erfunden und veröffentlicht worden, die zum Theil neue und gute Gedanken enthielten, zum Theil aber mehr für die Theorie als für die Praxis geschaffen waren; sie lassen sich sämmtlich ihrer Ausführung nach in dreierlei Methoden eintheilen, je nachdem sie:

1. endweder die mechanische Körnung des Negativs selber anstrebten, oder auch eine Glastafel, die mit einem sich kreuzenden Gitter feiner Linien versehen war, vor den Apparat stellten und durch wiederholte Aufnahme das Negativ mit einem netzartigen Liniensystem überzogen; oder
2. indem sie gewisse chemische Erscheinungen zu Grunde legten, durch welche das Bild während der Belichtung unter dem Negativ auf der Gelatineschicht körnig entwickelt wurde; oder endlich
3. indem sie nach der Belichtung unter dem Negativ auf die je nach dem Grade der Lichteinwirkung mehr oder weniger löslich und klebrig gebliebene Gelatineschicht Harzstaub aufstreuten und denselben durch Aufschmelzen fixirten.

Am wenigsten davon bewährten sich diejenigen Methoden, bei denen zwischen das Negativ und die Gelatineschicht während der Belichtung eine Zwischenlage, wie feine Stoffe, Gaze, u. s. w. gelegt wurden, denn es handelte sich ja nicht darum, nur ein gleichmäßiges Korn auf der ganzen Oberfläche der Platte anzubringen — hierfür hätte das Verfahren keine Schwierigkeiten geboten —, sondern das Bild mußte vielmehr ein Korn erhalten, welches je nach dem Grade der Tonstärke hier von dichterer, dort von loserer Struktur war, damit die Schattenabstufungen und Uebergänge in ihrem richtigen Werthe wiedergegeben wurden. Aus demselben Grunde wurden auch die übrigen angegebenen Methoden mehr oder weniger verhindert, sich den Weg zur Praxis zu bahnen; am besten ließ sich die Körnung noch durch Aufstäuben des Harzpulvers, des sogenannten Aquatintakornes bewerkstelligen, allein dieses Korn war so unendlich fein, daß es für den Buchdruck nicht zu verwerthen war, denn die Farbe setzte sich auch zwischen das Korn und lieferte in Folge dessen verschmierte Drucke.

Ein Verfahren, welches recht gute Resultate liefert, und welches

auch bezüglich der Kornbildung von den bisher beschriebenen Methoden abweicht, wurde 1872 von dem um das Gebiet des photographischen Pressendruckverfahren hochverdienten und unermüdlichen Forscher W. B. Woodbury veröffentlicht. Zunächst wurde wiederum eine Chromgelatineschicht, welcher fein gepulvertes Glas, Schmirgel oder Kohle als kornbildendes Mittel beigemischt war, unter einem Negativ, und zwar von der Rückseite aus belichtet und nach der Belichtung durch Auswaschen mit warmem Wasser zu einem Reliefbilde umgewandelt. Die Bezeichnung „Reliefbild" ist im Grunde nicht ganz richtig, denn es entwickelt sich auf der Gelatine ein Bild, dessen höchste Lichter durch eine glatte Fläche repräsentirt sind, und dessen Schattenpartien mehr oder weniger, je nach der Tonstärke des Negativs, gekörnt erscheinen. Um nun dieses zarte Korn auf die Druckplatte zu übertragen, wandte Woodbury den Druck einer hydraulischen Presse an. Die Reproduktion des Bildes auf galvanoplastischem Wege verwarf derselbe, da sich die Gelatine durch kein Mittel so sehr härten läßt, daß nicht eine geringe Anschwellung derselben im Wasser stattfände; denn durch die Anschwellung der Gelatine beim Galvanisiren würde die ganze Schönheit der Bildoberfläche verloren gehen; durch das Einpressen des trocknen hart gewordenen Bildes in eine Bleiplatte bleibt aber das zarteste Detail vollständig erhalten. Von dieser Bleimatrize wurde dann eine galvanoplastische Gegenform genommen und von dieser wiederum ein ebensolches Cliché, welches verstählt wurde und als Druckstock diente.

Noch ein anderes Verfahren, dem seiner Zeit eine große Bedeutung beigemessen wurde, beschrieb Woodbury im selben Jahre.

Es wurden drei Mischungen von Chromgelatine bereitet, die sich nur insofern unterschieden, als ihnen die korngebende Substanz (Glaspulver ꝛc.) von größerer oder geringerer Feinheit beigemischt war. Man ließ nun ein Blatt dünnes Papier zuerst auf derjenigen Mischung schwimmen, welche das gröbste Korn enthielt, nach dem Trocknen auf der zweiten Mischung mit dem mittleren Korn, und schließlich auf der mit dem feinsten Korn. Die so bereitete Gelatineschicht wurde unter einem Negativ belichtet, auf einer fein polirten Stahlplatte mit warmem Wasser ausgewaschen (entwickelt) und getrocknet. Das dadurch erhaltene „Reliefbild" wurde dann, wie oben angegeben, mittelst der hydraulischen Presse in eine Bleiplatte eingedrückt und diese auf galvanoplastischem Wege clichirt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die in jener Zeit massenhaft publicirten Verfahren alle eingehen, die bisher beschriebenen Methoden dürfen zu den wichtigsten gerechnet werden; es

kam uns zunächst darauf an, das Charakteristische der ganzen Gruppe dieser Verfahren, nämlich die Art und Weise der Korngebung näher zu beleuchten.

Wir nähern uns nun dem Zeitabschnitt, in welchem die phototypographischen Verfahren aus dem Stadium der Versuche oder des praktisch Mangelhaften immer erfolgreicher ihrem Ziele zuschreiten, der eigentlichen Aera der Phototypographie. Das Interesse an der Sache war ja seit Niépce's ersten Versuchen nie ganz geschwunden, und es waren seit jenem Jahre immer einige Forscher oder Praktiker sei es im Stillen, sei es unter dem Trompetenstoß der Reklame, damit beschäftigt, das Problem der „Sonnenkünste" zu lösen, und mit welchem Erfolge dies geschah, haben wir gesehen; allein erst seit Ausgang der 70er Jahre merkte man, daß diese Stellvertreter des Holzschnitts anfingen Ernst zu machen, und seit dieser Zeit sind kurz hintereinander fast in allen Ländern des Continents sowohl als in England und in Amerika eine Reihe von Erfindungen auf diesem Gebiete gemacht worden, von denen sich einige, die wir nachstehend besprechen wollen, praktisch vorzüglich bewährt haben.

Als Einleitung in diesen Abschnitt kann man die Arbeiten des Pariser Gillot fils betrachten, die wir bereits auf Seite 189 erwähnen mußten. Allerdings benutzte Gillot zunächst die Photographie nur zur Reproduktion von Zeichnungen, das Verfahren war also ein photochemigraphisches, aber die auf diesem Wege erzielten guten Leistungen regten doch zur weiteren Verfolgung der schon vorher so oft, aber bislang noch mit zu wenig Erfolg betretenen phototypographischen Laufbahn an. In der That machten in der Mitte der 70er Jahre schon viele Pariser Verlagsfirmen von dem Gillot'schen Verfahren Gebrauch, da dasselbe damals so weit vervollkommnet worden war, daß sich selbst die feinsten Radirungen auf Zink übertragen und ätzen ließen. Als Beispiel geben wir nebenstehend den Abdruck eines von Gillot angefertigten Clichés. Von denjenigen Etablissements, welche die eigentlichen phototypographischen Verfahren, also die Wiedergabe der photographischen Naturaufnahmen in großem Maßstabe betrieben und Druckplatten für Illustrationszwecke lieferten sind nächstdem in Deutschland die Anstalt von Aubel & Kaiser in Lindenhöhe bei Köln und diejenige von Petit & Co. in Paris zu nennen, die fast gleichzeitig, aber in ganz verschiedener Weise arbeiteten.

Das von Aubel erfundene und nach ihm benannte Verfahren ist insofern ganz einzig in seiner Art, als dasselbe kein Negativ zur Belichtung der Druckplatte erfordert, sondern die letztere direct im photo-

graphiſchen Apparat während der Aufnahme des betreffenden Gegenſtandes belichtet wird. Die lichtempfindliche Schicht bildet alſo hier gleichzeitig Negativ und Druckplatte; die Unterlage derſelben beſteht aber nicht wie bei anderen heliographiſchen Verfahren aus Metall, ſondern aus einer äußerſt harten und feſten mineraliſchen Subſtanz. Dieſe

Heliotyp'e von Gillot Fils in Paris v. Jahre 1876.

Platte wird einfach durch Baden in der Silberlöſung lichtempfindlich gemacht, im Apparat belichtet, und dann entwickelt und fixirt. Sobald das Bild durch die Entwicklerlöſung auf der Platte erſchienen iſt, wird dieſelbe ohne jeden ſchützenden Ueberzug über eine Schale mit Fluorſäure gehalten, und ſo durch die aufſteigenden Dämpfe geätzt. Die

Säure greift nur diejenigen Partien der Platte an, von welchen während des Fixirens das niedergeschlagene Silber entfernt wurde, also die Schattenpartien des Bildes, die übrigen Stellen hingegen, auf denen sich noch Silberpartikelchen befinden, läßt sie je nach dem Grade ihrer Lichtwiedergabe mehr oder weniger unberührt. Da nun aber die Platte durch die Belichtung im Apparat, je nachdem das Sonnenlicht schwächer oder stärker auf die lichtempfindliche Silberschicht einwirkt, eine geringere oder größere Porosität erhält, und beim Aetzen diese ungleichmäßige Porosität ganz ähnlich wie aufgestreutes Pulver als Deckgrund functionirt, so bildet sich das Korn der Platte während des Aetzens von selbst. In dieser Gestalt ist eine solche Platte aber nur für den Steindruck oder für den Kupferdruck zu gebrauchen, da die Schattenpartien des Bildes vertieft geätzt sind; will man dieselbe für den Buchdruck verwerthen, so formt man sie einfach auf galvanoplastischem Wege ab. Die ganze Operation geht viel schneller, als man glauben möchte: nach den Mittheilungen des Erfinders lassen sich im Verlauf einer Stunde die Clichés fix und fertig herstellen. Was die Resultate anlangt, so können wir nur über die in der lithographischen Presse hergestellten Drucke urtheilen, da uns typographische Proben nicht zu Gesicht gekommen sind; es scheint uns, als wäre das Verfahren besser zur Reproduktion von Stichen, Zeichnungen u. s. w. geeignet als zur Wiedergabe von Naturaufnahmen mit Halbtönen, denn die letzteren leiden an einer gewissen Härte, die störend wirkt. Seit einigen Jahren, seit dem Tode des Erfinders, hört man nichts mehr vom Aubeldruck, obwohl das Geschäft von Herrn Kaiser noch weiter geführt wird; es wäre schade, wenn die ingeniöse Erfindung, vielleicht weil ihr die nöthige Unterstützung fehlt, schon so bald vom Schauplatze verschwinden sollte.

Nach ganz anderen Prinzipien arbeitet der Photograph Charles Guillaume Petit in Paris, der zur commerciellen Ausbeutung seines „Similigravure" genannten Verfahrens ein großes Etablissement errichtete und, so viel wir wissen, ein reicher Mann durch seine Erfindung geworden ist. Sein Verfahren begründet er, wie viele andere vor ihm, auf die bekannnten Eigenthümlichkeiten der Chromgelatine, aber die Art und Weise, wie er dem Gelatinerelief die erforderliche Schraffirung verleiht, ist jedenfalls ganz originell, wenn vielleicht auch nicht überaus praktisch, wie wir sehen werden. Petit erhielt im Jahre 1877 ein Patent auf seine Erfindung, die damals viel Aufsehen erregte, und für Buch- und Zeitungsillustrationen vielfach in Anspruch genommen *wurde;* denn die Proben, die man aus dieser Anstalt hervorgehen sah,

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CIMBERNSTR. 11

waren wohl die schönsten, die man bisher in dieser Art zu Gesicht bekommen hatte. Wir geben nachstehend die Patentschrift in der Uebersetzung wieder:

„Eine der Haupteigenschaften der bichromatisirten Gelatine besteht bekanntlich darin, daß sie, wenn eine gewisse Zeit lang unter einem photographischen Bild beleuchtet, verändert wird und beim Eintauchen in kaltes Wasser dem Aufquellen im Verhältniß der vorhergegangenen Belichtung widersteht. Man erhält daher ein Relief, dessen Erhöhungen und Vertiefungen in demselben Verhältniß zu einander stehen wie Licht und Schatten.

Eine andere Eigenschaft dieser präparirten Gelatineschicht ist die, daß sie der Auflösung in heißem Wasser umsomehr widersteht, als die Belichtung intensiv war. Man erhält auch auf diese Weise ein Cliché mit Erhöhungen und Vertiefungen, deren Stärke den Schatten und Lichtern entspricht.

Der einzige Unterschied zwischen beiden Resultaten ist der, daß man im ersten Falle ein Positiv anwenden muß, um ein Cliché zu erhalten, worauf die Schatten erhaben sind, im zweiten Falle aber ein Negativ.

Nimmt man mit einer weißen, aber leicht durchlassenden Substanz, die das Gelatinecliché fein abzuformen im Stande ist, wie z. B. Wachs, einen Abguß der wie oben behandelten Gelatine, so kann man nach dem nachfolgend beschriebenem Verfahren ein zum Buchdruck geeignetes Cliché davon herstellen.

Nachdem das Abformen in Wachs geschehen ist, macht man die Oberfläche der Wachsform lichtundurchdringlich, indem man sie so leicht und zart als möglich, z. B. mit Reißblei, schwärzt. Dann bringt man die so hergerichtete Platte auf eine Gravir- oder Guillochirmaschine oder eine Art Hobelmaschine und ritzt darauf mit einem Werkzeug, dessen Spitze eine Stichelform hat, parallele Linien auf der Oberfläche ein. Dies muß indessen mathematisch genau und regelmäßig geschehen. Es geschieht nun folgende Veränderung mit dem Cliché.

Die Spitze des Werkzeuges, welches die Schnitte ausführt, deren Tiefe nach den tiefsten Stellen des Clichés sich richten muß, verschont alle großen Vertiefungen und ritzt in die erhabenen Stellen um so breitere Ritzen ein, als das stichelförmige Werkzeug höhere Lagen des Wachses durchdringt, weil die Spitze des Werkzeuges V-förmig gebildet ist.

Eine zweite Reihe von Einschnitten des Werkzeuges, welche die erstgenannten durchkreuzen und deren Eindringungstiefe nach den größten

Erhabenheiten des Wachsclichés regulirt ist, spart, wie die erste Lage, die größten Vertiefungen aus und ritzt blos die Erhabenheiten, in der Weise, daß sie nur an den am wenigsten tiefen Stellen den vorigen Rissen begegnet und alle lichtundurchlässige Substanz an diesen Stellen entfernt. Man erhält so durch aufeinanderfolgende Einschnitte des Werkzeuges, die natürlich sehr genau in ihrer Eindringungstiefe, ebenso was ihre Nebeneinanderlage und ihre Durchkreuzung betrifft, genau bestimmt werden müssen, auf der Oberfläche der Form ein Cliché, auf welchem die Schatten in Linien und Punkten markirt sind und welches sich zur Anfertigung eines zu typographischem Drucke geeigneten Clichés verwenden läßt.

Das vorbeschriebene Verfahren ist nicht das einzige, um ein gewöhnliches photographisches Cliché in ein zum Buchdruck geeignetes zu verwandeln, bei welchem die Schatten durch mehr oder weniger starke Linien oder Punkte dargestellt werden. Man kann zu gleichem Endziel gelangen, wenn man in folgender Weise verfährt.

Man nimmt eine Wachsfläche oder ein in Wachs getränktes Papier, auf die eine regelmäßige Schraffirung eingeschnitten oder eingeprägt wird.

Die Tiefe der Schraffirung soll den höchsten Erhabenheiten des Gelatineclichés entspechen. Dann legt man das Wachs oder Papier auf eine harte, vollständig ebene Fläche, dann auf das Wachs oder Wachspapier, das vorher gleichmäßig und zart geschwärzte, durch die Belichtung und Behandlung in Wasser erhaltene Gelatinecliché, und sodann auf dieses eine zweite harte, ebene Fläche.

Das Ganze gibt man unter eine Presse. Das Papier oder das Wachs nimmt dann von dem auf der Gelatine abgelagerten Schwarz auf den erhabenen Stellen der Schraffirung um so mehr auf, als diese Stellen von dem Relief des Gelatineclichés mehr oder weniger zerdrückt worden sind.

Daraus folgt ein Abklatsch, der nur aus Linien und Punkten besteht, die in Breite und Stärke dem Relief des Gelatineclichés bezw. derselben Schattenabstufung entsprechen. Mittelst eines solchen Abdruckes, der ein photographisches Negativ oder Positiv darstellt, läßt sich dadurch ein zum Buchdruck geeignetes Cliché herstellen, daß man unter jenem eine bichromatisirte Gelatineplatte belichtet, und so ein Negativ oder Positiv mit schraffirten Schatten erhält. Nach der Behandlung dieses Clichés in Wasser kann man auch auf galvanoplastischem Wege ein Cliché für den Druck herstellen.

Wir sagten, daß uns der erste Theil des Verfahrens nicht allzu

praktisch erscheint, und zwar deshalb nicht, weil erstens die Manipulationen viel Zeit in Anspruch nehmen, mithin theuer sind, zweitens aber, weil während der Bearbeitung mit der Gravirnadel sehr leicht Stückchen aus dem Wachsabklatsch herausspringen und dadurch das ganze Verfahren ein unsicheres wird. Die im zweiten Theil beschriebene Methode, bei welcher also ein in ungemein feine Fältchen gepreßtes weißes Papier in der hydraulischen Presse gegen das eingeschwärzte Gelatinerelief gedrückt wird, ist entschieden rationeller und wohl der richtigste Weg zur Lösung des Problems; es ist dies außerdem eine Methode, die in neuester Zeit mit einigen Modificationen von anderen Praktikern sehr erfolgreich angewendet wird.

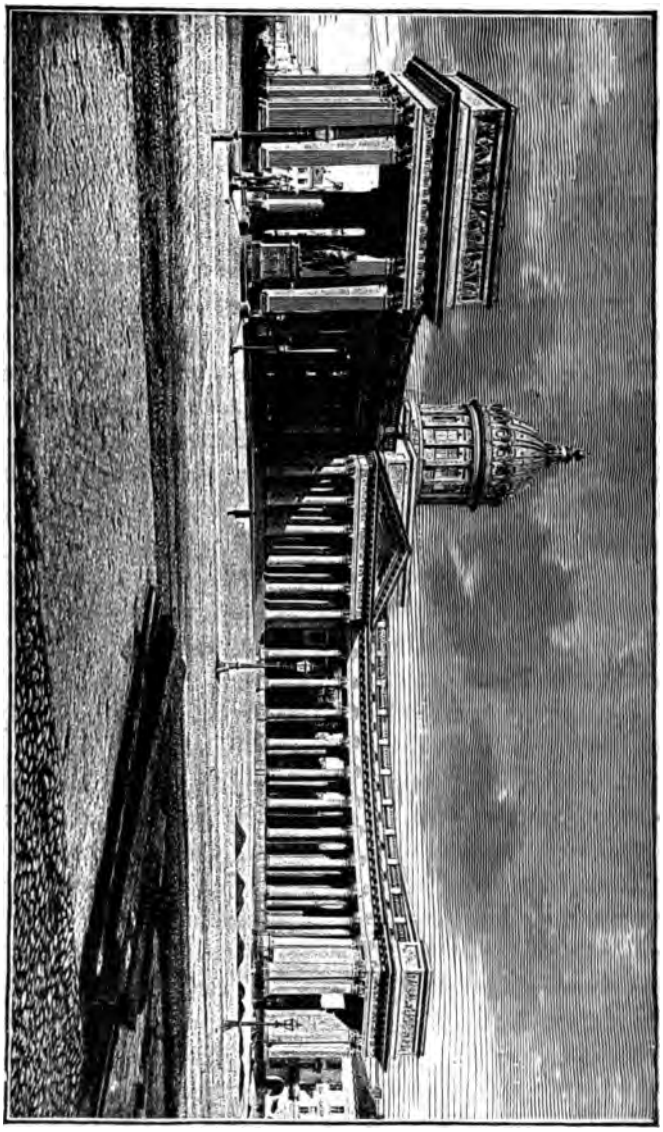
Wenden wir uns jetzt von Frankreichs lichtvollem Boden für einige Minuten nach dem trüben Osten, nach Rußlands weitem Gebiet; auch hier finden wir rege Hände an der Lösung des phototypographischen Räthsels beschäftigt. In St. Petersburg ist es G. Scamoni, der hervorragende Heliograph, der das vorliegende Gebiet durch namhafte Erfindungen bereichert hat und der seine Verfahren mit ausgezeichnetem Erfolg für die russische Regierung verwerthet; weiter im Innern des gewaltigen Reichs, in Jeletz, hat Herr Gustav Re eine recht gute Methode erdacht, die, soviel wir wissen, noch jetzt von russischen Verlegern zu Illustrationszwecken benutzt wird. Die umstehende Ansicht ist eine Probe des Verfahrens; das Cliché wurde nach einer photographischen Originalaufnahme hergestellt und bei der Uebersendung desselben schreibt Herr Re:

„Die Luft in beifolgendem Cliché wurde nach einem Holzschnitt eincopirt, da selbe im Original ganz fehlte.

Im Princip ist mein Verfahren schon lange bekannt; außer einigen eigenthümlichen Neuerungen, die ich darin eingeführt, hängt ein zufriedenstellendes Resultat außerdem von dem peinlichen Innehalten vieler Kleinigkeiten ab, deren richtiges Ineinandergreifen wesentliche Bedingungen sind und ein sicheres Resultat gewähren. Die einzelnen Etappen sind leicht controllirbar und erlauben eine leichte Retouche, selbst an dem fertigen Cliché lassen sich noch Kernschatten anbringen und lichte Stellen weiter aufhellen. Werden mehrere Platten von demselben Gegenstand verlangt, so steht dem nichts im Wege, da die gewonnene Gypsform weitere Abformungen erlaubt. Wenn von dem mühevollen Weg, der erst durchzumachen war, abgesehen wird, so kann der ganze Proceß als einfach bezeichnet werden.

Im wesentlichen ist das Verfahren folgendes. Auf eine geeignet vorbereitete Spiegelglasplatte wird eine mäßig starke Chromgelatine-

schicht gegossen. Nach dem Trocknen wird dieselbe durch Schleifen und Poliren vollkommen glatt gemacht. Auf diese Schicht wird nun entweder ein mit Korn versehenes Negativ copirt oder aber das Korn



Die Kasan'sche Kathedrale in St. Petersburg.
Nach einer Photographie.
Phototypographie von Gustav Re in Jelch.

später in der Copie entwickelt. Das entwickelte Relief, dessen Höhe von der Dicke der Gelatineschicht abhängig ist, wird in Gyps geformt, *mit Farbe* eingewalzt und auf seine Güte geprüft. Erweist sich das

selbe als tauglich, so wird davon eine Harzform genommen, die auf galvanoplastischem Wege copirt und für den Druck zugerichtet wird."

Die Kornbildung, über die sich Herr Re aus erklärlichen Gründen nicht näher ausläßt, wird ähnlich wie bei der Pretsch-Methode durch Zusatz gewisser chemischer Substanzen zur Gelatineschicht bewerkstelligt werden, die ein um so gröberes Korn liefern, je länger die Lichtwirkung dauerte. Wir werden hierüber an späterer Stelle noch mehr zu sagen haben.

Mit dem Petit'schen Verfahren nahe verwandt ist dasjenige von Fred. E. Ives in Philadelphia, welches neben dem bereits erwähnten Photo-Engraving-Proceß in Nordamerika ungemeinen Anklang gefunden hat. Dasselbe wurde im Jahre 1881 eingeführt und besteht im wesentlichen darin, daß nach dem zu reproducirenden Gegenstand ein Negativ hergestellt und unter diesem eine Chromgelatineschicht belichtet wird. Man entwickelt die letztere auf bekannte Weise durch Auswaschen in warmem Wasser zu einem Reliefbild und nimmt von demselben einen Abklatsch in Wachs. Die weiße Oberfläche desselben zerlegt Ives nun dadurch in Striche und Punkte, daß er einen aus kautschukähnlicher, elastischer Masse bestehenden Stempel, der mit V-geformten konischen Eingrabungen versehen ist, schwärzt, und ihn dann gegen das weiße Relief in verschiedenen Richtungen aufdrückt. Die Farbe, welche die Spitzen dieses Stempels absetzen, trifft, wie leicht verständlich ist, am stärksten auf die Erhöhungen des Reliefs, diese werden also ganz schwarz, weniger auf die mittleren Erhöhungen, diese werden entsprechend weniger geschwärzt und bilden die Mitteltöne, ganz frei von Farbe aber bleiben die Vertiefungen, in welche die Spitzen nicht mehr reichen. Das Reliefbild ist nach dieser Manipulation ganz im Verhältniß seines Tonwerthes in mehr oder weniger schwarzen Linien oder Punkten ausgeführt, sodaß es einer Kohlezeichnung sehr ähnlich sieht.

Dieses Bild wird nun entweder durch Umdruck mit fetter Farbe oder mit Hilfe der Photographie auf Zink übertragen und geätzt. Zum Gebrauch beim Umdruck empfiehlt Ives sehr, statt des Uebertragspapiers ein Kautschuktuch anzuwenden, weil dieses sich den Erhabenheiten des Reliefs besser anschmiegt und nicht so leicht verschmierte Abdrücke liefert als Papier.

Es haben sich zur commerciellen Ausbeutung dieses Verfahrens große Etablissements gebildet, unter denen besonders dasjenige der Firma Croßcop & West in Philadelphia zu nennen ist, und die Illustrationen, welche auf diesem Wege hergestellt werden, gehören jedenfalls zu den besten phototypographischen Leistungen. Die praktischen

Heliotypie von Angerer und Göschl in Wien nach einer Photographie.

Amerikaner haben deshalb auch schon längst von dieser Erfindung Gebrauch gemacht und selbst Bücher, die den Rang von Prachtwerken *einnehmen*, durchweg mit Hilfe des Ives-Druckes illustrirt.

Uebrigens wendet Ives bisweilen noch eine andere Methode an, die darin besteht, daß er gegen den vom Gelatinerelief genommenen Abklatsch eine harte Metallplatte preßt, auf welcher das Korn eingepreßt ist. Dies prägt sich an den erhabenen Stellen stärker ein als an den tiefer liegenden Partien. Etwas ähnliches haben wir schon im Petit'schen Verfahren gefunden, und auch in neuester Zeit ist dieser Gedanke wiederholt aufgegriffen und durchgeführt worden.

So publizirte neulich ein Engländer Namens Eggis den folgenden Prozeß, den er Crayontypie nennt. Auf einer Spiegelglasplatte wird durch Auswaschen in warmem Wasser, so wie wir es öfters beschrieben haben, ein Gelatinerelief entwickelt und dasselbe auf die Metallplatte einer kleinen Handpresse gelegt. Darüber kommt ein Blatt Pauspapier, welches mit einer schwarzen fetten Farbe überzogen ist, mit dieser fetten Seite nach oben und über dieses wiederum wird, also auf die Farbschicht des Pauspapiers, ein Blatt gekörntes Papier gelegt, wie es für Kreidezeichnungen gebraucht wird (sehr geeignet hierfür ist das Kornpapier der Firma Angerer & Göschl in Wien). Die gekörnte Fläche dieses letzteren kommt natürlich nach unten zu liegen. Nun deckt man das Ganze mit einer völlig ebenen Stahlplatte oder besser mit einer starken Spiegelglasscheibe und setzt es dem Drucke in der Handpresse aus. Hierbei drückt sich zunächst das Relief gegen das Pauspapier und preßt in Folge dessen dieses gegen das Kornpapier; aber, wie ja begreiflich, nicht überall gleichmäßig, sondern an den erhabenen Stellen stärker als an den Mittellagen und noch schwächer an den Vertiefungen. Es findet sich demnach, wenn man die Presse öffnet und das Kornpapier abzieht, die Copie des Bildes in fetter schwarzer Farbe darauf, und zwar mit allen Schatten und Halbschatten, so daß es sofort auf Zink übertragen und geätzt werden kann.

Th. Bolas in London empfiehlt, dieses Verfahren so zu modifiziren, daß man die Zwischenlage, d. h. das Pauspapier, wegläßt und dafür das Relief direct mit einer Kautschukwalze einschwärzt und dann gegen Kornpapier preßt. Dadurch wird der Abdruck schärfer, und in der That sind die Proben, die Herr Bolas uns einsandte, als höchst gelungen zu bezeichnen.

Wenn wir nicht irren, ist auch der neue Heliotypieprozeß der Herren Angerer und Göschl, der jetzt überall so gerechte Bewunderung erregt, auf diesem Prinzip begründet. Es ist über denselben noch nichts Näheres veröffentlicht worden, da die Erfinder den Prozeß in Oesterreich und im deutschen Reiche zur Patentirung angemeldet haben, nur so viel ist bekannt, daß er bedeutend einfacher als viele ähnliche

Verfahren ist und vorzügliche Resultate liefert. Die nebenstehende Abbildung liefert den Beweis hierfür; schöner wird sich die Photographie wohl überhaupt nicht in der Buchdruckpresse wiedergeben lassen.

Großen und berechtigten Beifall hat auch das von Meisenbach und v. Schmaedel in München eingeführte „Autotypie"-Verfahren gefunden, das erste in Deutschland, welches sich in der Praxis einzubürgern vermochte. Die Zerlegung der Halbtöne wird hierbei gleich während der Aufnahme vorgenommen, indem man eine mit feinen parallellaufenden Linien versehene Glastafel vor dem Apparat anbringt und dieselbe noch während der Belichtung halb umdreht, sodaß das Liniensystem jetzt das vorherige durchkreuzt. Bislang erforderte diese Methode die Einsendung des Negativs des zu reproduzirenden Gegenstandes, oder, wo dies nicht zu beschaffen war, einen Albumindruck. Im letzteren Fall wurde dann das Negativ in der Autotype-Anstalt angefertigt. Nach diesem Negativ wurde ein sogenanntes Diapositiv, d. h. ein positives Glasbild hergestellt und dies letztere abermals photographirt. Während dieser Aufnahme des Diapositivs nahm man die oben erwähnte Zerlegung vor, sodaß dann das resultirende, mit der Schraffirung versehene negative Bild auf die Zinkplatte übertragen und geätzt werden konnte. Wie uns nun aber mitgetheilt wird, ist im Laufe des letzten Jahres die Meisenbach'sche Methode bedeutend vereinfacht worden; der frühere etwas umständliche Uebertragungsprozeß fällt jetzt weg, die Negative zur Herstellung von Halbtönen werden vielmehr durch eine einzige Aufnahme direct nach dem Original geliefert. Zufolge dieser Verbesserung konnte die Anstalt auch die Preise für autotypische Druckplatten per Quadratcentimeter um 8 bis 9 Pfennige niedriger stellen, wie bei der Einführung des Verfahrens.

Die Schraffirung dieser Drucke ist, zumal in den Mitteltönen von so großer Feinheit, daß es eigentlich erst mit der Loupe gelingt, sie aufzulösen; noch besser läßt sich dies auf den Zinkclichés selbst beobachten. Das Bild liegt so flach auf dem Metall, daß man an eine feine Mattirung erinnert wird und es kaum für möglich hält, daß eine derartige Platte gut gedruckt werden kann. Denn diejenigen Stellen, welche keine Farbe erhalten, sind nicht wie bei einem Holzstock in der Fläche vertieft, sondern es werden dieselben einfach dadurch gebildet, daß die aus feinen Pünktchen bestehende Schraffirung hier weiter auseinander liegt als in den Schattenpartien, wo diese Punkte dichter zusammentreten. Nur die höchsten Lichtpartieen, welche im Abdruck ganz weiß erscheinen sollen, werden mit einem Instrumente ausgehöhlt. Indessen ist der Druck dieser Clichés bei aufmerksamer Behandlung so schwierig

Autotypie (Patent Meisenbach) nach einer Photographie.

nicht wie es erscheinen möchte, erforderlich hierzu ist ein gut satinirtes Papier, harte Zurichtung, wenig aber sehr gute Farbe und ein kräftiger Druck. (Schluß folgt.)

Deutsche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

Das Jahr 1884 hat uns einen neuen Zuwachs an wohlfeilen Büchersammlungen gebracht.

Eine im Verlage von Hugo Engel in Wien unter dem Titel einer „Bibliothek für Ost und West" herausgegebene Collection, deren Zusammenstellung von dem bekannten Novellisten Dr. Alfred Friedmann besorgt wird, repräsentirt unter ihres Gleichen das österreichische und im Besondern das Wiener Element.

An Mitarbeitern für dieselbe sind eine Reihe bedeutender Schriftsteller gewonnen worden. Die meisten davon sind in Oesterreich zu Hause, die größere Anzahl geborene Wiener.

Eduard von Bauernfeld, Josef Ritter von Weilen, Julius von der Traun (J. Schindler), Karl von Thaler, Max Kalbeck, Karl Ritter von Vincenti erfreuen sich nicht nur des besten Rufes; sie haben auch Dauerndes geschaffen. Auch andere Mitarbeiter sind bewährte Schriftsteller; wir nennen nur: Johannes Nordmann, Ferdinand Groß, Ada Christen, Max Nordau, Leop. Kompert, Aug. Silberstein, Oskar Welten, Emil Peschkau, F. von Schönthan, Hugo Wittmann u. a. m.

Von dieser Bibliothek sind bis jetzt bereits 8, vielleicht auch schon mehr Bände herausgekommen. Sie wird unseres Erachtens nach stark gekauft werden. Ihr Inhalt ist ebenso amüsant als abwechselnd. Feuilletonistische Skizzen von Ferdinand Groß: „Blätter im Winde. Neue Skizzen" (Bd. 7.) zwar flüchtig geschrieben, aber doch fesselnd; Novelletten und Skizzen von Alfr. Friedmann: „Neue Lebensmärchen" (Bd. 8.) ebenso unterhaltend; Reisebilder von Johannes Nordmann: „Unterwegs", Fortsetzung des Wanderbuches: „Meine Sonntage" geben

recht anziehende, lebhafte und anschauliche Schilderungen; sehr unterhaltend, charakteristisch und lesenswerth sind (Bd. 1.) die „Wiener Genrebilder" von V. Chiavacci: „Aus dem Kleinleben der Großstadt", deren Fortsetzung in weiteren Bänden sicherlich Beifall finden wird; Ausgewählte Pariser Briefe von Max Nordau (Bd. 3.) verbreiten sich über mancherlei Gegenstände. Wer nur eine Seite von Max Nordau gelesen hat, wird gewiß auch alles andere lesen wollen, was dieser Autor bis jetzt geschrieben hat.

Max Nordau besitzt Geist und Kenntnisse; er schreibt anregend und bedeutsam. Man wird daher auch an diesem Bändchen nicht theilnahmlos vorübergehen. Um so weniger aber können wir es unterlassen, eine Ausstellung zu machen, einen Tadel zu äußern.

Wie in dem Prospekte, dem Vorworte dieser Bibliothek, auf der Innenseite der Vorsatzblätter des entsprechenden Bandes zu lesen ist, sollen alle Bände dieser Collection auch für die Familie bestimmt sein.

„Was wir bieten," sagt die Verlagsbuchhandlung, „soll für Jeden von Interesse sein, darf aber auch im Familienkreise ungescheut aufliegen."

Unter Anderem enthält dieses Bändchen von Max Nordau auch einige Berichte über Pariser Bücher, auch eine Besprechung des Emil Zola'schen Buches: Pot-Bouille.

Wir wissen ja, daß es unsere Kritiker Paul Lindau, sowohl als Rudolf von Gottschall, Theophil Zolling u. a., nicht unterlassen können, in der allerbesten Weise auf die verabscheuenswerthen Bücher von Emil Zola aufmerksam zu machen, indem sie ohne Prüderie den ekelhaften Kloakeninhalt kritisch zersetzen und das deutsche Publikum mit den französischen Schand-Mysterien offener und geheimer Ausschweifungen, die freilich in der Wirklichkeit kaum so allgemein verbreitet sein mögen, um als stereotype Romanfiguren zu gelten, bekannt zu machen.

Sollte das kritische Gewissen unserer Lindau's zwar so zartbesaitet sein, daß sie es für eine Sünde wider den heiligen Geist halten, die Polizeiorgane der Weltlitteratur nicht zu spielen, so kann es doch keine Frage sein, daß in einem für die deutsche Familie bestimmten Buche eine Inhaltsangabe von Zola's Pot-Bouille ein Vergehen wider die Sittlichkeit ist. Auch die verurtheilendste Besprechung ist und bleibt eine Ungehörigkeit, die man doch endlich für das ausgeben sollte, was sie in der That nur sein kann: eine im Stillen gern gesehene Befriedigung, bei so guter Gelegenheit mit Geist und Feuer einen überaus interessanten Fall haben behandeln zu können.

Wenn Niemand über Zola sein Verdammungsurtheil wollte

drucken lassen, so würden in Deutschland sicherlich einige Tausend Exemplare Zola'scher Uebersetzungen weniger verkauft werden; und das würde doch wahrlich für deutsche Leser kein sehr bedauerlicher Verlust sein.

Und möchte auch eine deutsche litterarische Revue dergleichen Besprechungen nicht entbehren wollen; so gehört doch in ein Familienbuch eine Kritik Zola'scher Werke auf keinen Fall. Es wäre also besser gewesen, in den 3. Band der „Bibliothek für Ost und West" jenen Artikel über Pot-Bouille nicht aufzunehmen. Hoffentlich wird aber für die Zukunft eine sorgfältigere Redaktion aller Bände stattfinden, damit in der Hinsicht der Verbreitung dieser Collection keine Schranken gesetzt werden dürfen.

Eine reizende Novellette von Julius von der Traun: „die Aebtissin von Buchau" enthält der 6. Band. Zuerst war dieselbe vor einigen Jahren in der „Deutschen Rundschau" erschienen. Sie liegt jetzt in Buchform in zweiter Auflage vor; und wir wünschten, daß dieses Bändchen dem Publikum vorzüglich zum Ankauf empfohlen würde. Zugleich aber richten wir an die Redaktion und die Verlagsbuchhandlung der Bibliothek für Ost und West die Aufforderung, weitere Beiträge von J. Schindler aufzunehmen, und an die Buchhändler die Bitte, diesem Autor ihre Gunst zuwenden zu wollen. Er verdient es, und allen Lesern werden die Werke Julius' von der Traun sehr willkommen sein.

Ein „Novellenkranz" von E. von Bauernfeld (Bd. 2.) bedarf keiner Empfehlung; ein Roman von Josef von Weilen: „Daniela" (Bd. 4.) desgleichen ebensowenig. Wir wünschen beiden Bändchen eine weite Verbreitung.

Die Ausstattung der „Bibliothek für Ost und West" ist eine ihrem wohlfeilen Preise angemessene. Man kann mit dem, was man für eine Mark erhält, sehr zufrieden sein. Der Einband ist ein sehr haltbarer. Der Leinenüberzug des Deckels, welcher gegen Nässe und andere Unbill unempfindlich ist, sehr empfehlenswerth; mit großem Vergnügen haben wir gesehen, daß für eine gute Befestigung der einzelnen mit Draht gehefteten Bogen gesorgt ist; man vermag doch in einem solchen Bande zu lesen, ohne die Gestalt des Einbandes zu verändern und ohne den Schnitt des Buches auseinander zu zerren. Das Papier ist glatt und weiß; der Druck groß und deutlich. Es sind nicht alle Bände dieser Bibliothek in derselben Druckerei hergestellt worden. Die aus der einen hervorgegangenen lassen viel zu wünschen übrig; die anderen hingegen sind gut.

Die Illustrationen vor dem Titelblatte könnten besser sein. Portraits, wie dasjenige von F. Groß, hätten wir lieber gesehen. Zuguterletzt aber möchten wir rathen, die Vorsatzblätter aller Bände dieser Bibliothek in anderer Weise bedrucken zu lassen, als es geschehen ist; eine künstlerisch ausgeführte Randeinfassung, sowie eine Verzierung von größerem Umfange würde dem Aeußeren jedes Bandes mehr Ansehen verleihen. Vorsatzblätter des Buches sollen dasselbe zieren, sich von dem Inhalte bedeutsam abheben, ausnahmsweise aber nur ein Inhaltsverzeichniß aufnehmen: sie sind zum Schmucke da, gehören nicht zum Buche, sondern zum Einbande.

Hoffentlich wird es die Verlagsbuchhandlung an Sorgfalt und Mühe, um Inhalt und Ausstattung dieser Collection zu vervollkommnen, nicht fehlen lassen, so daß wir auch dieser Bibliothek einen guten Erfolg wünschen können.

Eine neue Eine-Mark-Bibliothek des Jahres 1884 hat uns auf das Angenehmste überrascht. Wir stehen nicht an, sie von allen belletristischen Sammlungen dieser wohlfeilen Art — die Collection Spemann bei Seite gelassen — als die werthvollste zu bezeichnen. Man darf also nicht wohl sagen, daß das Thema der Mark-Collectionen keine Variationen zulasse. Eine Nachfolge dieser Spielart, insofern sie nur neue Elemente zu vereinigen weiß, wird immer noch willkommen sein.

Das erfreuliche Ereigniß, welches in den Vordergrund zu stellen Recht und Billigkeit erheischt, ist das Erscheinen eines neuen deutschen Novellenschatzes, herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner aus dem wohlrenommirten Verlage von Rudolf Oldenbourg in München und Leipzig.

Eine Auslese aus der gesammten deutschen Novellenlitteratur, an deren Spitze die Namen Paul Heyse und Ludwig Laistner stehen, mag wohl in mancherlei Hinsicht von Bedeutung sein. Wer würde da nicht gleich die Ueberzeugung haben, von dem Guten nur das Beste zu erhalten? Und wenn eine wohlfeile Sammlung, deren einzelne Bändchen sonst nicht immer von dem gleichen Gehalte sein können, sich eines absoluten Werthes rühmen darf, so ist es diese.

Wessen Name hat in der ganzen novellistischen Litteratur einen besseren Klang, als derjenige Paul Heyse's? Wer besäße bei grundgelehrten Kenntnissen einen gleichen Takt und eine erprobtere Wahlfähigkeit, als der sinnig heitere Dichter des „Weinhüters von Meran" von „La Rabbiata", „Im Grafenschlosse" und anderer Novellen?

Ist man doch gewöhnt, in Paul Heyse den Novellendichter par excellence zu erkennen!

Man darf wohl zu erfahren begierig sein, welchen von unseren zeitgenössischen Novellendichtern Paul Heyse den Lorbeerkranz einer Anerkennung reichen wird, welche mit Unrecht Vergessenen der Vergangenheit aus dem Schoße der Litteraturgeschichten und dem Staube alter Bibliotheken wieder herauftauchen werden. So hat in dem ersten Bändchen des neuen deutschen Novellenschatzes eine Schlösser- und Höhlengeschichte von Ludwig Starklof aus Ludwigsburg, Sirene betitelt, Aufnahme gefunden. Ohne Zweifel ist es ein sehr ersprießliches Vorhaben der beiden Herausgeber, die Geschichte der Novellenlitteratur zu durchforschen um wiederentdeckte Kleinode in neue Goldfassung zu bringen. Es unterzieht sich selten jemand der Mühe, was von deutschen Litteraturgeschichtschreibern registrirt und beurtheilt worden ist, einer neuen Sichtung zu unterwerfen, was da übersehen und vergessen worden, in die Rubriken der Geschichte wieder einzureihen.

Und es hat auch nicht ein jeder, der da Litteraturgeschichte schreibt, die köstliche Gabe poetischen Nachempfindens, um das Besondere und Eigenthümliche eines Dichterwerkes würdigen zu können. Wie selten ist der emsige Forscher ein Dichter, der mit sympathischer Regung das Gleichartige zu deuten weiß!

Und nun gar die Litteratur der Novelle, dieser leichten Waare, wie man sie zu bezeichnen pflegt. Trauerspiele und Epen läßt man wohl gelten, einen Roman vielleicht noch dazu; man studirt den Zusammenhang ihrer Geschichte. Wer aber hat schon eine Geschichte der Novelle geschrieben? Wer vermöchte es auch nur, so lange nicht jede bemerkenswerthe Individualität ihr Recht gefunden hat?

Seien wir also Paul Heyse und seinem befreundeten Genossen für die Mühe ihrer Forschung dankbar, und daß sie dem Litteraturfreunde so manche Erzählung wieder in Erinnerung gebracht oder auf eine alte vergessene die verdiente Aufmerksamkeit wieder von Neuem hingelenkt haben!

Paul Heyse's und Ludwig Laistner's „Neuer deutscher Novellenschatz" ist nur eine Fortsetzung des in dem gleichen Verlage von R. Oldenbourg erschienenen „Deutschen Novellenschatzes", welcher von 1870 bis zum Jahre 1874 in 24 Bänden von P. Heyse und Hermann Kurz, dem am 11. Oktober 1873 verstorbenen Novellisten und Verfasser des „Sonnenwirthes", unter allgemeinem Beifall herausgegeben wurde.

Es ist diese ältere Novellensammlung nicht spurlos vorüber-

gegangen. Aber dennoch glauben wir, daß sie nicht die Verbreitung gefunden hat, welche ihr zu wünschen gewesen wäre. Sie ist wohl gekauft worden. Aber die Lärmtrommel einer alles übertönenden Reclame hat Niemand für sie gerührt. Heyse's und Kurz'ens Novellenschatz bedurfte einer solchen Reclame sicherlich nicht. Wer jemals einen Band dieser Sammlung einer Durchsicht unterzogen hat, weiß, daß es keine bessere Zusammenstellung charakteristischer Produkte aus der deutschen Novellenlitteratur geben kann.

Seit dem Erscheinen dieser Collection sind nun aber zehn Jahre vergangen. Eine Auflage, welche zu jener Zeit für stark gelten konnte und welche, sobald sie vergriffen war, den Beweis dargebracht hatte, daß eine außerordentliche Theilnahme des Publikums ihr nicht versagt geblieben, darf in unseren Tagen, da verkaufte Exemplare bis zu Fünfzigtausend und mehr gezählt werden, noch nicht als eine entsprechende bezeichnet werden.

Wir wünschten nun, daß sowohl die erste Sammlung des deutschen Novellenschatzes als auch die zweite des Neuen eine ihrem Werthe angemessene Höhe erreichen möchte!

Der Verleger hat den Preis der ersten Sammlung, welcher anfänglich 1,50 Mark für jeden Band betrug, auf eine Mark für das gebundene Exemplar herabgesetzt, so daß jede Collection zu diesem überaus wohlfeilen Preise zu haben ist. Sobald die ursprüngliche Auflage vollständig vergriffen sein wird, was hoffentlich in einer kurzen Frist geschehen ist, wird die in Vorbereitung befindliche neue Auflage der alten Sammlung den Büchermarkt in der gleichen Ausstattung betreten, wie der neuerdings begonnene neue deutsche Novellenschatz.

Der Inhalt der abgeschlossenen 24 Bände des deutschen Novellenschatzes, welcher im Ganzen 86 Novellen umfaßt, ist ein so reicher und vollgehaltiger, daß wir es nicht unterlassen dürfen, die Namen aller darin vertretenen Schriftsteller in alphabetischer Reihenfolge aufzuzählen. Man möge die Reihe durchsehen! Es sind bekannte, sehr bekannte Namen, aber auch weniger genannte, leider vergessene und unverdientermaßen verschollene:

Wilibald Alexis, E. Andolt, A. von Arnim, B. Auerbach, F. Berthold, Cl. Brentano, A. v. Chamisso, E. v. Dincklage, A. Fr. v. Droste-Hülshoff, J. v. Eichendorff, J. Frey, L. v. Gall, F. Gerstäcker, C. v. Glümer, L. Goldammer, J. W. v. Goethe, J. Gotthelf, F. Grillparzer, H. Grimm, J. Grosse, F. W. Hackländer, F. Halm, M. Hartmann, W. Hauff, F. v. Heyden, P. Heyse, E. Höfer, E. F. H. Hoffmann, K. v. Holtei, H. Horner,

K. Immermann, L. A. Köhler, G. Keller, G. Kinkel, J. Kinkel, H. v. Kleist, L. Kompert, A. Kopisch, L. Kruse, F. Kugler, F. Kürnberger, Hermann Kurz, F. Lewald, F. Lohmann, H. Lorm (H. Landesmann), J. Ludwig, A. Meißner, M. Meyr, E. Mörike, Th. Mügge, W. Müller, A. Pichler, W. Raabe (Jakob Corvinus), M. Reich, W. H. Riehl, O. Roquette, C. Fr. Rumohr, Sacher-Masoch, L. Schefer, J. V. Scheffel, H. Schmid, Schreyvogel, L. Schücking, C. Spindler, A. v. Sternberg, A. Stifter, Th. Storm, W. Tesche, L. Tieck, J. v. d. Traun (J. Schindler), K. A. Varnhagen von Ense, R. Waldmüller, F. Wallner, E. Wichert, A. Widmann, A. Wilbrandt, H. Wild, O. Wildermuth, A. Wolf, F. W. Ziegler, H. Zschokke.

Wir haben noch zu bemerken, daß den einzelnen Novellen einleitende Charakteristiken, erläuternde Bemerkungen, biographische Notizen über den Verfasser und eine kurze Kritik enthaltend, vorausgeschickt sind.

Die Sammlung will nicht eben bloß dem Unterhaltungsbedürfniß genügen, sondern auch all' Jenen, die sich ästhetischen und litterarhistorischen Studien widmen, zu Hilfe kommen.

Die neue Folge des deutschen Novellenschatzes, welche zunächst nur auf 12 Bände berechnet ist, die in monatlichen Zwischenräumen erscheinen sollen, umfaßt bereits in 3 ausgegebenen Bänden 9 Novellen: 1. Sirene von L. Starklof. — Die Freiherren von Gemperlein von Marie von Ebner-Eschenbach. 2. Jephta's Tochter von S. Th. Mosenthal. — Münchhausen im Vogelsberg von O. Müller. — Saläthus von Hans Marbach. 3. Wer? von Ida von Düringsfeld. — Die Flut des Lebens von Adolf Stern. — Der blaue Schleier von A. Schöne. — Maria im Elend von P. K. Rosegger.

Den ganz verschollenen 1850 durch Selbstmord geendeten L. Starklof haben wir schon erwähnt; über Mosenthal und Ida von Düringsfeld, die ebenfalls schon zu den Verstorbenen gehören brauchen wir keine Worte zu verlieren, da sie hinreichend bekannt sind. Rosegger und Adolf Stern können sich auch eines guten Rufes rühmen; auf so eigenartige Talente aber, wie Marie von Ebner-Eschenbach und Hans Marbach wollen wir noch besonders aufmerksam machen.

Die beiden folgenden Bände des „Neuen deutschen Novellenschatzes" werden Otto Ludwig aus Reichenbach und Franz Dingelstedt, von Lebenden Ludwig Laistner und Theodor Fontane den Lesern nahe führen. Der Inhalt aller folgenden Bände ist noch nicht festgestellt worden. Man darf wohl versichert sein, daß er an eigen-

thümlichen Probestücken, oder vielmehr besser gesagt: Meisterstücken nicht ärmer ausfallen wird.

Für die Ausstattung des „Neuen deutschen Novellenschatzes" hat die Verlagsbuchhandlung von R. Oldenbourg bestens gesorgt. Format, Papier, Druck, alles ist sehr gut gerathen. Die Bändchen sind sehr schön groß, weitläuftig und deutlich gedruckt. Welch' guten Eindruck vermag nicht schon ein sauber und geschmackvoll gedrucktes Titelblatt, dessen Schriftzeichen nicht so unharmonisch und verschieden gewählt worden sind, bei dem Leser hervorzurufen!

Der Einband dieser Collection, etwas elastisch, ist mit Sorgfalt hergestellt worden; die Bogen sind mit Draht sehr haltbar geheftet, der Rücken derselben ist stark geleimt und mit dem Deckel fest verbunden. Rother Schnitt. Ein Kapital ist nicht vergessen.

Der in etwas altdeutscher Manier bedruckte Leinenüberzug ist viel geschmackvoller als sonst dergleichen Zierrate zu sein pflegen. Er scheint uns auch recht praktisch zu sein. Die Vorsatzblätter im Innern des Bandes, vorne und hinten, welche in einer Randeinfassung ein Inhaltsverzeichniß umschließen, gefallen uns auch, denn ein schmuckloses Bedrucken der Vorsatzblätter will uns ungeziemend erscheinen.

Ein dunkler Leineneinband möchte vielleicht denen sehr willkommen sein, welche bei gar zu häufiger Benutzung den hellen nicht genug glauben schonen zu können. Ein solcher könnte wohl ebenfalls ausgegeben werden.

Für 20 Pfennige wird man einen so guten und haltbaren Einband kaum haben erwarten können. Er ist aller Ehren werth. Zu ungebundenen Exemplaren dieser Sammlung für 80 Pfennige wird wohl Niemand greifen wollen.

Dem von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebenen „Deutschen Novellenschatze" reiht sich der „von denselben Novellisten veröffentlichte: „Novellenschatz des Auslandes" an, welcher auch schon vor einigen Jahren im R. Oldenbourg'schen Verlage in München erschienen ist und nun in 14 Bänden, welche 57 der charakteristischsten Novellen enthalten, vollendet vorliegt. Nach den von uns oben gemachten Erörterungen bedarf auch diese klassische Sammlung keiner weitern Empfehlung mehr.

Sie umfaßt ausgehobene Novellen aus fast allen modernen Kultursprachen. Wer sich einen Ueberblick über novellistische Produktionen des Auslandes in unserm Jahrhundert verschaffen will, der wird diese Collection durchaus nicht entbehren können. Sie bezeugt den emsigen Sammelfleiß der beiden Herausgeber in der gleichen Weise wie ihre

anerkanntermaßen bewährten Prinzipien, welche sie bei dieser Auslese geleitet haben.

Eine vollständige Aufzählung aller Autoren, welche in dem „Novellenschatze des Auslandes" Aufnahme gefunden haben, wollen wir unterlassen. Wir wollen jedoch bemerken, daß von einer Anzahl Novellisten je zwei Erzählungen Berücksichtigung gefunden haben, insofern als ihre Nebeneinanderstellung bedeutsam war.

Auf folgende Novellen möchten wir noch besonders aufmerksam machen: das Regimentsalbum von Edmond About, das Klapperhorn von Pedro A. de Alarcon aus dem Spanischen, Advocat Lonbet von Arnaud (Mad. Charles Reybaud), das Fräulein von Malpeire von derselben, eine abenteuerliche Nacht von Anton Giulio Barrili, Tante Franziska von Karl Bernhard aus dem Dänischen, San Francesco a Ripa und: Vanina Vanini von Henry Beyhle (Stendhal), Marie von Steen Steensen Blicher aus dem Dänischen, der arme hübsche Bobby von Rhoda Broughton aus dem Englischen, Schweigen im Leben, im Sterben vergeben und: Servil und Liberal, oder drei Taubenherzen von Fernan Caballero aus dem Spanischen, der Vetter vom Lande von J. J. Cremer aus dem Holländischen, Zwei Striche von Carit Etlar, das rothe Tuch von Arthur Graf von Gobineau, Masser von M. Goldschmidt, Utballa von Helena Hahn aus dem Russischen, das Alibi von Carlo Mascheroni aus dem Italienischen, die kleinen Schuhe von H. Moreau, Karla von Bozena Nemec (Nemcova) aus dem Böhmischen, die Tauben des heiligen Marcus und: die Montenegrinerin von Dall'Ongaro, Deadly Dash von Quida aus dem Englischen, der Waldteufel von A. H. Pissemski aus dem Russischen, Eheglück von Leo Tolstoy aus dem Russischen, die beiden Ärzte und: eine gefährliche Unschuld von Louis Ulbach aus dem Französischen, Vierklee von C. A. Wetterbergh, eine Abendscene von Christian Winther aus dem Dänischen, weil all' diese Schriftsteller noch nicht genügend bekannt geworden sind.

Wenn solch' vorzügliche von Paul Heyse, dem allgemeinen Liebling holdseliger Musen nicht nur, sondern auch aller freundlichen Leser in Süd- und Nord, Ost und West, in Verbindung mit so hervorragenden Gesinnungs- und Kunstgenossen, als da Hermann Kurz und Ludwig Laistner sind, zusammengestellte und herausgegebene Novellensammlungen vorübergehen sollten, ohne bei Buchhändlern und im Publikum den gehörigen Widerhall, Empfehlung und Anerkennung zu finden, so würde man freilich dazu den Kopf bedenklich schütteln dürfen. *Wir sind* aber des Glaubens, daß sich die neue Folge des deutschen

Novellenschatzes ebenso wohl, wie die abgeschlossene alte desselben und diejenige des Auslandes dauernd in der Gunst aller Leser festsetzen und darin auch dauernd ruhen werde.

Eine Fortsetzung des Novellenschatzes des Auslandes würde unseres Erachtens von Jedermann froh begrüßt werden; daher wünschten wir, daß auch eine neue Folge dieser Collection uns von der Verlagsbuchhandlung und dem in der ausländischen Litteratur so wohlbewanderten Poeten recht bald beschеert würde!

Unsere Aufgabe ist es, hierbei noch auf eine „naturwissenschaftliche Volksbibliothek" hinzuweisen, welche unter dem Titel: „Die Naturkräfte" die Verlagsbuchhandlung von R. Oldenbourg in 30 Bänden abgeschlossen veröffentlicht hat.

Wir können uns aller weiteren Worte des Lobes darüber enthalten; es bedarf nur der allgemeinen Versicherung, daß alle Bände dieser Bibliothek vorzüglich sind, um sie den Sortimentsbuchhändlern zur uneingeschränkten Verbreitung zu empfehlen.

Diese Bücherſammlung nennt sich mit Recht eine „naturwissenschaftliche Volksbibliothek", denn sie wendet sich an die weitesten Kreise des deutschen Volkes, welche nur irgend für Naturerkenntniß und für die Erforschung des großen und engen Zusammenhanges aller weltlichen Dinge Interesse und Verständniß haben.

Die Bearbeitung der einzelnen Materien hat durch die bewährtesten Fachmänner stattgefunden; alle Bände sind so faßbar und verständlich geschrieben, ohne doch die wissenschaftliche Darstellung zu vernachlässigen, daß jedem Gebildeten die Lektüre zu einer belehrenden Unterhaltung — nicht im gemeinen Sinne des Wortes genommen — gereichen wird.

Den Bibliotheken aller höheren Lehranstalten ist diese Collection eingereiht worden; und eine Aufnahme in jede Familienbibliothek, welche ein nur einigermaßen abgerundetes Wissen repräsentieren will, verdient sie ebenfalls.

Der auf 60 Mark herabgesetzte Preis aller (30) elegant gebundenen 28 Bände ist ein ungemein wohlfeiler; die Buchhändler sollten jeden Naturfreund, der sich eine Auswahl guter Schriften solchen Inhaltes will empfehlen lassen, an diese Oldenbourg'sche naturwissenschaftliche Sammlung aufmerksam machen.

Die Verfasser aller darin aufgenommenen Schriften zu nennen, ist nicht von Nöthen, die Titel und den Inhalt der einzelnen Werke auch nicht.

Einer Hervorhebung seien nur die folgenden Bände gewürdigt, da ihr Inhalt von besonders praktischer oder erkenntnißtheoretischer Be-

deutung ist: 2. Pisko, Licht und Farbe, gemeinfaßliche Darstellung der Optik. 3. Carl, die Wärme. 4. Pfaff, das Wasser. 5. Zech, Himmel und Erde, gemeinfaßliche Darstellung des Weltalls. 6. Carl, die elektrischen Naturkräfte. Magnetismus, Elektricität und der galvanische Strom. 8. und 9. Zittel, aus der Urzeit. Bilder aus der Schöpfungsgeschichte. 10. Commel, Wind und Wetter. Gemeinfaßliche Darstellung der Meteorologie. 11. Ratzel, Vorgeschichte des europäischen Menschen. 12. Thomé, Pflanzenbau und Pflanzenleben. 13. Rollmann, Mechanik des menschlichen Körpers. 14. Merkel, das Mikroskop und seine Anwendung. 16. Hartmann, Darwinismus und Thierproduktion. 17. Senft, Fels und Erdboden. Lehre von der Entstehung und Natur des Erdbodens. 18. Niemeyer, Gesundheitslehre des menschlichen Körpers. 19. Ranke, die Ernährung des Menschen. 20. W. v. Hamm, die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft. 23. Mayr, Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. Statistische Studien. 25. Krebs, die Erhaltung der Energie als Grundlage der neueren Physik. 26 und 27. Jäger, die menschliche Arbeitskraft. 28. Ranke, das Blut. Eine physiologische Skizze. 29. Lorenz von Liburnau, Wald, Klima und Wasser. 30. Heller, die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen.

Eine Anzahl dieser Werke sind bereits in neuer Auflage erschienen und legen somit von dem besonderen Interesse, welches ihnen von dem deutschen Publikum entgegengebracht wurde, Zeugniß ab.

Es vermag sich diese Bibliothek jener großen, welche die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus unter dem Titel einer „internationalen wissenschaftlichen" für die gelehrte Welt in fortlaufender Reihe herausgiebt, würdig an die Seite zu stellen.

Wendet sich diese an die höchst gebildeten Klassen unseres Volkes, so jene an alle Leser von allgemeiner Bildung; die Brockhaus'sche Sammlung bevorzugt die Theorie und die Fixirung aller Fortschritte unserer wissenschaftlichen Erkenntniß, die Oldenbourg'sche läßt es an praktischen Hinweisen für das tägliche Leben und zur förderlichen Belehrung aller Leser bei gemeinnützigen Fragen niemals fehlen.

Daß eine Fortsetzung auch dieser Oldenbourg'schen Collection einstmals unternommen werde, möchten wir wünschen. Somit sei auch sie zur Verbreitung in allen Kreisen dringend empfohlen!

Auch Kommissionsrath Otto Janke in Berlin, der wohlbekannte Verleger zeitgenössischer Romane und Novellen, welche in ihren

zahlreichen Auflagen eine ausgedehnte Verbreitung gefunden haben, hat in diesem Jahre eine große Anzahl seiner in Frage kommenden Verlagswerke zu einer „Collection Otto Janke" zusammengestellt.

Es hat sich freilich nicht machen lassen, die aufzunehmenden Romane und Novellen ihrem Preise nach zu gleichwerthigen Bändchen aneinander zu reihen. Das will jedoch nichts besagen. Ein Bändchen kostet 50 Pfg., das andere 1 Mark, 1 Mark 50 Pf., noch andere 2—3 Mark; keines aber mehr als 5 Mark. Das Format aller Bände ist jedoch das gleiche. Papier und Druck ihrer Beschaffenheit nach wohl auch übereinstimmend.

Daß die „Collection Otto Janke" von neuen wohlfeilen Ausgaben hervorragender belletristischer Werke für so geringfügige Preise, als da festgesetzt worden sind, keine Musterausgaben, was Papier, Druck und ihre sonstige Ausstattung anbetrifft, veröffentlichen kann, versteht sich ja von selbst. Die Schriftsteller wollen gut honorirt werden; und so stark werden Romane und Novellen unserer fleißigen Autoren denn doch nicht gekauft, um die Werke aller Schriftsteller, welche in Buchausgaben erscheinen, für eine Mark und nun gar noch darunter dem Publikum darbieten zu können. Ein sehr hoher Procentsatz aller neuen Romane und Novellen wandert noch immer in die Leihbibliotheken anstatt in die Bücherschränke der Familien.

Man könnte ja auch wohl die Frage aufwerfen, was denn eigentlich geschehen würde, wenn sich eine jede Familie, die es haben kann, Jahr aus Jahr ein mit neuangekauften Büchern in einer Anzahl von etwa 100 Bänden versehen würde; zehn Jahre hindurch würde eine solche Ansammlung 1000 Bände umfassen. Welche Familie vermag ein solche Bibliothek zu bewahren, zu transportiren und in dem Maße zu benutzen, als es die darauf verwendete Mühe erforderlich macht?

Wer alles erwerben will, was in zeitgemäßer Berechtigung sich auf dem Büchermarkte befindet, wer neben seinen Klassikern, den viel und den wenig gelesenen, seinen Geibel, seinen Lingg, seinen Gottschall, Heyse, Storm, Jensen, Hamerling und wie die Sterne am litterarischen Himmel alle heißen mögen, erb- und eigenthümlich besitzen möchte, der wird es unter 100 Bänden jährlich nicht thun können; denn naturwissenschaftliche Werke jeder Art, angesammelte Bände unserer Revuen wollen keineswegs übergangen sein.

Zwar das Budget für einen solchen jährlichen Aufwand guter, lesenswerther Bücher wäre kein so unangemessenes, denn 300 bis 400 Mark werden wohl mehr als reichlich aufgewogen durch die Fülle

von Erkenntniß, Anregung, Belehrung, erhebenden Ideengehalt, welche eine gut gewählte Bücherſammlung zu gewähren vermag; für Tabak, Wein, Bier und dergleichen Luxus gibt ja jeder Philiſter mit Naturnothwendigkeit mehr aus, als die aufgehäufte Weisheit vieler Jahrhunderte auf Lumpen- und Büttenpapier mit gemeiner Druckerſchwärze fixirt, im Preiſe zu ſtehen pflegt, beſonders ſeitdem „das Buch der Bücher," die umfaſſendſte Sammlung der bedeutendſten Gedanken und Ausſprüche der Dichter, Redner, Philoſophen und Staatsmänner, der Hiſtoriker und Naturforſcher aller Zeiten und Völker: aus Geiſt und Welt, Herz und Natur für beſcheidene 20 Mark in jeder Buchhandlung elegant gebunden nun auch zu haben iſt.

Wie uns bedünken will, hat nun freilich auch die Verbreitung belletriſtiſcher Werke in den Kreiſen des Publikums in dem Grade zugenommen, als ihre Preiſe von der altherkömmlichen Höhe heruntergegangen ſind. Seitdem es nun nicht mehr nothwendig iſt, für einen Roman unbedingt 3, 4 oder 5 Mark auszugeben, ſeitdem in Reclam's Univerſalbibliothek eine größere Anzahl hervorragender Novellen und Romane für 20 Pfennige bis zu 1 Mark käuflich zu haben ſind, ſeitdem werden auch Romane und Novellen zu Tauſenden von Exemplaren verkauft.

Ob dieſelben, wenn ſie geleſen ſind, weggeworfen werden, oder ob ſie ſonſt irgendwo verſchwinden, muß noch ein unerörterter Umſtand genannt werden: für Privatbibliotheken werden ſie ſicherlich in den wenigſten Fällen aufgehoben.

Mag ſich dieſes nun auch verhalten, wie es will; die Thatſache iſt unbeſtreitbar, daß belletriſtiſche Erzeugniſſe, die überall für eine ſehr geringe Ausgabe zu haben ſind, in unſeren Tagen ſchon zahlreiche Käufer finden. Es könnten ihrer freilich noch weit mehr ſein.

Die von Otto Janke in Berlin verlegten Romane und Novellen gehören wohl zu denen, welche dem deutſchen Publikum längſt ſchon bekannt ſind. Das beweiſen ja die wiederholten Auflagen, welche ſie gefunden haben: eine zweite, dritte, vierte, bis ſechſte und ſiebente ꝛc. Es will das ſchon etwas beſagen.

Die aufgenommenen Romane haben es auch wohl verdient. Es ſind deutſche und überſetzte aus fremden Litteraturen.

Von Werken deutſcher Schriftſteller der vorigen Generation nennen wir die vaterländiſchen Romane von Wilibald Alexis, welche ſich mit dem allerbeſten Rechte einer dauernden Beliebtheit bei allen deutſchen Leſern erfreuen. „Die Hoſen des Herrn von Bredow", „Der falſche Woldemar", „Der Roland von Berlin", „Ruhe iſt die erſte Bürger-

pflicht" und alle andern werden so bald nicht in Vergessenheit gerathen. Eine stetig anwachsende Verbreitung ist ihnen sehr zu wünschen.

Von Otto Ludwig seien die psychologisch ungemein tief angelegten und in der sorgfältigsten Detailarbeit ausgeführten Novellen: „Zwischen Himmel und Erde", „Reden oder Schweigen", „Der Todte von St. Anna's Kapelle", „Die Heiterethei und ihr Widerspiel" der allgemeinen Beachtung empfohlen.

Luise Mühlbach ist bekannt genug.

Von Schriftstellern unserer Tage seien hervorgehoben: Johannes van Dewall, dessen Romane und Novellen zu unsern gelesensten gehören, ebenso wie diejenigen von Hans Wachenhusen, welche durch die bunte Mannigfaltigkeit ihrer unter allen Ständen, Personen und in allen Lebenslagen sich abspielenden Tableaux die gespannte Erwartung der Leser rege halten; Golo Raimund darf sich an Gestaltenreichthum und Erfindungsgabe Hans Wachenhusen an die Seite stellen.

Als gute Romane möge man die von Robert Schweichel berücksichtigen. Seine Dorfgeschichten gelten als bedeutende unter ihres Gleichen.

Von Felix Dahn ist ein Roman zu nennen: „Kämpfende Herzen"; von Wilhelm Jensen: „der Teufel in Schiltach"; von L. von François, der allbeliebten Schriftstellerin: „Hellstädt"; von Hermann Lingg: „Byzantinische Novellen", „Von Wald und See"; von Otto Roquette: „Der Maigraf"; von P. K. Rosegger: „Wie sie lieben und hassen". Balduin Möllhausen's exotische Romane mit ihrem bunten Abenteuerleben in Amerika werden sehr stark gelesen. Fanny Lewald zeichnet sich in ihren Novellen, Romanen und Erzählungen durch Feinheit des Stils, scharfe Beobachtungsgabe und ungemeine Gestaltungskraft aus. Nicht vergessen wollen wir den brandenburgisch-preußischen Roman: „Vor Jena" von Georg Hesekiel.

Von Romanen, Novellen und Erzählungen fremdländischer Autoren sind folgende zu nennen: Bret Harte's „Geschichte einer Mine".

Als von außerordentlich merkwürdiger Phantasiebegabtheit zeugen alle Werke Maurus Jókai's. Zur Charakterisirung dieses bedeutendsten der ungarischen Schriftsteller können wir es nicht unterlassen, aus Constant von Wurzbach's biograph. Lexikon: X, 251 hierherzusetzen, was ein ungarischer Kritiker über Jókai schreibt:

„Er ist nicht bloß Schriftsteller, sondern er ist wahrhafter Poet. Im Humor steht er den besten englischen, in der Anmuth den lieblichsten französischen Schriftstellern nicht nach, während sein Ernst auf wirkliche

dramatische Kraft hinweist. Sein Genie ist überall, und wie ein Sonnenstrahl dringt es durch jede Ritze. Dabei ist jedes seiner Worte eigenthümlich, und er in seiner originellen Individualität weder nachahmbar noch weniger aber übertreffbar. In einer Zeile, in einem hingeworfenen Bilde gibt er oft eine ganze Geschichte, läßt er ein ganzes Seelenleben auftauchen. Er schreibt viel und flüchtig, aber auch das Flüchtige ist in einer oder der andern Hinsicht noch immer interessant, ja oft bedeutend, trefflich, hinreißend, schön. Seine dem ungarischen Leben entnommenen Typen sind voll Wahrheit, sind Fleisch und Blut, und noch mehr: sie sind ungarisch an Seele und Gemüth. Als Naturdichter, immer in kurzen aber stets künstlerischen Strichen, im Nu ein Tableau hinzaubernd, das selbst Jemand, der jene Gegend nicht sah, im Gedächtnisse behalten kann, dürfte er kaum von irgend Jemand übertroffen werden. Was Jókai, wie einer seiner Biographen schreibt, nicht aus Autopsie weiß, all' das weiß der Dichter durch jenes wunderbare Divinationsvermögen, das uns anderen Menschenkindern völlig unerklärlich ist. Nicht nur daß Jókai, wie nie einer vor ihm, seiner Heimath Wesen erfaßte und auch der Ausländer aus seinen Werken ein Stück ungarischen Himmels und ungarischen Treibens kennen lernt, auf ebenso interessante als angenehme Weise in eine völlig neue Welt eingeführt wird, so schildert er ebenso eminent und charakteristisch fremde Zustände, ein Londoner Drawingroom, eine Pariser Grisette, einen Berliner Gardelieutenant, und wenn er sich sein Phantasieroß sattelt, nun da werden wir in Regionen geführt, die selbst Heine nicht träumte und die Jókai zudem kunstwahrer darstellt, als z. B. Jean Paul mit seinen rosenrothen Wolken und veilchenblauen Dämmerungen, denen alle sinnliche Anschauung mangelt."

Romane und Erzählungen, wie die: Oceanien: die Geschichte eines untergegangenen Welttheiles, das Zwanziger Mädchen, der Gefangene der sieben Thürme, die Narren der Liebe, die armen Reichen, der Thurm von Dago und viele andere von Maurus Jókai muß man gelesen haben, wenn man es nicht bedauern will, unvergleichliche Werke schöpferischer Phantasie, die zugleich eine universale Bildung verrathen, ohne Kenntnißnahme gelassen zu haben.

Wer auch nur einen Band von Jókai flüchtig durchblättert hat und hier und da zusammenhanglos eine Seite gelesen, wird gestehen müssen, daß es Schriftsteller gibt, denen im eigentlichsten Sinne des Wortes die ganze Erde bekannt ist, die da alles kennen, was nur einer poetischen Gestaltung fähig ist, welche allen Nationen in derselben Weise angehören, wie ihre Werke aus jener Naturell geschöpft worden sind.

Dabei ist noch zu bemerken, daß Jókai selbst keine Gelegenheit gehabt hat, all' jene Völker und Länder, in denen er seine Romane sich abspielen läßt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, weil er die Grenzen seines engeren Vaterlandes wohl kaum überschritten hat. Jókai aber muß man gelesen haben.

Von französischen Autoren ist in der „Collection Otto Janke" Erckmann-Chatrian vertreten durch seine Romane: „Waterloo", „Die Rantzau", „Die Geschichte eines Conscribirten".

Der sehr bedeutende norwegische Romandichter B. Björnson ist auch durch einige Erzählungen repräsentirt: „Das Fischermädchen", „Magnhild", „Giuseppe Mansana". Er wird in Deutschland sehr viel gelesen.

Zu guterletzt noch nennen wir von Iwan Turgeniew die Romane und Erzählungen, welche in dieser Sammlung belletristischer Werke zu finden sind: „Väter und Söhne", „Neuland", „Dunst", „Frühlingswogen", „Der König Lear der Steppe", „Tagebuch eines überflüssigen Menschen", „Eine Unglückliche" und „Erzählungen eines alten Mannes".

Iwan Turgeniew hat sich bei uns längst schon eingebürgert. In zahllosen Ausgaben sind seine Romane, Novellen und Erzählungen bei uns verbreitet. Sein Tod hat die Nachfrage nur noch gesteigert; und für lange Zeit werden seine Schriften zu denjenigen gehören, welche in Deutschland die hauptsächlichste Quelle für die Erkenntniß russischer Nationalität und russischen Fühlens und Empfindens ausmachen. Turgeniew ist für uns der russische Schriftsteller par excellence.

An Reichhaltigkeit des Inhaltes läßt also, wie wir gestehen müssen, die „Collection Otto Janke" nichts zu wünschen übrig. Wir können sie ihrer wohlfeilen Ausgaben halber zur Verbreitung nur empfehlen; wer sich den einen oder andern Band aus ihrer Mitte gekauft hat, wird sicherlich noch mehrere andere dazu einer so geringen Ausgabe für werth halten, so daß es an einer Erweiterung dieser Sammlung nicht fehlen wird.

Möge man sie dem Publikum, welches sie noch nicht kennen sollte, bekannt machen.

Andere Sammlungen, deren Inhalt nur für Leihbibliotheken und allein das Unterhaltungsbedürfniß zu befriedigen geeignet ist, dürfen wir hier gewiß übergehen.

Auch die Jugend ist bei Anlage unserer deutschen Büchercollectionen nicht leer ausgegangen.

Eine sehr empfehlenswerthe Sammlung alter bekannter sowie neuer Jugendschriften hat die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung der Gebr. Kröner in Stuttgart zusammengestellt.

In Nachahmung der Reclam'schen Universalbibliothek haben es die genannten Brüder, welche sich um Buchhandel und Litteratur durch ihre Verlagsunternehmungen in gleicher Weise verdient gemacht haben, versucht — für 20 Pfennige jede Nummer — ebenfalls zahlreichen Schriften eine unbeschränkte Verbreitung zu gewähren.

An Reichhaltigkeit des Inhaltes läßt diese Jugendbibliothek nichts zu wünschen übrig. Der wohlbekannte Robinson Crusoe findet sich darin ebenso vertreten, wie K. Fr. Becker's Erzählungen aus der alten Welt, wie Gustav Schwab's deutsche Volksbücher, wie Cooper's Conanchet und Anderseu's Märchenbuch. Gullivers Reisen von Jonathan Swift reizen die kindliche Phantasie in gehöriger Bearbeitung gerade so, wie Erwachsene von der köstlichen Satire dieses politischen Agitators entzückt werden. Auch Cervantes' Don Quichotte mag die Jugend nicht mehr entbehren. Musäus' Volksmärchen der Deutschen, W. Hauff's zarte Märchengebilde, Schwab's Sagen des klassischen Alterthums, Campe's Jugendschriften und vieles andere mehr, das den Kindern Genuß und Freude zu verschaffen geeignet ist, hat in dieser „Universalbibliothek für die Jugend" seine Stätte gefunden.

Von modernen Jugendschriftstellern, welche eine Anzahl Bändchen beigesteuert haben, nennen wir: Oskar Höcker, Franz Bonn, Victor Blüthgen, Luise Pichler, Isabella Braun, Richard Roth, Clara Jäger, Fr. C. Proschko.

Was einer Bearbeitung für die Jugend bedurfte, einer Umgestaltung, einer Erneuerung, ist in sachgemäßer Weise geschehen.

Geeignete Gegenstände aus Natur- und Erdbeschreibung sind zur Belehrung und Unterhaltung der Kleinen herangezogen worden.

Daß eine Berücksichtigung sogenannter Indianer- und ähnlicher Abenteuergeschichten stattgefunden hat, wollen wir nicht tadeln. Doch wünschen wir, daß in dieser Hinsicht des Guten nicht zu viel gethan werde. Einer Überreizung jugendlicher Phantasieen durch dergleichen unwahrscheinliche Begebenheiten sollte wohl mehr vorgebeugt werden, als im Allgemeinen zur Tagesordnung zu gehören pflegt. Es ist immerhin bedenklich, jugendliche Gemüther an so aufregende Kost bei ihrer Lektüre zu gewöhnen. Wer in jungen Jahren durch Blutvergießen, Mord und Todtschlag — und sei es auch auf den Sundainseln — gereizt und in Spannung gehalten sein will, der wird sich durch Stifter'sche

Erzählungen in späteren Zeiten kaum mehr gefesselt sehen. Schauder- und Kolportageromane thun es eher.

Da loben wir uns doch lieber die Erzählungen des Weisse'schen Kinderfreundes! Wir rühmen es mit Genugthuung, daß auch diese eine Aufnahme in die Kröner'sche Universalbibliothek gefunden haben.

Fabeln sind nicht vergessen worden: in einer allgemeinen Auswahl von Rektor Werther besorgt. Auch Gellert und Pfeffel hat man nicht übergangen.

Im ganzen sind bis jetzt schon 70 Bändchen in 157 Nummern erschienen; eine Vermehrung um zahlreiche weitere Bände hat die Verlagsbuchhandlung in Aussicht gestellt.

Es wäre rathsam, bei Fortsetzung dieser Bibliothek solche Werkchen zu bevorzugen welche sonst nur für den zehnfachen Preis zu haben sind, insofern man sie in brauchbaren Ausgaben erwerben will, nämlich für die jugendliche Fassungskraft bearbeitete Stoffe aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, der vaterländischen Geschichte, Aufklärungen über nützliche Erfindungen, Mittheilungen über Handel, Gewerbe und Industrieen. Es ist ja in der Kröner'schen Universalbibliothek schon ein guter Anfang dazu gemacht worden: Stanley's Reise durch den dunklen Welttheil ist von R. Roth bearbeitet worden, ein anderes Bändchen handelt ebenfalls „vom schwarzen Kontinente"; Nordpolarfahrten sind in eine Erzählung zusammengefaßt worden; die deutsche Vorgeschichte hat in lehrreicher Weise ebenfalls R. Roth wiedererzählt; Karl Neumann-Strela gab ein Lebensbild des Kaisers Wilhelm und dgl. m.

In dieser Weise sollte man die Bibliothek fortsetzen. Jugendschriften von Ottilie Wildermuth, von Gustav Nieritz, W. O. von Horn (Fr. W. Oertel), Franz Hoffmann werden ihre alte Wirkung niemals verlieren. Sollte man einzelne dieser Schriften für die Universalbibliothek erwerben können, so würde es um so besser sein.

Je reichhaltiger und je mannigfaltiger der Inhalt sich gestalten wird, um so mehr wird diese Jugendbibliothek ihren Zweck erfüllen.

Kinder wollen stets unterhalten sein. Sie haben zu jeder Zeit ein reges Bedürfnis an verständnißvoller und angemessener Belehrung. Sie haben immer zu fragen und verlangen gar eine augenblickliche Auskunft. Nicht alle Eltern werden im Stande sein, ihnen diese auf der Stelle zu geben. Man gibt ihnen Bücher in die Hand und heißt sie lesen, sobald sie es vermögen. Wißbegierige Kinder haben einen nicht zu umfangreichen Band gar bald ausgelesen. Sie verlangen mehr. Es wird genug Knaben und Mädchen geben, welche die meisten Er-

zählungen von Nieritz, Hoffmann, Horn, der Wildermuth ꝛc. in ihrer Jugend ohne Unterbrechung gelesen haben, nämlich soviel sie deren nur erhalten konnten.

Wer vermag aber, all' diese Jugendschriften, welche nur für einen sehr beträchtlichen Preis zu haben sind, seinen Kindern auf den Weihnachtstisch zu legen, zum Geburtstage zu schenken oder bei irgend einer andern fröhlichen und festlichen Gelegenheit zu widmen? Mit einem, zwei oder drei Bändchen ist es nicht gethan. Wie lange reichen diese hin? Und viele Thaler für die Lektüre seiner Kinder auszugeben, ist doch auch selten Jemand in der Lage.

Was für einen besseren Gedanken konnte es also geben, als zahlreichen Jugendschriften, welche es verdienen, einen unbeschränkten Verbreitungskreis zu gewähren? sie in ganz wohlfeilen Ausgaben Jedermann, auch dem Unbemitteltsten, zugänglich zu machen? Wir zweifeln nicht, daß die Verlagsbuchhandlung trotz der niedrigen Preise aller Bändchen immer noch ihre Rechnung finden wird.

Je mehr solcher wohlfeilen Büchlein es gibt, je mehr werden davon gekauft werden. Das beweisen ja die sehr wenig empfehlenswerthen Jugendschriften ohne jeglichen pädagogischen Werth aus Mülheim a. d. Ruhr, Hamburg u. a. O. Hunderte und aber Hunderte solcher Bändchen sind für 25, 50 Pfg. ausgegeben worden; und stets erscheinen noch mehr davon. Sie enthalten alle dasselbe Ragout der alten unwahrscheinlichsten Räuber-, Ritter-, Indianer-, Piraten- und anderer Mord- und Todtschlagsgeschichten, welche für 70 Mark — so viel wir wissen — fabrikmäßig von den unberufensten Erzählern zusammengeschrieben werden. Kein Bändchen dieser Erzählungen kann es ohne ein vorgedrucktes Gemälde in den schreiendsten Farben, welches blanke Messer, abgedrückte Pistolen, auf Scheiterhaufen brennende Europäer, Kinder an Steinen zerschmetternde oder in die Flammen rothbrennender Gebäude werfende Indianer, Neger und dergleichen unmenschliche Wilde darstellt, thun. Und *das* sollen nun erziehende und belehrende Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend sein? Kann es etwas Abscheulicheres, etwas die jugendlichen Gemüther Aufregenderes geben?

Da will es uns scheinen, daß es Pflicht der deutschen Buchhändler sei, eine Jugendbibliothek, welche für gleich wohlfeile Preise pädagogisch erprobte Werkchen, durchaus angemessene Schriften, der Jugend darbietet, in dem Maße zu verbreiten, als jene höchst tadelnswerthen Bände an Wirksamkeit bereits erlangt haben.

In jedem Papierladen beinahe sieht man jene durch solch' schauderhafte Zerrbilder verunzierte Volks- und Jugenbibliotheken ausliegen; und

gute, werthvolle Schriften für Knaben und Mädchen sollten den Weg bis dahin nicht finden können?

Wir hoffen, daß es recht bald gelingen möge, auch der Kröner'schen „Universalbibliothek für die Jugend" diejenige Verbreitung weit umher zu verschaffen, welche sie in hohem Grade verdient.

Die Ausstattung derselben ist für ihren sehr geringen Preis eine splendide. Schöner, deutlicher Druck auf gutem, starkem Papier.

Hierbei wollen wir noch den Wunsch aussprechen, daß sich die Orthographie genau an die vorgeschriebene der deutschen Schulen halten möge, und daß bei Anwendung der neuen Reichsorthographie nicht die Duden'schen Bearbeitung gewählt werde, welche noch über das vorgeschriebene Maß hinausgeht. Warum die lernenden Köpfe unnütz verwirren? Was bei Büchern, welche für Erwachsene bestimmt sind, sehr zu wünschen ist, gehört nicht in die Schul- und Kinderstube. Eine sorgfältige Korrektur und Ausmerzung aller Druckfehler sollte stattfinden.

Der Einband aller Bändchen verdient gelobt zu werden. Wir wünschen aber, daß sowohl alle ungebundenen als gebundenen Exemplare mit Draht sehr dauerhaft und haltbar geheftet würden; auch würde es noth thun, die Verbindung aller Bogen mit dem Deckel des Einbandes um ein Beträchtliches zu verstärken: durch vorgesetzte Leinwand etwa, wie es meistens schon bei der Drahtheftung zu geschehen pflegt.

Eine Heftweise auf nur 2 Bünden, welche sich nicht einmal auf den ganzen Bogen erstreckt, will uns bei Büchern, welche für die Hände der zerstörungssüchtigen Jugend bestimmt sind, nicht passend erscheinen. Sobald die einzelnen Bogen durch öftere Benutzung von einander getrennt worden sind, verliert jeder Band Form und Ansehen. Und der Jugend soll doch eine schonende Behandlung solch' empfindlicher Gegenstände, wie es Bücher sind, erleichtert werden. Sie soll es sehen und durch den Gebrauch erlernen, daß man Bücher gleich Kunstwerken zu achten hat, welche zwar für den täglichen Umgang eingerichtet und demgemäß auch beschaffen sind, daß sie aber auch ihrem Wesen nach eine sorgfältige und schonende Handhabung erfordern, ja ihre mit Sorgfalt und Kunst hergestellte Beschaffenheit selbst offenbaren.

Nichts fordert aber die Zerstörungssucht mehr heraus, als wenn die losen und trennbaren Fäden eines Gewebes, die unverbundenen Steine eines Baues vor Augen liegen.

Wir hoffen, daß die Verlagsbuchhandlung eine Verstärkung des Einbandes nicht unterlassen wird. Es wäre auch wünschenswerth, daß außer dem rothem Leinenüberzuge, welcher nicht gerade sehr lange

seine Farbe behält, ein dunkler nebenher gehen möchte, damit roth und dunkel gebundene Exemplare den Käufern vorgelegt werden können.

Die Broschur der ungebundenen Bändchen ist tadellos und geschmackvoll ausgeführt. Die einem jedem Büchlein beigegebenen Illustrationen können sich sehen lassen.

Und so empfehlen wir denn diese Kröner'sche Universalbibliothek dem besondern Wohlwollen aller Sortimentsbuchhändler mit dem Wunsche, daß sie recht bald bei allen Kindern und Kinderfreunden die wohlverdiente Verbreitung finden möge, auf daß sie in kurzer Zeit ihren Inhalt, um das doppelte vermehrt, unter die Jugend hinauszuschicken im Stande sei.

Wir hegen die Ueberzeugung, daß es an dankbaren Käufern ihr niemals fehlen wird, und zwar um so weniger, als es an gleich wohlfeilen und gleich vortrefflichen Jugendschriften noch immer gemangelt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Einleitung in die bibliographischen Systeme.

Von

Albert Erlecke.

(Fortsetzung.)

Nachdem der erste Fanatismus in den von Mohammed und seinen Nachfolgern eroberten Ländern verraucht war, sammelten die Moscheen bereits für ihre Schulen Bibliotheken oder erhielten solche häufig durch Legate. Auch die Khalifen und Statthalter brachten für sich ungeheure Büchermassen zusammen und überflügelten was Schnelligkeit und Reichhaltigkeit der Sammlungen betrifft, darin weit den Occident. So allein ist es erklärlich, daß schon im 12. Jahrhundert das Arabische in voller Blüthe stand und aus jener Zeit eine ganze Reihe vorzüglicher, besonders mathematischer Werke auf uns gekommen sind. Die Angaben über die Bändezahl in den einzelnen großen Bibliotheken zu Kairo und Cordova lauten auf über 50,000 Stück, und gerade aus diesen beiden Bibliotheken scheinen die ersten bekannten bibliographischen Systeme der Welt hervorgegangen zu sein. Das System von Taschköprisade (1495—1560) datirt handschriftlich allerdings erst aus dem 16. Jahrhundert, hat sich aber zweifellos aus der in Kairo gehandhabten Ordnung entwickelt. Nach diesem Systeme, welches Haji Khalfa in seinem Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum etc. edid. G. Fluegel. Leipzig 1835. S. 31—41 als das beste der ihm bekannten arabischen Systeme bezeichnet, sind als Basis der Eintheilung aller Wissenschaften vier Arten menschlichen Wissens angenommen, nämlich die Schrift (scriptura), das Wort (verba), der Gedanke (mens) und das Gesetz (rerum natura). Daraus entspringen vier große Kategorien, von denen die erste die Schreibkunst (doctrinae artem scribendi tractantes), die zweite die philologischen (doctrinae quae singula verba spectant) und historischen Wissenschaften (doctrinae de rebus menti observantibus tractantes, quae cogitatione certo

cognosci possunt), die dritte die mathematischen (doctrinae quae substantias spectant) und philosophischen (doctrinae philosophicae ad vitae usum conferendae) und die vierte die theologischen (doctrinae legales i. e. religionis) und juristischen (doctrinae legales i. e. juris) behandeln. — Näheres hierüber enthält die Bibliotheca orientalis von J. Th. Zenker. — Aus etwa derselben Zeit stammt ein Bruchstück spanischen Ursprungs, Toledo 1540, das in einem „Primera parte de las differencias de libros que ay en el universo" das einfache System des Maestro Alexio Vanegas wie folgt declarirt: „Los libros que esta primera parte contiene, son quatro. El primero Original (Ursprung). De la concordia de la predestinacio, y del libre aluedrio. El 2.: Natural (Natur). De la philosophia deste mundo visible. El 3.: Racional (Vernunft). Del officio y uso de la razon. El 4.: Revelado (Offenbarung). De la autoridad y firmeza de la sagrada escriptura." Dieses ebenso einfache als natürliche und der Zeiterkenntniß entsprechende System würde wegen der schwierigen Definition der Unterabtheilungen heute praktisch unbrauchbar sein.

Im Occident hatten schon im 6ten Jahrhundert einzelne Männer von klassischer Bildung sich Bibliotheken angelegt, z. B. Cassiodorus, welcher auch in dem Kloster Vivarais, wo er von seinem vielbewegten Leben auszuruhen beschloß, den alten und kranken Mönchen das Abschreiben von Handschriften auftrug. Unter den verschiedenen Mönchs-Orden zeichneten sich durch Eifer für Erhaltung der Litteratur besonders die Benedictiner aus, welche, um dem Müssiggange vorzubeugen, den Conventualen das Studium der Classiker und das Copiren von Handschriften auferlegten. Das Kloster Monte Casino kam auf diese Weise in den Besitz einer berühmten Bibliothek. In England erlangten die Klöster zu Canterbury, Cambridge, York u. s. w. frühzeitig bedeutende Bibliotheken. Aber nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Fürsten nahmen sich der Litteratur an. Karl der Große kannte kein besseres Mittel, seinen Namen zu verherrlichen, als die Gründung von Klöstern mit Schulen und Bibliotheken. So entstanden reiche Stifte mit trefflichen Sammlungen zu Hersfeld, Reichenau, Regensburg, namentlich aber zu Corvei in Westfalen, deren Handschriften später zum Theil der Bibliothek in Wolfenbüttel (Lessing) einverleibt wurden, ferner zu Fulda, wo Hrabanus Maurus Mönche als Schreiber beschäftigte und in allen vom Christenthum eroberten Ländern Copien von Handschriften anfertigen ließ. Zu Tours legte Alcuin eine Privatsammlung an und nicht lange darauf wurde die Bibliothek St. Germain des Près errichtet,

welche der Grundstock der nachmaligen Königlichen, bezw. Bibliothèque impériale zu Paris gewesen sein soll. Der Eifer, Bibliotheken anzulegen, nahm in der Folge immer mehr zu. Auch Papst Sylvester II. (Gerbert) ließ in Deutschland und Holland Bücher zusammen kaufen. Aber alle Sammlungen damaliger Zeit übertraf die des Klosters zu St. Gallen, zu der der Abt Gosbert (816—836) den ersten Grund legte.

Alle diese und unzählige andere Klosterbibliotheken wurden bis in's 14te Jahrhundert eifrig vermehrt. In jedem Stift befand sich wenigstens ein Scriptorium, über welches der Armarius die Aufsicht führte; das Schreibmaterial (Pergament) lieferte der Camerarius oder Cellarius, die Auswahl der zu schreibenden Bücher besorgte der Abt und die Bibliotheksverwaltung lag ebenfalls dem Armarius ob. Mit dem 14. Jahrhundert tritt mit dem Erwachen freieren wissenschaftlichen Strebens, mit der Gründung der ersten Universitäten der Sammeleifer derart in den Vordergrund, daß nunmehr der Grund zu unsern heutigen Universitäts- und anderen öffentlichen Bibliotheken gelegt werden konnte, in denen bei der späteren Säcularisation der geistlichen Stifte fast sämmtliche Klosterbibliotheken aufgingen. Diesen Zeitpunkt hat Rob. Naumann im Serapeum, II, Nr. 16—18 in einem interessanten Artikel unter dem Titel: „Ueber Bücherkataloge des XV. und früherer Jahrhunderte" behandelt, und zwar theilt er darin u. a. auch die Anordnung der großen Kloster-Bibliothek von St. Emmeran zu Regensburg im Jahre 1347 mit, die Edwards in seinen Tables sub Nr. 763 ebenfalls aufführt. Die Bücher sind nach dem im Jahre 1347 gefertigten Kataloge auf 32 Pulpita in folgender Ordnung vertheilt gewesen: 1. 2. Libri textuum Bibliae; 3. 4. 5. 6. Diversi expositores super Biblia; 7—15. Doctores (antiquiores); 16. Libri Historiarum; 17., 18., 19., 20. Libri diversorum doctorum (recentiorum); 21.—23. Libri juris (canonici); 24. Libri diversorum; 25. Libri juris (civilis et canonici); 26.—29. Libri artium; 30. Libri de diversa materia; 31. Libri Omeliarum et Passionalia; 32. Biblia in partibus.

Die bereits oben erwähnten Kloster- und Stiftsbibliotheken von Paris, Oxford und Cambridge führen um diese Zeit ebenfalls bereits den Namen Universitätsbibliotheken und 1370 schenkte Kaiser Carl IV der neugegründeten Prager Hochschule die ersten 114 Handschriften zu der heutigen stolzen Sammlung, welche schon Wenzel so vermehrt fand, daß er derselben 1383 ein größeres Local anweisen mußte. Heidelberg hatte vier Jahre nach der Gründung seiner Universität (1386) die sämmtlichen Bücher u. s. w. des Kanzlers und Dompropstes Conrad von Gelnhausen erhalten und andere Gelehrte und Fürsten der damaligen Zeit

bereicherten die Universität durch Schenkungen so sehr, daß das Curatorium derselben 1443 ein eigenes Bibliotheksgebäude aufführen lassen mußte. Die Hauptmasse aller Bücher dieser Bibliotheken war in Latein, verschiedenes indeß auch in den Landessprachen verfaßt. Mit dem Aufleben der antiken Studien steigerte sich indeß auch das Interesse für das Griechische und noch viel mehr der Sammeleifer. Gelehrte wie Poggius, Philelphus, Bessarion, Franciscus, Barbarus u. a. fingen an, Bücher zusammen zu bringen, und ihrem Beispiele folgten Fürsten und reiche Patricierfamilien, unter denen besonders die Mediceer zu Florenz rühmend zu erwähnen sind. Cosimo von Medici hatte in allen Theilen Europa's seine Agenten, welche ihn mit Büchern so reichlich versahen, daß er im Stande war, nicht nur dem Kloster zu San Marco über 400 zu schenken, sondern auch drei ansehnliche Privatsammlungen anzulegen, zu denen das Publikum Zutritt hatte. Sein Sohn Piero und noch eifriger sein Onkel Lorenzo setzten das vom Großvater begonnene Werk fort, indem Lorenzo sowohl ganze Privatbibliotheken, z. B. die des Andronicus von Thessalonich, kaufte, als auch mehrere Gelehrte, zumal Johannes Laskaris und Angelus Politianus in's Ausland sandte, welche mit litterarischen Schätzen reich beladen zurückkehrten. Die erworbenen Handschriften kamen entweder in Lorenzo's Privatsammlung oder in die im Kloster San Marco aufgestellte Bibliothek, aus deren Vereinigung später die berühmte Mediceo-Laurentiana entstand. Gleichen Eifer im Büchersammeln zeigte Papst Nicolaus V, der gegen 3000 Handschriften zusammenbrachte, und damit den Grund zu der großen Bibliotheca Vaticana legte, deren Vermehrung sich einige seiner Nachfolger, hauptsächlich Sixtus IV, eifrig angelegen sein ließen. In Ungarn legte Mathias Corvinus eine große Bibliothek an, an deren Vermehrung beständig 30 in Italien gebildete Schönschreiber arbeiten mußten, welche ihm nebst den auf andere Weise erlangten Bücherschätzen über 30,000 Dukaten kosteten. Leider endete die Sorge für diese prächtige Sammlung mit dem Leben des Königs, denn unter seinen Nachfolgern wurde sie zerstreut, besonders von den Türken geraubt, und gegenwärtig lassen sich mit Sicherheit nur noch etwas über 100 Handschriften daraus nachweisen, von denen die größere Hälfte sich in Wien befindet.

Im 15. Jahrhundert endigt mit der glorreichen Zeit der Blüthe des Katholicismus auch die Freiheit, beliebig in Pisa, Barcelona, Paris oder Prag zu studiren und dennoch überall in der christlichen Welt zugelassen und angestellt zu werden. Infolge des verhängnißvollen Investiturstreites emancipirten sich die Nationalitäten immer mehr und

endlich riß die Reformation England, Schweden, den Norden Deutschlands und die Schweiz ganz von Rom los. Hiernach bedingt es die Uebersichtlichkeit, daß wir die Entwicklung der Bibliographie nunmehr auch nach Nationalitäten geordnet weiter verfolgen.

Die Gesner'sche Idee einer permanenten Universal-Bibliographie zerfiel im 16. Jahrhundert, wie wir schon oben sahen, vollends, als mit Erfindung der Buchdruckerkunst auch für die Bibliotheken eine neue Epoche begann. Denn von nun ab war die Sammlung einer solchen nicht mehr mit so großen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft, wie früher, und besonders in Deutschland bildete sich jeder, der es irgendwie vermochte, sein eignes bibliographisches System. Das Gesner'sche System enthalten die 1548—49 bei Froschauer in Zürich gedruckten „Pandectarum sive Partitionum universalium libri XXI". — Philosophia — schreibt der Verfasser, der mit dieser Benennung die gesammten Wissenschaften bezeichnet — comprehendit artes et scientias A. Praeparantes: a) Necessarias α) Sermocinales: 1. Grammaticam, 2. Dialecticam, 3. Rhetoricam, 4. Poëticam, β) Mathematicas: 5. Arithmeticam, 6. Geometriam, 7. Musicam, 8. Astronomiam, 9. Astrologiam, b) Ornantes: 10. Historiarum cognitionem, 11. Geographiam, 12. Divinationis et magiae cognitionem, 13. Variam de artibus illiteratis cognitionem B. Substantiales: 14. Physicam 15. Metaphysicam et Theologiam gentilium, 16. Ethicam, 17. Oeconomicam, 18. Politicam, 19. Jurisprudentiam, 20. Medicina, 21. Theologiam Christianam. Man sieht, wie der Verfasser die sämmtlichen Wissensgebiete nach ihrer praktischen Anwendbarkeit zu ordnen versuchte. — Neben dem Gesner'schen Systeme verdient das eines Benedictinermönchs, Florian Trefler, aus dem Jahre 1560 Erwähnung, nicht, weil es einen großen Wert besitzt, aber vielmehr seines Alters wegen und weil es zeigt, bis zu welcher Blüthe die nunmehr bald verschwindenden Klosterbibliotheken sich allerwärts entwickelt hatten. B. G. Struve schreibt darüber in seiner „Bibliotheca antiqua publicata Jenae anno 1706": Auctor incipit a libris Juris Civilis, cuius insigne sit A. Primo collocat illos, qui at Methodum iuris faciunt, progreditur ad Corpus Juris, huiusque Commentatores. Haec Bibliotheca Juris Civilis: sequitur illa Juris Canonici, cuius insigne est B. quae eodem ordine dirigenda ac prior. Summistae sequuntur, seu de casibus conscientiae Scriptores, qui signum C. praeferunt. Inde Sententiarii signo D. notantur, Dictionaria signo E., in quorum numero etiam Gesneri Bibliothecam universalem collocat. Hagiographorum, chronographorum et topographorum, quin plures

sint, duas classes facit, quas insignit littera F. et G. quorum aliquos ordine alphabetico indicat. Octavam classem Theologorum facit, quorum signum H ita, ut primum Biblicos libros cum Commentatoribus ponat, in sequenti vero sub littera I. Theologos reliquos. Polemicos sub signo K., in quam classem etiam haereticos libros collocat et famosos. Undecimam classem sub signo L. Philosophis adsignat, ita tamen, ut secundum diversas partes vel etiam sectas distinguantur, quod tamen generatim saltim indicat. Duodecimam classem tribuit, Concionatoribus et declamatoribus sub signo M. Sequuntur epistolarum Scriptores sub signo N. Poëtae sub signo O. Philologici sub signo P. In penultimam classem sub signo Q. includit promiscue omnes, quotquot superioribus non possint inseri, quae sane ideo amplissima erit. In ultimam demum sub signo R. Teutonicos libros rejicit." Wie man sieht, nehmen deutsche Bücher noch eine höchst bescheidene Stelle ein. Durch die Aufhebung von Klöstern infolge der Reformation fielen deren Bibliotheken entweder den Städten und Kirchen, oder den Landesherren und gelehrten Bildungsanstalten zu, welche die erhaltenen Schätze zu Jedermann's Gebrauch aufstellen und ordnen ließen.

Auf die Entwickelung der Bibliographie wirkten indeß die durch die Säcularisationen herbeigeführten Zersplitterungen der in den vom Protestantismus eroberten Ländern bestandenen Bibliotheken höchst nachtheilig ein, so daß beispielsweise das sonst viel weniger kritische Frankreich vom 16. bis 18. Jahrhundert Deutschland, was bibliographische Leistungen betrifft, weit hinter sich gelassen hat, wie wir bei Frankreich sehen werden. Wohl hatte Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen schon 1502 zu Wittenberg eine Bibliothek angelegt, welche durch die Säcularisation der Klöster in Sachsen einen bedeutenden Zuwachs erhielt und später nach Jena und Halle a. S. kam; seinem Beispiele folgte auch August der Starke, welcher den Grund zur Dresdener Bibliothek legte. Besonders aber waren es katholische Fürsten, wie Herzog Albrecht V. von Bayern und Kaiser Maximilian II., welche sich durch ihren Sammeleifer dauernden Ruhm erwarben. Ersterer gründete die Bibliothek in München, jetzt eine der großartigsten der Welt, letzterer die unschätzbare Kaiserl. Hof- und Staatsbibliothek in Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Die heliographischen Verfahren als die Stellvertreter des Holzschnittes.

Deren Entwicklung und Bedeutung für die Gegenwart.

Mit Illustrationen.

(Schluß.)

Ein ähnliches Verfahren wird in der Anstalt des um den photographischen Pressendruck verdienten Hofkunsthändlers Edm. Gaillard in Berlin ausgeübt. Wir können nicht sagen, wie bei der Herstellung der Gaillard'schen Platten verfahren wird, daß aber auch diese autotypische Methode ungemein lebensfähig ist, geht aus den Resultaten zur Genüge hervor.

Was besonders für dieselbe spricht, ist der Umstand, daß sich mit ihr die Halbschatten entweder in Strichmanier oder in Kornmanier reproduziren lassen. Man hat es also dabei ganz in der Hand, dem betreffenden Sujet die geeignetste Schraffirung anzupassen, ein Vorzug, der nicht unterschätzt werden darf. Während z. B. die Strichmanier für bestimmte Landschaftsbilder, für einzelne Gemäldereproduktionen, kunstgewerbliche Gegenstände u. s. w. sehr geeignet ist, macht sich für Architekturaufnahmen, Skulpturen, besonders aber für die Wiedergabe von Porträts die Kornmanier entschieden besser. Ferner berührt es beim Anblick der Gaillard'schen Drucke sehr angenehm, daß die Lichtpartien ganz frei von Schraffirung sind, und die Illustrationen dadurch kontrastreicher und wirkungsvoller erscheinen als die nach anderen Methoden hergestellten. Wir setzen dabei natürlich voraus, daß diese Wirkung nicht durch nachträgliche Retouche des Clichés erreicht wird, denn eine phototypographische Methode besitzt eben dann erst rechten materiellen Werth, wenn sie keinerlei Nachhilfe erfordert.

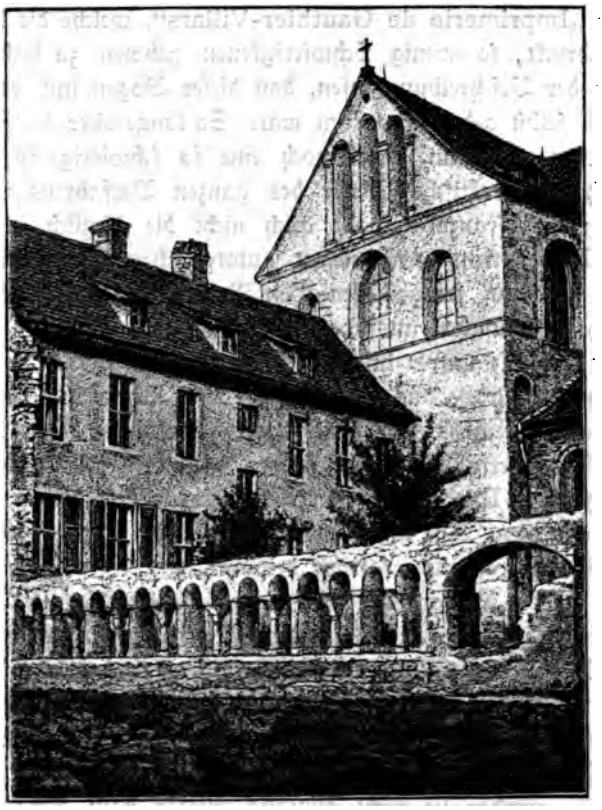
Wir müssen noch der Arbeiten der weltbekannten Reproduktions-Anstalt von Goupil & Co. in Asnières bei Paris Erwähnung thun. Ihren Ruf hat sich die Firma zunächst durch ihre Photogravuren, die

sie schon seit etwa zwanzig Jahren herstellt, begründet; seit einigen Jahren aber hat sie auch das Gebiet der Phototypographie betreten und, wie nicht anders zu erwarten stand, Leistungen allerersten Ranges produzirt. Goupil erzeugt bei seinem Verfahren zunächst nach der Vorschrift Woodbury's ein Gelatinerelief und formt dies auf galvanoplastischem Wege ab. Natürlich erfordert das Relief wiederum ein ent-

Gaillard-Hartwig'sche Autotypie (Strichmanier).

sprechendes Korn, und dies erhält Goupil dadurch, daß er die Gelatine selbst mit einer Substanz mischt, die ein um so größeres Korn liefert, je länger die Belichtung dauert. Diese Methode dürfte scheinbar am einfachsten und sichersten zur Lösung der Frage führen, denn man braucht nur eine animalische oder vegetabilische Substanz erst in eine Flüssigkeit zu tauchen, in welcher sie sich auflösen kann, dann in eine solche, die sie gerbt oder zusammenzieht, so bedeckt sie sich auf der ganzen Oberfläche mit Korn. Die Grobheit, die Form und die Dicke

des Korns verändert sich je nach der angewendeten Substanz und Flüssigkeit, nach der Eintauchungsdauer, der Temperatur und dem Concentrationsgrade der Flüssigkeiten. Wenn man dementsprechend eine Gelatineschicht mit einer Auflösung von doppeltchromsaurem Kali versetzt und sie dann in eine gerbende Lösung (Eisenvitriol mit Essigsäure und Wasser versetzt) bringt, so bedeckt sich ihre Oberfläche sehr



Gaillard-Hartwig'sche Autotypie (Kommanier).

bald mit einem schönen durchaus regelmäßigen Korn. Hat man nun auf eine solche Gelatineschicht das photographische Bild kopirt, so durchdringt die gerbende Auflösung die Gelatine an den gar nicht oder weniger belichteten Stellen leichter als an den mehr oder vollständig belichteten Stellen; sie erzeugen deshalb in den ersteren ein gröberes Korn als in den letzteren und das Cliché wird eine getreue Wiedergabe des Negativs in allen Details und den zartesten Halbschatten. (Placet).

Es ist nur schade, daß auf diese Weise das Korn in den mehr

oder weniger belichteten Stellen so fein wird, daß es im fertigen Cliché kaum oder nur mit größter Sorgfalt zu drucken ist, und das ist der Nachtheil, den die Goupil'schen Phototypographien besitzen.

Wir sahen kürzlich in einer französischen Fachzeitschrift eine wunderhübsche, in den Text gedruckte Abbildung, die in der Goupil'schen Anstalt angefertigt war und ein so feines Korn zeigte, daß man es mit bloßem Auge kaum erkennen konnte; wir freuten uns schon, daß dieses Cliché der „Imprimerie de Gauthier-Villars", welche die betreffende Zeitschrift druckt, so wenig Schwierigkeiten geboten zu haben schien, als wir in der Beschreibung lasen, daß dieser Bogen mit dem Cliché von Goupil selbst gedruckt worden war. So lange aber die Zurichtung solcher Platten vor dem Druck noch eine so schwierige ist, so lange bleibt auch der praktische Werth des ganzen Verfahrens illusorisch; sonst hätten die Franzosen wohl auch nicht die kürzlich in der Zeitschrift „L'Illustration" erschienenen autotypischen Reproduktionen der im Pariser „Salon" ausgestellten Gemälde in der Anstalt des Herrn Meisenbach in München ausführen lassen!

Zum Schlusse unsrer historischen Darstellung wollen wir unsern Lesern noch eine Probe aus der rührigen und rühmlich bekannten Anstalt des Herrn Clemens Kissel in Mainz vorführen. (S. Seite 486 u. 487.) Das Verfahren ist ebenfalls ein autotypisches und soll sich besonders gut zur Wiedergabe von Ornamenten, Skulpturen, Figuren, Stickereien ꝛc. eignen. Wie uns Herr Kissel mittheilt, hat sich seine „hylotypische" Methode bereits praktisch bewährt. —

Wir haben in vorstehendem versucht, dem Leser ein Bild von dem Entwicklungsgang der Heliotypie zu verschaffen und die wichtigsten der vielen in dieses Gebiet gehörigen Verfahren theoretisch darzustellen. Es wird nun naturgemäß die Frage gestellt werden: was haben nun aber die phototypographischen Verfahren für die Praxis zu bedeuten? — sollen sie einen Ersatz für den Holzschnitt bilden oder diesen ganz verdrängen? — werden sie nicht allmälig wieder vom Schauplatz verschwinden, da es doch bloß „Surrogate" sind? —

Diese Fragen zu beantworten soll der Zweck unsres Schlußkapitels sein.

Wir stellen uns zunächst auf den Standpunkt des praktischen Druckers, dessen Aufgabe es ja ist, die Kunst des Holzschneiders oder Heliographen zu vervollständigen, d. h. durch verständnißvolle Zurichtung und entsprechenden Druck dem Bilde den artistischen Vortrag zu verleihen. Jeder Drucker, der mit Holzstöcken zu thun hat, weiß, welche Schwierigkeiten oftmals die erwünschte Wiedergabe derselben darbietet,

werden ihm die heliographisch hergestellten Clichés seine Aufgabe nicht noch mehr erschweren? Allerdings bringen diese letzteren von vornherein die Unannehmlichkeit mit, daß die Bilder in der Regel äußerst flach auf der Metallfläche liegen, daß also in Folge dessen die Behandlung derselben eine besonders aufmerksame sein muß. Wir haben aber schon an andrer Stelle betont, daß diese Arbeit so schwierig nicht ist, wie sie erscheinen möchte; Verständniß und Erfahrung gehört natürlich unbedingt zum Gelingen, aber diese erfordert ja jede Druckarbeit mehr oder weniger. Daß es möglich ist, Zinkätzungen gut zu drucken, davon legen die unserem Texte eingeschalteten Proben, sowie die vielen anderen Heliotypien, die heutzutage in den verschiedensten Publikationen erscheinen, Zeugniß ab; die Zeitschrift „Ueber Land und Meer", die auf einer Rotationsschnellpresse, in der die Clichés bekanntlich in der Abformung um den Cylinder der Maschine laufen, gedruckt wird, bringt öfters Illustrationen aus der Anstalt der Herren Angerer & Göschl, die ganz vorzüglich wirken. Also doch ein Beweis, daß diese Clichés allen Anforderungen in der Praxis genügen. Es ist natürlich nicht möglich, für die Zurichtung bestimmte Vorschriften zu geben, im allgemeinen nur läßt sich aufstellen, daß bei einer sonst gut vorgerichteten Zinkätzung bei den Schattenpartien drei, bei den Mitteltönen zwei und bei den Lichtpartien eine, eventuell gar keine Papierstärke, wenn erforderlich, als Unterlage wirken. Bisweilen ist es aber auch nöthig, unter den Lichtpartien das Holz auf der unteren Fläche etwas auszuhöhlen.

Hier noch ein Wort über die Aufbewahrung der Zinkclichés. Vor allem ist es nothwendig, dieselben an einen ganz trockenen Ort zu stellen, denn durch Feuchtigkeit oxydirt die Zinkoberfläche und die feinen Linien des Bildes werden durch Rost sehr leicht zerfressen. Sind die Zinkplatten also gedruckt worden, so reibe man das Metall, nachdem es vom Drucker mit Petroleum oder Terpentinöl gereinigt worden ist (nicht mit Wasser oder Lauge!), tüchtig mit Leinöl ein, den Holzstock aber mit Talk und wickle das Ganze in weiche Makulatur ein. Als Holzstock, auf welchen das Cliché montirt wird, verwenden die meisten Anstalten ein weiches Material, welches sich schon bei schwach feuchter Temperatur, oder sogar bereits in der Presse dehnt oder biegt; deshalb ist das Einreiben des Holzes mit Talk unerläßlich.

Daß der Druck auch je nach der Qualität des verwendeten Papiers besser oder schlechter ausfällt, versteht sich, wir können aber hier auf Einzelheiten nicht weiter eingehen.

Soviel über die Praxis, und nun zu der Frage: wie verhält es sich mit dem künstlerischen Werthe dieser Druckplatten, mit dem artistischen

Vortrage derselben nach dem Druck? Wir sprechen hier, wohlverstanden, nur von phototypographischen Clichés, d. h. von Reproduktionen photographischer Aufnahmen mit Halbtönen, die also von vornherein der ästhetischen Wiedergabe wesentlich größere Schwierigkeiten entgegenbringen als einfach chemigraphische Druckplatten. Die letzteren haben ihre Feuerprobe längst bestanden und dadurch die Vorurtheile, mit denen sie anfangs zu kämpfen hatten, siegreich überwunden;

Blumenhändlerin, nach einer Majolika-Figur.
Natur-Aufnahme in 6facher Verkleinerung. Hyalotypie von Clemens Kissel in Mainz.

anders die ersteren. Diese haben sich eine größere Aufgabe gestellt und müssen deshalb auch mehr leisten, und die Leistungskraft, die ihnen innewohnt, hat sich erst in neuester Zeit mehrfach erprobt. Bei ihnen kommen zunächst die schon erwähnten größeren technischen Schwierigkeiten in Betracht, die selbstverständlich ein weniger sicheres Resultat involviren. Denn durch die Zerlegung der Halbschatten gehen viele Einzelheiten der photographischen Originalaufnahme ganz verloren, mit der Loupe bewaffnet kann man sehen, wie auf diesen Platten in

dem Zwischenraum von einem Punkte zum andern ganze Details herausgefallen sind, während doch das Charakteristische und der eigenthümliche Reiz der Photographie grade in dieser minutiösen Detailwirkung liegt. Ferner aber haben viele der jetzt gebräuchlichen Methoden den Nachtheil, daß sie auch die hohen Lichtpartien mit einer gleichmäßigen, wenn auch feinen Schraffirung liefern, wodurch die Bilder grau und monoton erscheinen.

Blumenhändler, nach einer Majolika-Figur.
Natur-Aufnahme in 6facher Verkleinerung. Hyalotypie von Clemens Kissel in Mainz.

Nun könnte man aber einwenden, daß dies technische Mängel sind, die sich im Laufe der Zeit wohl noch überwinden und beseitigen lassen werden. Wir geben das zu und stellen uns damit vor die Frage: werden dann, wenn das menschliche Wissen und Können auch hier die letzten Hindernisse aus dem Wege geräumt hat, die photographischen Verfahren den Holzschnitt beeinträchtigen, oder denselben ganz verdrängen?

Darauf hin muß man sich zunächst daran erinnern, daß die Leistungsfähigkeit der Photographie eine sehr vielseitige ist, daß sie hierbei so-

wohl zum Zwecke der Reproduktion, als zur Beschaffung von Originalaufnahmen verwendet werden kann. Mit Bezug auf den letzteren Fall dürfte man ja annehmen, daß fürderhin eine illustrirte Zeitung sich der Hilfe des Malers ganz entschlagen könnte; die Aufnahme einer Landschaft, eines Porträts, oder sogar eines Genrebildes ist ja vermittelst der Photographie viel einfacher und obendrein billiger, also wozu erst eine kostspielige Zeichnung, die außerdem noch in Holz geschnitten werden muß? Mit dieser Annahme aber würde man, wo gute Resultate erwünscht sind, weit über das Ziel und auch über das Können der Photographie hinausgehen. Denn die Photographie, so sehr sie auch in verständnißvollen Händen zur Kunst gestempelt werden kann, ist von Haus aus mit verschiedenen Mängeln behaftet, die es verhindern werden, daß die Phantasie des Malers und der Stichel des Holzschneiders je in den Ruhestand versetzt werden.

Ein wunder Punkt der photographischen Platte ist zunächst der, daß sie die natürlichen Farben nicht im richtigen Verhältniß der Halbschatten wiedergibt. Die kalten Farben (blau) werden zu hell, die warmen Farben (roth, gelb) kommen zu dunkel, ein Nachtheil, der sich besonders bei Gemäldereproduktionen in störender Weise zeigt. Hierbei müssen wir allerdings bemerken, daß die Forschungen auf dem Gebiete der Photochemie in neuester Zeit Mittel gefunden haben, diesen Uebelstand zu beseitigen, indem man dem Bildträger (**Collodion** oder Gelatine) gewisse vegetabilische Substanzen beimischt, welche die Platte „farbenempfindlich" machen; allein der Mängel der Photographie sind noch mehrere.

Die Photographie gibt das Nebensächliche im Bild mit derselben Genauigkeit wieder, als wie die Hauptsache; bei der Aufnahme eines Portraits wird ein sich zufällig spiegelnder Westenknopf sich mit derselben Lebendigkeit auf die Platte drängen, als die charakteristischen Züge des Gesichts, oder bei der Aufnahme einer Landschaft wird der im Vordergrunde stehende Schweinestall im Bilde riesengroß erscheinen, während die Hauptsache, die duftige Landschaft im Hintergrund, ganz dagegen zurücktritt. Der Maler, der dieses Bild aufnehmen wollte, würde den störenden Schweinestall einfach weglassen, dem Photographen ist dies bei der Wahl seines Standpunktes nicht immer möglich. Und dabei kommen wir zum Vorzug, den die Malerei der Photographie voraus hat. Der Künstler hebt das Hauptsächliche hervor und läßt Mangelhaftes, was am Original störend wirkt, weg oder verdeckt es in geschickter Weise, er vermag also auch nach einem unvollkommenen Modell ein künstlerisch schönes Bild anzufertigen, während das Modell

des Photographen, welches im Bilde ſchön erſcheinen ſoll, dieſe Schönheiten bereits mitbringen muß.

Rechnen wir zu dieſen nun noch gewiſſe optiſche Fehler hinzu, welche den photographiſchen Aufnahmen in vielen Fällen anhaften, ſo ergibt ſich daraus wohl ſchon, ohne daß wir noch näher auf die Einzelheiten eingehen, das Faktum, daß die Phototypographie mit den Schöpfungen des Griffels und Stiches nur in beſchränktem Maße concurriren kann. Den Vorzug wird dieſelbe indeſſen unbedingt bei der Wiedergabe wiſſenſchaftlicher Objekte und beſonders aſtronomiſcher, phyſiologiſcher, mediziniſcher Erſcheinungen u. ſ. w. behalten; ferner wird die Darſtellung induſtrieller und gewerblicher, beſonders kunſtgewerblicher Gegenſtände, kurz alles, was mehr eine getreue als eine künſtleriſch wirkende Wiedergabe erfordert, großen Nutzen aus den ſtellvertretenden Verfahren ziehen, vor allem aber wird auf dem Gebiete der Reproduction die Photographie einen Kampf mit dem Holzſchnitte eingehen, der ſich zweifellos zu Gunſten der erſteren entſcheiden muß.

Hermann Schnauß.

Quellenangabe. — Thauſing, Dürer; Pfau, Kunſt und Gewerbe I.; Toifel, Chemigraphie; Photogr. News; Bulletin de la Soc. franç. de Photographie; Photogr. Archiv; Photogr. Wochenblatt; Vogel, Photographie; Lieſegang, Photographie; Heichen, Polygraph. Compendium; La camera oscura.

Graphotypie von A. H. Wall in London.

Die Einführung der Buchdruckerkunst in Nürnberg.

Von

J. Braun.

Die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, vorher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit bereichert und erleuchtet worden, ist die in Mainz erfundene Buchdruckerkunst."*) Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können wir Deutsche so stolz sein, als auf die des Bücherdrucks, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christenthums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Der Mann, in dessen Wirksamkeit sich alle früheren Versuche der Druckkunst gleich einem Mittelpunkt vereinigten, — Gutenberg — war von der Vorsehung auserkoren, die Wissenschaft aus dem kindlichen Schlafe zu wecken und in die Regionen eines immerwährenden Geistesfrühlings einzuführen. Mit ihm tritt die Bildungsgeschichte der Welt in eine neue Aera. Welche Wirkung die Erfindung auf die damaligen Zeitverhältnisse ausgeübt hat, beweist die Thatsache, daß noch bei Lebzeiten des Meisters die Druckkunst sich ungemein rasch verbreitete, so rasch, daß sich nach mehreren Jahrzehnten nicht weniger als sieben deutsche Städte (Mainz, Bamberg, Würzburg, Nürnberg, Augsburg, Lübeck und Schlettstadt) um die Ehre stritten, den Erfinder der vorzüglichsten aller Künste geboren zu haben. Den kritischen Forschungen ist es zu Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gelungen, die Stadt Mainz bestimmt als diejenige zu bezeichnen, welcher der Ruhm gebührt, den Erfinder der Buchdruckerkunst zu ihren Mitbürgern gezählt zu haben. Sind seitdem auch die Ansprüche der anderen Städte in den Hintergrund getreten, so haben

*) Schrieb Jacob Wimpheling in De arte impressoria fol. 2. (1507.)

dieselben doch jedenfalls das Verdienst, der schwarzen Kunst sehr bald nach ihrer Erfindung Eingang verschafft zu haben; zu diesen gehört vor allen auch die alte freie Reichsstadt Nürnberg.

Es waren kaum einige Jahre verflossen, seitdem Gutenberg in Mainz seine Idee, die Holztafeln zu zerschneiden und die einzelnen Buchstaben zusammenzusetzen, verwirklicht hatte, da traten auch schon in Nürnberg Männer auf, welche mit Hülfe einiger Arbeiter aus Gutenberg's Werkstätte die neu erfundene Kunst handhaben wollten. Johann Sensenschmid, zu Eger geboren, kam als sehr „gelahrter Herr" nach Nürnberg, wo er mehrere Jahre schaffte, jedoch ohne zu einem Resultat zu gelangen. Als zu Ende des Jahres 1472 ein gewisser Heinrich Kefer aus Mainz gemeinschaftlich mit ihm die begonnenen Versuche fortsetzte, die der letztere bei Gutenberg gesehen hatte, da gingen die Vorarbeiten rascher ihrer Vollendung entgegen, und bereits im darauffolgenden Jahr (1473) konnte Sensenschmid sein erstes Werk: „Francisci de Retza Comestorium vitiorum etc. Nuremberge anno & l xx o" in groß Folio herausgeben. Dieses ist der erste Nürnberger Druck, es kann somit Johann Sensenschmid als der Schöpfer der später zu so großer Berühmtheit gelangten Nürnberger Typographie angesehen werden. Auf einer ebenfalls 1473 erschienenen Schrift „Reyneri Summa seu Pantheologica" wird neben Sensenschmid auch Heinrich Kefer als Drucker genannt. Es scheint demnach, daß diese Beiden einige Zeit gemeinschaftlich die Druckkunst betrieben haben, jedoch schon im Jahr 1477 finden wir den Ersteren mit einem Andreas Frisner aus Wunsiedel verbunden. Derselbe hatte in Leipzig studirt, war dort Magister geworden und wird auf einer Schrift „imprimendorum librorum corrector" genannt. Er zog 1478 wieder nach Leipzig, wo er eine Professur der Theologie erhielt, während Sensenschmid nun Bamberg zu seinem Aufenthalt wählte und daselbst für den Abt Ulrich III. auf dem Michelsberg einige Werke druckte, die an Schönheit und Correctheit wohl schwerlich übertroffen wurden. Sein Wappen, das überhaupt das zweite bekannt gewordene Buchdruckerzeichen ist, zeigt zwei gekreuzte Sensen und einen Pelikan in quer liegenden Schildern.

Zu derselben Zeit, als Sensenschmid mit der Herausgabe seines ersten Druckes beschäftigt war, kam der berühmte Mathematiker Johannes Regiomontanus*) nach Nürnberg. Dieser, eigentlich Johann Müller genannt, war in Königsberg in Franken am 6. Juni 1436 geboren, hatte in Wien Mathematik studiert, war längere Zeit

*) Siehe Ziegler, Regiomontanus. Dresden 1874.

in Italien gereist und hatte bis zum Jahre 1472, wo er nach Nürnberg zog, am Hofe des Königs Matthias Corvinus von Ungarn gelebt. Seine Liebe zu den mathematischen Wissenschaften veranlaßte ihn, verschiedene Bücher durch den Druck zu veröffentlichen. Da jedoch zu seinem Vorhaben die Werkstatt Sensenschmid's nicht ausreichte, und er in Mailand und Venedig sich bereits mit dem Druckgewerbe vertraut gemacht hatte, so errichtete er mit Unterstützung des Nürnberger Bürgers Bernhard Welter eine zweite Offizin, in welcher er nun bis zum Jahre 1475 größtentheils seine eigenen Geistesprodukte drucken ließ. Sein erstes Werk war ein „teutscher Calender", welcher neben dem gewöhnlichen Kalendarium eine Menge mathematischer Notizen, wie eine Tabelle der Polhöhen, eine Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse von 1475 bis 1513, Bemerkungen über Tageslänge, Voll- und Neumond, über die beweglichen Feste, die goldene Zahl ꝛc., enthielt. Dieses Zeitbuch ist das früheste Beispiel, nach welchem nach und nach unsere Kalenderlitteratur entstanden ist; von ihm existiren jetzt nur noch drei Exemplare, das eine ist im Besitz der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden und die beiden anderen befinden sich in derjenigen zu München. In Folge der Herausgabe dieses Buches, das damals begreiflicher Weise Aufsehen und Bewunderung erregte, wurde Regiomontanus 1474 von Papst Sixtus IV. wegen der Reform der Zeiteintheilung nach Rom berufen und ein Jahr darauf zum Bischoff von Regensburg ernannt, wo er am 6. Juli 1476 nach einigen Berichten an der Pest, nach anderen durch Mörderhände gestorben ist. Er war der größte Mathematiker des fünfzehnten Jahrhunderts und hat besonders durch seine Berechnungen Columbus zu der Behauptung veranlaßt, daß im Westen des Oceans noch ein Erdtheil existiren müsse.

Unter den alten Patriziern Nürnbergs findet sich schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Name Koburger angeführt; aus diesem Geschlecht stammte die länger als zwei Menschenalter hindurch thätig gewesene Buchhändlerfamilie Koburger, an deren Spitze Antoni Koburger, der Sohn Heinrich Koburgers und der Agnes Glockengießerin, zum Unterschied von späteren Familienmitgliedern „der Aeltere" genannt, steht. Dieser Antoni Koburger*) war der bedeutendste Buchdrucker und der erste Buchhändler in Nürnberg. Der Beginn seiner Thätigkeit ist nicht genau zu bestimmen, das erste bekannt gewordene Werk von ihm führt die Jahrzahl 1473, so daß er also zur Zeit

*) Geschildert in Waldau, Leben Anton Koburgers. Dresden. 1786.

Sensenschmid's und des Regiomontanus schon im Besitz einer Druckerei gewesen sein muß, doch ist sogar die Annahme nicht ausgeschlossen, daß er bereits in den sechziger Jahren, mithin vor Sensenschmid, druckte und demnach auch der erste Buchdrucker Nürnbergs war. Denn abgesehen davon, daß Koburger schon unter dem Jahr 1464 als dem Gewerbestand angehörig in den Nürnberger Bürgerbüchern verzeichnet ist, so würde schon das Faktum, daß die Koburger'schen Ausgaben der ersten Jahre als „zweiter Abdruck" auftreten und, wie Panzer in seinen Annales typogr. behauptet, die beiden ersten Drucke noch mit ganzen Tafeln angefertigt seien, auf eine Thätigkeit vor 1472 hindeuten, da in diesem Jahre bereits mit gegossenen Lettern gedruckt wurde. Daß in einer Stadt, welcher Ulrich von Hutten nachrühmen konnte, sie sei die erste unter den deutschen Städten gewesen, welche die schönen Wissenschaften gepflegt habe, dem für Wissenschaft und Kunst begeisterten Antoni Koburger vielseitige Anregung geboten war, bedarf wohl kaum der Erwähnung, stand er doch mit hervorragenden Männern wie Pirkheimer, Wolgemut, Dürer, Melanchthon u. A. in lebhaftestem Verkehr. Er betrachtete es als seine Aufgabe, die Buchdruckerkunst und den Buchhandel als die natürlichen Verbreiter des geistigen Lichtes zu pflegen. In dem Ernst, mit dem Koburger seinen Beruf auffaßte, in der rühmlichen, umfassenden Thätigkeit und den großartigen Erfolgen kann ihm keiner seiner Zeitgenossen in der gleichen Branche zur Seite gestellt werden. Wurde vor Erfindung der Buchdruckerkunst der Handel mit Handschriften, der gleichsam als die Basis des Buchhandels betrachtet werden darf, lebhaft betrieben, so mußte die Erfindung Gutenbergs hierin naturgemäß einen gewaltigen Umschlag hervorrufen. Dem Handel mit geistigen Erzeugnissen, mit gedruckten Büchern, boten sich von nun an neue, unbegrenzte Bahnen, namentlich im Bürgerstand wurde mehr und mehr geistige Nahrung begehrt, da sich vorher der Handel mit geschriebenen Büchern doch hauptsächlich nur auf die gelehrten Kreise beschränkt hatte. Dieses sich in allen Kreisen regende Bedürfniß nach Lectüre hatte sich auch unter der Bürgerschaft Nürnbergs geltend gemacht, die damals ein geistiges und künstlerisches Schaffen entfaltete. Die Liebe zur Arbeit war es, welche die Nürnberger zur Werthschätzung der höchsten irdischen Güter, die Handwerker zur Ausübung der Kunst, die reichen Bürger zur Pflege der Wissenschaften führte. Dieser geistige Zustand war für Koburger ein Sporn zur Thätigkeit, die er in dem großartigsten Maße entwickelte.

Er war Besitzer mehrerer Häuser und beschäftigte, wie Neudörfer in seinen „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werk-

leuten so in Nürnberg gelebt haben"*) berichtet, mehr als 100 Arbeiter als Setzer, Correctoren, Drucker, Posselirer, Illuministen, Comptoristen und Buchbinder; dabei waren täglich 24 Pressen im Gange. Trotz diesem für die damalige Zeit enormen Umfang der Druckofficin konnte er doch seine Verlagswerke, größentheils voluminöse Folianten, nicht alle selbst herstellen und ließ deshalb in anderen Städten für seine Firma drucken. So ist z. B. eine Koburgersche Ausgabe des Plinius bei Thomas Anshelmus zu Hagenau gedruckt, welche auf gemeinschaftliche Kosten Koburgers und des Wiener Buchhändlers Lucas Alantsee herausgegeben wurde. Antoni Koburger scheint auch mit der Baseler Druckergesellschaft in näherer Beziehung gestanden zu haben, denn seine beiden großen Bibelwerke 1498—1502 und 1504 wurden bei Johannes Amerbach, Johannes Froben und Johannes Petri in Basel gedruckt, wie eine Epistel des Leontorius in der Ausgabe von 1504 anzeigt. Außerdem ließ Koburger auch noch 3 Werke in anderen Druckofficinen Nürnbergs und 4 Werke in Lyon bei Jakob Sacon herstellen. Von den folgenden Koburgern hat Johannes nachweislich nur ein einziges Werk selbst gedruckt, die übrigen von ihm veröffentlichten Ausgaben theils von Anderen in Nürnberg (9), theils in Basel (5) Lyon (7) Paris (2) Straßburg (1) und Hagenau (5) drucken lassen. Neben dieser Gemeinschaft mit anderen Druckern zeigt sich jedoch auch eine im Stillen thätige Verlagstheilnahme Privater. Daß neben dem eigenen Interesse des Druckers und Verlegers bei der Production auch die Interessen Anderer ins Spiel kamen, beweist die Nennung des Namens von Nichtbuchhändlern in Vorreden und Schlußschriften. So findet man unter anderem erwähnt, daß Koburger die Schedel'sche Chronik, auf welche wir später noch zurückkommen werden, auf „anregung und begern der erbern und weysen" Sebaldus Schreyer und Sebastian Kamermaister gedruckt habe, daß ferner das „Trilogium animae 1498", das Werk Ludovici de Prussia „ad preces fratrum minorum ibidem commorantium" unter die Presse gekommen sei, und endlich daß König Max auf Florian Waldauf von Waldensteins Vorstellung, welcher damals Statthalter der österreichischen Schatzkammer zu „Jnspruck" war, Koburger mit dem Druck des „Puch der Himlischen offenbarung der heiligen wittiben Birgitte von dem künigreiche Sweden 1502" in lateinischer und in deutscher Ausgabe beauftragt habe. Die Verlagsthätigkeit Koburgers wird durch mehr als zweihundert Werke repräsentirt**), die

*) Nürnberg 1546. Aufs Neue herausgegeben von Campe. 1826.

**) Die leider seit längerer Zeit vergriffene Schrift von Dr. O. Hase: „Die

sämmtlich den Stempel der wissenschaftlichen Gediegenheit tragen und unter welchen sich die eigenen Druckwerke besonders durch Eleganz, Correctheit und Sauberkeit auszeichnen. Viele seiner Verlagsartikel waren in wahrhaft künstlerischer Weise durch tüchtige Meister ausgestattet worden, besonders Michael Wolgemut, der Lehrer Albrecht Dürers, und dieser selbst, dessen Pathe Koburger war, scheinen den größten Theil der Holzschnitte in den Koburger'schen Werken angefertigt zu haben, in Folge dessen dieselben auch heute noch so wie damals gerechte Bewunderung erregen. Koburger übte durch den von ihm gepflegten Illustrations-Verlag einen persönlichen Einfluß auf die ganze deutsche Kunst aus, indem er stets nur wirklich schöne Holzschnitte, welche einen wesentlichen Fortschritt in der Auffassung und Technik gegen diejenigen früherer Zeit zeigten, in seinen Werken verwendete. Es sei hier erwähnt, daß auch die späteren Koburger sich durch illustrirte Ausgaben verdient gemacht haben. Was nun den Inhalt des Koburger'schen Verlags betrifft, so sind bis zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 15 Bibelausgaben, darunter vielbändige Bibelwerke, mit den Postillen des Nicolaus von Lyra und Hugo von Caro versehen, in diesem einen Verlag erschienen. Die erste lateinische Bibel Koburgers erschien im Jahre 1475, die erste deutsche Ausgabe 1483. Diese letztere in groß Folio nennt Lichtenberger in seiner „Initia typographica" mit Recht die schönste deutsche Bibel. Sie ist mit über 100 Holzschnitten versehen, welche sämmtlich Copien von Originalgemälden vieler Kirchen und Klöster waren und die bereits Nicolaus Götz zu seiner um 1476 gedruckten ersten Cölner Bibel benutzt hatte. Papier, Typen, Druck, Schwärze, Holzschnitte, alles dieses erhebt die Koburger'sche Ausgabe zu einem Meisterstück typographischer Vollendung in jener Zeit. Die im Jahre 1493 erschienene „Schedel'sche Chronik" enthält ca. 2250 Holzschnitte, welche sämmtlich von Meisterhand hergestellt wurden und schon eine bedeutend bessere Technik zeigen, als die immerhin schönen 95 Holzschnitte, welche dem zwei Jahre früher erschienenen „Schatzbehalter" beigegeben sind und von der geübten Hand Wolgemuts herstammen. Die Chronik von Schedel wurde auf Veranlassung der Patrizier Schreyer und Kamermaister, welche auch die zwei Tausend Holzstöcke und die Druckkosten bezahlten, herausgegeben und erschien in deutscher und lateinischer Sprache in mehreren Auflagen. Im Nürnberger Stadtarchiv befindet sich eine

---

Koburger Buchhändlerfamilie zu Nürnberg" (Leipzig 1869) enthält am Schluß einen ausführlichen Verlagskatalog.

Urkunde, in welcher der ganz bedeutende Gewinn der Unternehmer dieses schönsten und größten Prachtwerkes des fünfzehnten Jahrhunderts nach Abzug aller Kosten berechnet ist. Von diesen beiden letztgenannten Werken, sowie von der oben erwähnten Bibel, enthält das Klemm'sche Museum in Dresden je ein Exemplar.

Einen hauptsächlichen Gegenstand des Koburger'schen Verlages bildeten die verschiedenen Summae, Specula etc., welche in der Art unserer Encyklopädien die Quintessenz alles scholastischen Wissens enthielten. Ferner brachte Koburger die Werke alter Philosophen, kirchenhistorische Litteratur, Erbauungsschriften und Legenden, Ausgaben der Kirchenväter (Ambrosius, Augustinus ꝛc.) sowie die römischen und griechischen Klassiker, z. B. Virgil, Cicero, Plinius u. A. m. Einige davon erlebten mehrere Auflagen und waren in Deutschland stark verbreitet.

Wie Koburger seine Druckerei und seinen Verlag zu immer größerer Blüthe zu bringen wußte, so verstand er es auch seinem Sortimentsgeschäft einen Aufschwung zu geben, der uns heute noch mit Staunen erfüllen muß. Er hatte neben seinem eigentlichen deutschen Buchladen noch ein Geschäft für ausländisches Sortiment und eine Handlung speciell für italienische Litteratur errichtet, da das Verlangen nach italienischen Classikerausgaben zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts gleichsam zur Modesache geworden war. Dabei hatte er wie Neudörffer berichtet, „an fremden Orten in namhaften Städten der Christenheit 16 offene Cräm und Gewölber, von denen jedes mit mancherlei großer Meng Bücher staffiret muß gewesen seyn. Dieses seines großen Handels Verwaltung hielt er in einem einigen Buch, das war dermaßen mit seinem Debito und Credito getheilet, daß er jederzeit, und sonderlich in Einkaufen der Meß (Koburger besuchte regelmäßig die Frankfurter Messe) wuste was ihm am andern Ort abging, oder welcher Bücher er zu viel hat, dieselbe an andern Faktoreien wieder senden kunte." Die große Ausdehnung des Koburger'schen Geschäftes veranlaßte den gelehrten Pariser Drucker Jode Bade d'Asche seine Ausgabe der Briefe Politians Koburger zu dediciren, in deren Widmung er denselben einen „König der Buchhändler und Drucker" nennt. Als Koburger im Interesse des Buchhandels eine Reise nach Paris unternahm, empfahl ihn der Rath Nürnbergs dem König Ludwig XI., als einen klugen und tüchtigen Mann in seinem Fach. Um seine Schriften vor dem damals um sich greifenden Nachdruck zu schützen, suchte Dr. Martin Luther einen mächtigen Buchhändler zu gewinnen, und seine Wahl fiel dabei zunächst auf Koburger, allein die

zu diesem Behuf eingeleiteten Verhandlungen scheinen zu keinem Resultat geführt zu haben, woran wohl das intime Verhältniß Koburgers mit den Häuptern der einer Reformation nicht günstigen humanistischen Partei hauptsächlich Schuld getragen haben mag. Obgleich damals vom Papst und von Ludwig XII. den Druckern gewisse Privilegien auf ihre Werke ertheilt wurden, so florirte doch im allgemeinen der widerrechtliche Nachdruck; man glaubte eben noch ein gutes Werk zu thun, wenn man das habhafte Material durch die Reproduction weiteren Kreisen zugänglich machte. Die Berechtigung des Autors auf sein geistiges Eigenthum fand nur selten Anerkennung, es wurde deshalb auch meistens kein Honorar bezahlt, statt dessen erhielt der betreffende Verfasser theils Freiexemplare, theils mögen die Verleger den Bücherbedarf ihrer Autoren unentgeltlich besorgt haben.

Aus verschiedenen Mittheilungen und Urkunden, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben, ersieht man, welch' großes Kapital Koburger in seinem Geschäft arbeiten ließ, und wie ansehnlich das Vermögen gewesen sein muß, das er sich erworben hatte. Wie schon erwähnt wurde, gehörten ihm mehrere Häuser in Nürnberg, er galt allgemein als ein sehr reicher Mann und war Mitglied des großen Rathes der Stadt Nürnberg, in welcher Eigenschaft er sich durch streng rechtlichen Sinn um das Wohl seiner Vaterstadt sehr verdient gemacht hat. Er starb im Jahre 1513, nachdem er von zwei Gattinen mit sechs und zwanzig Kindern gesegnet worden war. Die eminente Bedeutung Koburgers für die gesammten Druckgewerke und den Buchhandel hat man von jeher zu würdigen gewußt, aber besonders in neuester Zeit fand dieselbe die verdiente Anerkennung, indem man an dem Hause seiner Thätigkeit in Nürnberg eine Tafel anbrachte, welche lautet:

> Antoni Koburger dem bedeutendsten Buchhändler und Buchdrucker seiner Zeit 1470—1513 widmen diese Tafel an der Stätte seiner Wirksamkeit im Jahre 1880 zu ehrenvollem Andenken
>
> Deutsche Buchhändler.

Als Nachfolger im Geschäfte des älteren Koburger gilt dessen Sohn aus zweiter Ehe, Antoni der Jüngere. Derselbe war bei dem Tode seines Vaters noch nicht mündig, gleichwohl erscheint sein Name auf einigen Druckwerken aus dem Jahre 1515. Neben diesem jüngeren Antoni findet sich auch noch ein Johannes Koburger, der, aus der ersten Ehe stammend, mit seinem Stiefbruder in einem gewissen Gesellschaftsverhältniß gestanden zu haben scheint, was aus dem Ausdruck „impensis Koburgerorum" hervorgeht, der sich zweimal auf Verlagsartikeln (1520 und 1526) findet. Die Verlagsthätigkeit des

jüngeren Antoni, der 1540 starb, wird durch 15 Werke aus den Jahren 1515—1522 vertreten, während Johannes als der Verleger von 30 Büchern fungirt. Der Tod des letzteren fällt in das Jahr 1543, mit welchem Jahr zugleich der Name Koburger gänzlich aus der Buchhändlerwelt verschwindet. Wenn unter den Koburgern auch nur besonders der Aeltere Epoche machend aufgetreten ist, so kann doch die ganze Familie als ein glänzender Stern am buchhändlerischen Horizont bezeichnet werden, denn ihr verdankt die Litteratur die für die damalige Zeit außerordentlich ansehnliche Anzahl von nahezu dreihundert Druckwerken. —

Gleichzeitig mit Koburger trat Friedrich Creußner als Buchdrucker in Nürnberg auf. Die erste Druckschrift, welcher er am Schlusse seinen Namen „Fricz Creußner" beisetzte, war das Buch Albrecht von Eyb's: „Ob einem Mann sey zu nemen ein eliches Weib oder nit?", das 1472 aus seiner Presse hervorging. Seine beiden Ausgaben des „lateinischen Psalters" und sein „Donat", welche beide mit schönen Missalbuchstaben ausgeführt sind, lassen auf ein hohes Alter schließen und sind vielleicht noch vor dem erstgenannten Druck erschienen. Seine Thätigkeit erstreckt sich bis zum Jahre 1496, in welcher Zeit er verschiedene nicht unbedeutende lateinische und deutsche Werke, meist mit schönen Typen und mit großer technischer Sorgfalt vollendet hat. Eines der interessantesten ist unstreitig das „Puch des edeln Ritters vñ landt farers Marcho Polo", 1477 in Folio erschienen und jetzt nur noch in drei Exemplaren vorhanden, die im Besitz der Hofbibliothek zu Wien, eines Lords in England und T. O. Weigel's in Leipzig sind. Als Sensenschmid im Jahre 1478 Nürnberg verlassen hatte, da wurde die entstandene Lücke in der Reihe der Nürnberger Buchdrucker sofort wieder ausgefüllt durch eine Gesellschaft, die sich Fratres vitae communis*) oder auch „Brüder des Ordens vom h. Augustin" nannte. Diese sogenannten „Kogelherren" bildeten einen um 1470 von Gerhardus Magnus gestifteten Mönchsorden, dessen Hauptgeschäft es war, Schriften der Kirchenväter zu vervielfältigen und die heilige Schrift sowie überhaupt christliche Volksbildung zu verbreiten. Um ihre Zwecke zu verfolgen, legten sie, durch die neuerfundene Kunst veranlaßt, zuerst in Marienhausen im Rheingau 1474 eine Offizin an und etablirten dann nach und nach 1476 in Rostock und zu Brüssel und 1478 in Nürnberg und anderen Orten Buchdruckereien, doch scheinen dieselben schon nach dreizehn Jahren ihr gutes Werk in Nürnberg wieder eingestellt zu

*) Ausführliches über diesen Orden s. Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Hamburg 1834. Seite 389 bis 448.

haben, denn der letzte bekannte Nürnberger Druck trägt die Jahrzahl 1491, während sie auf einem Rostocker Druck vom Jahre 1529 noch vorkommen. — Nur ganz kurze Zeit (1480—1482) scheint Conrad Zeninger in Nürnberg thätig gewesen zu sein. Er druckte mit kleinen, eigenartigen, wahrscheinlich von ihm selbst geschnittenen Typen. Seine wichtigsten Leistungen sind ein deutsch-lateinisches Lexikon unter dem Titel: „Vocabularis theutonicus", ferner „Hanns Tuchers Wallfart und Reise in das gelobte Land", sowie ein „Tractatus de Turcis" und das „Büchlein genannt die Bürde der Zeit," welche sämmtlich in Quartform erschienen. Der nun folgende Drucker Georg Stuchs, der sich am Schlusse seiner Schriften auch „Stochs" oder „Stöchs" nennt, und dessen Wirksamkeit in die Jahre 1484—1515 fällt, scheint vorzugsweise von Koburger dem Aelteren beschäftigt worden zu sein. Der erste aus seiner Officin hervorgegangene Druck vom Jahre 1484 war ein „Missale", mit dem er sich allgemeinen Beifall erwarb und in Folge dessen er besonders viele kirchliche Aufträge erhielt, zumal seine Druckerei hauptsächlich zur Herstellung von Meßbüchern, Breviarien und Psalterien eingerichtet war. Aus Sulzbach in der Oberpfalz gebürtig, starb er nach zwei und dreißig-jähriger segensreicher Thätigkeit in Nürnberg.

Geht schon aus dem bis jetzt Gesagten hervor, wie unendlich rasch sich die Buchdruckerkunst in der alten Reichsstadt eingebürgert und verbreitet hatte, so beweist dies noch besonders die Thatsache, daß sich bis zum Jahre 1500 nicht weniger als fünfundzwanzig Drucker in Nürnberg aufnehmen ließen, von welchen allerdings viele nur ihrem Namen nach, nicht aber in ihren Druckwerken uns erhalten blieben. Von ihnen verdienen besonders genannt zu werden: Peter Wagner, der seinen Namen nach der Sitte jener Zeit zuweilen latinisirte und sich dann „Currifex" nannte (1483—1498), Conrad Leontorius, Marx Ayrer (1487—1488), welcher neben anderen das höchst seltene Büchlein: „Bruder Claus" oder die Geschichte des berühmten Einsiedlers Nicolaus von der Flue ein Jahr nach dessen Tod 1488 herausgab. Dieser Ayrer, öfters als „reisender Drucker" bezeichnet, zog von Nürnberg nach Erfurt und von da wieder nach Ingolstadt, wo er 1497 in Verbindung mit Georg Wyrffel unter Anderem die „Flores Legum aut congeries auctoritatum Juris civilis" veröffentlichte. Als Buchdrucker in Nürnberg wird auch der berühmte Erzgießer Peter Visscher genannt, ferner Hanns Hofmann, Hanns Mair, Caspar Hochfelder, der in der Zeit 1491—1498 in Nürnberg nur wenig druckte, im Jahre 1499 aber zu Metz durch seine „History von der hohen lieb

des kuniglichen fürsten Florio und seiner lieben Bianceffora" zu einiger Berühmtheit gelangte. Hieronymus Hölzel von Traunstain begann 1500 in Nürnberg zu drucken, gab aber nur wenige Schriften heraus; er handelte hauptsächlich mit den Verlagsartikeln auswärtiger Drucker, wie dies jedenfalls auch von Berg, Otto, Peypus, zu der Aych, Weidlin, Weissenburger, Milchthaler, Lochner, Koler, Obermeier, Neuber, Cramer, Popp, Hayer, Freyhell, Folz u. A. geschehen, von welchen schwer zu bestimmen ist, ob dieselben nur Bücher verbreiteten und als Buchhändler durch Andere drucken ließen, oder ob sie die Kunst selbst ausgeübt haben. Dieser letztgenannte Hans Folz oder Vollcz, der seines Zeichens eigentlich „barbyrer" war, wird allerdings auf einigen Druckschriften, wie z. B. „Ein teutsch wahrhaftig poetisch ystorie, von wannen das heylich Römisch reiche seinen vrsprūg erstlich hab" 1480 als Drucker genannt und scheint demnach auch wirklich ein Zunftgenosse gewesen zu sein. Während Falkenstein in seiner „Geschichte der Buchdruckerkunst" (Leipzig 1840) noch behauptet, es sei nicht nachzuweisen, daß der berühmteste Maler und Kupferstecher, Albrecht Dürer, je in Besitz einer Druckofficin gewesen, ist es den späteren Forschungen doch gelungen, den Beweis darzubringen, daß derselbe sich im Jahre 1511, und zwar unter Beihilfe Koburgers, eine eigene Druckerei errichtete.*) Er verlegte zunächst seine Holzschnittwerke und später seine anderen bekannten Schriften, wie z. B. die herrliche „Passion" das „Leben Mariä", die „Apokalypse" u. A. m. Diese letztere verdankt ihren prachtvoll geschnittenen Titel: „Apokalypsis cu figuris" in der größten und schönsten Fracturschrift mit Schreiberzügen unzweifelhaft seiner kunstgeübten Hand und zu Ende des Werkes „Heimlich Offenbarūg johannis des Zwelffboten vnd ewangelisten" steht: „Gedruckt zu Nürnbergk durch Albrecht Dürer maler". Es kann somit Albrecht Dürer mit Recht unter den Typographen Nürnbergs aufgeführt werden.

Unzählig viel Druckwerke aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind theils in den späteren religiösen Kämpfen und in den Bürgerkriegen verloren gegangen, theils bis in das gegenwärtige Jahrhundert herein nicht beachtet und verschleudert worden. Dennoch kann man die Zahl der noch jetzt vorhandenen Drucke aus der Zeit bis zum Jahre 1500 auf mehr als dreißigtausend ansetzen und hieraus einen Rückschluß machen auf die geistige Arbeit und Energie und auf die große Anzahl von Druckofficinen in jener Zeit, die sich mit Ausgang des Mittel-

*) S. Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1884.

alters noch immer mehrten. Wie im sechszehnten Jahrhundert in ganz Deutschland beinahe ein Ueberfluß an Druckereien sich geltend machte, so hatte auch Nürnberg zu dieser Zeit eine sehr stattliche Reihe von Buchdruckern aufzuweisen. Neben dem unglücklichen Hans Herrgott, der die Herausgabe einer gegen die damalige Regierung gerichteten politischen Schrift mit seinem Kopf büßen mußte, indem er im Jahre 1524 auf Befehl des Herzogs Georg zu Leipzig auf dem Marktplatz hingerichtet wurde, wirkten die mehr oder weniger berühmten Typographen Agricola, Arnold, Eberhard, Endter, Daubmann, Fuhrmann, Güldenmund, Felsecker, Gutknecht, Köler, Halbmaier, Hayn, Heußler und Andere. Hanns Schönsperger, ein Bürger in Augsburg, wo er seit 1481 viele Werke druckte, flüchtete im Jahre 1517 nach Nürnberg, um seinen zahlreichen Augsburger Gläubigern zu entgehen. Hier wohnte damals der Dichter Melchior Pfinzing, welcher vom Kaiser Maximilian I. den Auftrag erhalten hatte, an einem vom Kaiser verfaßten längeren Gedicht: „Theuerdank" den Versbau zu ordnen, das Ganze zu überarbeiten und den Druck unter seinen Augen besorgen zu lassen, und dieser betraute nun Schönsperger mit der Herstellung des illustrirten Prachtwerkes. Dieses bewunderungswürdige Meisterstück der Buchdruckerkunst, welches den Titel führt: „Die geuerlichkeiten vnd einsteils der Geschichten des loblichen streytbaren vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Tewrdanckhs" und in allegorischer Form die Abenteuer erzählt, die Max zu bestehen hatte, ehe er in den Besitz seiner geliebten ersten Gemahlin, der schönen und reichen Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen, gelangte, ist ein Prachtwerk im eigentlichen Sinn des Wortes, weniger durch die poetische Ausführung, als vielmehr durch die eigenthümliche artistische und typographische Ausstattung. Die von Schönsperger dazu verwandten Typen sind von wirklicher Schönheit, jedes einzelne Wort erscheint wie von sicherer Hand mit Sorgfalt geschrieben, die Initial- und Versalbuchstaben sind jeder für sich ein Kunstwerk der Holzschneidekunst; die 118 Bilder, von Hanns Schäufelein angefertigt, veranschaulichen das Leben des Helden zu Wasser und zu Land, und das kräftige und weiße Papier, aus der eigenen Papiermühle Schönspergers stammend, läßt die Gediegenheit des Werkes um so schärfer hervortreten. Die für den Kaiser bestimmten Exemplare wurden auf Pergament gedruckt, ein solches mit trefflich colorirten Holzschnitten bewahrt die Sammlung des Herrn Heinrich Klemm in Dresden. Ebenso wie Schönsperger durch Schönheit seiner Druckwerke sich einen wohl begründeten Ruf erworben hatte, so wußte auch Johann Petrejus, der von 1526—1550 in Nürnberg als Drucker

thätig war, durch die gleiche Eigenschaft verbunden mit der größten Correctheit seine Ausgaben beliebt zu machen. Sämmtliche Bücher, die aus seinen Pressen hervorgingen, zeichneten sich durch höchste Vollkommenheit aus; er besorgte die Correcturen selbst mit der größten Genauigkeit und verfertigte sogar eigenhändig mit seltener Geschicklichkeit alle Druckgeräthschaften, die er auf die zweckmäßigste Weise einzurichten versuchte.

„Beinahe kein Zweig der Kunst- und Litteraturgeschichte — schreibt Falkenstein in seinem oben erwähnten Werk — hat soviele Federn in Bewegung gesetzt, als die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst." Gleichwohl fügt derselbe bei: „daß Jeder, der sich der Wohlthaten der Typographie erfreut, einen Stein zu dem Ehrentempel herbeischaffen müsse, den die dankbare Nachwelt der größten aller Erfindungen zollt". Jenem Wunsche Falkensteins nachkommend, hat der Verfasser dieses versucht, in möglichst engen Zügen einen Beitrag zu der Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels zu liefern, und wahrlich, es ist eine höchst dankbare Aufgabe, über die stattliche Reihe von Druckern zu berichten, die gerade die alte Stadt Nürnberg aufzuweisen hatte. Betrachtet man die Wichtigkeit der Erfindung, so begreift man die Energie, mit der die verschiedenen Parteien um die Palme des Vorzugs gestritten haben. Galt es doch die „Kunst der Künste", welche in wenigen Jahrhunderten die Gestalt der Welt verändert, die Gedanken entfesselt, die Pforten der Wissenschaft geöffnet, jede großartige Idee zum Gemeingut Aller und die Intelligenz des Geistes auf den Herrscherthron der Menschheit erhoben hat, zum Segen der civilisirten sowie der unkultivirten Völker zu immer größerer Blüthe zu bringen, und durch sie die Finsterniß des Wahns und des Aberglaubens bewältigen und die Sonne der Erkenntniß leuchten zu lassen. Und zu diesem Streben haben die Nürnberger Buchdrucker einen guten Theil beigetragen; ihre Zunft bildet ein hervorragendes Glied in der Kette von deutschen Städten, welche die Erfindung frühzeitig aufgenommen und gepflegt haben. Die Bedeutung dieser Erfindung verkünden mit beredtem Munde einige aus der Feder Ottfried Müllers stammende Strophen auf der Rückseite des im Jahre 1837 zu Mainz errichteten Gutenberg-Standbildes, welche lauten:

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgen
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten und was jetzt Neuere wissen,
Wissen sie sich nicht allein, sondern den Völkern der Welt.

Zum Kapitel der Bücherausstattung.

Wir wollen uns in diesem Aufsatze nur auf die allernothwendigsten Bemerkungen beschränken, welche bei der Herstellung von Druckerzeugnissen, besonders bei denen, die da gleich gebunden — wie es auch wünschenswerth ist — auf den Büchermarkt kommen, durchaus nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Eine ausführlich gehaltene Auseinandersetzung, welche sich auch mit den Einzelheiten und allen Erfordernissen der modernen Liebhaberbände, sogenannter Prachtausgaben (auf Büttenpapier u. dergl. m.) beschäftigt, mag wohl ein ander Mal hier seine Stätte finden.

Bleiben wir gleich bei dem Aeußern eines gewöhnlichen Bücher-einbandes, der auf keine besonders kostbare und eigenthümliche Herstellungsart Anspruch machen kann, stehen, so haben wir vorzüglich Ganzleinen- und Halbfranzeinbände, wie sie von den Verlegern oder den Baarsortimentern viel begehrten Büchern mitgegeben werden, zu betrachten.

Ein Buch, welches in Ganzleinen gebunden dem Publikum dargeboten wird, pflegt durchgehends einen Calicoüberzug erhalten zu haben: in bunten Farben, grau, roth, grün, rosa, blau, ja in allen nur denkbaren Schattirungen und Farbenvermischungen, in Gold oder schwarz bedruckt mit Verzierungen allerlei Art, als da sind Randleisten, Ornamente, Arabesken, Blattwerk u. dergl. m. Darüber, darunter und dazwischen ziehen sich in allen nur möglichen Stellungen die aufgedruckten Lettern des Titels. Als Zugabe sehr fragwürdiger Art pflegt des öftern noch das Portrait des Verfassers oder irgend eine kleine Illustration aus dem Inhalte des Buches als Vignette in Gold ausgeführt, dem Rücken oder dem vorderen Deckel aufgedrückt zu werden. Wer kennt nicht die bekannten Schiller- und Goetheausgaben mit dem Haideröslein, Hermann und Dorothea u. s. w. oder der Jungfrau von Orleans ꝛc.

auf dem Rückenschilde und auf jedem Bande den Schiller- und Goethekopf zur Seite? Ja, haben wir es nicht erlebt, daß auch Eman. Geibel's sämmtliche Werke in Reih und Glied gestellt den bärtigen Dichterkopf in mehrfacher Anzahl uns entgegenhalten? wir wissen nicht, ob als eindringlichere Mahnung, uns seine Gesichtszüge dauernd einzuprägen, oder aus sonst irgend einem anderen Grunde. — Das aber wissen wir, daß eine öftere Benutzung jedes Bandes die schmählichste Verzerrung und Zerstörung solch edler Gesichtszüge herbeiführt.

Wir werden hierauf noch weiter unten zurückkommen.

Niemand wird es leugnen können, daß die Art der modernen Calicoeinbände vielerlei Vorzüge und Annehmlichkeiten besitzt. Schon der überaus geringe Preis, für welchen sie hergestellt werden können, fällt bei jeder Berücksichtigung schwer ins Gewicht. Die wohlfeilen Bände unserer Collectionen, welche völlig fertig auf den Büchermarkt kommen und ihrer Benutzung nichts mehr entgegenstellen: keine Verzögerung durch den privaten Buchbinder oder eine unbequeme Handhabung broschirter Exemplare, wären in ihrer Ausstattung ohne Calico- (Ganzleinen-) Einband undenkbar. Für 20 Pfennig pflegt bei den Eine-Mark-Collectionen solch ein Einband hergestellt zu werden. Könnte das Publikum wohl sich einen gleichen auf andere Weise verschaffen?

Trotz alledem aber lassen diese Einbände und alle diejenigen, welche sich ihnen an die Seite stellen — mögen sie auch das Drei- bis Fünffache kosten — noch sehr viel zu wünschen übrig. Sie sind mangelhaft, sowohl was ihre Außenseite, als auch was ihre Heftweise, insofern nicht eine mit Draht stattgefunden hat, im Großen und Ganzen anbetrifft.

Alle Calicoeinbände der gewöhnlichen Art vertragen weder schweißige Finger noch einen Wassertropfen. Jede Spur eines nassen Fingers macht sich auf der Fläche des Einbandes bemerklich. Was will nun aber der schönste und reichverzierteste Einband besagen, wenn er nicht benutzt werden darf? Was nützt und welchen Zweck hat die künstlerische Ornamentirung der Außenseite eines Buches, wenn sie Vorsichts halber sich unter einem Umschlage verbergen muß? Nimmt man ein schöngebundenes Buch zur Hand, so will man doch von dem Aeußern desselben sich eben so angemuthet fühlen, als von dem Inhalte desselben! Vermag das aber wohl zu geschehen, wenn ein heller oder dunkler Umschlag einförmig die Verzierung und den Titel des Buches verbirgt, oder wenn der Einband ohne schützende Hülle die verschiedenen Spuren des Gebrauches in unaustilgbarer und ärgerlicher Weise zur Schau trägt? auf der glänzenden Fläche matte und häßliche Flecke.

Was helfen uns da die kostbarsten Prachteinbände, wenn auch diese derart gebrauchsunfähig sind?

Erstens also: Gegen Nässe irgend welcher Art bieten unsere Calico- und Leineneinbände keinen Schutz. Ein sehr fataler Umstand. Und zweitens nun: Auch auf dem gewöhnlichen Wege des Gebrauches werden sie unscheinbar, farblos und unansehnlich.

Die bunte Farbe des Deckelüberzuges: roth, rosa, grün ꝛc. wird von der Sonne ausgezogen. Wie mancher Verleger mag wohl erstaunt gewesen sein, wenn er bei der Rücksendung seiner gebundenen Novitäten anstatt rother „Krebse" farblose Exemplare entgegengenommen! Und keines derselben ist irgend etwa in Gebrauch gekommen. Es mag auch kaum wohl einmal einen Tag im Schaufenster des Sortimentsbuchhändlers gelegen haben. Ja, die Witterung hat es gemacht. Licht, Luft, Wärme. Wer vermag zu sagen, wer der Uebelthäter gewesen ist?

Werden aber Ganzleinen- und Calicoeinbände in Gebrauch genommen, so wird man auch sein helles Wunder erleben, auch wenn kein Wassertropfen und kein Sonnenstrahl die Oberfläche zu versehren vermöchte. Ein Paar Mal auf dem Tische des Verkäufers hin und her geschoben, und der Glanz des Bandes ist zum guten Theile zum Teufel; ein Paar Mal zu Hause durchgelesen, und in sehr behutsamer Weise den Einband in Händen gehabt, da werden schon die einzelnen Fasern des Calicogewebes sichtbar. Ecken gibt es wohl noch, aber wie mögen dieselben beschaffen sein! Zwischen Rücken und Deckel hat sich durch öfteres Auf- und Zuschlagen des Buches eine schon merkliche Lücke gebildet; und sollte sie auch noch nicht in klaffender Weise sichtbar geworden sein, so sei man dennoch versichert, daß sie nicht ausbleiben wird.

Beispiels halber sei die „Collection Spemann" als Beweis herangezogen. Um Uebrigen verdient ja der Einband dieser Sammlung durchaus gelobt zu werden. Für *eine* Mark?! *Mehr* zu verlangen, wäre Unbescheidenheit. Wir wünschten auch nichts Weiteres, sondern nur eine Verbesserung. Ebenso wie die Heftweise mit Zwirn auf nur zwei Bünden, welche sich nicht einmal auf den ganzen Bogen erstreckte, sehr bald aufgegeben wurde, um von der stärkeren und zweckmäßigeren mit Draht Gebrauch zu machen, so sollte auch der sehr empfindliche Deckelüberzug blauen Calicos eine Veränderung erfahren. Ob die nun einmal schon in Ansehen befindliche blaue Farbe dieser bekannten Bände wegfallen möge, mag dahin gestellt bleiben.

Wir möchten nur für unsere Zwecke auf die traurigen Erfahrungen

hinweisen, welche alle Buchhändler und alle Käufer bei Handhabung der einzelnen Bände dieser Sammlung gemacht haben. Kaum stehen sie eine Weile uneingeschlagen im Schranke, und sie wollen nicht mehr wie neu aussehen. Ob der aufmerksame Verleger nicht schon von dem Gedanken einer Abänderung getroffen sein mag, wenn er die derangirten Exemplare, welche ihm zum ersten retournirt wurden, betrachtet hatte? Kläglich genug werden sie ausgesehen haben, und nicht durch die Schuld der Verkäufer und nicht allein durch die Schuld derjenigen, welchen sie zur Einsicht zugeschickt wurden, sondern durch eigene Fahrlässigkeit des Buchbinders verschuldet.

Nicht aber sei die „Collection Spemann" allein und in ihrer Art als gerade einzig dastehend zum abschreckenden Beispiele citirt. Mehr oder weniger verdienen fast alle Einbände ähnlicher Art die gleiche Rüge. Da sind alle wohl demselben Schicksale ausgesetzt.

Es muß sich also darum handeln eine andere Bearbeitung des Calicos eintreten zu lassen. Entbehren wird man diesen Stoff wohl nur sehr schwer können, es sei denn, daß ein ebenso wohlfeiler an seine Stelle treten möchte. Auch die gerippten und geköperten Muster desselben, welche heute freilich nicht mehr so häufig angewendet werden, sind für Deckelüberzüge guter Büchereinbände nicht gerade die geeignetsten, da sie die Goldpressung ungemein erschweren, eine deutliche Ausprägung aller Verzierungen nicht immer zulassen, auch dem Bescheuern und Abnutzen des Deckels mehr als dienlich Vorschub leisten.

Hier eröffnet sich der Technik ein weites Feld für dankbare Verbesserungen. Hier möge man den Hebel ansetzen, um das zweckmäßigste und das brauchbarste Material dem Kunstgewerbe zur Verfügung zu stellen.

Sehen wir von der äußern Beschaffenheit eines Buches, das in Ganzleinen gebunden ist, nun ab, und schlagen wir einen solchen Band auf. Sogleich wird uns die innere und mehr oder weniger innigere Verbindung aller Bogen und aller Blätter in die Augen fallen.

Jedes gutgebundene Buch soll sich so aufschlagen lassen, daß an jeder Stelle desselben die Blätter rechts und links liegen bleiben, auch wenn man es nicht gerade in Händen hält, auch wenn man es frei auf eine Unterlage, auf den Lesetisch gelegt hat. Bei Leinenbänden, deren Rücken und Seitendecken aus demselben Material verfertigt worden, und welche dazu noch durch die unnachgiebige Art des Leimens elastisch zurückschnellen, wird das eine schwierige Sache sein. Es läßt sich aber auch machen, ohne daß man die Bogen und Blätter auseinander zu biegen nöthig hat. Sind diese aber erst einmal gelockert, hängen alle Bogen

am Rücken des Buches nicht mehr fest aneinander, so ist der Einband des Buches — zehn gegen eins zu wetten — auch schon verdorben.

Denn unsere Buchbinder haben sich ihre Sache heutzutage sehr leicht gemacht. Auch in den großen Buchbinderwerkstätten, in denen keine Drahtheftmaschinen aufgestellt sind, pflegt es nicht anders zu sein. Man will Zwirn auf jede Weise sparen. Nicht als ob dieses Material so ungemein kostbar wäre, auch nicht weil die Technik des Heftens eine sehr umständliche, obschon eine Außerachtlassung der alten Manier der Bequemlichkeit halber eingerissen ist; aber man will Zeit ersparen, die sehr kostbare Zeit, um in einer Stunde zwei bis dreimal so viel Bände heften zu können, als da früher angegangen.

Man nehme einen Band zur Hand, der zur Zeit unserer Großväter geheftet wurde und man sehe hin! Der Deckel jedes Buches wurde mit dem Rücken durch mindestens drei starke Fäden, Bünde genannt, verbunden, an und um welche die Heftfäden vorbeigezogen wurden. Auch vier solcher Bünde pflegten bei einem Oktavbande in Anwendung zu kommen. Bei alten Büchern waren sie auf dem Rücken als Erhöhungen bemerklich, welche den Raum desselben in mehrfache Kolumnen für Titel ꝛc. theilten. Für Quart- und Foliobände hielt man auch 5—6 Bünden für angemessen, ja zur Haltbarkeit des Buches für nothwendig.

Heute aber müssen zwei Bünde durchaus genügen. Die Enden des Bindfadens werden sehr kurz gehalten, so daß sie kaum ausgefasert werden können, um zwischen Deckel und Vorsatzpapier die Verbindung herzustellen. Folge davon ist, daß ein Buch, das zufällig zur Erde fällt, in den meisten Fällen seinen Deckel verliert. Wodurch sollte er auch gehalten werden?

Das drei- und mehrfache Vorhandensein dieser „Bünde" verstärkte nicht nur die Verbindung zwischen Rücken und Deckel, es befestigte auch, unterstützt durch die alte Heftweise über den ganzen Bogen hin, das Zusammenhalten aller Bogen und aller Blätter. Betrachtet man die Heftweise unserer Zeit auf Seite 8, 24, 40 u. s. w. eines Oktavbandes, so bemerkt man auf Seite 8 freilich noch einen ganzen Faden, auf Seite 24 aber nur ein Stückchen in der Mitte, oben und unten nichts, auf Seite 40 wieder oben und unten etwas, aber in der Mitte nichts u. s. w. Jeder Bogen ist eben nicht vollständig ausgeheftet. Bei der unzweckmäßigen Verbindung durch 2 Bünde ist eine solche vollständige Ausheftung des gebundenen Buches die conditio sine qua non der Haltbarkeit des Bandes. Aber welcher Buchbinder mag sich darauf wohl einlassen?

Verlangt man eine solche Arbeit, so schüttelt er den Kopf und meint, daran sei er nicht gewöhnt: und doch gibt es Nichts Nothwendigeres.

Zur Zeit unserer Altvordern arbeitete man solider. Man arbeitete sorgsam. Der Buchbinder legte bedächtig Bogen auf Bogen, nachdem sie so gefaltet und gefalzt waren, daß Rand der gedruckten Kolumne auf Rand zu liegen kam, wodurch es allein möglich wurde, daß alle Seiten eines gebundenen Buches den gleichbreiten Seitenrand erhielten. (Auch das pflegt heute selten der Fall zu sein.) Alsdann zog er beim Heften sorgfältig den Faden von oben herab an jedem der Bünde vorbei ohne Zwischenraum nach unten und beim nächsten Bogen von unten nach oben u. s. w. Lücken zwischen den Bünden gab es nicht. Die Bogen saßen fest auf der Rückenlage, konnten nie gelockert werden, auch nach der häufigsten Benutzung. Ein derart behandelter Band hielt auch etwas aus.

So war alles schön und gut.

Der Rücken wurde stark geleimt und schön gerundet. Das Buch schlug sich trefflich auf und auseinander. Der Leinen- oder Lederrücken lag in gleicher Lage mit den beiden Deckeln auf; man konnte Blatt für Blatt umschlagen, ohne das Buch in Händen halten zu müssen. Der weiße Zwischenraum zwischen den gedruckten Zeilen beider Seiten, dem Rücken des Buches zunächst, war groß genug und hinreichend von einander entfernt, um jede Zeile deutlich durchlesen zu können, ohne die Blätter des Buches auseinanderbiegen und den gehörig zusammenhaltenden Band aufbrechen zu müssen.

Aber freilich, selbst unter Bücherliebhabern und Buchhändlern gibt es immer noch rücksichtslose Wichte genug, welche so ein gut und tadellos, haltbar und festgebundenes Buch, das noch ungebraucht und unaufgeschlagen aus den Händen des Buchbinders hervorgegangen ist, und dessen Blätter am Schnitte noch eng aneinanderkleben — besonders, wenn man es mit Goldschnitt versehen hat — gar nicht zu behandeln wissen.

Anstatt vorsichtig und mit Geduld, den kostbaren Einband berücksichtigend, ein Blatt nach dem andern und vorne beginnend, von einander zu trennen, bis alle in gleicher Weise sich so aufschlagen lassen, daß der gerundete Schnitt unverletzt sich bemerklich macht, nimmt der tölpelhafte Benutzer das Buch zur Hand, biegt — wenn er nicht von der ersten Seite an darin lesen will, sondern vielleicht an irgend einer Stelle, in der Mitte oder sonst irgend wo etwas nachschlagen, oder wenn er die zusammenklebenden Blätter hastig und schnell auseinander

bringen möchte — an dem ungehörigen Orte mit ziemlicher Kraft die Blätter zur Seite, zerreißt die Zusammenfügung der einzelnen Bogen, zerbricht die Rückenleimung des Bandes und verbiegt wohl gar noch mit deutlich erkennbaren Spuren den mit Leder überzogenen Rückentheil des Buches.

Schlägt dieser ungeschickte Leser den also mißhandelten Band nun wieder zu, so klaffen die getrennten Seiten auseinander, ein Riß in der sonst glatten Fläche des Schnittes bleibt zurück, die Bogen sind gelockert, und schlägt man nun das Buch an anderer Stelle auf, so wollen die aus ihrer Fassung gebrachten Blätter und Bogen der Lenkung nicht mehr gehorchen, sondern klappen immer wieder in die aufgebrochene Stellung des ersten Griffes zurück. Um aber bei weiterem Lesen die gewünschte Nachgiebigkeit aller Bogen zu erzwingen, bricht man das Buch hier und dort noch einmal und wiederholt auf — und was ist das Resultat? ein total verhunzter Einband, ein formloses Buch, das vor kurzer Zeit noch schön und sauber, stilvoll und gut gebunden vor uns lag.

Leineneinbände mit Goldschnitt sind sehr häufig der gerügten Mißhandlung ausgesetzt, weil der steife und oft sehr wenig elastische Rücken des Buches mit den durch Goldschnitt verbundenen Blättern zusammen ein behagliches Aufschlagen sofort nicht ermöglichen will.

Hat der Buchhändler selbst einen Band in der eben beschriebenen Weise behandelt, so mag er auch zusehen, daß er allein dafür den Schaden trägt. Wahrhaft verletzend für jeden Bücherfreund ist es, wenn so derangirte Bücher, welche sonst ja immer noch neu und ungebraucht sein mögen, in Buchläden zum Verkaufe ausgeboten werden: als tadellose und scheinbar völlig unversehrte Exemplare.

Ist ein Buch, welches in durchaus unzweckmäßiger Weise auf nur zwei Bünden und noch dazu ganz unvollständig geheftet wurde, wie es bei der Zwirnheftweise gegenwärtig gäng und gäbe ist, dergleichen Angriffen ausgesetzt gewesen, so kann man auch versichert sein, daß die einzelnen Blätter eines Bogens sich bald von einander lösen werden, sich innerhalb ihres Bogens hin und her schieben lassen, daß überhaupt von einem Einbande kaum mehr die Rede sein kann, da es nur lose aneinandergeheftete Blätter und einen darum geschlagenen Deckel gibt.

Wer das letzte Stadium eines also beschaffenen Bandes kennen lernen will, der nehme einen gewöhnlichen Leihbibliothekenband, der auf zwei Bünden unvollständig geheftet wurde, nach öfterem Gebrauche zur Hand. Das sind auch die Resultate der meisten elegant in Ganzleinen oder Halbfranz gebundenen Salonbücher! sobald sie nur, wie es doch

zuläſſig ſein darf, mehr als einmal von Anfang bis zu Ende durchgeleſen werden.

Kein Buchbinder oder — da wir dieſes nicht ſteif und feſt behaupten wollen — doch nur hin und wieder einer aus der ganz alten Schule, pflegt in unſeren Tagen ſich noch an die herkömmlichen Vorſchriften ſeines Handwerkes zu halten. Er heftet ſehr ſchlecht. Sind die Bücher, wie es in der Regel zu geſchehen pflegt, ſchon von vornherein ſchlecht gefalzt, ſo verbeſſert er dieſen Umſtand beim Binden durchaus nicht mehr. Er beſchneidet daneben noch zu viel; und er bindet im Ganzen nichts weniger als ſtark und haltbar.

(Fortſetzung folgt.)

Einleitung in die bibliographischen Systeme.

Von

Albert Erlecke.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit, 1564, begannen die Frankfurter Buchhändler jene berühmte, einzig dastehende Nomenclatur, welche unter dem Titel „Meßkatalog" fast bis heute fortgeführt worden ist. Dieselben erschienen von 1564—1593 nur in Frankfurt a. M. Als sich aber der litterarische Markt mehr und mehr in Leipzig concentrirte, wurden von 1594 bis 1749 Meßkataloge in Leipzig und Frankfurt a. M. gleichzeitig edirt, von 1750 bis heute erschienen dieselben nur noch in Leipzig und endlich seit 1799 als Halbjahrskataloge der Hinrichs'schen Buchhandlung daselbst, die neuerdings zu einer großen Vollkommenheit gebracht worden sind. Diese Meßkataloge, welche Dr. Gust. Schwetschke in Halle a. S. in seinem „Codex nundinarius Germaniae litteratae" 1850 (ein Werk, welches gewiß eine Fortsetzung verdiente) chronologisch und deren Inhalt zahlenmäßig zusammengestellt hat, bilden oft die einzige und jedenfalls zuverlässigste Grundlage aller unserer großen Bücherlexica von Georgi, Heinsius, Kayser u. a. m.

Der 30jährige Krieg vernichtete manche frisch aufblühende Sammlung, besonders die Heidelberger, deren vorzüglichste Manuscripte 1622 nach der Einnahme der Stadt durch Tilly nach Rom in den Vatican gebracht wurden; doch entstand noch während jenes Krieges manche neue Bibliothek, z. B. die Wolfenbütteler unter Herzog August dem Jüngeren von Braunschweig. Kaiser Karl VI., Leopold I. wie ihre Nachfolger bereicherten die Wiener Hofbibliothek mit glänzenden Ankäufen, ebenso Friedrich August I. und II. die Dresdener. Nur Friedrich Wilhelm I. von Preußen verwandte die für die Berliner Bibliothek von dem Großen Kurfürsten und von Friedrich I. ausgesetzten Fonds zur Auszahlung von Pensionen für ausgediente Majore.

Nach dem 30jährigen Kriege erholte sich zwar das wissenschaftliche Leben und somit auch die Bibliographie sehr schnell wieder; dennoch datiren die ersten bezüglichen Arbeiten meist aus Orten, die von den Kriegsgräueln mehr oder weniger verschont geblieben waren, wie Zürich, Zütphen, Lübeck, Helmstädt u. a.

1664 veröffentlichte Joh. Heinr. Hottinger in Zürich seinen Bibliothecarius quadripartitus. Der erste Theil, Prolegomena, handelt von dem Dienste des Bibliothekars, den bibliothekstechnischen Arbeiten ꝛc. überhaupt. Der zweite Theil von der biblischen Theologie, der dritte von der patristischen Theologie mit einem Anhange: Leonis Africani hactenus *ἀνεκδότῳ* de Scriptoribus Arabicis, der vierte Theil von der Symbolik und Systematik. Ursprünglich hatte Hottinger die Bücher nur in „1. Theologicos, qui ratione objecti vel mixti sunt, ex *διδασκαλίᾳ* et Elencho, vel Didactici, Elenctici, Historici, Catechetici, Ascetici, Practici, Scholastici; Subjecti, Reformati, Lutherani, Pontificii, Anapaptici, Schwenkfeldiani, Arminiani, Sociniani, Judaei, Gentiles, Muhammedani etc.; alsdann 2. Juridicos, qui vel Canonicum, vel Civile, vel Naturale jus tradiderunt; 3. Medicos, Galenicos, Paracelsicos, Empiricos; ratione materiae Botanicos, Anatomicos; 4. Historicos, universales, particulares; Sacros, Ecclesiasticos, profanos; Novi et Veteris Testamenti; ante vel post Reformationem; 5. Philosophicos: a) Grammaticos, sub quibus Poëtae, b) Rhetoricos, c) Dialecticos, d) Physicos, e) Mathematicos, sub quibus Arithmetici, ubi de pondere, mensura etc. Musici, Geometrae (sub quibus Geographi, Cosmographi, Chorographi) Architectonici etc., f) Ethicos, g) Politicos, ubi de militia etc., h) Scholasticos, ubi de Indicibus Bibliothecis etc., 6. Philologos Orientales, Graecos, Latinos etc." eingetheilt, hat aber später einer nur auf 5 Abschnitte beschränkten Classification in „Theologica, Philologica (cum Historicis), Juridica, Medica, Philosophica" den Vorzug ertheilt.

An dieser Stelle dürfen wir das System des Bibliothekars Professors Joh. Heinr. Ott in Zürich vom Jahre 1685 nicht mit Stillschweigen übergehen. Dasselbe ist durch ein „Neujahrsblatt der Stadt-Bibliothek in Zürich vom Jahre 1845" sowie im Serapeum von 1849 veröffentlicht worden und besteht aus folgenden Theilen:

„A. B. Biblia, Concordantiae Bibliorum ac Concilia; C. Patres; D. E. Theologi reformati; F. Theologi Augustanae confessionis; G. H. Theologi pontificii; I. K. Jus civile et canonicum; L. Historici; M. Historico-Politici; N. Historiae ecclesiastico-profanae; O. Historiae variae Icones et Emblemata; P. Varii tractatus; Q. Libri

mathematici, R. Manuscripta, S. Oratores, Poëtae, Philologi; T. Libri orientales; V. Libri philosophici; W. Libri physico-medici; X. Libri medici; Z. T. Z. Scriptores Tigurini; Aa. Libri varii disponendi. Nach dem Berichte des Prof. S. Vögelin (1845) ist diese Anordnung in der Züricher Stadtbibliothek im Wesentlichen bis heute aufrechterhalten worden.

Aus dieser Epoche (1669) datirt auch die Schrift von Johannes Lomeier: de Bibliothecis liber singularis. Zuerst Zutphaniae oder (?) Amstelodami 1669, alsdann Ultrajecti 1680, wieder abgedruckt Helmstadii 1705. Das beim Ordnen einer Bibliothek in Anwendung zu bringende System des Verfassers ist im Grunde genommen kein solches, sondern besteht in dem einfachen Ausspruche „Librorum dispositio arbitraria est, eam tamen cum jucunditate et utilitate conjunctam esse oportet". Allenfalls scheint er derjenigen Eintheilung „ut in prima classe sint Biblia sacra et libri Theologici, ut scripta Patrum, Scholasticorum et aliorum: iterumque jus Canonicum, historia Ecclesiastica, Chronologia sacra etc. In secunda libri Philosophici, juxta Philosophiae divisionem; itemque artes Mechanicae, quae ex Philosophia dependent. In tertia Medicina, Chirurgia etc. In quarta juris civilis prudentia. In quinta humana historia pro ratione temporum et locorum. In sexta Oratores, Poëtae, Grammatici. In septima, universalia sive encyclia, thesauri, apparatus bibliothecae, dictionaria" den Vorzug gegeben zu haben.

Ungleich wichtiger als alle diese bibliographischen Anfangsarbeiten ist Daniel Georg Morhof's Polyhistor litterarius, philosophicus et practicus cum accessionibus virorum clarissimorum Joannis Frickii et Joannis Molleri, Flensburgensis. Editio quarta. Tom. I—III, Lubecae 1747; antiq. 4—5 Thlr., und darum hat er auch eine ganze Reihe Auflagen erlebt. Der „Polyhistor" repräsentirt das bibliographische System Morhof's selbst, denn er ist in folgende Abschnitte eingetheilt: Tom. I. Polyhistor litterarius. Lib. 1. Bibliothecarius. 2. Methodicus. 3. παρασκευαστικος. 4. Grammaticus. 5. Criticus. 6. Oratorius. 7. Poëticus. — Tom. II. Polyhistor philosophicus. Lib. 1. Philosophico-historicus. 2. Physicus. 3. Ματαιοτεχνος de Artibus divinatoriis et Magia. 4. Mathematicus. 5. Logico-Metaphysicus. — Tom. III. Polyhistor practicus. Lib. 1. Ethicus. 2. Politicus. 3. Oeconomicus. 4. Historicus. 5. Theologicus. 6. Juridicus. 7. Medicus.

Mit dem 18. Jahrhundert beginnt in Deutschland, Dank dem durch die Frankfurter und Leipziger Messen immer mehr vervollkommneten

litterarischen Verkehr, ein edler Wettkampf zwischen merkantilen und wissenschaftlichen Bibliographien. Zunächst war es Th. Georgi, der durch sein auf Grund der Meßkataloge bearbeitetes Allgemeines Bücherlexikon. Leipzig 1742—1753, 5 Bde.; dazu 3 Supplemente, daselbst 1750—1758, der Bibliographie wie dem Buchhandel große Dienste leistete. Von der Wichtigkeit der indeß immer mehr vervollkommneten Meßkataloge haben wir bereits oben gesprochen. Nun aber bemächtigten sich auch große Gelehrte der Idee der besten Anordnung wissenschaftlicher Bibliotheken. 1688 trat Leibnitz mit seinem System zu derselben Zeit an die Oeffentlichkeit, als er durch seinen Plan der Fixirung einer Weltsprache die öffentliche Aufmerksamkeit im höchsten Grade zu fesseln begann. Das Leibnitz'sche System ist im 5. Bande seiner Opera omnia, Genevae 1768, 4°, Seite 209—214 unter dem ersten Titel: „Idea Leibnitiana Bibliothecae publicae, secundum classes scientiarum ordinandae, fusior et contractior" abgedruckt. Nach dieser, auch in Joach. Frid. Feller's „Otium Hanoveranum Sive Miscellanea, ex ore et schedis illustris viri, piae memoriae, Godofr. Guilielmi Leibnitii quondam notata et descripta etc. Lipsiae, impens. Martini. 1718. 8°, abgedruckten „Idea" zerfällt das gesammte Wissenschaftsgebiet in folgende Theile: Theologia: Biblica; Ecclesiastica (Hist. Eccles., Concilia, Patres); Dogmatica (Positiva, Polemica); Practica (Ascetica, Moralis). — Jurisprudentia: Jus naturae et gentium; Jus Romanum et alia jura antiqua; Jus Ecclesiasticum, seu Canonicum; Ius feudale et publicum; Varia jura recentiora. — Medicina: Hygiastica et Diaetetica; Pathologia cum Semeiotica; Pharmaceutica; Chirurgica. — Philosophia intellectualis: Theoretica, Logica, Metaphysica, Pneumatica; Practica, Ethica et Politica. — Philosophia rerum imaginationis, seu Mathematica: Mathesis pura, ubi Arithmetica, Algebra, Geometria, Musica; Astronomia cum Geographia generali, Optica, Gnomonica; Mechanica, bellica, nautica, Architectonica; Opificiaria, omnigena a vi imaginationis pendentia — Philosophia rerum sensibilium seu Physica: Physica massarum, et similarium, quo pertinet etiam Chymia, de aqua, igne, salibus etc.; Regni mineralis, vegetabilis, quorsum Agricultura, animalis, quorsum Anatomica quoque; Oeconomica, et opificiaria artificiis physicis nitentia — Philologica, seu res linguarum: Grammatica et Lexica (Latina, Graeca etc., Orientalia); Rhetorica, ubi Epistolae, Orationes etc.; Poëtica; Critica. — Historia civilis: Universalis; Geographia, huc Genealogica et Heraldica; Historia Graeca et Romana cum antiquitatibus; Historia medii aevi a ruina Imperii Romani per Barbaros ad saeculum XVI;

Historia nostri temporis, et saeculi superioris, et nostri; Historiae gentium; Historiae variarum rerum, huc et vitae saltem remissive. — Historia literaria et res Bibliothecaria. — Generalia et Miscellanea. (Siehe auch Edwards Tables No. 776.)

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts weist noch eine Reihe anderer lateinischer Systeme, meist von Bibliothekaren verfaßt, auf, über die die Edwards'schen Tafeln eine minutiöse Uebersicht geben. Zur Geschichte dieser Systeme interessirt uns noch dasjenige des Magisters Frobesius 1742, in der „Bibliotheca Meibomiana etc. Accedit de recte ordinanda Bibliotheca Prolusio etc." Helmaestadi 1742. In der „Prolusio" findet der Verfasser folgende „dispositio vel subordinatio scientiarum" für angemessen: a) Scripta de studiis universe consideratis, de pansophia, de polymathia, de studiorum methodo vel ordine et similia; b) litteraria h. e. doctorum ac litterarum s. disciplinarum historiam continentia; c) historiam civilem atque ecclesiasticam, necnon antiquitates explicantia; d) philologica; e) philosophica; f) mathematica; g) physica; h) medica; i) moralia; k) politica; l) juridica; m) theologica. Dagegen hat die „Bibliotheca Meibomiana" selbst eine andere Disposition erhalten, die aus vier Hauptabtheilungen besteht, nämlich I. Bibliotheca historica; II. Bibliotheca philologica, mathematica, philosophica, juridica et theologica; III. Bibliotheca physica et medica, IV. Bibliotheca litteraria. Auch in den „Dissertationes Philologico „Bibliographicae" von Oliver Legipontius, Norimbergae 1747 ist eine Abtheilung enthalten in quibus De Adornandâ et ornandâ Bibliothecâ: nec non Manuscriptis, librisque rarioribus et praestantioribus; Ac etiam de Archivo in ordinem redigendo, veterúmque Diplomatum criterio, Déque Rei Nummariae, ac Musices studio, et aliis potissimùm ad elegantiores literas spectantibus rebus disseretur. In usum Bibliothecariorum et Philobiblorum publicae luci commissae — die Rede ist. In der ersten Abhandlung dieses Buches, welches auch in spanischer Sprache (Valencia 1759. 8°) erschienen sein soll, schreibt der Verfasser: „Processus generalis totius rei librariae fieri debet in quatuor classes principales, nempe: Theologicam, Philosophicam, Historicam et Juridicam. Prima autem classis complectitur S. Scripturam, ejusque interpretes, Exegeticos, Criticos, Commentatores, S. S. Patres, Concilia, veteresque Scriptores Ecclesiasticos, ac recentes, dogmaticos, Elencticos, Historicos Sacros, Homileticos, Asceticos, Spirituales, Mysticos, Liturgicos, Theologos item Positivos, Scholasticos, Polemicos, Morales, Catecheticos, Concionatores, Casuistas, Quodlibeticos, Summistas, Regularum Monasticarum Expositores,

caeterosque huc facientes. Ad classem Philosophicam referuntur non solum Dialectici, Logici, Physici, Metaphysici, et Theologiae naturalis doctores, sed etiam Medici, Botanici, Chymici, Chirurgici, Pharmacopoei, Pneumatici, Mechanici, quin et Mathematici, Geometrae, Astronomi, Arithmetici, Optici, Mnemonici, Poëtae, Rhetores, Grammatici, Lexicographi, nec non Oeconomici, Politici, rei nauticae, Thereuticae, seu Venaticae, Militaris, Mercaturae, et Agriculturae curatores; Empirici item, et Philologici, ac locorum communium compilatores, caeterique de septem artibus, ut vocant, liberalibus scriptores, nec non ad studia methodo, et arte tractanda mameductorii, suas hic agunt artes. Classem historicam occupant; tum historici universales, cum profani, tum Ecclesiastici, Monastici, ac particulares; tum etiam scriptores illi, qui historiae partes integrantes constituunt, quales sunt: Genealogici, Heraldici, Geo- et Chronographi, Mythologi, rei Diplomaticae, nummariaeque, et antiquitatum, Graecarum, Romanarum, ac patriarum illustratores; quibus succenturiandi historiae literariae cultores Bibliographi, Critici item, et judiciorum de scriptoribus compilatores, nec non Polyhistores, Encyclopaedici, ac Philologici hanc in disciplinam intenti. In classe juridica reponuntur corpora utriusque juris, Canonici et Civilis, cum suis interpretibus, ac commentatoribus, tum universalibus, cum particularibus. Eadem quoque in classe veniunt scriptores ad jus naturae et gentium, ac etiam politici de regimine tractantes; item tractatuum pacis ac foederum, actorumque publicorum, et praetensionum illustrium compilatores; uti et reliqui scriptores ad cujusvis regni, provinciae, gentis, jus publicum municipale, et practicum, seu consuetudinarium, facientes."

Ein drittes, allgemein als musterhaft bekanntes System enthält der von J. M. Francke bearbeitete, leider aber nicht vollendete „Catalogus Bibliothecae Bunavianae" Lipsiae impr. Breitkopf. 1748, der einen antiquarischen Werth von 10 bis 15 Thalern besitzt. Der 1750 bis 1756 bei Fritsche in Leipzig neu erschienene Katalog weist in 7 Bänden in 4° folgende Disciplinen auf: Tom. I. Pars I. Fontes omnis eruditionis, cum sacrae, tum profanae: Lib. 1. Sacri codicis editiones. 2. et 3. Auctores Graeci et Latini veteres. 4. Fontes eruditionis Judaicae et Muhamedicae. 5. Opera varia, quae non ad unam, sed ad varias eruditionis partes pertinent; Pars II. Historia litteraria in 8 Libb.; Pars III. Scriptores de cultura Linguarum: Lib. 1. Philologi et Critici, 2. Scriptores Epistolarum, 3. Rhetores et Oratores. 4. Poëtae. — Tom. II. Pars I. Scriptores de Historia

in genere, de Geographia, Genealogia, Arte heraldica, Chronologia et Historia universali in 6 Libb.; Pars II. Historia antiqua Imperiorum et Gentium Orientalium, item Graeca, Romana et Byzantina in 4 Libb.; Pars III. Antiquitatum et rei numismaticae Scriptores in 8 Libb. — Tom. III. Pars I. Scriptores Historiae ecclesiasticae, cum universales, tum Veteris Testamenti exhibens in 2 Libb.; Pars II. Fontes Historiae ecclesiasticae Novi Foederis, sive S. S. Patres et Concilia in 2 Libb.; Pars III. Historia ecclesiastica Novi Testamenti: Lib. 1. Scriptores generales, 2. Scriptores Historiae ecclesiasticae Novi Testamenti speciales. 3. Antiquitates ecclesiasticae. 4. Historia Summorum Pontificum et Cardinalium Ecclesiae Romanae. 5. Historia Ordinum religiosorum et militarium. 6. Historia Sanctorum et Martyrum. 7. Historia Haeresium. 8. Historia Reformationis Ecclesiae. 9. Historia Ecclesiarum Orientalium et Slavonicarum, item Miscellanea Historiae ecclesiasticae.

Ein anderes von dem vorstehenden etwas abweichendes System findet sich in dem von J. M. Francke mitredigirten „Catalogus Librorum, maximam partem exquisitissimorum, interque hos splendidissimorum Operum, quae in Bibliotheca Electorali Dresdensi [partim] in duplo [partim in triplo] extiterunt, Quorumque consueta auctionis publicae lege venditio fiet etc. Pars I—III. Dresdae, typ. Waltheri. 1775—1777. 8°. Dasselbe hat folgende Gliederung: Class. I. et II. Auctores Veteres Graeci et Latini; III. Antiquitates et Scriptores Rei numismaticae; IV. Historia Antiqua; V. Historia universalis et Chronologia; VI. Genealogia et Heraldica; VII. Geographia, Itineraria et Historia exotica; VIII—XXII. Historiae Regnorum Europaeorum speciales, cum Jure publico Germaniae et Deductionibus; XXIII. Historia Pomparum et Ceremoniarum; XXIV. Historia Ordinum Equestrium; XXV. Jus Naturae et Gentium ac Scriptores politici; XXVI—XXVIII. Jus civile, Provinciale et Statutarium, Canonicum et Ecclesiasticum; XXIX. Encyclopaediae; Opera varia etc.; XXX. Historia litteraria; XXXI. Epistolographi; XXXII. Ephemerides litterariae; XXXIII. Philologi et Critici; XXXIV. Rhetores et Oratores; XXXV. Poëtae Recentiores, Satyrae et fabulae Romanenses etc.; XXXVI. Philosophia; XXXVII. Historia naturalis et Physica; XXXVIII. Ars Medica; XXXIX. Oeconomia; XL. Mathesis; XLI. Res Militaris et Equestris; XLII—XLIV. Biblia S., Apparatus Biblicus et Antiquitates Hebraïcae. Interpretes Bibliorum; XLV. Patres Graeci et Latini; XLVI. Conciliorum et Synodorum Historia et Collectiones; XLVII. Historia Ecclesiastica et Antiquitates Ecclesia-

sticae; XLVIII. Theologia Naturalis; XLIX—LI. Theologi Catholici, Reformati, Lutherani; LII. Theologia Judaica; LIII. Theologia Ecclesiae Graecae Recentioris; LIV. Sociniani; LV. Heterodoxi; LVI. Theologia Turcica.

Mit dem Jahre 1750 tritt ein großer Umſchwung nicht allein in den Wiſſenſchaften ſelbſt, ſondern auch in der Bibliographie ein. Die bisher verpönt geweſene deutſche Schriftſprache tritt ſeit Luther, Melanchthon u. ſ. w. immer mehr, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Werken, an Stelle der lateiniſchen. So kommt es, daß wir ſchon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer ganzen Reihe bibliographiſcher Werke in deutſcher Sprache begegnen. Auch das Bibliothekenweſen beginnt ſich folgedeſſen mehr und mehr zu nationaliſiren. Friedrich der Große, obgleich er Voltaire und das Franzöſiſche begünſtigte, wandte doch der bisher vernachläſſigten Berliner Bibliothek alle mögliche Sorgfalt zu, gab ihr ihre Privilegien zurück und ließ ſogar ein neues, erweitertes Bibliotheksgebäude errichten. Neben Friedrich dem Großen müſſen wir Chriſtian VI. von Dänemark rühmend erwähnen, wie überhaupt das kleine Inſelland ſich fortgeſetzt, beſonders für deutſche Litteratur und deren Förderung oft beſorgter erwies, wie das große Heilige Römiſche Reich deutſcher Nation ſelbſt. Nachdem dort ſchon Friedrich III. (1648—1670) ſich durch die Gründung der großen Bibliothek zu Copenhagen großes Verdienſt um die Wiſſenſchaften erworben hatte, bekam er an Chriſtian VI. einen verdienten Nachfolger, der die abgebrannte Univerſitäts-Bibliothek neu fundirte. An dieſer Stelle können wir die Frage aufzuwerfen nicht unterlaſſen, was aus der deutſchen poetiſchen Litteratur, aus Klopſtock und Schiller geworden wäre, wenn die Dänen ſie mit ihrem Gelde nicht unterhalten hätten?

(Fortſetzung folgt.)

Deutsche Büchercollectionen

in ihrer Bedeutung für Litteratur und Buchhandel.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Den Collectionen umfangreicher Werke wissenschaftlicher oder belletristischer Natur haben wir noch einige Sammlungen von Vorträgen und anderer Broschüren anzureihen, welche durch Inhalt und Form ausgezeichnet, in ihrer Zusammenstellung viele Jahrgänge hindurch nicht allein von Bedeutung für das öffentliche geistige Leben bisher gewesen sind und ihre dauernde Bedeutung auch wohl in Zukunft ganz unverändert behalten werden, sondern welche in ihrer Gesammtheit auch zu Werken von litterarischem Werthe herangewachsen sind.

Von welchem Einfluß auf Thun und Denken Flugblätter und Broschüren zu Zeiten politischer und kirchlicher Kämpfe im 16. und 17. Jahrhundert als Vorläufer unserer Zeitschriften und Zeitungen gewesen sind, ist ja wohl allgemein bekannt.

Freilich kann es sich darum nicht handeln, an dieser Stelle solche Flugschriften namhaft zu machen, welche nur von einer temporären Bedeutung, wenn auch für unsere Zeit, gewesen, obschon sie zu Sammelbänden zusammengestellt werden könnten, was auch wohl bei ihnen hin und wieder geschehen sein mag.

Was für unsere Zwecke hervorzuheben ist, was einer Erwähnung und einer Erörterung bedarf, muß mindestens das krystallinische Gefüge eines dauernden Erzes aufweisen können, dessen Theilchen sich harmonisch zu einem Ganzen zusammengefunden haben, um von dem bleibenden Werthe desselben Zeugniß abzulegen.

Daß neben Sammlungen mehr oder weniger umfangreicher Bücher auch solche kleinerer Abhandlungen, vorgetragener Reden, öffentlicher Vorträge wissenschaftlichen Inhalts, zeitgemäßer Broschüren u. dgl. m. auf Berücksichtigung viele Jahre hindurch, nicht nur in dem Zeitpunkte

ihres ersten Erscheinens, Anspruch machen können, bedarf keiner principiellen Auseinandersetzung.

Die zusammengedrängte Form eines öffentlichen Vortrages wird z. B., dauernd fixirt, von größerer Wirkung sein können, als langathmige Abhandlungen desselben Inhalts. Weiß doch das gesprochene Wort seinen Weg zum Herzen besser zu finden, als die zum Niederschreiben besonders und eigentlich und nur ganz allein komponirte Wortfolge.

Gedruckte Vorträge haben seit langem schon eine weite Verbreitung gefunden. Je umfangreicher aber die Litteratur dieser Schriftchen geworden ist, um so mehr ist auch die Geduld und Nachsicht des Publikums in dieser Beziehung gemißbraucht worden. Gegenwärtig überschwemmen gedruckte Vorträge über die allertrivialsten und längst schon an anderem Orte besser behandelten Gegenstände den deutschen Büchermarkt, sodaß es wohl angezeigt erscheinen mag, die guten Sammlungen namhaft zu machen.

Und eine besondere Art zeitgemäßer Broschüren, welche auch zu Collectionen zusammengestellt worden ist, verdient eine gehörige Erwähnung.

In unseren Tagen kann die Lektüre der Tagesblätter nicht mehr ausgesetzt werden, so wenig auch an dem Inhalte der einzelnen Nummern gelegen ist. Die öffentlichen Zustände, Fragen der Socialpolitik, der Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst erheischen mit Nothwendigkeit die tägliche Aufmerksamkeit des Lesers. Welche tieferen Aufklärungen vermag aber der Inhalt der Zeitungen zu geben? Wer wird sich durch dieselben von der eigentlichen Natur der Dinge und ihrer Verhältnisse zu einander Aufschluß geben können? Sollte es nicht möglich sein, solche Zeit- und Tagesfragen von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten, der für den Weg der Kulturgeschichte Fingerzeige zu geben vermag? der eine neue Lektüre dieser Schriften auch nach Jahren noch zu den lehrreichsten und wohl recht dankbaren macht?

Gewiß wird es nicht anders sein können, wenn eine Sammlung solcher Schriften nur die rechte Pflege und Leitung gefunden hat.

Zwei derartige Collectionen aus dem Verlage von Carl Habel, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung, in Berlin haben sich lange schon unter dem deutschen Volke eingebürgert und sind zu bedeutsamen Organen der öffentlichen Meinung geworden: die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff" und die „Deutschen

„Zeit- und Streit-Fragen": Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart, in Verbindung von Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redact. A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff.

Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff, der eine auf dem umfassenden Gebiete der Naturwissenschaften, der andere auf dem der Rechts- und Socialgeschichte und des öffentlichen Lebens, haben sich zu Führern der wissenschaftlichen Bewegung in ihrem Fache gemacht und stets die Rolle mannhafter Vorkämpfer im Reiche des Geistes gespielt, so daß eine von ihnen gemeinsam geleitete Sammlung von Vorträgen, welche in gemeinverständlicher Form die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse sich zur Aufgabe gemacht hat, wohl des besten Gedeihens versichert sein mußte.

Im Jahre 1865 war das Unternehmen begründet worden. Zwanzig Jahre sind seitdem nun schon vergangen; und noch befindet sich die Redaction der Sammlung in denselben Händen ihrer Begründer, welche mit seltenem Geschick und mit emsigem Eifer sich die Fortführung aller Jahrgänge angelegen sein lassen. Man darf wohl behaupten, daß von allen Heften dieser XIX Serien, auf welche diese Collection nun herangewachsen, kaum ein einziges seinem Inhalte nach veraltet ist. Der sorgfältigen Bearbeitung aller Gegenstände muß es zugeschrieben werden, daß nur feststehende Thatsachen, welche keine Widerlegung durch den Fortgang der Wissenschaften in ihrem unaufhaltsamen Flusse erfahren können, dem größeren Publikum zur Kenntniß gebracht wurden, und daß alle Hypothesen nur zur Erörterung und Darstellung gekommen sind, insofern ihre Beurtheilung und das Wissen davon zu Stütz- und Ruhepunkten der allgemeinen Bildung sich herausgebildet haben.

Wir müssen es uns hier versagen, von dem mannigfaltigen Inhalte aller Serien eine specielle Andeutung zu geben; Zeit-, Litteratur- und Kulturgeschichte, Biographien und Schilderungen historischer Ereignisse, geographische Bilder, Entdeckungsfahrten und Erfindungen, volkswirthschaftliche Abhandlungen, Berichte und Aufklärungen aus den allerverschiedensten Wissenschaften haben eine gleiche Berücksichtigung gefunden.

Aus dem Inhalte der drei letzten Serien seien nur folgende Abhandlungen hervorgehoben: XVII, 386. v. Huber-Liebenau, Das deutsche Haus; 389. Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester; 390. Roth, Erdbeben; 392. Neumayr, Das östl. Mittelmeerbecken; 393—94. Beheim-Schwarzbach, Besiedelung von Ostdeutschland; 395—96. Sch[illegible]

Die Brille; 398. Pfuhl, Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' und Asche werden; 402. v. Meyer, Das Sehen und der Blick; v. Holtzendorff, Idee des ewigen Völkerfriedens; 405. Bessell, Zahl und Maß; 407. Alsberg, Die gesunde Wohnung; 408. Kleinwächter, die Nationalökonomie als Wissenschaft. XVIII, 412. Bayer, Burschenschaft; 416. Gerland, Der leere Raum; 419. v. Scherzer, Anfänge der Industrie; 422. Schultz, Die Tonkunst; 425. Bezold, Keilinschriften; 429. Sarrazin, Das französische Drama. XIX, 433—34. Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas u. a. m.

Wer sich für das Verständniß wissenschaftlicher Fragen Sinn und Verstand offen halten will, wird gut daran thun, in Mußestunden eine Serie um die andere dieser Sammlung zur Hand zu nehmen. In keiner derselben wird ein Thema enthalten sein, das seinem Gesichtskreise gar zu fern läge, keine Abhandlung, die er ohne Scheu und ohne Befürchtung, etwas Überflüssiges kennen zu lernen, überschlagen könnte.

Wir sind der Überzeugung, daß die gebundenen Exemplare aller Serien dieser Sammlung die vortrefflichsten Weihnachtsgeschenke für den Familienkreis abgeben, und daß die Lektüre dieser Vorträge dem flüchtigen Durchblättern der kostbarsten Prachtwerke bei Weitem vorzuziehen ist. Wir empfehlen den Sortimentsbuchhändlern, bei passender Gelegenheit auf ältere Serien dieser Sammlung das Publikum hinweisen zu wollen. Wer seinem Freunde ein werthvolles Geschenk machen will, wird am wenigsten fehlgehen, wenn er zu diesen Sammelbänden seine Zuflucht nimmt.

Allen Zeitungslesern, welche die Bedürfnisse und Anforderungen der Zeit eindringender kennen lernen und studiren wollen, als es die oberflächlichen Referate, Notizen und Erörterungen der Tagesblätter gestatten, sollte man das Abonnement auf die von Frz. v. Holtzendorff herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" dringend ans Herz legen. Für den dauernden Werth aller Hefte bürgt ja der Name des Herausgebers. Was die eminent praktische Seite aller Flugschriften anbetrifft, so wollen wir den Inhalt einiger namhaft machen, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß Jedermann für die Verbreitung dieser Collection thun möge, was in seinen Kräften steht. Serie XI, 166: Lammers, Sonntagsfeier in Deutschland; 169. Geyer, Über die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung; 171—172. Keferstein, Verantwortlichkeit d. Schule n. S. der gesundheitlichen Volksinteressen; 174. Lammers, Die Unternehmung im Sparkassengeschäft; 176. Platter, Die Pflichten des Besitzes. XII,

177. Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes; 181. Bücher, Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande; 183. Lacher, Schulüberbürdungsfrage; 184. Laas, Frauenfrage; 189. Hirschberg, Die Selbsthilfe des Arbeiterstandes; 192. Paul, Egypten in handelspolitischer Beziehung. XIII, 195. Lammers, Umwandlung der Schenken (gegen den Mißbrauch geistiger Getränke); Meyer, Die Pflege des Idealen auf den höheren Schulen; Sommer, Die Religion des Pessimismus; Keferstein, Das heutige Examenwesen u dgl. m.

Beide Sammlungen aus dem Habel'schen Verlage ergänzen sich gegenseitig; und beide haben den bleibenden Werth ihrer Theile gemeinsam.

Die Ausstattung beider Collectionen ist eine angemessene. Hoffentlich wird die Verlagsbuchhandlung für das äußere Kleid derselben noch Mancherlei thun können, damit es derjenigen, welche wir nun zu nennen haben, in Nichts nachzustehen braucht.

Außer der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" und den „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" seien hier noch zwei hervorragende Collectionen solch wirksamer und in den Fluß des öffentlichen Lebens tief eintauchender Broschüren genannt, denen die unbeschränkteste Verbreitung in deutschen Volkskreisen gebührt.

Die Universitätsbuchhandlung von Karl Winter in Heidelberg läßt in diesem Jahre nun schon den XI und XII Band einer „Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk" erscheinen, welche von W. Frommel und Friedr. Pfaff in der sachgemäßesten Weise herausgegeben werden und welche sich an die breitesten Schichten unseres deutschen Volkes wenden.

Wenn es Broschüren und Bücher gibt, von denen man wünschen muß, daß sie in jeder deutschen Familie zu finden wären, so sind es die Hälfte und die jährlichen Bände dieser Sammlung. Eine bessere lehrreichere Lektüre für die reifere heranwachsende Jugend sowohl als für die Eltern, welche sie zu erziehen haben, kann es wohl kaum geben. Die abgerundete Form dieser Vorträge, der sorgfältig ausgewählte und gehaltreiche Inhalt, der es an einer gemeinverständlichen Erörterung wissenschaftlicher Fragen nicht fehlen läßt, —

wir nennen Heft I, 1: „Kraft und Stoff" von Prof. Dr. Frd. Pfaff; I, 4: „Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu und das Alter der neutestamentarischen Schriften" von Konsistorialrath Dr. A. Ebrard; I, 5: „Über den Werth des Lebens" von Prof. Dr. C. Schaarschmidt; II, 1: „Der Atheismus" von demselben; II, 5—8: „Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebens-

verrichtungen" von Prof. Dr. J. v. Hanstein; II, 9: „Der Thurmbau zu Babel" von Divisionspfarrer W. Hähnelt; III, 7: „Schmerz und Weltschmerz" von Dr. Alfr. Bienengräber; V, 1: „Gott und die Naturgesetze" von Prof. Dr. Friedr. Pfaff; V, 6: „Das Recht der Individualität" von Oberkonsistorialrath Dr. E. Niemann; V, 8: „Ueber die klimatische Behandlung Brustkranker" von Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer; VI, 7: „Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt" von Prof. Dr. Ad. Mayer; VII, 6: „Anwendung der Elektricität auf Beleuchtung" von Prof. Dr. P. v. Zech; VIII, 1: „Materialismus und Monismus" von Prof. Dr. J. Bergmann; VIII, 2: „Ueber das Wunder, von naturwissenschaftlichem Standpunkt aus" von Docent U. Stutz; IX, 1: „Die naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte im Vergleich mit der biblischen" von demselben; IX, 9: „Ueber den Unsterblichkeitsglauben" von Prof Dr. C. Schaarschmidt; X, 1: „Die Gegensätze unserer Zeit" von Prof. R. Sohm; X, 6—7: „Irland und Sicilien" von Prof. Dr. A. v. Lasaulx; —

an Darstellungen aus der Litteratur-, Kultur- und Zeitgeschichte in bunter Mannigfaltigkeit — wir weisen auf folgende hin I, 6: „Sklaverei und Christenthum in der alten Welt" von Prof. Dr. Th. Zahn; I, 7: „Die Päpste der Renaissance" von Prof. Dr. Paul Tschackert; I, 8: „Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter" von Dr. M. Rieger; II, 2: „Bilder aus dem Sevennenkrieg" von Konsistorialrath Dr. A. Ebrard; II, 3: „Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom" von Lic. theol. R. Schmidt; II, 4: „Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich" von Prof. Dr. Steph. Born; III, 3: „Goethes Stellung zur deutschen Nation" von Prof. Dr. Arnold Schäfer; III, 5: Darwins Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph" von Prof. Dr. O. Zöckler; IV, 5: „Blücher" von Prof. Dr. Theod. Schott; „Jeremia und seine Zeit" von Dr. C. H. Cornill; IV, 9: „Herr Peter Daß, ein norwegisches Litteraturbild aus dem 17. Jahrhundert von L. Passarge; V, 3: „Karl Mez, der Vater der Arbeiter, ein deutsches Fabrikantenleben der Gegenwart" von Dr. Robert König; V, 5: „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, eine deutsche Prinzessin am französ. Hofe" von Prof. Dr. Theod. Schott; V 9—10: „Dante" von Dr. M. Rieger; VI, 2: „Goethes Faust nach seinem religiösen Gehalte" von Dr. M. Rieger; VI, 4: „Die angelsächsische Herrschaft in England" von Prof. Dr. Heinr. Geffcken; VI, 5—6: „Die Religion der Arier nach den indischen Vedas" von Lic. theol. L. Krummel; VI, 8: „Joh. Albr. Bengel und seine Schule" von Stadtpfarrer Friedr. Reiff; VI, 9: „Antike und

christliche Weltanschauung in der Baukunst" von Dr. Gustav Portig; VI, 10: „Ueber Rafaels Schule von Athen" von Prof. Dr. Arth. Richter; VII, 2: „Vittoria Colonna, die Freundin Michel Angelos" von Prof. R. Hauck; VII, 8: „Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes der Gegenwart" von Dr. Friedrich Zimmer; VII, 9: „Der Fall Bontoux und der jüngste internationale Börsenkrach" von Dr. Fr. Perrot; VIII, 3: „Entstehung und Bedeutung der Brüdergemeine" von Diaconus Friedr. v. Schweinitz; VIII, 4: „Der Graf von Zinzendorf, ein kirchliches Charakterbild" von Pfarrer W. Zwick; VIII, 6: „Aus der Geschichte unseres Kalenders" von Gustav Braun; VIII, 9: „Annette von Droste-Hülshoff, ein Lebens- und Litteraturbild" von Dr. Rob. König; VIII, 10: „Die Kulturzustände der Restaurationsepoche in England" von Dr. Gottfr. Kinkel jr.; IX, 6: „Die Religion der alten Aegypter" von Lic. E. Krummel; X, 1: „Die Gegensätze unserer Zeit" von Prof. R. Sohm; X 2—3: „Peter Paul Rubens als Gelehrter, Diplomat, Künstler und Mensch, ein Charakterbild von Dr. Friedr. Frhrn. Goeler von Ravensburg; X, 5: „Ein Jahr aus Luthers Leben (1525)" von Prof. Dr. Rob. Kübel; X, 9—10: „Parzival und Parsifal" von Dr. H. F. Müller; XI, 4: „Das geistliche Schauspiel von den zehn Jungfrauen" von G. Bossert; XI, 7: „Die deutsche Druckschrift und ihr Verhältniß zum Kunststil alter und neuer Zeit" von Prof. Dr. Reinh. Bechstein; XI, 8: „Alte und neue Renaissance an und in unserer Wohnung" von Theod. von Huber-Liebenau; XI, 10: „Johanna Fichte" von Prof. Dr. Arthur Richter;

an geographischen Schilderungen von Land und Leuten: I, 9 bis 10: „Ein Besuch der Galapagos-Inseln" von Dr. Theod. Wolf; IV, 2—4: „Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien" von Prof. G. vom Rath; IV, 8: „Stille Erdwinkel, Reisebilder aus Italien" von Dr. Rudolf Pfleiderer; XII, 7—9: „Norwegen, ein geograph. Charakterbild" von Prof. Dr. Theob. Fischer u. a. m.; —

und last, not least an Aufsätzen von eminent praktischer Bedeutung, was Forderungen der Zeit, der Verhältnisse und was sonstige Gegenstände, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, anbetrifft Bd. I, 3: „Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben" von Prof. Dr. Friedr. Pfaff; III, 1: „Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger" von Contreadmiral a. D. R. Werner; III, 8: „Ueber gesundes und ungesundes Aussehen" von Sanitätsrath P. Niemeyer; III, 9: „Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel" von Prof. Ulfr. Kirchhoff; III, 10: „Die Börse und die Börsensteuer" von Friedr. Perrot; IV, 10: „Die Sonntagsruhe vom

hygieinischen Standpunkt" von P. Niemeyer; V, 2: „Ueber den Unterstützungswohnsitz" von Regierungsrath A. Luthardt; V, 7: „Ueber Gründung deutscher Kolonien" von Prof. Dr. Herm. Wagner; V, 8: „Ueber die klimatische Behandlung Brustkranker" von P. Niemeyer; VI, 3: „Arbeit und Arbeiter" von O. Schwarzkopf; VII, 10: „Ueber Blutmangel" von Prof. Dr. F. A. Kehrer; IX, 2: „Die Wohnungsverhältnisse in den größeren Städten" von Secretair P. Chr. Hansen; IX, 4—5: „Das Verbrecherthum" von Landesgerichtsrath a. D. Karl Fulda; IX, 8—9: „Die Königl. landwirthschaftl. Gesellschaft in England und ihr Werk" von Ingenieur M. Eyth; X, 4: „Das jetzige Klassenturnen und die Bewegungsspiele" von Turnlehrer H. Wortmann; XI, 1: „Kolonien als Bedürfniß unserer nationalen Entwickelung" von Dr. Timotheus Fabri; XI, 2—3: „Ein parlamentar. Votum über das Aktienwesen" von Dr. Fr. Perrot; XI, 9: „Das Armenwesen in Baden" von Dekan H. Schmitthenner und neuerdings noch das umfangreiche Heftchen über „Angra Pequena, die erste deutsche Kolonie" von Missionspfarrer Büttner;

alles zusammen macht diese „Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk" zu den echten Volksschriften, deren noch nicht genug vorhanden sind, und für welche die Theilnahme des Publikums zu gewinnen, eine Aufgabe jedes thätigen Buchhändlers, ja jedes wahrhaften Patrioten sein muß.

Wir haben in extenso den Inhalt der Sammlung dargelegt, um von der Bedeutung desselben eine gewisse Anschauung zu geben und zum Beweise dafür, daß sich die besten litterarischen Kräfte aus der Gelehrtenwelt diesen Volksschriften gewidmet haben.

Die Orthographie der Aufsätze ist die neue.

Die Verlagsbuchhandlung von Karl Winter hat für eine splendide und musterhafte Ausstattung der Sammlung gesorgt. Die in grüne Leinwand schön und haltbar gebundenen Bände derselben geben die besten Weihnachtsgeschenke, welche dem Volke dargeboten werden können, ab; und wir wünschten, daß die Sortimentsbuchhändler sie zu diesem Zwecke auf Lager halten oder doch wenigstens dazu dringend empfehlen möchten.

Was wir von dieser Sammlung soeben gesagt haben, gilt auch von den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", begründet von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Prof. Dr. Gefficken, fortgeführt von E. Frhrn. von Ungern-Sternberg und Pfr. G. Schlosser im Verlage der Gebr. Henninger in Heilbronn.

Auch diese Sammlung, welche schon in einem neunten Bande

vorliegt, läßt die auf die Zusammenstellung ihres Inhaltes verwendete Sorgfalt nicht vermissen.

Aufsätzen wissenschaftlichen Inhaltes: Band I, 2: „Socialismus" von F. H. Geffcken; I, 3: „Ueber die Entstehung der Welt und die Naturgesetze" von Dr. Fr. Pfaff; II, 1: „Die Anfänge des Menschengeschlechts" von Dr. Aug. Ebrard; II, 2: „Das Alter und der Ursprung des Menschengeschlechts" von Prof. Dr. Fr. Pfaff; II, 5: „Der Charakter in der Litteratur" von W. Schöpff; II, 6: „Die Unsterblichkeit der Seele" von W. Rothe; III, 4: „Die Zweckmäßigkeit in der Natur" von H. Werner; 5—6: „Der Darwinismus, ein Zeichen der Zeit" von Prof. A. Wigand; IV, 6: „Mythus und Evangelium" von Dr. Otto Frick; V, 1: „Gibt es eine Seele?" von H. Werner; V, 8: „Idealismus und Christenthum" von Dr. H. F. Müller; VI, 3: „Die Zukunft der Menschheit" von Dr. K. Mühlhäußer; VI, 6: „Gibt es einen Weltzweck?" von Fr. Reiff; VII, 1: „Das Alter der Erde" von Fr. Pfaff; VII, 6: „Goethes Iphigenie" von Dr. H. F. Müller; VII, 7: „Das Gewissen" von Fr. Reiff; VIII, 7: „Naturwissenschaft und Philosophie" von M. von Nathusius; IX, 1: „Der moderne Spiritismus" von Dr. Ed. Weber; IX, 5: „Instinkt, Verstand und Geist bei Menschen und Thieren" von C. A. L. von Binzer — und ähnlichen

schließen sich andere an, welche „Zeitfragen" erörtern, die sowohl den Staat, als auch den Einzelnen angehen, und welche, von kulturgeschichtlicher Bedeutung, die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten in Anspruch nehmen: Bd. I, 1: „Christenthum und Presse" von Dr. Mühlhäußer; I, 4: „Die allgemeine Wehrpflicht" von J. v. Hartmann; I, 5: „Vier Jahre Kulturkampf" von Dr. Ferd. Schröder; II, 3: „Das Wesen der wahren Bildung" von Dr. Otto Frick; II, 4: „Staat und Sonntag von M. Rieger; III, 1: „Die moderne Weltanschauung und ihre „Konsequenzen von H. Guth; III, 3: „Die Volksschule und der Staat" von F. E. Zilleſſen; IV, 1: „Zur Trauungsfrage" von Prof. Dr. Rud. Sohm; IV, 2—3: „Die Reform der Reichssteuern" von F. H. Geffcken; IV, 4: „Die Gewerbegesetzgebung des Deutschen Reiches, im Lichte ihrer Ursachen und Wirkungen, sowie der neueren gewerbepolitischen Bestrebungen" von J. Schulze; V, 2: „Das Reichscivilstandsgesetz" von Heinr. Köpe; V, 4: „Das Christenthum innerhalb der Armee nach seiner Bedeutung für das Volksleben" von Dr. Rudolf Köhler: V, 6 bis 7: „Das neuzeitliche Handwerk. Eine socialpolitische Studie vom technisch-wirthschaftlichen Standpunkt" von Friedr. Rücklin; VI, 1: „Das Böse, die Nachtseite im Leben der Menschheit" von Fr. Reiff; VI, 2.

„Armenpflege und Unterstützungswohnsitz" von Aug. Luthardt; VI, 6: „Die sociale Frage und die innere Mission" von Dekan Heinr. Guth; VII, 5: „Der Realkredit und die politische Gemeinde" von B. Bleicken; VIII, 5: „Die Reform der Geschworenengerichte nach Analogie der Schöffengerichte" von Karl Fulda; VIII, 6: „Die Ursachen der Unkirchlichkeit und ihre Abhilfe" von Rud. Todt; VIII, 8: „Der Alkoholismus und seine Bekämpfung" von Georg Frdr. Fuchs; IX, 2: „Das Kreditsystem der modernen Mißwirthschaft und die Mobilisirung des Besitzes als Hauptquelle der socialen Gefahr" von Emil Richter; IX: 3: „Das Gouvernantenwesen in England. Eine Warnung" von Jul. Einsiedel; IX, 4: „Der Professorenroman" von Otto Kraus u. a.

Daneben laufen Aufsätze einher, welche sich mit spezifisch „christlichen Zeitfragen" beschäftigen. I, 6: „Die Verfassung der evangelischen Landeskirche Preußens" von einem Mitgliede der a. o. Generalsynode; III, 2: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte"; IV, 6: „Wie kann Gott Gebete erhören?" von Dr. A. Brömel; V, 5: „Die Musik als christliche Volksmacht" von Dr. Heinr. Ad. Köstlin; VII, 2: „Die evangelische Kirche Oesterreichs im Jahre des Toleranz-Jubiläums" von M. F. Kühne u. v. a.

Es ist dringend zu wünschen, daß diesen „Zeitfragen" eine immer größere Verbreitung zu Theil werde, damit man die unteren Stände des deutschen Volkes auf andere Weise für Bildung und Gesittung gewinne, als durch die Lässigkeit und kirchliche Entfremdung der obern Klassen verschuldet worden ist. Was helfen da konfessionslose Volksschulen, wenn die Konsequenz aller eingeprägten Lehren doch, in wenn auch unbeabsichtigter Weise, nur zu Gunsten der Sinnengier gezogen wird?

Es wäre wohl angemessen, auf solche Schriften stets von Neuem hinzuweisen, welche von allen Lehren die unwiderlegbarste zu verbreiten suchen, daß all unser Wissen nur Stückwerk ist, und daß die Sittenlehre des Christenthums von wissenschaftlicher Erkenntniß niemals überwunden werden kann; daß weder die Eine mit der Andern sich im Gegensatz und im Widerstreite befindet, noch daß eine dahin zielende Aufklärung eine Verdunkelung der Thatsachen herbeizuführen vermag.

Verbreite man also die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens"! In dem Zeitalter der Wiedergeburt Kants, der Darwinschen Theorie, des Monismus und des Materialismus? Da die Kirchen leer werden und die Wirthshäuser voll? Wir dächten doch, Nichts wäre zeitgemäßer. Und mag auch die Erkenntniß wissenschaftlichen Geistes zugenommen haben, so doch nicht in dem Maße, daß eine

Ueberwindung des zu Glaubenden stattgefunden hätte. Möge man sich immer die Worte Baco's von Verulam einprägen, dieses Vaters der neuen Philosophie: daß ein Wenig Philosophie von der Religion ab-, recht Viel Philosophie aber zu ihr wieder zurückführe.

Es möge jeder Buchhändler neue Abonnenten auf die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" zu gewinnen suchen: für die billigen Bedingungen, welche die Verlagshandlung gestellt hat. Die äußere Ausstattung dieser Collection ist auch die beste und eine tadellose in jeder Hinsicht.

Für die Bedürfnisse des Unterrichts in Schule und Haus ist die Einrichtung wohlfeiler Sammlungen von großem Nutzen gewesen. Eine sehr weite Verbreitung haben Unternehmungen gefunden, wie die Zusammenstellung geeigneten Materials für fremdsprachlichen Unterricht durch die Verlagsbuchhandlungen von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig und Friedberg & Mode in Berlin in dem „Théâtre français", „English Theatre" u. a.

Auf eine Zusammenstellung englischer Originalwerke, nicht zu Unterrichtszwecken besonders bestimmt, wohl aber für die Privatlektüre der Liebhaber englischer Litteratur — in kleinen Taschenausgaben — für die Reise etwa u. s. w. möchten wir noch zuguterletzt hinweisen: auf die „English Library", von Rudolphi & Klemm in Zürich herausgegeben.

In 16° Format haben sich bis jetzt 20 Bändchen zusammengefunden, welche auf schönem, weißem Papier mit deutlich lesbaren Lettern gedruckt, Manches enthalten, das auch in der „Tauchnitz Edition" und in der Sammlung von „Ashers Collection" noch nicht zu finden ist: in Nr. 4 von Christopher Marlowe den ‚Doctor Faustus', die englische Bearbeitung der Faustsage schon vor Goethe, ein in vielerlei Hinsicht interessantes Drama; Nr. 6: von Hawser Martingale novellistische Skizzen: ‚Salt Water Bubbles, or Life on the wave'; Nr. 8: von Charles G. Leland die lustigen ‚Hans Breitmann's Ballads'; Nr. 12: von Ben Jonson die Komödie: ‚Every man in his humour'; Nr. 15: von Philip Massinger eine Komödie: ‚A new way to pay old debts'; Nr. 17: von Henry Neele Skizzen und Erzählungen ‚Romances and Tales'; Nr. 18: von Beaumont und Fletcher ‚The maid's tragedy' u. a.

In den übrigen Bändchen begegnen wir ausgewählten „Skizzen" von Mark Twain des hervorragendsten amerikanischen Humoristen und Erzählers neben Bret Harte, dessen „Argonautengeschichten" im

9. Bändchen Aufnahme gefunden haben; einer Auswahl aus Wash. Irving's „Skizzenbuch" Nr. 13; dem „Liede des letzten Minstrels" von Walter Scott Nr. 2; Shakespeare's „Sonetten" Nr. 7; der „Feenkönigin" des philosophischen unter Englands Dichtern P. B. Shelley Nr. 16; zweien Gedichten ‚Enoch Arden' und ‚Aylmer's Field' in Nr. 19 von Alfred Tennyson; Longfellow's dramatischem Gedichte ‚Endicott' in Nr. 20; der ausgezeichneten Biographie des unglücklichen englischen Dichters ‚Richard Savage' von Samuel Johnson in Nr. 11; Erzählungen von Thomas Bailey Aldrich in Nr. 14: ‚Marjorie Daw and other tales' des anmuthigen Erzählers; Lord Byron's ‚Lara' und dem ‚Gefangenen von Chillon' in Nr. 5 u. a. m.

Jedes Bändchen dieser Sammlung kostet kartonnirt nur 40 Pfennige und ein Jedes ist diese 40 Pfennige wohl werth. Wer Englisch versteht, wird den sehr geringen Preis dafür gerne zahlen wollen. Es sollte also von den Buchhändlern auf diese Collection bei Freunden der englischen Sprache und Litteratur aufmerksam gemacht werden, da das eine oder andere Bändchen manchem wohl willkommen sein dürfte.

Inhaltsverzeichnisse werden wohl von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen sein.

Eine Vermehrung um weitere Nummern wird wohl nicht ausbleiben, wenn die Verbreitung dieser Sammlung hinter den Wünschen und Erwartungen der Verlagsbuchhandlung nicht zurückgeblieben ist. Möchte die Theilnahme der Sortimenter sich auch auf diese Collection erstrecken!

Hierbei wollen wir alsdann unserer Hoffnung Ausdruck geben, daß die Verlagsbuchhandlung, wenn es möglich sein sollte, für jedes Bändchen seinem Aeußern nach noch etwas mehr thun möchte: nämlich die Kartonnirung fallen lassen und bei einer Erhöhung des Preises um 10 Pfennige — also für runde 50 Pfennig — gleich einen angemessenen Einband mitgeben, einen solchen, wie ihn Reclam's „Universalbibliothek" besitzt, der doch für 20 Pfennige sicherlich herzustellen sein muß, da ja der Einband von Freitag-Tempsky's „Wissen der Gegenwart" und des „Oldenbourg'schen Novellenschatzes" nur genau so viel kostet. Mit Draht stark geheftete Exemplare der „English Library" in Ganzleinen gebunden würden sodann einem Jedem wohlgefallen. Freilich muß dabei vorausgesetzt werden, daß der Absatz ein entsprechender wäre. Nun, es mag ja wohl geschehen, daß er sich finden könnte, wenn er sich noch nicht sollte gefunden haben.

* * *

Lassen wir nun die Reihen der Büchersammlungen, welche wir erörtert haben, Revue passiren, so müssen wir die Mannigfaltigkeit der darin sich kundgebenden Ideen lobend hervorheben. Für alle Bedürfnisse ist gesorgt. Wissenschaftliche Werke von bedeutendem Werth haben in der gleichen Weise eine Zusammenstellung gefunden, wie Romane, Novellen, Erzählungen, Gedichte und andere Werke belletristischer Natur.

Die Ausstattung aller ist eine im Verhältniß zu ihrem Preise splendide, der letztere ein im Ganzen überraschend geringer, oft sogar ein erstaunlich niedriger. Selbst für populärwissenschaftliche Werke und für Erzeugnisse der modernen schönen Litteratur des ersten Abdruckes in Buchform hat sich die Preisnotirung von einer Mark thunlich gemacht, und nicht nur für einzelne Bände einer Sammlung. „Bachem's Novellensammlung" und die „Bibliothek für Ost und West" enthält überhaupt keine druckfreien Schriften.

An der Fortsetzung aller Collectionen wird eifrigst gearbeitet. Alle haben bei dem Publikum eine gute Aufnahme gefunden, die einen hier, die andern dort, sodaß auch der Versuch gemacht werden konnte, Büchersammlungen zu begründen, welche ihrer Einrichtung nach einen etwas höheren Preis verlangen, als den nun durchschnittlich herrschenden von einer Mark für den Band.

Auch diese Collectionen sind trefflich gefördert worden.

S. Schottländer's „Drei-Mark-Bibliothek" umfaßt bis jetzt wohl die meisten Bände. Die „Grenzboten-Sammlung" wird sich auf dem Büchermarkte stets obenan befinden. Daß sie zu zahlreichen Bänden anwachsen wird, kann gar nicht ausbleiben.

Auch die andern Collectionen haben die beste Aussicht, mehr und mehr die aus den Leihbibliotheken herstammende Lektüre zu verdrängen. Ob eine deutsche Sammlung den Umfang der englischen „Tauchnitz-Edition" erreichen wird, muß abgewartet werden. Doch könnte es wohl sein.

Die „Salon-Bibliothek" z. B., welche die k. k. Hof- und Verlagsbuchhandlung von Karl Prochaska in Wien und Teschen ins Leben gerufen hat, um unter dem Motto: „Zu guten Stunden von guten Meistern" dem deutschen Publikum für einen sehr mäßigen Preis in der allerbesten Ausstattung eine ebenso lehrreiche, als anregende Lektüre zu bieten, welche nicht bandweise aus der Leihbibliothek zu entnehmen ist, sondern hübsch fein aus den Bibliothek-Schränken des „Salons" herbeigeholt werden soll, darf sich der immerwährenden Gunst aller Bücherfreunde versichert halten.

Neuerdings ist dieselbe um weitere zwei Bände vermehrt worden.

In einem neunten Bande hat Robert Hamerling unter dem Titel: „Hesperische Früchte" Verse und Prosa aus dem modernen Italien in meisterhaften Uebersetzungen veröffentlicht. Robert Hamerling, welchem wir eine Verdeutschung der Gedichte des größten unter den italienischen Lyrikern, Leopardi's, verdanken, gehört zu unsern geschicktesten und besten Uebersetzern, da jede Uebertragung von dem Dichter mitempfunden, diktirt und in die entsprechende Form gefaßt wird. Proben aus der italienischen Lyrik und Novellistik der Gegenwart sind uns diesmal dargeboten worden. Von Giuseppe Giusti (1809—1850), dem größten politischen Satiriker unter den neuern Dichtern Italiens, sind drei Gedichte mitgetheilt worden; von Giosuè Carducci (geb. 1836), der auch zu den „Verneinenden" der modernen Geister gehört, ebenfalls drei Proben; von Lorenzo Stecchetti zwei Sonette und zwei Abschnitte eines größeren Gedichts; von Edmondo de Amicis, dem liebenswürdigen Plauderer, vier Sonette, deren ironische Färbung und deren humoristisch harmloser Inhalt zu der gewappneten Tendenzpoesie der ersten drei in dem auffallendsten Gegensatze steht.

Den größten Theil des Bändchens nehmen die übersetzten Novelletten und Charakterbilder ein. Von Edm. de Amicis sind noch zwei Kapitel „Aus dem Buche von der Freundschaft" aufgenommen. Man wird beide nicht ohne Mitgefühl und Antheil der darin skizzirten Stimmungsbilder lesen. Welch gemeinsamer Zug philosophischen Denkens und welche Gleichartigkeit naturalistischer Schilderung läßt sich doch in der vergleichenden Geschichte unserer zeitgenössischen Phase der Weltlitteratur erkennen! Salvatore Farina, „der italienische Dickens" (1846 geb.), ausgezeichnet durch Anmuth und Humor, ist durch eine seiner vielen, unser deutsches Gemüth am meisten ansprechenden, genrebildlichen Novelletten, welche in fortlaufender Reihe schon die „Deutsche Rundschau" bei uns volksthümlich gemacht hat, charakterisirt. Die psychologisch feine Detailmalerei seiner Personen wird den Leser entzücken. Von Luigi Capuana hat uns Hamerling ein Märchen, bedeutungsvoll und originell, übersetzt sowie „Zwei Charakterköpfe" der realistischen Schule. Eine etwas längere Novelle aus den Abruzzen: „Sylvanus", von Domenico Ciampoli, ausgezeichnet durch die dramatisch wirkungsvolle Seelenschilderung dieses Waldhirten, schließt den inhaltreichen Band, der allen Freunden italienischer Litteratur hochwillkommen erscheinen wird.

Den zehnten Band der Prochaska'schen „Salonbibliothek" füllt ein umfangreiches, unterhaltendes „Tagebuch aus Abbazia"

von Heinrich Noé, dem vielgewanderten Schriftsteller und Erzähler. Eingestreute Novelletten, wie die amüsante kulturgeschichtliche (prähistorische) Geschichte „von dem Jagdzuge zwischen den Leuten am unteren und oberen Wasser" heben sich gefällig von der Schilderung südlichen Lebens und Treibens ab. Auch diesen Band wird man nicht ohne Belehrung aus der Hand legen.

Ein zweibändiger Roman von Hans Wachenhusen wird die erste Serie der „Salonbibliothek" abschließen. Wer die schön und dauerhaft gebundenen Bände dieser Sammlung einmal liebgewonnen hat, wird seine Theilnahme auch allen folgenden Serien gerne zuwenden. An der Verlagsbuchhandlung wird es sicherlich nicht liegen, wenn die stattliche Reihe dieser Collection mit ihren sauber in Grün und Roth ausgeführten Rückenschilden, welche jedem Bücherschranke einen wahrhaft Herz- und Sinnerfreuenden Inhalt gewähren, sich nicht recht bald um zahlreiche Bände vermehren sollte.

Von der großgünstigen Geneigtheit deutscher Leser und Käufer und von der Unterstützung deutscher Buchhändler wird es abhängen, ob die Bände der Prochaska-Edition zu Hunderten anwachsen werden.

Die Einrichtung dieser Bibliothek, der innere Werth aller einzelnen Bände zugleich mit der gewinnenden Außenseite ihres Gewandes verbürgen zweifelsohne die Gewähr einer dauernden Fortsetzung für lange Jahre.

Und so wird auch die Erscheinung und die Einrichtungsweise einer Sammlung beschaffen sein müssen, welche im Einzelnen sowohl als in ihrer Gesammtheit ihre Ueberführung in die Leihbibliotheken, diese großen Garküchen für die Befriedigung des allgemeinen Lesehungers verbietet. Das Entleihen eines solchen Bandes aus den Suppenanstalten für alle Welt und Jedermann dürfte man alsdann wohl mit noch härteren Worten charakterisiren, als einer bloßen Versündigung gegen den guten Geschmack; man dürfte sie wohl obenan unter die Vergehen gegen Schicklichkeit und gute Sitte setzen gleich denen, deren sich diejenigen schuldig machen, welche schon gebrauchte Wäsche und Kleider, oder Geräthschaften für festliche Gelegenheiten, von dem Trödelmarkte hergeholt, in Benutzung nehmen wollten.

Je mehr lesenswerthe und preiswürdige Bücher in Exemplaren bis in die Tausend angekauft werden, um so mehr wird bei dem Publikum angeregt:

„Der Besitz einer Bibliothek."

Hören wir, was darüber einmal Alexander Jung, der Königsberger Dichter-Philosoph gesagt hat. Wir wollen seine Worte hierher setzen,

damit sie von Verlegern und Sortimentsbuchhändlern abgedruckt werden können, um sie in Katalogen und an anderer, geeigneter Stelle dem Publikum wieder und immer wiederum ins Gedächtniß zurückzurufen:

„An keinem sachlichen Besitze dürfte so sehr die Unendlichkeit des Geistes zu erfahren sein als an dem Besitze eines guten Buches. Jeder Besitz gewährt schon an und für sich mehr Ruhe des Gebrauchs als das, was man nur leihweise an sich gebracht hat. Durch den Besitz erst erhält man Muße, um frei zu schalten. Aus dem Besitze erst entsteht allmählig der Hausstand. Zu jedem geordneten Hausstande sollten gute Bücher gehören. Ein gutes Buch will wieder und wieder gelesen sein. Nach jedem Zeitverlauf faßt man es anders auf; denn Eindrücke, welche die Zeit gebracht hat, wirken nach und schärfen die Auffassung. Nicht die Zahl, wohl aber die Wahl der Bücher ist von unerschöpflichem Ertrage. Es gehört zur Reform unseres deutschen Familienlebens, den Besitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hauswesen zur Pflicht zu machen. Es ist vielleicht keine müßige Anmerkung, daß die Bibel schon dem Ausdrucke Bibliothek entgegenkommt. In der Bibliothek, als einem ererbten und erweiterten Heiligthum, müßte der Familiengeist sich zum Weltgeist erweitern. Man müßte es einer deutschen Familie ebenso sehr verdenken, bloß aus einer Leihbibliothek sich die Nahrung des Geistes zu holen, wie man es ihr mit Recht verdenken würde, wenn sie täglich aus einem Gasthause äße, statt sich fröhlich zum Genusse des Selbstbereiteten um den Familientisch zu sammeln. Das Lesen aus den Leihbibliotheken hat etwas Nomadenhaftes. Der Nomade hat noch keinen geordneten Hausstand, weil er noch keinen geordneten Bodenbesitz hat. Wenn der Cultus der Litteratur von früh auf auch in der Familie begangen würde, wenn man so den großen Beruf des Schriftstellers und die Bedeutung der Presse schon früh auch in der Familie zur Erfahrung brächte, so erlebten wir bald ein Geschlecht, welches geistige Kräfte entwickelte, deren Möglichkeit jetzt noch wie Fabel klingt."

Ja, es ist die ewig alte Klage, daß es dem Deutschen bisher noch — trotz seines vielgerühmten Gemüthes — an Sinn für die Werthschätzung einer eigenen, von Vater auf Sohn und Enkel neben anderem „Urväter-Hausrath" vererbbaren „Hausbibliothek" gefehlt hat, und daß er noch immer nicht daran denken will, die Werke seiner vorzüglichsten Schriftsteller wenigstens in dauernder Weise an seine Person und sein Haus zu fesseln. Sonst hätten ja wohl all die Lamentationen über schlechten Absatz der vorzüglichsten Werke längst schon aufhören müssen. An Ermahnungen hat man es dem Publikum

gegenüber wahrlich nicht fehlen lassen. Ob diese nun schon etwas gefruchtet haben, wer will das sagen?

Wenn Viktor von Scheffels „Ekkehard", „Soll und Haben" von Gustav Freytag, oder die erste Sammlung der Geibel'schen „Gedichte" in einer ununterbrochenen Reihe von neuen Auflagen erscheinen, jedes Jahr davon eine oder gar zwei, so sind das freilich nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, daß in Deutschland auch die vortrefflichsten und würdigsten Autoren nicht die Verbreitung ihrer Werke finden können, welche in England und Frankreich gleichwerthigen Schriftstellern zu Theil geworden ist. Romane z. B. von Walter Scott und Dickens sind in einer erstaunlichen Anzahl von Exemplaren verbreitet worden.

Zwei Faktoren nun aber haben dort neben der allgemeinen Beliebtheit einzelner Schriftsteller, welche ja auch bei uns nicht geleugnet werden kann: sowohl bei den genannten, als auch bei anderen, den Massenabsatz ihrer Werke herbeigeführt. Es ist das erstens das einmüthige Eintreten und geschlossene Verhalten der gesammten Kritik und aller publicistischen Organe für anerkannte Größen der zeitgenössischen Litteratur, ohne kleinliche Rücksicht auf Parteistandpunkte politischer, ästhetischer und kritischer Art, von denen deutsche Blätter keineswegs lassen wollen, sodann aber zweitens eine Feststellung der Bücherpreise für solche der allerweitesten Verbreitung werthen Werke, von der wir uns bisher wohl viel hatten träumen lassen, welche jedoch nun erst durch unsere „Collectionen" eine annähernde Verwirklichung erfahren hat.

Für eine Aenderung des ersten Umstandes wird der deutsche Buchhandel so lange nur blutwenig thun können, als kritische und berichtende Zeitschriften, wie es z. B. die „Blätter für litterarische Unterhaltung" sind, nur eine Auflage von 1000, sage eintausend Exemplaren, im gesammten, großen deutschen Vaterlande gefunden haben, davon noch überdies die größere Anzahl in Bibliotheken und Lesezirkeln zu verschwinden pflegt, wo sie nur von ganz speciellen Liebhabern unserer modernen Nationallitteratur einer öfteren Durchsicht unterzogen werden. Zeitschriften der Lesezirkel werden einmal durchflogen und nicht wieder; was soll da von ihrem Inhalte haften bleiben?

Wieviel Buchhändler mag es wohl geben, die mit allen Kräften bemüht gewesen sind, neue Abonnenten auf die „Blätter für litterarische Unterhaltung" durch Zureden, Empfehlung und andere Hilfsmittel zu gewinnen?

Ein umfangreicher Roman von Dickens kostet in keiner sehr schlechten englischen Ausgabe, die freilich nur mit kleinen, in England

aber sehr gebräuchlichen Lettern, doch nicht zu undeutlich gedruckt worden ist, 6 Pence, das heißt nach unserem Gelde: 50 Pfg. Wie hoch möchten wohl bei einer gleichen Preisnormirung Gutzkow'sche Romane in deutschen Ausgaben zu stehen kommen? Wohlfeile Volksausgaben kosten bei uns immer noch eine ziemliche Summe: Die Ritter vom Geiste in 2 Bde. gebunden 8 Mark, der Zauberer von Rom in 4 Bänden 12 Mark.

Als echte und rechte Volksausgaben können bei uns de facto, ihrem Preise und ihrer Verbreitung nach, nur die Bändchen der Reclam'schen „Universalbibliothek", welche klassische Werke enthalten, bezeichnet werden. Die Volksausgaben der Cotta'schen Klassiker älteren Datums haben eine gleiche Verbreitung nicht finden können, sei es, daß die Pränumerationsverpflichtung für zahlreiche Lieferungen den Käufern zu drückend erschienen, sei es, daß der geforderte Preis im Verhältniß zu ihrer Ausstattung noch immer ein zu hoher gewesen, oder sei es, daß die veröffentlichten Werke nicht in die rechten Kreise zu dringen vermochten, oder mag es nun gelegen haben, woran es wolle: erst die Eine-Mark-Bände der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" sind dem Ideale wahrer Volksausgaben so nahe wie möglich gekommen.

Es will beinahe scheinen, daß die zwanglose Art der Ausgabe all dieser Bände wohlfeiler Collectionen, welche ohne jede weitere Verpflichtung für die künftige Fortsetzung der Sammlungen einzeln ohne Preiserhöhung abgegeben werden, für den umfangreichen Kreis ihrer Verbreitung entscheidend gewesen ist in dem Grade, wie die geringe Preisnormirung bei vorzüglicher Ausstattung.

Eine Mark oder einen noch geringeren Betrag scheint ein Jeder gerne ausgeben zu wollen, um sich das eine oder andere Handexemplar eines gewünschten Werkes zu verschaffen. Hat er ein ander Mal wiederum Lust, für seine Bildung oder sein Lesebedürfniß eine kleine Ausgabe zu wagen, so kehrt er mit Vorliebe zu den ihm bekannten Büchersammlungen zurück in der Ueberzeugung, sein gutes Geld mit der werthvollsten Waare, die er dafür nur erhalten kann: mit klassischen Schriften, aufgewogen zu haben. Und in Kurzem wird er inne, daß er ein Freund der Litteratur geworden, da er jährlich schon eine gewisse, wenn auch immer noch nicht belangreiche Summe, im Verhältnisse zu seinen andern Ausgaben, für gute Bücher aufzuwenden, sich bewogen gesehen hat.

Auf andere Weise wird es sich kaum erklären lassen, warum nun mit einem Mal zahlreiche Bände zahlreicher Büchersammlungen bis zu Tausenden von Exemplaren im Publikum zur Verbreitung gekommen sind. Die Kataloge und Inhaltsverzeichnisse wandern von Hand zu

Hand; der Eine empfiehlt sie dem Andern zur Einsicht, räth auch wohl für dieses oder jenes Büchlein den geringfügigen Betrag auszugeben; und wer für sich oder zu Geschenken für Andere einen Collectionsband vom Buchhändler bezogen hat, ist ein Bücherkäufer geworden, er weiß nicht, wie er dazu gekommen.

Daß mit Vorliebe gerade auf einzelne Bände unserer Sammlungen die Wahl des Publikums sich zu richten pflegt, darf wohl Niemanden Wunder nehmen. Sobald erst Bücherfreunde zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß für eine gute Auswahl lesenswerther Schriften gesorgt und daß es beinahe bedeutungslos ist, zu welchem Bande man zu greifen hat, ohne einem Mißgriff sich auszusetzen, ist ihnen da nicht viele Mühe und vieler Zeitaufwand erspart?

Ein einzelnes Werk auch unserer vortrefflichsten Autoren vermag vollständig in der Masse aller jährlich erscheinenden Bücher zu verschwinden. Von den Abonnenten einer Leihbibliothek wird es freilich gelesen, da alle Novitäten von Bedeutung und ohne Bedeutung durch ihre Finger laufen, und wenn nicht heute, so doch morgen oder künftiges Jahr, sobald ihr Dasein in den Katalogen der Bibliothek nur verzeichnet ist; Abonnenten einer Leihbibliothek pflegen aber als Bücherkäufer kaum in Betracht zu kommen. Sonstige Förderer unserer Litteratur jedoch, welche sich die Anlage einer selbsteigenen Bibliothek angelegen sein lassen, befinden sich in den seltensten Fällen in der Lage, von allen Erscheinungen des litterarischen Marktes Kenntniß nehmen zu können. Wer soll ihre Aufmerksamkeit nun auf dieses oder jenes Buch lenken, da ihnen der Buchhändler doch alle gern verkaufen möchte?

Liegt es nicht in der Natur der Sache begründet, daß z. B. eine so wohlfeile Sammlung von dem umfassendsten Inhalte, wie es Reclam's Universalbibliothek ist, von Tag zu Tag eine immer weitere Verbreitung finden muß? Daß ihr Umfang eben so wohl noch das drei-, vier- bis fünftausendste Bändchen erreichen wird, wie das zweitausendste nun herangekommen ist?

Wer irgend ein litterarisches Werk aus der gesammten Weltlitteratur in einer deutschen Ausgabe bedarf, wer einen deutschen oder einen ausländischen Klassiker sucht, greift unwillkürlich zu dem alphabetischen Verzeichnisse der „Universalbibliothek" um die langen Reihen desselben zu durchfliegen. Und sollte es darin noch nicht vorhanden sein, so wird es darin doch sicherlich eine Aufnahme finden: früher oder später. Zehn gegen Eins ist aber zu wetten, daß die hervorragendsten Werke aller Litteraturen in ihr schon vertreten sind. Und

bei der „Collection Spemann" wird es in kurzer Zeit, gewiß aber in einigen Jahren nicht anders sein.

So greift in genau demselben Falle Jeder, der ein Werk aus der englischen Litteratur im Urtexte sucht, nach dem Inhaltsverzeichnisse der „Tauchnitz-Edition" in der Hoffnung, seinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Belletristische Werke, die in Einzelausgaben veröffentlicht wurden, sind immer der Gefahr ausgesetzt, von dem Büchermarkte zu verschwinden, wenn sie für ihren Autor und die Litteratur nicht von der Bedeutung sind, wie „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift" für Gustav Freytag, oder „Ekkehard" für Viktor Scheffel oder „Otto der Schütz" für Gottfried Kinkel. Die Kritik und die berichtenden Spalten aller Zeitschriften vermögen doch nur von der Litteratur des laufenden Jahres Aufschluß zu geben oder in umfangreicheren Aufsätzen auf das Gesammtwirken eines Schriftstellers hinzuweisen.

Tauchen die besprochenen Werke der vergangenen Jahre, insofern nicht ein besonders günstiger Stern über ihnen waltet, nicht für immer in den Orkus hinab? Die Sortimentsbuchhändler können doch nicht alle Werke der Litteratur auf Lager halten und dem Liebhaber zur Einsicht vorlegen oder zur Prüfung ins Haus mitgeben.

Sammelwerke, welche eine Zusammenstellung des Würdigsten enthalten, z. B. litterarische Jahresberichte und Weihnachtskataloge, bringen nur eine Namen- und Titelansammlung, deren Vollständigkeit entweder Manches zu wünschen übrig läßt, oder deren seitenlange Spalten dem eine specielle Auswahl heischenden fragend entgegenstarren, da eine Inhaltsangabe und mehr oder weniger eingehende Kritik nur den neuesten Erscheinungen gewidmet ist. Wer soll also ältere Werke, wenn nicht gerade vor der Vergessenheit — denn dafür sorgen ja handwerksmäßig und ihrer Aufgabe nach die großen und kleinen Litteraturgeschichten, welche zwar gekauft aber nicht gelesen, oder wenn auch gelesen, doch nur in der Absicht werden, die Lektüre der Originalwerke demgemäß entbehren zu können, da ja die Kenntniß einiger Daten genügt, um über alles nur Mögliche sein Urtheil abzugeben — so aber doch vor der gänzlichen Makulirung bewahren? wenn nicht, die vollen Reihen der ewig jungen „Collectionen", die da niemals antiquiren, und deren Bänden man es kaum ansehen kann, wann sie zum ersten Male auf dem Büchermarkt erschienen sind (da die Jahreszahl des Erscheinens auf dem Titel nicht vermerkt zu werden pflegt), und welche den parteiisch kritischen Blicken der Censoren um so eher zu entgehen pflegen, je wohlfeiler sie sind, je anerkannter der Ruf der sie einschließenden

Sammlungen, oder je mehr sie sich von dem Ausgangspunkte derselben entfernen, da man wohl die ersten Bände einer Collection eventuell unter das Secirmesser zu nehmen pflegt, alle folgenden aber den unmaßgeblichen Blicken der Zeitungsblätter, wenn es sonst nicht nothwendig ist, unbeanstandet entschlüpfen.

Das erste Bändchen der Universalbibliothek oder das der Tauchnitz Edition ist den Augen des Lesers ihrer Kataloge um Nichts mehr entfremdet oder unbedeutender geworden, als der soeben vor kurzem ausgegebene 2000. und noch folgende Band.

Bis zu welchem Grade eine solche Bibliothek sich lebensfähig zu erhalten, vermögen wird; wer will das sagen?

Je werthvoller und inhaltsreicher ihre Reihen sein werden, je mehr sie allen Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen, je mehr die im Laufe der Jahre darauf verwendete Sorgfalt sich erkennen läßt, um so dauernder werden sie sich wohl auch in der Gunst aller Leser und Käufer erhalten. Ob die stetig anwachsende Zahl aller Collectionen den Absatz der einzelnen aufhalten und ihre Ausdehnung in gewisse Grenzen bannen wird, wer wird das heute schon mit Sicherheit behaupten können? Freilich wird auch wohl hier das Schlechtere dem Besseren unterliegen; was mit der Zeit mit zu gehen vermag, wird triumphirend den Sieg davon tragen. So pflegt es ja wohl zu gehen. Und Jedermann wird darüber seine Befriedigung ausdrücken.

Und wenn wir nun zuguterletzt den Nutzen und den Vortheil veranschlagen, welchen für die Verbreitung klassischer Werke unsere wohlfeilen Büchersammlungen gehabt, und was sie zu ihrer Wirksamkeit beigetragen haben, so darf ihre Bedeutung wahrlich nicht gering geschätzt werden.

Unsere Klassiker kennt in ihrer Gesammtheit nur derjenige, welcher sich ihre Werke für ein Paar Mark erwerben kann. Und für einige Mark haben sich nur diejenigen Werke verbreiten lassen, welche in unsere wohlfeilen Collectionen übergegangen sind. Wer kennt unsern Hebbel, unsern Grillparzer, ja wer hat die Romane von Gutzkow gelesen oder einige Bände von Rückert und Eichendorff? Was bei Reclam zu finden ist, wird gekauft, von dem Volke, von der Menge; von Schülern und von Studenten; von den Vätern und von den Müttern zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken. Hebbel und Grillparzer, Rückert und Eichendorff, Gutzkow und alle andern werden auch gekauft werden, gerade so wie die Platen, Chamisso, Lenau, Kleist, Hauff, Börne u. A., sobald man ihre Werke für 2, 3, 4 und 5 Mark wird erwerben können?

Dann werden sie auch gelesen werden; dann wird ihre Wirksamzeit recht eigentlich erst beginnen.

Bisher lernte der Schüler nur die Namen ihrer Werke; und eine kurze Inhaltsangabe erfuhr er erst und nur allein durch den Mund des Lehrers, aus den Spalten einer Litteraturgeschichte, aus hier und da einmal zufällig angetroffenen Exemplaren einzelner Schriften. Er kannte wohl Proben, aber er wußte Nichts Rechtes.

Und um so eifriger werden in Zukunft die Gutzkow, die Grillparzer, die Rückert, die Heine, die Eichendorff und alle übrigen gelesen werden, als ihr Inhalt nicht die starre Form der klassischen Werke par excellence besitzt, welche nur dem ausgebildeten Geschmacke recht verständlich und genußreich werden, als ihr Inhalt nach Tendenz und Geist uns näher steht.

Recht wohlfeil werden alle Ausgaben in Zukunft sein können, ja sein müssen. Haben wir darunter etwa unsern Schiller und Goethe gehabt, damit wir für eine mäßige Ausgabe ihrer Werke eine runde Anzahl von Thalern bezahlen sollen? Sind ihre Werke etwa deswegen geschrieben worden, damit alle diejenigen, welche ihr Kapital nicht besser anzulegen wissen, als in neuen Abdrücken jener Schriften, reich und mühelos reich werden sollen?

Was helfen uns da die Denkmale, welche dem Genius aller Orten errichtet werden, wenn der bedürftige Schüler, das mittellose Volk ihre Werke nicht kennen lernen kann, es sei denn, daß sie eine beträchtliche Summe dafür anzuwenden vermögen?

Wenn die Reclam'sche Ausgabe Schiller's gebunden 6 Mark kostet, und diejenige der ausgewählten Werke Goethe's eben so viel, so war das gewiß eine bemerkenswerthe Leistung deutschen Verlages; heute aber sind diese Preise nicht mehr so unerhört und unangemessen.

Kleist's sämmtliche Werke für 1,75 Mark und Lenau's für den gleichen Preis läßt man sich schon gefallen. Und trotz alledem wird der Verleger dabei keinen Schaden erleiden. Stereotypirte Abdrücke sind billig zu beschaffen. Ein Absatz ungezählter Exemplare kann nicht ausbleiben.

Und nehmen wir das Verzeichniß der „Collection Spemann" zur Hand: Soll das deutsche Volk etwa für Arnim's „Kronenwächter", für Engel's „Herr Lorenz Stark", für Immermann's „Oberhof", für Jung-Stilling's „Lebensgeschichte" noch mehr als eine Mark bezahlen, oder mehr als zwei für Humboldts „Briefe an eine Freundin", Schiller-Goethe's „Briefwechsel" u. dgl. m.?

Wird man diese wohlfeilen Preise nicht als durchaus angemessen, als recht und billig bezeichnen müssen, ohne daß darüber der Buchhandel in Lamentationen auszubrechen braucht? Haben diese Ausgaben etwa die Höhe seines jährlichen Geldumsatzes verringert? Gewiß nicht.

Im Jahre 1887 wird Heinrich Heine druckfrei. Eine recht gute, ja splendide Gesammtausgabe seiner Werke wird auf keinen Fall mehr als 10 Mark kosten dürfen, eine wohlfeile etwa nur die Hälfte oder noch weniger. Hoffentlich wird die Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur eine gute und recht wohlfeile erscheinen lassen. Nun, wir werden ja sehen.

Und die Kenntniß der französischen, englischen, italienischen, spanischen u. a. Klassiker in guten Uebersetzungen hat in dem gleichen Grade bei uns zugenommen, als ihre Werke in wohlfeilen Ausgaben der „Universalbibliothek" Jedermann zugänglich wurden.

Soll man sich darüber nicht freuen?

Keine Behauptung ist unbegründeter gewesen, als diejenige, daß ein Herabgehen der Bücherpreise, veranlaßt durch die wohlfeilen Büchersammlungen, welche ihre Bände, zusammen genommen, zu Hunderten jährlich auf den Büchermarkt schicken, den Ruin des Buchhandels bedeute.

Hat nicht die Zahl der verkauften Exemplare in einem sehr entsprechenden Maße zugenommen? Hat sich nicht das Publikum immer mehr und mehr bewogen gesehen, seine Bücherschätze zu vermehren oder neue anzulegen?

Zu eigenem Nutzen und im eigenen Interesse sollte jeder verständige und einsichtsvolle Buchhändler seine Aufmerksamkeit allen Sammlungen zuwenden und immer weitere Kreise zum Ankaufe derselben oder doch einzelner Bände anregen, in der Hoffnung und sicheren Voraussicht, daß eine stete Theilnahme an der Fortsetzung aller Collectionen bei dem Publikum nicht ausbleiben wird.

Und wir geben uns der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß alle Verleger und Herausgeber von „Collectionen" an immerwährender Sorfalt für die Verbesserung derselben, sowohl was ihren Inhalt als ihre Ausstattung anbetrifft, es fürderhin nicht werden fehlen lassen.

Wir schließen mit einem fröhlichen „Glück auf!"

Miscellen.

Lesekabinete in Paris. — Gewöhnlich wird angegeben, das erste Pariser Lesekabinet sei im Jahre 1761 eröffnet worden, und zwar von dem Buchhändler Quillau, Rue Christine 61. Das ist nicht richtig. Es schreibt nämlich Dom Calmet am 4. September 1714 über Verkauf und Verleihen der französischen und ausländischen Journale in Paris: „Ich habe mich nach der Besorgung der gelehrten und politischen Zeitungen für Olivier erkundigt. Das Journal des savants kostet 6 Sous und die zwei holländischen Gazetten mit den Supplementen 30. Alles zusammen wird Sonnabends bei der Post 40 Sous kosten. Will man eine der Gazetten Mittwochs von der Post haben, so kostet es einen Sou mehr, weil sich die Leute (welche die Gazetten beziehen), des kleinen Profites berauben, der ihnen daraus erwächst, daß sie in ihrem Laden diese Gazetten zwei Tage lang zur Lectüre auslegen." Im Jahre 1759 bestand ein Lesekabinet, in welchem man, nach Abbé Brizard, die Neue Heloise ganz kurz nach Erscheinen lesen konnte, man zahlte pro Band und Stunde 12 Sous. Erst 20 Jahre später, also 1779, wurde das „Cabinet académique de lecture" eröffnet. Man fand darin die neuesten Bücher und Journale. Es kam wohl vor, daß eine Gazette einmal von der Regierung unterdrückt wurde, dann schob der Besitzer des Kabinets eine andere ein, die er bis dahin noch nicht gehalten. Es gab Abonnements auf Journale und Gazetten und solche auf Bücher. Für Bücher zahlte man für das Jahr 24 Livres, für 6 Monate 15, und für einen Monat 3 Livres. Wer doppelt abonnirte, zahlte 36 Livres für das Jahr und 24 für das Halbjahr. An Ort und Stelle wurde erst von 1784 ab gelesen, und zwar erfolgte die Bücherausgabe von 8—12 und von 2—8 Uhr. — Von der Revolution ab befanden sich die meisten Kabinete im Palais Royal; hier versammelten sich bei Desaine: Barras, die beiden Mirabeau, Camille Desmoulins u. A., bei Petit die Reste des alten Parlaments, Räthe und Advokaten; Mitglieder der Nationalversammlung gingen zu Mlle Brigitte, zu Girardin die Fremden und Soldaten. — Im Anfange dieses Jahrhunderts vermehrten sich die Lesekabinete und verbreiteten sich über Paris, doch waren die meisten noch beim Palais Royal zu finden. Im Jahre 1820 hatte Paris deren 32. Die bedeutendsten waren die von Bloffe, Ladvocat und Mme Lemoult; bei Letzterer fand man die meisten deutschen und englischen Journale. Bei Mme Dufriche fand man stets die Tageslitteratur sofort nach Erscheinen. Bis 1823 war die Zahl der eigentlichen Kabinete auf 83 angewachsen und außerdem verliehen noch 67 Buchhändler Journale und Bücher nebenbei; im Jahre 1840 gab es 189, im Jahre 1850 schon 200 Kabinete, darunter zwei deutsche, die von Koßbuhl und Gebrüder Boernstein. Letztere bezogen die wichtigsten preußischen Journale. — Von 1860 ab vermindert sich die Zahl der

Lesekabinete: Im Jahre 1860 gab es 183, 1870—71 nur 146, und endlich im Anfange dieses Jahres nur 118, davon 34 im Besitz von Frauen. Die besuchtesten unter den jetzt existirenden Kabineten sind die von Brasseur beim Odéon; von Mlle Duval, Rue de Rennes; von Morin, Rue des Saints-Pères; von Mme Rougny, Rue Casimir-Delavigne; die der Passages Jouffroy und de l'Opéra, der Rue Chauveau-Lagarde, Penthièvre und Saint-Lazare. Eine besondere Erwähnung verdient noch die von Graët-Delalain gegen Ende des Jahres 1870 unter der Firma „Salon littéraire nationale" gegründete, jetzt „Lecture universelle" genannte Gesellschaft. Dieselbe besitzt 8 Geschäfte in verschiedenen Theilen von Paris und eins in Brüssel mit einem Vorrath von 200 000 Bänden, darunter 30 000 ausländischen. Jedes der Geschäfte hat ungefähr 8000 Bände derselben Hauptwerke, richtet sich aber in seinen Anschaffungen nach dem Geschmack und den Bedürfnissen des Quartieres, in dem es gelegen. Während in den andern Zweiggeschäften nur ausgeliehen, nicht aber gelesen wird, findet man in dem der Rue Méhul sämmtliche Pariser Journale — von ausländischen aber nur Times und Daily News zum Lesen an Ort und Stelle ausgelegt. Der Abonnementpreis der Lecture universelle ist mäßig zu nennen, er beträgt für das Jahr 10 Frcs., oder 2 Frcs. für den Monat. Erwähnenswerth ist, daß vorübergehend, nämlich nur in den Jahren 1826—27 die Lesekabinete sogut wie die Buchdrucker und Buchhändler eine Concession erwerben mußten. Vorübergehend war auch die Beaufsichtigung, welche die Regierung den Lesekabineten aus politischen und moralischen Rücksichten angedeihen ließ.

Städtische öffentliche Bibliotheken in Paris. — Vor einiger Zeit wurde in Paris eine Commission zur Beaufsichtigung der städtischen öffentlichen Bibliotheken eingesetzt. Kürzlich hat nun ein Mitglied der Commission, M. Dardenne, einen Bericht im Druck erscheinen lassen, dem folgende Angaben entstammen. Es existiren daselbst: 1. die Bibliothèque administrative, 2. die Municipalbibliotheken der Stadt Paris, 3. die freien Volksbibliotheken der Stadt Paris, 4. die Communal-Volksbibliotheken der Arrondissements Saint-Denis und Sceaux im Département Seine, und 5. die freien Volksbibliotheken derselben Arrondissements. — Die Bibliothèque administrative darf nicht mit der Bibliothèque de la Ville de Paris verwechselt werden, die aus dem 18. Jahrhundert stammt und, nach ihrer Zerstörung im Jahre 1871 im Hotel Carnavalet wieder errichtet wurde, nur Werke zur Geschichte von Paris enthält und jetzt 60 000 Bände sowie 40 000 Stiche stark ist. Jene, die Bibliothèque administrative, ist erst im Jahre 1872 gegründet worden, um den städtischen Beamten die für die verschiedenartigen Zweige der Verwaltung nöthigen Documente, Handbücher und sonstige Werke zu liefern. Sie besteht aus 40 Sectionen, von denen die französische allein 9147 und die für das Ausland bestimmte, erst im Jahre 1878 gegründet, schon über 12 000 Bände umfaßt. Beide Bibliotheken besitzen ausführliche Kataloge und dürfen auch von Nicht-Beamten benutzt werden. — Die Municipal-Bibliotheken der Stadt Paris sind von 9 im Jahre 1878 auf 22 im Jahre 1883 vermehrt worden und die Zahl der aus ihnen entliehenen Bände ist geradezu erstaunlich gewachsen. Es wurden nämlich verliehen im Jahre 1878: 29 339, im Jahre 1879: 57 840, im Jahre 1880: 147 567, im Jahre 1881: 242 738, im Jahre 1882: 363 322, und im Jahre 1883 gar 514 287 Bände. Jede solche Municipalbibliothek hat 3050 Francs jährlich zur

Verfügung, nämlich 1750 Frcs. für Neuanschaffungen und Buchbinderlöhne 1000 Frcs. für den Bibliothekar und 300 Frcs. für einen Gehülfen; sie kosteten dem Rathe aber im Jahre 1883: 110 150 Frcs., und für das laufende Jahr sind gar 171 700 Frcs. bewilligt, sollen doch 15 neue Bibliotheken in Communalschulen gegründet werden. — Die 22 Bibliotheken besaßen zusammen im Jahre 1882: 87 831 Bände, jetzt deren ca. 98 843! Sie sind täglich von 8—10 Uhr unentgeltlich dem Publikum geöffnet, ausgenommen 5 Tage im Jahre! Die Bücher können sowohl in als außer dem Hause benützt werden. Ueber die Neu-Anschaffungen entscheiden die Mitglieder des in jedem Arrondissement bestehenden Aufsichtscomités, welchem geeignete Bürger beigegeben werden. Auch Noten werden verliehen, und zwar sind im Jahre 1882 deren nicht weniger als 9085 ausgegeben worden. Von den verliehenen Bänden der Bücher gehören leider die meisten in die Gebiete der Novellistik und Poesie, die wenigsten in das der Geschichte, fremdsprachige wurden nur 1520 verlangt. — 14 freie Volksbibliotheken sind in 14 Arrondissements seit 1860 von Privatleuten gegründet worden, und werden aus freiwilligen Beiträgen erhalten, zu denen 1500 bis 2000 Frcs. Municipal-Beitrag kommen. Die Zahl derer, welche für diese Bibliotheken steuern, wächst bedeutend. So steuerten für die im Jahre 1871 gegründete Volksbibliothek des 14. Arrondissements im Jahre 1875 nur 388, im Jahre 1878 schon 595, und im Jahre 1883 740 Personen. Die Zahl der Bände der einzelnen Bibliotheken schwankt zwischen 2000 und 5000. In Verbindung mit einzelnen dieser Bibliotheken werden Vorlesungen veranstaltet, um die aus den Büchern geschöpfte Belehrung zu vervollständigen, und im 14. Arrondissement werden sogar Sonntags belehrende Ausflüge unternommen, denen Sonnabends Erläuterungen oder Vorlesungen vorangegangen sind. — 32 Gemeinden des Seine-Departements haben, meist erst in den letzten Jahren, Municipal-Bibliotheken gegründet. Dieselben enthielten nach Dardenne's Bericht 35 400 Bände, und verliehen im Jahre 1882 51 466 Bände. Bibliothekar ist gewöhnlich der Gemeinde-Schullehrer, der für seine Mühwaltungen eine geringe Summe erhält. Seitens der Oberbehörde sind diesen Bibliotheken zusammen 20 000 Frcs. Jahres-Unterstützung garantirt, und es steht zu erwarten, daß über kurz oder lang in jeder Gemeinde des Seine-Departements eine Bibliothek angelegt sein wird. — 14 Bibliotheken desselben Departements sind, fast alle seit 1871, aus Privatmitteln gegründet worden. Auch sie erhalten z. Th. öffentliche Unterstützung, z. Th. wird aber von ihren Benutzern eine monatliche Steuer von 10—15 Centimes entrichtet. In dem Verwaltungsjahre 1881—82 wurden aus ihnen 54 031 Bände verliehen.

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CIMBERNSTR. 118

Deutsche Buchhändler.

2.

Johann Jacob Weber.*)

Von

Karl Fr. Pfau.

Johann Jacob Weber wurde am 3. April 1803 zu Basel geboren, woselbst seine Eltern ansässig waren. — Das Glück, das ihm in seinem Leben in so reichem Maße zu Theil werden sollte, lächelte ihm nicht schon in der Wiege; seine Eltern, die in bescheidenen Verhältnissen lebten und unbemittelt waren, konnten ihn unter solchen Umständen nicht verwöhnen, vielmehr hatte er alle ernsten Vorkommnisse schon als Knabe mit zu durchleben. Trotz der bescheidenen Verhältnisse aber ließen die Eltern dem Knaben dennoch eine gute Schulbildung zu Theil werden und vermachten ihm hierdurch wenigstens ein Kapital, das bei ernster und rechter Anwendung fast immer gute Früchte zeitigt.

1818, 15 Jahre alt, trat Johann Jacob Weber bei Emanuel Thurneysen in Basel als Lehrling ein. Das Geschäft war nicht von besonderem Umfange, dennoch hatte er hier, in einer Universitätsstadt, die beste Gelegenheit, sich ordentlich mit dem Buchhandel vertraut zu machen. Die Verhältnisse in Basel selbst boten ihm mancherlei Anregungen und förderten hierdurch das Interesse und die Liebe zu dem von ihm erwählten Berufe.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit begann er seine Wanderschaft zu weiterer Ausbildung. Von Basel aus ging er nach Genf, woselbst

*) Am 15. August d. J. waren es bekanntlich 50 Jahre, daß die Gründung des Hauses J. J. Weber erfolgte, und wurde das Jubiläum durch eine demselben gebührende ernste Feier festlich begangen. Die gegenwärtigen Herren Chefs, die Söhne des Begründers, haben, so viel uns bekannt geworden, das Andenken ihres genialen Vaters durch eine besondere Ehrengabe an das Personal geehrt. Bemerkt sei hier noch, daß der vorliegenden kleinen Schilderung ein Nachruf C. B. Lorcks zu Grunde liegt, von welchem theils der Wortlaut aufgeführt worden ist.

er in der Handlung von J. J. Pachoud längere Zeit als Gehülfe thätig war. — So angenehm für ihn der Aufenthalt auch hier sein mochte, sein Bildungstrieb litt ihn hier nicht länger und seine Schritte lenkten sich nach Paris, dem Orte, der in so eminenter Weise bestimmend auf ihn und seine Zukunft einwirken sollte.

In dem weltberühmten Hause der Firma Didot Frères fand er eine Anstellung, und hier war es, wo der Grund gelegt wurde zu seiner umfassenden Bildung und seinem ausgeprägten Sinne für Schönheit. Der vielseitige und anregende Verkehr, den das umfangreiche Didot'sche Geschäft für Weber bot, die Pariser Verhältnisse an sich mit ihren tausendfachen Mannigfaltigkeiten blieben nicht ohne Einfluß auf Webers innere Ausbildung; sein Charakter wurde gestählt, sein Geschmack für französisches Wesen wurde vorherrschend und gestärkt und die empfangenen Eindrücke blieben bestimmend auf die ganze spätere Thätigkeit Webers. Seine Vorliebe für französisches Wesen und französische Bildung wurde |so ausgeprägter Natur, daß sich dieselbe später nur zu oft bemerken ließ. Sein offener Charakter und sein intelligentes Wesen, das mit Bescheidenheit gepaart war, verschafften ihm in Paris viele Freunde und viel Vertrauen, und dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, seine späteren Unternehmungen, die sich anfänglich nur zu sehr an französische Verhältnisse anlehnen sollten, zu erleichtern, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris kehrte er von da zurück: die Liebe zum Vaterlande vermochte alle Vorliebe zum französischen Volke weder zu kürzen noch zu unterdrücken. War er auch für Frankreich eingenommen, in seinem Herzen blieb er immer ein Deutscher, und nur das Streben nach weiterer Ausbildung und das innere Bedürfniß, seine Kenntnisse zu bereichern, läßt seine Vorliebe erklärlich erscheinen.

Seine Schritte richtete er zunächst nach seiner Vaterstadt Basel, wo sich jedoch sein Aufenthalt auf einen Besuch seiner Eltern und Anverwandten beschränkte.

Die Baseler kleinen und engen Verhältnisse vermochten Weber nicht mehr zu genügen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn nach Leipzig, dessen strahlender Ruhm ihn schon in Paris ergriffen hatte. Hier in Leipzig, dem Centralpunkte des gesammten Buchhandels, sollte Weber festen Fuß fassen, hier sollte er, aus kleinen Verhältnissen heraus, eine Stätte, ein Haus bauen, sich selbst aber, wenn auch nach schweren Kämpfen, eine Stellung erringen, die Achtung und Ehre gebietend, ihm selbst zum Ruhme gereichte.

In Leipzig angekommen, trat er zunächst in die Buchhandlung von Breitkopf und Härtel als Gehülfe ein, wo er hinreichende Gelegenheit fand, sich mit Leipzigs Verhältnissen, insbesondere aber sich mit dem Betriebe einer großen Handlung, bekannt zu machen. Indeß auch hier hielt es ihn noch nicht. Er ergriff von neuem den Wanderstab, richtete seine Schritte nach Süddeutschland und fand in dem berühmten Herderschen Hause in Freiburg, unterstützt durch die ihn begleitenden Empfehlungen, Aufnahme. Hier in Freiburg bei Herder, wie in Leipzig bei Breitkopf und Härtel, war seiner Natur, die immer nach Großem strebte, in vollem Maße Genüge geleistet und folgen wir der späteren Thätigkeit Webers, so läßt sich nicht verkennen, daß der wohlgeordnete Betrieb dieser beiden Geschäfte von erheblichem Einflusse auf seine eigne Geschäftsführung war. Von der Natur groß angelegt, wurde es ihm schwer, sich in kleinen Geschäftsverhältnissen zurecht zu finden, obwohl ihn seine äußere Stellung anfänglich auf solche nur zu oft hinwies. Seine selbständige Thätigkeit begann für ihn im Jahre 1832. In diesem Jahre wurde von Charles Knight in London eine Filiale in Leipzig unter den Auspicien der Society of the diffusion of useful knowledge für das „Penny-Magazine" errichtet, welcher Weber als Geschäftsführer vorstand. Dieses Unternehmen hatte in England einen enormen Erfolg, und Weber, der mit Scharfsinn erkannte, daß ein gleiches Unternehmen in deutscher Sprache auch in Deutschland Erfolg erzielen müßte, veranlaßte die Buchhandlung von Bossange Père zur Herausgabe einer solchen deutschen Ausgabe.

Die großen technischen Schwierigkeiten, die diesem Unternehmen mit Rücksicht auf die damaligen Zustände entgegentraten, überwand Weber mit Energie und großem Geschick, und das „Pfennig-Magazin" erreichte in kurzer Zeit die ungeheure Abonnenten-Zahl von 60,000, eine Anzahl, deren sich keine der damals bestehenden Zeitschriften rühmen konnte. Diese große Auflage erheischte naturgemäß auch viele Anstrengungen. Das Ungeheuerlichste aber bei diesem riesenhaften Erfolge war für die Leipziger der Umstand, daß die Auslieferung der Packete an die Leipziger Commissionäre nicht, wie sonst üblich, durch Boten erfolgte, sondern mit Roß und Wagen. Die guten alten Leipziger ahnten damals noch nicht, daß das, was jetzt noch als ein Ereigniß erschien, in späteren Jahren gäng und gebe werden sollte; eine Ausdehnung des Buchhandels in dem Maße, wie sie gegenwärtig besteht, ahnte man damals noch nicht, sowie ferner, daß um die zahlreichen ein- und zweispännigen Leipziger Geschäfts-Equipagen der

Buchhändler, Buchdrucker und Buchbinder sich Niemand kümmert, die Leipzigs Straßen nach allen Richtungen hin durchkreuzen.

Allein weder das „Pfennig-Magazin" bei seinem ungeheuren Erfolge, noch das gleichzeitig und in Verbindung mit dem berühmten Nationalökonomen Fr. List begonnene „Nationalmagazin" trugen für Weber goldne Früchte; beide Unternehmungen gingen nach einiger Zeit in andere Hände über.

Das eigene Geschäft hatte Weber mit dem 1. August 1834 begonnen, und zwar dienten ihm als Basis einige ihm von Bossange überlassene Verlagsartikel. Von allem Anfange an ist bei Webers Unternehmungen der ihm eigene Sinn für schöne Ausstattung, wie auch die Neigung, ja Leidenschaft für die Illustration erkennbar.

Seine Vorliebe für den Formenschnitt war der ausgeprägtesten Art, und hätte er dabei das bildende Talent besessen, gewiß ist, daß er neben seiner umfangreichen geschäftlichen Thätigkeit auch darin seine Kräfte versucht haben würde.

Die ersten Unternehmungen Webers, mit denen er sein Verlagsgeschäft inaugurirte, waren die zwei Werke: Mignet's Geschichte der französischen Revolution und Sporschill's Kaiserchronik, welche, mit französischen Stahlstichen geschmückt, großen Beifall errangen. Die Zeit, insbesondere für das erstere, war günstig gewählt; denn der Napoleon-Cultus hatte damals noch viele Anhänger. Diesen Unternehmungen folgten noch andere, von denen wir nur noch Horace Vernet's illustrirte Geschichte Napoleon's erwähnen wollen, welche insofern von besonderem Interesse für uns ist, weil mit diesem Buche der erste Versuch der Holzschnitt-Illustration gemacht wurde, einer Einführung, welcher Weber von nun an ununterbrochen treu blieb.

Die Erfolge, die diese Werke erzielten, ermuthigten Weber zu neuen Plänen und Unternehmungen, und hier sei noch besonders eines Werkes gedacht, das noch Jahrhunderte hindurch als ein Denkmal der wiedererstandenen xylographischen und Druckkunst gelten wird, nämlich: Franz Kugler's Geschichte Friedrichs des Großen mit Illustrationen von A. Menzel. — Die graphischen Künste und Leistungen lagen zu jener Zeit noch sehr danieder, und Webers stets nach vorwärts gerichteter Sinn vermochte sich nicht mit den Leistungen zu befriedigen. Deutschland war arm an guten Holzschneidern, und daher versuchte er den Wünschen und Ansprüchen von Menzel durch Vermittelung des Auslandes zu entsprechen; allein der Versuch mißlang völlig. Die von England und Frankreich gelieferten Holzschnitte waren vollständig verunglückt, was Menzel zu der drastischen Bemerkung veranlaßte:

„Lieber jeden anderen Tod erleiden, als sich (seine Bilder) von französischen oder englischen Messern zerfleischen lassen". Weber war somit auf deutsche Kräfte angewiesen und seinem energischen Einschreiten, mit Unterstützung des damals angesehenen und deshalb viel beschäftigten Ed. Kretzschmar, gelang es, die Holzschneidekunst in neue Bahnen zu leiten, ihr eine vervollkommnete Gestalt zu verleihen, überhaupt ihr neues Leben und vermehrtes Interesse zu verschaffen. Wohl mag er zuweilen schroff aufgetreten sein, wenn ihn die übergebenen Leistungen nicht befriedigten, wenn so viele von ihnen in den Papierkorb wanderten. Verschrieen als Quälgeist wurde er wohl auch oftmals; indeß er verlangte ja nicht mehr, als was mit gutem Wollen erreichbar war, und so mögen wohl diejenigen, die ihm jemals zu schmollen Grund hatten, sich später zu Besserem leicht bekehrt, ihn als einen nach vorwärts strebenden Mann erkannt und gewürdigt haben. Das Gleiche, was Weber für den Holzschnitt beseelte, läßt sich von ihm auch auf den Buchdruck anwenden, und unleugbar hohe Verdienste hat er sich für Hebung und Vervollkommnung beider Künste erworben; mehr als mancher praktische Holzschneider wie Buchdrucker. Er gab den Arbeitern beider Kategorien ein gewisses Selbstbewußtsein, das sich wiederum in besseren Leistungen erkennen ließ.

Webers vorwärts strebender Geist, der oftmals mit der Geduld nicht gleichen Schritt hielt, blieb bei diesen Erfolgen nicht stehen, vielmehr trieb es ihn zu neuem Schaffen an. Sein scharfblickender Geist, der nimmer rastete, verfolgte genau die Bewegungen seiner Zeit, und wie einst das Penny-Magazine ihn zur Herausgabe des Pfennig-Magazins veranlaßte, so kam ihm auch diesmal von auswärts ein neuer Gedanke. — Die in London erscheinende Illustrated London News, und die in Paris erscheinende L'Illustration waren direkte Beweggründe zur Gründung der Illustrirten Zeitung.

Hiermit beginnt für Weber eine neue Periode in seiner verlegerischen Thätigkeit.

Die Schwierigkeiten, die damals der Herausgabe illustrirter Werke entgegenstanden, waren, wie wir bereits früher bemerkten, sehr bedeutende. — Bei diesem Unternehmen traten sie erst recht zum Vorschein und anfänglich war Weber gezwungen, seine Zuflucht zu vom Auslande gelieferten Clichés nehmen. Indeß dieser Zustand, der Weber unerträglich wurde, dauerte nicht lange. Das Atelier Kretzschmars, den wir bereits erwähnten, wurde bald speziell für die Zwecke der illustrirten Zeitung eingerichtet und entsprach in Kurzem den Ansprüchen Webers. Kretzschmars Atelier, das mit der Zeitung innig verknüpft war, ja mit

ihr selbst aufblühte, ging vor Kretzschmars Tode in den Besitz Webers über. — Ueber die Zeitung selbst viel zu sagen erübrigt wol kaum. Wer kennt nicht die Zeitung mit den herrlichen Bildern, wer nicht ihren mannigfaltigen Inhalt? Beides, Bilder wie Text, lieferte von Anfang ein Spiegelbild des gesammten Kulturlebens und sind jetzt eine zuverlässige Quelle für alle Bestrebungen und des Fortschrittes der Kulturvölker. Die Illustrirte Zeitung behauptete unter der sorgsamen und thatkräftigen Leitung Webers bald nach ihrem Erscheinen den ersten Rang unter ähnlichen Publikationen und Weber war und blieb mit derselben bis zur letzten Stunde so innig verwandt, als ein Mensch es eben sein konnte. Seinen Anstrengungen gelang es, die Zeitung derart zu heben, daß diese ihre beiden Rivalinnen: The illustrated London News und L'Illustration in Bezug auf textliche und illustrative Ausstattung in Vielem überflügelte, wenn auch, und besonders die englische Zeitung, in mancher Beziehung ihre Ueberlegenheit behielt und behalten hat. Indeß dies ist auf äußere Umstände zurückzuführen. Die Leipziger Illustrirte Zeitung hat zweifellos große Summen verschlungen, nicht aber solche wie The illustrated London News, die das reichste Volk der Erde vertritt. Solche Mittel standen Weber nicht zur Seite. Dies sind Thatsachen, die auch der reichste aller Verleger nicht zu ändern vermochte. Aber ein nur oberflächlicher Vergleich aller drei Zeitungen wird zum Vortheil der deutschen Schwester stets ausfallen müssen.

Einen ungeheuren Schatz an Wissen und Belehrung enthalten die stattliche Reihe von mehr als 80 Bänden, welche bisher von der Illustrirten Zeitung erschienen sind. Und wer kennt sie nicht, die Illustrirte Zeitung, in ihrem großen Format und ihrem bilderreichen Schmucke, wer hat sich nicht schon an den herrlichen Bildern ergötzt, die sie uns brachte, in denen sich stets die Ereignisse der Gegenwart so lebhaft wiederspiegeln? Tausende und Abertausende. Und wer durchlebte nicht an der Hand der Illustrationen die großen Jahre 1866, 1870/71 selbst mit durch, welche diese uns in ergreifenden Darstellungen vergegenwärtigte? Das Alles erschuf Webers rastloser Fleiß und sein auf alles Gute und Höhere gerichteter Sinn. Die Thätigkeit, welche die Herausgabe seiner Zeitung zur Bedingung machte, konnte wohl als genügend für die ganze Kraft eines Mannes gelten; dieser aber begnügte sich nicht damit, sein rastloser und nimmer ruhender Unternehmungsgeist ließ sich nicht innerhalb bestimmter Grenzen bannen, und so verlegte er noch eine stattliche Anzahl zum Theil sehr umfangreicher Werke, die aber in der Hauptsache sämmtlich illustrirt sind; Weber folgte eben hierin seiner in ihm vorherrschenden Neigung zum Bilderschmuck.

Ein anderes Unternehmen, das Weber gleichfalls mit besonderer Sorgfalt pflegte, waren die illustrirten Katechismen, von denen gegenwärtig mehr als 100 Bände erschienen sind. Der Hauptzweck dieses Unternehmens liegt darin, die verschiedenen Wissenschaften durch gemeinverständliche Darstellungen zu verallgemeinern und diese dem Volke selbst zugänglich zu machen. Weit und breit sind die schmucken Bändchen verbreitet, die allen denen zu empfehlen sind, denen es an der Zeit fehlt, um große umfängliche Bücher zu studieren, oder auch an Geld mangelt, theure Werke sich anzuschaffen. Aber auch damit war Webers verlegerische Thätigkeit noch nicht erschöpft. Neben den dramatisch-dramaturgischen Gebieten befaßte er sich auch mit freimaurerischen Werken, wie sich überhaupt seine Thätigkeit auf fast alle Gebiete des Wissens erstreckte.

Seine gesammte Thätigkeit galt ausschließlich seinem Geschäfte und dem inneren Ausbau desselben; innerhalb dieser Räume wirkte er von früh bis abends und selten wurde er in seinem Schaffen gestört. Weber war kein Freund von Ämtern und Ehrenstellen; sein bescheidenes Wesen hielt ihn fern von allem öffentlichen Leben. Dem rauschenden Leben zog er das stille ruhige Alleinsein und Alleinschaffen vor. Seine Thätigkeit wurde in seiner zweiten Heimath gewiß gebührend anerkannt und er wurde hochgeschätzt, aber keines der Ehrenämter bekleidete er, zu welchen ihn das Vertrauen der Bürgerschaft zweifellos berufen haben würde, wäre sie der Annahme Seitens Webers sicher gewesen. Diese Abneigung gegen öffentliches Wirken ist in ganz natürlicher Weise in Webers Charakter begründet. Weber liebte nicht das viele Rücksichtnehmen für diesen oder jenen; ein gefaßter Plan, war er einmal zum festen Entschluß gediehen, ward rückhaltslos zur Ausführung gebracht und diesem Wesen, das mehr dem eines Selbstherrschers glich, war es fast unmöglich, an einem Zusammenwirken theilzunehmen. Das Schritt für Schritt gehen war ihm nicht sympathisch, das lange Ueberlegen war nicht seine Sache, vielmehr liebte er den kühnen tapfern Angriff. Diese Charaktereigenschaft hat sich oft genug in seinen Unternehmungen ausgeprägt, ganz besonders bei der Entwickelung der Illustrirten Zeitung, die so viele und umfangreiche Schwierigkeiten zu überschreiten hatte. Ebenso wenig wie das Zusammenwirken liebte Weber das öffentliche Auftreten; als Redner war er so gut wie gar nicht aufgetreten, und dennoch war seine Darstellungsweise klar, überzeugend und anschaulich. Eine nicht zu verbergende Scheu beherrschte den Mann, der so furchtlos zu handeln verstand.

Weber war ein guter Patriot und treuer Anhänger seines Vater-

landes; diesem widmete er sich, sobald sich dazu irgend eine Gelegenheit fand, voll und ganz, und das eine Amt, das er je bekleidete, war ein den Interessen seines Vaterlandes gewidmetes. Seit 1867 wirkte er als schweizerischer Konsul in Leipzig. Dieses einzige Amt, das er jemals inne hatte, leitete er mit Liebe und treuer Anhänglichkeit, charakteristisch für den Mann, der sich sonst von allem öffentlichen Leben und Treiben fernhielt. Keine Zeit und kein Opfer sparte er, wenn es sich um seine Landsleute handelte, und mit fast zärtlicher Hinneigung suchte er den Einzelnen, einsam und verlassen Dastehenden, ein gemeinsames Heim zu schaffen. Die Liebe zum Vaterlande, die sich hier in so hervorragender Weise zeigte, versiegte nie und bis zum letzten Lebenstage war sie wach und blieb sie ihm erhalten. Als Mensch war Weber von bescheidenem Wesen; zurückhaltend zuweilen in seinem Verkehre, war er ebenso theilnehmend als aufrichtig gegen Bedürftige und Fremde. Nicht Jedermann wohl vermochte Webers Charakter zu verstehen; sein zuweilen heftiges, schroffes Auftreten mochte hier und da wohl schmerzlich berühren, aber soll man denn den Kern nach der Schale beurtheilen und berechtigt eine oberflächliche Bekanntschaft zu einem Gesammturtheil? Freunde und überhaupt diejenigen, die Weber näher standen, schätzten in ihm mehr als einen tüchtigen Geschäftsmann; sie liebten ihn als Freund gleicher Weise. Klein und mittellos begann Weber seine buchhändlerische Selbständigkeit, vertrauensvoll auf Gott blickend, der ihm Muth und Stärke schenken, ihm fördernd zur Seite stehen sollte.

Dieses Gottvertrauen, gepaart mit eigenem Muthe, hat ihn nicht getäuscht, vom Glück in hohem Maße begünstigt war sein Leben, und sein angestrengtes Schaffen ward reichlich belohnt. Ein festbegründetes und angesehenes Geschäftshaus hinterließ er bei seinem Tode seinen drei Söhnen, welche dasselbe, eingedenk des großen Erbstückes, das ihnen der Vater hinterlassen, im Geiste des Gründers seither gemeinschaftlich fortführten und den Glanz des Hauses erhalten haben und deren strenge Aufgabe es gewiß sein wird, das Andenken des Vaters zu wahren durch Erhaltung des Hauses J. J. Weber.

Am 16. März 1880 starb Weber, im nahezu vollendeten 77. Lebensjahre. Die Leiden des alternden Menschen blieben ihm erspart; ruhig starb er wie er gelebt, Zufriedenheit nahm er mit ins Grab, tief betrauert von seiner Familie, von allen seinen Freunden und Bekannten; denn mit ihm war ein Mann heimgegangen, der Vielen als ein Wohlthäter galt, der manchem Künstler die Laufbahn erschloß und segensreich wirkte auf so manchen Gebieten. Der Dank aller Der-

jenigen, die von ihm unterſtützt waren, an deren Fortſchritt und Weiterkommen er Antheil hatte, und welchen er zu Lebzeiten faſt furchtſam aus dem Wege ging, folgte ihm in's Grab, bleibt ihm über's Grab hinaus. Ruhm und Ehre ſuchte und beanſpruchte er nicht; aber die Anerkennung erwarb er ſich im höchſten Maße, und er mochte die Beruhigung und Genugthuung mit in's Jenſeits nehmen, während ſeiner Lebenszeit das Gute erſtrebt und erreicht zu haben. Möge ſein Andenken unter uns und unſern Berufsgenoſſen ſtets wach erhalten bleiben und jüngeren Generationen als Anſpornung dienen zu gleichem Schaffen und Streben.

Zur Leihbibliothekfrage.

Von einem Unbetheiligten.

Auf den Schriftstellertagen der letzten Jahre wurde von einer großen Anzahl hervorragender Autoren wiederholt der Uebelstand erörtert, daß in den Leihbibliotheken jedes einzelne Exemplar eines Buches ohne Entrichtung irgend einer besonderen Entschädigung für Autor und Verleger hunderten von Lesern aller Stände für wenige Pfennige überlassen werde. Während wir uns schon längst eines sich immer mehr entwickelnden internationalen Schutzes geistigen Eigenthums erfreuen, steht solchergestalt das Leihbibliothekwesen noch ganz auf dem alten Boden willkürlicher Ausbeutung. Eine Wandlung hat dieser Uebelstand aber lediglich deshalb nicht erfahren, weil die allgemeine Aufmerksamkeit der Verleger und des Publikums sich bisher nicht darauf richtete. Die Schuld davon trifft indeß nicht die Leihbibliothekare allein, sondern vielmehr in erster Linie die Verleger, denn welcher kluge Geschäftsmann würde wohl Extrapreise zahlen, so lange sie nicht von ihm verlangt werden?

Einsichtige Leihbibliothekare, darunter E. Last in Wien, der Inhaber eines der größten deutschen Leihinstitute, haben längst zugegeben, daß bei dem alten Brauche dem Verleger und dem Autor Nachtheil erwachse. Genannter Herr brachte auf dem Schriftstellertage im vorigen Jahre einen Antrag ein, dahingehend, daß die Leihbibliotheken zu einer Entschädigung an die Autoren veranlaßt werden möchten. Diese sollte in einer jährlich wiederkehrenden Pauschalsumme, zahlbar an den Verband der Schriftsteller, bestehen. So anerkennenswerth hierin die edle Absicht ist, so leidet der Vorschlag doch an dem Uebelstande, das Bestehen eines einschlägigen Specialgesetzes zur Voraussetzung zu haben. Ohne ein solches wäre jedenfalls nicht auf eine nur annähernd vollständige Einigung aller Leihbibliothekare zu rechnen und zu einem Gesetze werden wir nicht sofort gelangen. Aber selbst nach Edirung

eines Leihbibliothekgesetzes wäre die Bemessung einer entsprechenden Summe für jedes Institut und ihre gerechte Vertheilung an die Schriftsteller, welche ja nur zum Theil dem Schriftstellerverbande angehören, eine allzu umständliche und schwierige Sache. Es würden hierbei schon unabsichtlich so viele Irrthümer und Ungerechtigkeiten vorkommen, daß die ganze Einrichtung sehr bald der Verhöhnung ausgesetzt wäre.

Zweckmäßiger erscheint ein Versuch, den Autor und Verleger der Novellensammlung „Welten, Nicht für Kinder" unternehmen. Diese Herren setzen den Preis ihres Buches mit drei Mark Ladenpreis für Nichtleihbibliotheken, mit fünf Mark für Leihbibliotheken fest.

Gegen diese Neuerung lehnt sich in Nr. 138 des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel „ein alter Leihbibliothekar" auf, leider ohne bessere Vorschläge zu machen. Aus den Aeußerungen des alten Herrn geht der subjective Wunsch hervor, es möchten gar keine Novitäten erscheinen, damit diese nicht angeschafft zu werden brauchten und die „besseren alten Bücher" mehr gelesen würden.

Wir glauben wohl, daß die Erfüllung letzteren Wunsches für manchen Leihbibliothekar ganz einträglich sein würde, bezweifeln aber die moralische Berechtigung desselben unsern zeitgenössischen Schriftstellern sowohl als dem Publikum gegenüber.

Das Vorgehen des Herrn Welten und seines Verlegers Schuhr muß naturgemäß, wie jede Neuerung, Manchem unbequem erscheinen, allein betrachten wir die Sache etwas genauer, so werden wir finden, daß das neue Prinzip zweifellos richtig ist. Dasselbe kann nicht nur vor den Ansprüchen der Billigkeit bestehen, sondern läßt sich auch im Sinne der Gesetze zum Schutze des geistigen Eigenthumsrechts logisch vertreten, ja es erscheint sogar geeignet, eine Hebung des Leihbibliothekwesens herbeizuführen.

Ob ein Verleger für ein und dasselbe Buch zweierlei Preise beanspruchen darf, wenn noch kein Specialgesetz ihm dazu die Berechtigung ertheilt? Auf diese wichtige Frage finden wir Antwort in analogen Verhältnissen des Buchhandels selbst.

Die Verleger illustrirter Werke verkaufen bekanntlich Clichés ebenfalls ohne besondern gesetzlichen Rückhalt zu verschiedenen Preisen je nach der vom Käufer beabsichtigten Art der Benutzung. Der eine Käufer, welcher das Cliché nur für seine eigenen Unternehmungen verwenden will, zahlt den niedrigsten Preis. Ein Andrer, Buchdrucker, wünscht es für Verlagswerke mehrerer Kunden zu verwenden und zahlt darum etwa fünfzig Prozent mehr. Ein dritter Käufer beansprucht

das Recht, mit dem Cliché durch Vervielfältigung desselben Geschäfte zu machen — er bezahlt oft bis 100 Prozent mehr als der erste. Wer könnte dieses Verfahren als unbillig bezeichnen? Man ersieht also, es darf der Besitzer eines Gegenstandes nicht unter allen Umständen mit seinem Eigenthum beginnen, was ihm beliebt.

Sogar ein völliges Verbot, eine Ausschließung der neuen Litteratur-Erscheinungen von der Benutzung in Leihbibliotheken läßt sich durch analoge Fälle begründen.

Die Schriftgießereien behalten sich oft das Recht vor, ihre Original-Erzeugnisse in neuen Schriften ꝛc. innerhalb Deutschlands allein an die Consumenten (d. s. die Buchdrucker) zu verkaufen. Bisweilen auch geben sie an andre Schriftgießereien Matrizen ab, womit die Berechtigung zur Vervielfältigung der betreffenden Muster durch den Guß von Typen verbunden ist. Ein dritter nicht seltener Fall ist folgender: Gleichzeitig mit der ersterwähnten Ausschließung der Ausnutzung eines Musters durch andre einheimische Gießereien kann die Neues producirende Schriftgießerei Matrizen nach dem Auslande unter der Bedingung verkaufen, daß der betreffende Käufer weder Matrizen noch Typen nach Deutschland verkauft.

Hieraus geht hervor, daß der Urheber eines geistigen Erzeugnisses für befugt gehalten wird, letzteres zu verkaufen oder vorzuenthalten, wem er will.*)

Daß übrigens der Sinn aller bestehenden Gesetze zum Schutze geistigen Eigenthums sich mit der erwähnten Neuerung deckt, werden wir aus Nachstehendem ersehen:

Das Gesetz vom 11. Juni 1870, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, ferner dasjenige vom 9. Januar 1876 in Sachen des Urheberrechts an Werken der bildenden Künste und endlich das Gesetz vom 11. Januar 1876, betreffend das Urheberrecht an Mustern und Modellen, sie alle wollen nichts Anderes als den Schutz des geistigen Eigenthums, damit dem Urheber der gebührende Lohn ungeschmälert zu Theil werde. Ich entspreche dem ersteren Gesetze für meine Person, indem ich für die geistige Besitznahme von dem Inhalte des Buches den Kaufpreis desselben bezahle. Dem zweiten Gesetze zolle ich Achtung, wenn der Verleger für Clichés zu Erwerbszwecken den höheren Preis von mir erhält. Dem dritten

*) Ist doch z. B. sogar ein Restaurateur nicht verpflichtet, Jedermann Getränke zu verabreichen.

Gesetze wird entsprochen, indem man an den Schriftgießer für das Vervielfältigungsrecht eine hohe Summe zahlt.

In den beiden letzteren Fällen der Benutzung zu Erwerbszwecken seitens des Käufers übersteigt der Preis der Clichés und Matrizen meist das Zehn- bis Fünfzehnfache der Herstellungskosten.

Da nun aber die Urheberrechte das geistige Eigenthum gegen unerlaubte Ausnutzung oder Vervielfältigung schützen wollen und Jedermann sein Eigenthum übertragen oder vorenthalten kann wie es ihm beliebt, so dürfte unseres Erachtens ein ausdrückliches Verbot des Verlegers oder eine Preiserhöhung den Leihbibliotheken gegenüber vor dem Richter nicht unbedingt schutzlos dastehen.

Es wird hier Mancher einwenden wollen, Verleihen sei keine Vervielfältigung und Private sowohl wie Gesellschaften überlassen ihre Bücher ebenfalls einer Mehrzahl von Personen. Dagegen habe ich zu erwidern, daß das Bücherverleihen unter Bekannten und in Gesellschaften als eine geringfügige Vervielfältigung oder Verbreitung auch vor einem künftigen Gesetze zweifellos erlaubt sein muß. Dieser Fall ist gleichbedeutend mit dem gesetzlich gestatteten Abschreiben von Büchern und musikalischen Compositionen für den eigenen Gebrauch, sowie mit der Aufführung von Theaterstücken in Privatzirkeln ohne Entgelt. Des Pudels Kern liegt in der Gewerbsmäßigkeit der Vervielfältigung. Dafür, daß eine Vielheit von Menschen gegen Entgelt in den geistigen Mitbesitz der Ideen des Autors tritt, soll Letzterem ein besonderes Honorar entrichtet werden. Dazu sind die Theaterdirektoren gesetzlich, die Leihbibliothekare mindestens moralisch bei Erscheinen von „Ausgaben für Leihbibliotheken" verpflichtet. Das Verleihen ist allerdings so wenig wie die Aufführung Nachdruck, beide aber sind dennoch der Vervielfältigung gleich zu achten, weil dadurch das hier Wesentliche, der geistige Inhalt, dem großen Publikum preisgegeben wird.

Es muß daher jedem Einsichtigen unrecht erscheinen, sich eine vom Verleger als nicht für Leihbibliotheken bestimmte Ausgabe auf Schleichwegen zu verschaffen. Ist doch Niemand gezwungen, ein Buch zu kaufen, will er es aber erwerben, so bezahle er auch den verlangten Preis!

Was die praktische Durchführbarkeit der Neuerung betrifft, so sehen wir wohl Schwierigkeiten, welche das Streben für ein gutes Prinzip verdienstlich machen, aber keine unüberwindlichen Hindernisse.

Zum Troste für ängstliche Gemüther sei es gesagt, daß wir in allernächster Zeit voraussichtlich noch kein Gesetz für Leihbibliotheken

zu erwarten haben, welches bestimmt, daß letztere alle neuen Bücher zu erhöhten Preisen kaufen müßten. Allein das Bedürfniß danach wird in Folge der fortdauernden Erörterungen in der Presse zunächst unter den Schriftstellern immer allgemeiner. Es ist auch wahrscheinlich, daß das Beispiel Welten—Schuhrs erst vereinzelt, dann immer häufiger Nachahmung finden wird. Karl Frenzel, der im Allgemeinen nicht recht einverstanden ist mit den Maßnahmen Welten—Schuhrs, bemerkt gleichwohl in einem bezüglichen Artikel der National-Zeitung „Der Stein ist im Rollen". Ja, das ist wohl nicht zu läugnen und er wird auch seinen Weg verfolgen.

Vorläufig werden die betreffenden Verleger genöthigt sein, stets zwei Ausgaben zu drucken, eine Ausgabe, auf welcher die Ausschließung aus den Bibliotheken nicht nur im Titel, sondern auch in der Signatur vermerkt ist und eine andere als „theure Ausgabe für Leihbibliotheken" bezeichnete. Es empfiehlt sich, letztere Ausgabe auf besonders dauerhaftes Papier zu drucken. Wünscht nun ein Abonnent oder Einzelleser ein derartiges Buch, so wird der Leihbibliothekar, gestützt auf diesen Aufdruck, in der Lage sein, eine höhere Leihgebühr außerhalb des Abonnements zu fordern und in den meisten Fällen auch zu erlangen.

Es wäre zweckmäßig, wenn eine gedrängte klare Motivirung der erhöhten Preisstellung, für das Verständniß des großen Publikums berechnet, geschrieben und in möglichst vielen Zeitungen zum Abdruck gebracht würde. Besondere Abzüge davon, in Plakatform gedruckt, sollten unseres Erachtens zum Vertheilen an die Leihbibliothekskunden und zum Anschlagen in den Leihbibliotheken mit jedem Exemplar einer „Ausgabe für Leihbibliotheken" mitgeliefert werden. Dadurch würde dessen Käufer der Mühe überhoben, jedem einzelnen Reflectanten eines solchen Buches die Gründe der höheren Leihgebühr mündlich auseinandersetzen zu müssen.

Es wäre wünschenswerth, daß recht bald Autoren aus den ersten Reihen unserer bekanntesten und beliebtesten Erzähler dem Beispiele Welten—Schuhrs folgten. Dann wird sich der Leser um so leichter an höhere Leihgebühren gewöhnen. Wem aber höhere Preise nicht genehm sind, wird sich mit den alten Büchern begnügen müssen. Der Leihbibliothekar erreicht dann bei einem Theile seiner Kunden größere Einnahmen, und bei dem andern stärkere Benutzung der alten Bücher, in beiden Fällen nur Vortheil. Kleine Nachtheile werden freilich auch nicht ausbleiben, doch müssen dieselben im Interesse der guten Sache mit in den Kauf genommen werden.

Hat sich die Banquiers-Frau aber erst herbeigelassen, für ihr

Monats-Abonnement für Bücher anstatt zwei Mark, ebensoviel anzulegen wie für ihre Friseuse, ihren Handschuhmacher oder Conditor; steht die feine Dame beim Leihbibliothekar erst nicht mehr mit denselben armseligen Groschen und Nummern notirt wie ihre Köchin oder ihre Nähmamsell, die ein theueres Abonnement nicht bezahlen können, so ist meines Erachtens eine Hebung des Werthes und Ansehens der Leihbibliotheken erreicht. Wenn das Leihen neuer, guter Bücher nicht mehr für den zwanzigsten oder dreißigsten Theil des Ladenpreises möglich ist, so wird auch das Bücherkaufen in Deutschland nicht mehr im bisherigen Maße als Luxus betrachtet werden. Die überaus niedrigen Leihgebühren erziehen niemals Bücherkäufer, wohl aber sogenannte Leihbibliothekswölfe und Phantasten. Sie verderben durch Uebermaß schlecht gewählter Lektüre das gesunde Urtheil besonders der ärmeren Volksklassen, welche praktischen Sinn und Thatkraft noch nöthiger haben als die begüterten Stände.

Auch über die allzugroße Ausnutzung der Zeitschriften durch Lesezirkel ließe sich Vieles sagen, doch davon ein andermal.

Es ist immerhin anzunehmen, daß einzelne wenige Leihbibliotheken sich indirekt „Ausgaben nicht für Leihbibliotheken" verschaffen werden. Es wäre dann zu wünschen, daß solche Fälle vor dem Richter zur Sprache kämen und durch das Reichsgericht zur Entscheidung gelangten. Dies würde Gelegenheit geben, die Frage juridisch zu erörtern, klar zu stellen und einen Präjudizfall zu schaffen. Der Stein käme dann in schnelleres Rollen. Fiele die Entscheidung zu Ungunsten des Klägers aus, so würden wir umsomehr die Nothwendigkeit erkennen, ein Gesetz zum Schutze des geistigen Eigenthums gegen Leihbibliotheken anzustreben. Autoren und Verleger werden dann wohl nicht säumen, Publikum und Volksvertreter für eine Petition vorzubereiten, welche den Antrag beim Reichstage stellt, die Aufhebung der ungesunden Zustände durch ein Gesetz herbeizuführen.

Ob dies früher oder später geschehen wird, ist abzuwarten, geschehen aber wird es.

Wer ein Verständniß hat für die Segnungen unserer schon bestehenden litterarischen und artistischen Schutzgesetze, der wird ohne Zweifel wünschen und nach seinen Kräften beitragen, daß höhere Preise für Leihbibliothek-Exemplare an den Verleger, sowie höhere Leihgebühren an den Leihbibliothekar bezahlt werden und daß Ersteres in nicht zu langer Zeit durch Gesetz geregelt wird.

Dieses die Ansichten eines früheren Leihbibliothekars, jetzigen Angehörigen des Zeitschriften-Verlages. Paul Hennig.

Verlagskataloge deutscher Buchdrucker vor 1500.

Ein Beitrag
zur Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunst.

Von
Dr. Ernst Kelchner.

Das Bestreben, die Erzeugnisse ihrer Presse zu verkaufen, hatte die alten Buchdrucker gerade so erfüllt, wie die gegenwärtigen. Nur mit dem Unterschiede, daß damals die Buchdrucker zugleich darauf bedacht sein mußten, auch den Absatz selbst zu besorgen, während jetzt diese Sorge von den Sortimentsbuchhändlern übernommen wird. Es waren demnach die meisten Drucker auch Buchhändler, wenigstens in der ersten Zeit, ja man kann annehmen, daß der Buchhandel sich gleichsam von selbst aus dem Gewerbe des Buchdrucks entwickelte und zugleich mit der Ausübung des Letzteren entstand, während der Handschriftenhandel ein schon längst selbstständiges Gewerbe war. Ein weiterer Unterschied lag darin, daß der jetzige Verleger von seinem Wohnorte aus seinen Verlag betreibt, während der damalige mit seiner Waare auf Buchhändlermessen und durch Ausbieten derselben auf andern Plätzen, als seinem Wohnort, sich den Absatz derselben sichern mußte.

Aus diesem Grunde stellte sich auch sehr bald das Bedürfniß heraus, die Producte der Presse eines einzelnen Buchdruckers, um dem betreffenden Publikum von seiner Existenz Nachricht zu geben, in einem Verzeichniß zusammen zu stellen. Und so entstanden die Verlagskataloge. Aber auch hier weichen dieselben von denen der jetzigen Zeit von einander ab. Man bediente sich in der damaligen Zeit des Placatformates, während jetzt das Quart- oder Octavformat das maßgebende ist.

Daß der Buchdrucker dieses Format anwendete, ergiebt sich wohl aus dem Bedürfniß, daß es das geeignetste war, dem Publikum durch Anschlagen an dem Orte seines gerade zufälligen Aufenthaltes, seinen

Verlag bekannt zu geben, und auch daß er sein Verzeichniß dadurch öffentlich auf den Straßen anschlagen lassen konnte. Daher hatte man den Druck desselben so eingerichtet, daß man den Wohnort auf dem bezogenen Markte dazu schreiben konnte, wie es auch in der That geschehen ist.

Aber auch die innere Einrichtung ist von unserer Weise abweichend, wenigstens was die Aufnahme der Titel und die genauere bibliographische Wiedergabe derselben betrifft, auch fehlt die Angabe der Ladenpreise gänzlich. Letzteres hatte wohl darin seinen Grund, daß jeder Buchdrucker wohl nach dem Käufer den Preis bestimmte, wie es heute ja noch im Waarenhandel geschieht und allgemeine Ladenpreise wohl damals noch nicht existirten, sowie, daß jeder auch nur seine eigenen Erzeugnisse, wenigstens im Anfange, zum Markte brachte. Die eigentlichen Sortimentskataloge nach unserem Sinne entstanden erst im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts.

Die ersten Verlagskataloge enthalten die Titel der Bücher in sehr abgekürzter Form, sind oft schwer zu entziffern; später werden sie deutlicher und genauer, aber immer sind sie nicht mit unseren jetzigen Titelaufnahmen zu vergleichen, was Genauigkeit der einzelnen Titel betrifft. Ich gebe in nachfolgenden Katalogen sie in genauer Weise an, wie ich sie vorfand, ich habe mich dagegen bemüht, die einzelnen Titel aufzulösen, so daß der Leser sich zurechtfinden kann, welche Bücher der betreffende Buchhändler oder Drucker wirklich zum Verkauf ausgeboten hat.

Hierdurch wurde es mir möglich, zu beweisen, daß die Händler nur ihre eigenen Erzeugnisse verkauften. Nur da, wo trotz allen Nachforschungen es nicht möglich war, gerade den Titel des Buches, welches den Namen des Erzeugers trägt, in seiner ursprünglichen Form festzustellen, habe ich den Titel so angegeben, wie es zum Verständniß nöthig war. Ich habe solche Bücher mit einem Sternchen bezeichnet.

Ich lasse nun die zehn, mir bis jetzt bekannten Verlagsverzeichnisse der Buchdrucker in chronologischer Reihe folgen. Diese Bücheranzeigen gehören zu den größten Seltenheiten. Sie kündigen zum Theil nur ein einziges Verlagswerk, zum andern Theil eine ganze Reihe von Büchern an. Die wenigen Exemplare, welche sich in den Bibliotheken erhalten haben, wurden in Einbänden von alten Büchern eingeklebt, vorgefunden.

Es soll von Johannes Regiomontanus ein Verlagskatalog exi-

ſtiren, allein ich habe denſelben nicht ermitteln können; vielleicht führt gegenwärtige Arbeit dazu, denſelben mir nachzuweiſen, oder denſelben wieder aufzufinden. Denn ich bin der Anſicht, daß ſich ſicher noch Exemplare von ſolchen Verlagsverzeichniſſen aus jener Zeit auffinden laſſen.

I. Peter Schöffer von Gernsheim. 1470.

Dieſe Bücheranzeige, mit den Typen der Bibel von 1462 gedruckt, hat 46 Zeilen und enthält nur die Anzeige über die im Jahre 1470 bei Peter Schöffer in Mainz gedruckten Briefe des heiligen Hieronymus (Sancti Hieronymi, Epistolae. Mainz, Peter Schöffer 1470. gr. Folio). Das Papier iſt kräftig mit dem Waſſerzeichen des kleinen Ochſenkopfes mit der Stange und Stern.

In dieſer Anzeige hebt Peter Schöffer die Vorzüge ſeiner Edition ausführlich hervor, da bereits vor der ſeinigen zwei Ausgaben, von denen die eine 1468 in 2 Bänden bei Sweynhaym und Pannartz in Rom, die andere wahrſcheinlich bei Mentelin in Straßburg 1469 gedruckt worden war.

Das einzige bekannte Exemplar dieſer Anzeige befand ſich im Beſitz des Buchhändler T. O. Weigel in Leipzig und ging 1872 bei der Verſteigerung ſeiner reichen Sammlung nach England für den Preis von 300 Mark.

Ich laſſe den genauen Wortlaut mit aufgelöſten Abbreviaturen hier folgen, welcher alſo lautet:

Nouerint vniuerſi preſens eulogium audituri. qui glorioso Jeronimo / sunt deuoti eiusque doctrinis magnificis delectantur. quod eiuſdem glorioſi viri atque / doctoris eccleſieque fortiſſimi pro pugnatoris liber Epiſtolaris ſiue Jeronimi- / anus in manibus est maguntie per Petrum de gernſsheym imprimendus. et aſpi- / rante bonorum omnium largitore per interceſſionem ipsius beati Jeronimi in proximo / festo michaelis vita comite feliciter adimplendus. Huius autem Jeronimi- / ani preeminentia pre ceteris. qui usque in preſens claruerunt. aut fortaſſe tempore me- / dio quo cuditor iste. poſſent emergere ex aggregatione difficili. regi- / ſtracione placibili. correctione poſſibili facile comprobatur. Quantum enim ad primum pluribus in locis Jeronimianus habetur. diſſimilis numerus tamen eſſe / probatur eorum. Nam quidam epiſtolas ſeptuaginta. quidam centum. quidam centumtri- / ginta. alii vero paulo plus. alii paulo minus inueniuntur habere. Preſens autem / Jeronimianus de quo fit mentio porro

vltra ducentas epiſtolas atque libros / deo volente deuotorum conſpectibus preſentabit. reuisis ob hoc ſpecialiter solemni- / um eccleſiarum cathedralium et monaſterialium bibliotecis quam plurimis. Nec latu- / it collectorem huius tam precioſi voluminis. quid iohannes andree ieronimi glorio- / ſi ſpecialis amator. quid etiam guido carthuſienſis. epiſtolarum ieronimi nobilis / trutinator in ſuis ſcriptis nobis transmiſerint maſticandum. ſed de hoc in ipſius / exordio voluminis ſpecialiter est agendum. Quantum ad ſecundum videlicet regi- / ſtracionem placibilem eſt ſciendum. quod tanta multitudo epiſtolarum atque librorum / difficulter ut permittitur congregata ſub breui diſtinctionum numero est re- / ſtricta. ut videlicet reſpectu perſonarum aut materiarum sub certis diſtinctio- / nibus ipſe epiſtole ſeu libri ſeſe per ordinem comitentur. Vt verbi gratia que inter da- / masum et ieronimum ſunt edite. que declaratorie ſunt fidei orthodoxe. perſecu- / tionis illate. victorie consecute. que ſpecialiter originem eiuſque defenſorem rufi- / num concernunt. que ceteros hereticos heluidium Jouinianum vigilantium theſiſon- / tem pelagium luciferianum hellui- / dium montanum nouacianos gloriose conſun-dunt obſtruuntque ſuorum ora friuola detractorum. Deinde quos auguſtinus et Jero- / nimus adinuicem ſcripſerunt que ſint etiam introductorie ad vitam emendaci- / orem et que ad queſtiones ſibi prepoſitas reſponſiue. que etiam ad ſuſtinen- / tiam incomodorum corporalium exhortantes. que vero nouas amicicias ſcripto / concilient et antiquas restaurent. que ſunt de diuerſis materijs doctrina- / les. que pro quibuſdam ſolemnitatibus ſermocinales. Et que tandem deuotum ſe- / mineum ſexum inſtruant tam in etate puellari quam nubili. ſecundum differentiam graduum / virginitatis viduitatis et matrimonij. ſingula inquam horum genera ſingulis / diſtinctionibus includantur. Ecce hij ſunt duodecim cophini fragmentorum con- / titentes suavia fercula deuotorum. Qui cum fuerint in exordio voluminis or- / dinati. placibile reddent omne quod ſequitur. dum quod lector inquirit facile / reperitur. Quantum autem ad tercium videlicet de correctione poſſibili. fatis ſit / dicere huic negocio multum laboris esse impensum. Et ſi quidem per omnia bene. / hoc velit ipſe corrector. Sin autem quia nichil in humanis probatur eſſe perfectum / hoc ſit commendacionis atque solacij. quod rarus occurret cui iſte liber incorrectu- / ra iudicetur inferior. Hec tantiſper noſtris amicis quibus nostra confidimus placi- / tura ſint insinuata fideliter. ne forte interim dum noſtra parantur aliena tamquam / nostra non tamen ut nostra iuxta conſcriptum ordinem regi-

strata cum diſpendio mentium ſurro- / gentur Datum maguntie anno domini MCCCCLXX.*)

II. Johann Mentelin in Straßburg. 1470.

Wie die vorſtehende Anzeige, ſo befand ſich die Ankündigung über das bei Johann Mentelin in Straßburg gedruckte Buch: „Astesanus de Ast, Ord. Minor., Summa de casibus conscientiae. folio“ welches circa 1469 erſchienen war, in T. O. Weigel's Beſitz in Leipzig, wurde 1872 verſteigert und kam ebenfalls nach England. Auch von dieſer Anzeige iſt nur ein Exemplar bekannt geworden. Mentelin gibt darin die genaue Beſchreibung des Inhalts der Quellen (im Allgemeinen) ſowie die Brauchbarkeit für Arme, die keine anderen oder wenige Bücher haben, als auch für Reiche, welche viele Bücher haben. Es findet ſich weder Firma noch Ladenpreis darin verzeichnet.**)

Volentes emere Summā vere amabilem. cunctoq aspectibus merito gratiosam. vulgarit' ſumma Asten- / ſis nūcupatā. Compilatā p. R. et religiosū pꝛem Aſtexanū fratrem ſacri ordinis minorū. ſacre theolo / gie pꝛfessorem eximiū. In vtroq iure canōico et ciuili pitiſſimū. Qui ad inſtar paupcule Ruth moabi- / tis meſſem non habens ꝑpriam alioq agros fertiles ſubintrauit doctorū. ſ. ſūa et erudicōe ditiſſimoq vber / rima scripta. E. quibs pfecto ſpicas refertas granis doctrinis vtiqq ſolidis plenissimas multo labore col / legit. ſp̄as q̄i in vnū māipulū volumē. ſ. compendioſū coaceruans. Ip̄e etiā velut apis operosa ad florigeros scripturarū campos et ameniſſima prata volitauit ꝑuagando. / vbi florida doctoq scripta acumīe rationis pene trauit. Et vi quadā electiua ſuccū traiecit vinificū ī mē- / tem. vnde mellica dogmata ſficeret. r in varias cellulas in multos. ſ. ꝑctales libros titl'os et paraḡphos / partiret. que poſtmodū in vnū velut alucolū ſtudioſe trāſduxit. cum totū qd'e diuersis floribs cōgessit in vnicū opq ſiue volumē cōpaginauit qd' reuera artificioso ordine pulchriformi varietate venustauit.

Purgauit hic doctor inſignis velut triturator optimg frumēta a paleis doctrinas leues supuacuas r. cuti / les. a ḡnibus ponderoſis et veris auctorū sentēcijs. Et quasi apis īdustria fauos mellis dulciſſimos

*) Weigel & Zeſtermann, Die Anfänge der Druckerkunſt in Bild und Schrift. Leipzig 1866. Imp. 4°. Band II. S. 440. — Serapeum 1856. Nr. 22. S. 338. —

Katalog früheſter Erzeugniſſe der Druckerkunſt der T. O. Weigel'ſchen Sammlung. Leipzig 1872. p. 258. Nr. 523.

**) Weigel & Zeſtermann, Anfänge der Druckerkunſt. Band II. S. 438 bis 440. — Kataloge früheſter Erzeugniſſe. p. 257. Nr. 522.

eloq̄a / caſta. ſ. et examīata ab humoribqq̄. noxijs hereſibq̄ ſuspectis et infectis diſciplinis ſegregauit.

Radiat hec ſumma a magna aūcte q̄m. nichil in ip̄a tradit̄ aut docet̄. qd' non ſcriptūraq aut doctoq dig- / nis teſtimonijs cōprobet̄ vel salteȝ aliqua p̄ habili rōe fulciat̄. Qd' ut autor īpe operis deſignaret nomina / doctoq quorū ſentencias et veſtigia inſequit̄ ꝑhemio inseruit et annotauit.

Generaliſſima est hec summa. qm nichil ꝑtinēs ad victoq deteſtatōcz. Ad vite inſtitutōeȝ. Ad mòq honeſ / tatem. ad sſiēcie ſerenacōeȝ. ad sſiſtanciā rei publice. Ad varietatem statuū militantis eccl'ie relinquid ī / tactum. Inuenit in īpa indoct' qd' diſcat. Inuenit doctus quod Inuenit doceat. ebes et intellectu tardus / quod adinuet̄. Inuenit ingeniosus quo exercitet̄. Tractat īpa largissime de p̄ceptis diuinis quoq obſuā- / cia hoīem beatificat. Trāgressio mittit in gehennā. Tractat de vtutibus moralibq et theologicis quibus / quaſi quibusdā diuīnis caracteribq aīa inſignit̄. Tractat de viçijs carnalibq et mētalibus quibq libera dei / factura fuituti adicit̄. et velut quibuſdā maculis deturpat̄. Tractat copioiſiſme de ſacramētis religiōis / xp̄iane quibq n̄ra sanat̄ infirmitas. Roborant̄ vires. et totq homo ſpūalit' saginat̄. Tractat de ꝑtinenti / bus ad ciuilē et pacificam hoīm ſuersatōeȝ. puta de iusto et icupto in cōmutatōibq et stractibq. de iuſto et ī / iusto in bellis diſcordijs et litibus. de pénis canōicis et censuris eccl'iaſticis. De legibq diuinis et poſitiuis / quibq pacis turbatores cohercent̄. Tractat de āncedentibq ordines ſacros quibq. ſ. ordinādi debeant pollere / virtubq. De actibq ordinū. De officijs mīstroq. De puilegijs et bonis eccl'iasticoq. puta de decimis et obla- / tionibq s̄c̄. Tractat de p̄cipuis statibus diḡtatibq et pt̄atibq eccl'iastice jerarchie. De pt̄ate ſ. pape. patriar / charū et pontificū. De aūcte ordinarioq r. inferiorū judicū. De pfectōe et votis religioſorū. exemplar vite / xp̄m ſingulariq inſpectaneiū. Tractat de pietate que ī xp̄o mortuis impendii. De exequijs. ſ. et sepultu / ris. De or̄ſibus. induegencijs. miſſis. et suffragijs. Quibq a penis purgatori releuant̄. eterne beatitudini, celeriq manicipādi. Et de q̄mpl'ibus alijs et ferme indicibilibq materijs casibq et questionibq reſpicientibus / statum homis exulantis a patria ī hac vita crumpnoſa. quoq oīm veritatē opq ip̄m docet inſpectorē.

Vtiliſſima eſt paup̄ibus qui inopia p̄ſſi. ncqȝ poſſunt sc̄toq originalia neqȝ scolasticorū doctoq questiōes / et ſummas innumeras cōparare. hic enī in ſūma quicq̄d recte digestū eſt ab optimis quibuſqȝ viris et ſa- / luti p̄ficuū. breuit' extat exaratū. Accomoda eſt diutlibq qui et ſi ml' titudine libroq gaudeāt. quia tamē ne / ſpersio

in diùſa memoriā grauat. et ordinata in vnū collectio memoriā juuat. pn̄s ſumma in qua q̄ſi in / quodam promptuario queqȝ vtilia coadunata sūt aſpernāda ab iōis nō eſt. Quinym̄o affectu placido am / plexanda. Certis namqȝ ingenijs īmorari sciolū facit.

Veniant ad hospiciciū Et habebunt largum venditorem.

III. Johann Mentelin in Straßburg. 1473.

Einen ſchon erweiterten Verlagskatalog oder Ankündigung beſitzt die Nationalbibliothek in Paris*), von welchem wir in der Lage ſind, das getreue Facſimile geben zu können. Es lautet:

Cupiens igitur practicū volumen emere vna cū ceteris ſubſcriptis bene emē
pacis veiat ad hoſpiciū infra notatum. et habebit largā venditorem

Item Speculum hiſtori de vincencij:
Item ſummam aſtaxant.
Item archidyaconū ſup decretis
Item yſidorū ethimologiarū

*) Bernard, Aug. De l'origine et des debuts de l'Imprimerie en Europe. I. p. 86.

Cupiens igitur pretactum volumen emere una cum ceteris subscriptis bene emendatis, veniat ad hospicium infra notatum, et habebit largum venditorem.

Item speculum historiale vencencii.
Item summam astaxani.
Item archidyaconum, super decretis,
Item ysidorum, ethimologiarum.

Genauere Angabe der Titel:

Vincentius Bellovacensis: „Speculum Historiale.“ Strassburg, Johann Mentelin circa 1468. folio.

Astexanus de Ast: „Summa de casibus conscientiae“ Strassburg, Johann Mentelin circa 1468. folio.

Archidiaconi de Baysio: „Rosarium super decreto.“ Strassburg, Johann Mentelin circa 1472. folio.

Isidori Hispalensis: „Liber Etymologiarum.“ Strassburg, Johann Mentelin circa 1472. folio.

IV. Johann Mentelin in Straßburg circa 1473.

Die Hof- und Staatsbibliothek in München beſitzt nachſtehende Anzeige von Johann Mentelin in Straßburg über das in ſeiner Officine gedruckte Buch: Epistolae Amelii Augustini und noch einige andere Werke.*) Es fand ſich die Anzeige ebenfalls in einem Buche eingeklebt vor. Sie lautet:

„Volentes emere Epistolas Aurelii Augustini Yponenſiū preſulis digniſſimi. In quibus nondū humane eloquentie facundia sonat. verū etiam plurimi sacre scripture paſſus difficiles et opſcuriſſimi: lucide exponuntur. Hereses qȝ et errores a recta fide devii: quaſi malleo ſolidiſſime veritatis cōteruntur. et totius vite agēde norma in ipſis perſtringitur. virtutū monstrātur inſignia. et vicia queqȝ ad ima mergētia iuſta racōne culpatur.

Fortaliciū
Item Epiſtolas qvȝ btī Jernonimi.
Joſephū de antiquitatibus et bello iudaico.
Virgilū Terenciū
Scrutiniū scriptuarūq
Librū confeſſionū beati Augustini
Valeriū Maximū.“

„Veniat ad hospiciū zu dem“

*) Fac-simile in Dibdin, Aedes althorpianae London, 1822. II p. 131. — Bernard, Aug., De l'origine et des débuts de l'Imprimerie en Europe. II. p. 86.

Alphonſus de Spina: „Fortalicium Fidei contra Fidei chriſtianae hostes. Strassburg, Johann Mentelin, circa 1467. folio.

Sancti Hieronymi „Epistolae“. Strassburg, Johann Mentelin, circa 1466. folio.

Flavii Josephi de bello judaico VII et de antiquitate judaeorum lib. II in latinum versi. Strassburg, Johann Mentelin circa 1470. folio.

Publii Virgilii Maronis Opera. Strassburg, Johann Mentelin. 1470. folio.

Publii Terentii Comoediae. Strassburg, Johann Mentelin, circa 1468. folio.

Paulus a Sancta Maria Burgensis: Scrutinium scripturarum. Strassburg, Johann Mentelin, circa 1472. folio.

Sancti Auguſtini „confeſſionum libri xjjj.“ Strassburg, Johann Mentelin, circa 1469. folio.

Valerius Maximus: „Factorum et dictorum memorabilium libri IX.“ Strassburg, Johann Mentelin, circa 1469. folio.

V. Johann Zainer in Ulm. 1473.

Das nachſtehende Verlagsverzeichniß von Johann Zainer in Ulm (1473—1515) befindet ſich auf der Stiftsbibliothek in St. Gallen, hat 28 Zeilen in altgothiſcher Schrift auf einem Papierblatt in Großquarto. Es finden ſich 15 Büchertitel verzeichnet ohne Angabe des Druckers, des Orts und des Jahres, allein die verzeichneten Bücher haben ſich bei der genauen Unterſuchung als Drucke von Johann Zainer in Ulm herausgeſtellt, ſo daß nicht zu zweifeln, daß es der Verlagskatalog jenes Buchdruckers iſt.*)

„Volentes emere libros subscriptos summa cum diligentia tali Ira (in opido impiali vlm) impressos! veniant ad locum Habitacionis infra scriptum! vbi largum venditorem habebunt.

Rationale diuinorum officiorum.

Opus singulare Alberti magni in misse declarationem.

Opus de corpore Xpsti prefati domini fratris Alberti magni.

Item opusculum eiusdem alberti magni de adherendo deo nudato intellectu et affectu, et vltima et suprema hominis pfectione quantum est possibile.

---

*) Verzeichniß der Incunabeln der Stiftsbibliothek von St. Gallen 1880. gr. 8°. S. 263—264. — Weidmann, Geſchichte der Bibliothek von St. Gallen. St. Gallen 1841. S. 469 und 470. Haßler's Buchdrucker-Geſchichte Ulms. Ulm 1840. gr. 4°. an verſchiedenen Stellen.

Librum iohannis boccacii de claris mulieribus bonus et prarus.

Tres tractatus boneunture cardinalis ordis fratrum minorum, scilicet epistolam de modo proficiendi, Breuem et vtilem doctrinam iuuenum et tractatum de informacione inuenum.

Tractatum fructuosum de remediis contra pusillanimitatem, scrupulositatem et contra deceptiorias inimici consolaciones, et subtiles eius temptaciones, per illuminatissimum mgrm. iohannem Gerson sacre theologie professorem cancellarium pisiensem.

Tractatum de piculis circa sacramentum eucaristie contingentibus, et de remediis eorundem ex sancti thome de aquino dictis sumptum.

Epistolam sancti thome de iudeis, ad peticionem comitisse flandrie.

Epistolam francisci petrarche de insigni obedientia et fide vxoria griseldis in waltherum.

Epistolam eiusdem ad lambardum a serico patauinum, vite huius compendiosa descripcio.

Item in teutschen büchern.

Item ein tutsch Epistel von der loblichen liebe, truwe vnd gehorsamkeit, der frouwen Grisel, cʒu irem herren Waltherum mit figuren schoen ingedruckt.

Item ein nücʒliches büchlin in tütsch, für die pestilencz, vnd wie man sich darvor hutten soll, vnd ein gutt regiment der gesuntheit mit irer arcʒney darʒu.

Item ein tutsch Cronica von adams zyten bis vff keiser friderichs end, die da sagt von allen keisern, bäbsten vnd träfflichsten geschichten.

Item ein tutscher Sequencʒ, ʒu lob vnd ere vnser lieben frouwen, löblich mit rymen wol begriffen."

Guilielmi Durandi „Rationale divinorum officiorum." Ulm, Johann Zainer 1473. gr. folio.

Albertus Magnus: „De mysterio s. de officio missae." Ulm, Johann Zainer. 1473. folio.

Albertus Magnus: „Summa de eucharistiae sacramento. De eucharistiae sacramento. Ulm. Johann Zainer. Ohne Jahr. folio. (De corpore Christi.)

Albertus Magnus: de adherendo. deo nudato. Intellectu et Affectu et vltima et suprema. Prefactione. Hominis quantum possibile est. Ulm, Johann Zainer. Ohne Jahr. folio.

Johannis Boccacii de Certaldo de mulieribus claris liber. Ulm, Johann Zainer 1473. folio.

Cardinalis Bonaventure: Epistola de Modo proficiendi compendioso — Brevis et utilis Doctrina Juvenum — De informatione noviciorum — Ulm, Johann Zainer. Ohne Jahr. folio.

Johannes Gerson: Tractatulus de Remediis contra Pusillanimitatem. Scrupulositatem contra deceptorias inimici. Consolationes et Subtiles ejus. Tentaciones per illuminatissimum. Ulm, Johann Zainer. Ohne Jahr. folio.

Thomas de Aquino: Tractatus de periculis contingentibus circa sacramentum Eucharistie et de remediis eorundem! Ulm, Johann Zainer. Ohne Jahr. folio.

Thomas de Aquino: Epistola de judeis ad peticionem Comitisse Flandrie. Ulm, Johann Zainer. Ohne Jahr. folio.

Franciscus Petrarca, Epistola de Insigni. Obedientia et Fide Uxoria. Griseldis. In Waltherum. Ulm, Johann Zainer 1473. folio.

Ain epiſtel franciſci Petrarche von großer ſtätigkeit einer frowen Griſel gehaiſſen. folio.

Hienach volgt ein nützlich Regiment, wer ſich daran haltet, der mag ſein leben lang in Geſuntheit behalten zc. Ulm, Johann Zainer. 1473. folio.

(Steinhövel, Heinrich) Ordenung, wie ſich der menſch zu den zeiten dieſer greuſenlichen Kranckheyt der Peſtilentz halten ſoll. Ulm, Johann Zainer 1473. 4°.

(Steinhövel, Heinrich) Hie hebt an ain tutſche Cronica von Anfang der Welt auf Kaiſer Friederich. Ulm. Johann Zainer 1473. folio.

Hienach volget der kurcz ſin von etlichen frowen von denen Johannes Boccacius in latein beſchrieben hat, und Doctor Heinricus Steinhövel getütſchet. Ulm, Johann Zainer 1473. 4°.

VI. Johann Bämler in Augsburg. 1473.

Am Ende in Kaufbeuren macht in dem „Allgemeinen litterariſchen Anzeiger, Leipzig 1798" zuerſt auf dieſen Verlagskatalog von Johannes Bämler in Augsburg (1472—1495) aufmerkſam. Derſelbe iſt auf einer Seite auf ein kleines Quartblatt gedruckt und lag damals Am Ende im Original vor. Wo es ſich jetzt befindet, habe ich nicht ermitteln können. Es iſt für uns noch dadurch merkwürdig, daß es das erſte Verzeichniß iſt, welches nur Bücher in deutſcher Sprache enthält und aus der erſten Zeit ſeiner Thätigkeit ſtammen muß, da er ſich in jener Zeit faſt ausſchließlich mit dem Drucke deutſcher Bücher beſchäftigte und ſpäter bei ihm gedruckte ſich nicht darin vorfinden. Es enthält nur acht Büchertitel.*)

*) Allgemeiner litterariſcher Anzeiger. Leipzig. 1798. p. 1889—1891.

Auch der bekannte Bibliograph Panzer hält den Bämler'ſchen Katalog für den älteſten mit deutſchen Büchern und iſt der feſteſten Ueberzeugung, daß er von Bämler gedruckt ſei, ganz abgeſehen von den aufgeführten Büchern, die ja alle von demſelben Buchdrucker ſtammen. Wenn auch ſein Name ſich nicht vorfindet, ſo verrathen doch ſeine Typen den Druck, als von ihm herſtammend. Panzer ſowohl, als auch Bibliothekar Placidus Klemens Braun in Rothenbuch (1797) fanden Exemplare davon in der Decke von alten Büchern eingeklebt.

Wār yemāt der sölicher geschrifft tewtsche bücher kauffen wölt
Nämlich Sūmam Johannis, die auss dem heyligen Decret buch gezogen ist. Darinne ist begriffen Rechtliche ordnung geystlicher und weltlicher sachen:
Item mer die vier vnd zweinczig guldin harpffen Dis durch einen hochgelerten Doctor Meyster Hansen Nider auss Collationibȝ patrū, das ist auss der heyligen altvätter buch gezogen seind.
Item ein schön buch von dem grossen Alexander, mit seinem figurn.
Item die syben weisen meyster mit xv hybschen beyspilen aufs den geschichten der Römern.
Item von widersten schnöder liebin, als das Papa Pius geschriben hat.
Item gute moralia, das ist ein büchlin von guten syten Melibeus genant.
Mer ein gut buch Belial genant, mit seinen figurē etc.
Mer ein büchlin Processus juris genant, das weiſst, wie man sich in ein recht schicken sülle.

Summa Johannis. Hie hebt ſich an der Prologus, das iſt die vorred diß buchs, genannt Summa Johannis. Welche Summa gezogen iſt aus dem heyl. Dekretbuch. Am Ende: Hie endet ſich Summa Johannis, die gezogen iſt aus dem heyligen Dekretbuch, und von latein in tewtſch gemacht, durch einen hochgelerten man bruder Berchtold prediger ordens. Und die hat gedruckt Johannes Bämler Am Freytag vor Michaelis in der keyſerlichen Stadt Augsburg. Anno MCCCC un in dem LXXII jare. Darunter lateiniſch: Explicit Summa Johannis etc. folio.

— Zapf, G. W., Augsburgs Buchdruckergeſchichte. Augsburg 1786—1791. 2 Bde. 4°. — Mezger, Augsburgs älteſte Druckdenkmale und Formſchneiderarbeiten u. ſ. w. Augsburg 1840. Lex. 8°. 81. — Panzer, Annalen der älteren deutſchen Litteratur. Nürnberg und Leipzig. 1788—1802. 2 Bände und Zuſätze.

Die vier und zweinczig guldin harpfen. Hie hebt ſich an das allernützlicheſt buch genannt die vier und zweinczig guldin harpfen, die mit vleis aus der heyligen geſchrifft und' altvätter buch durch ein hochgelerten Doctor, pruder heinrichen prediger ordens zu nurenberg xx. Ohne Ort und Jahr. folio.

Hienach volget die hiſtori vō dē groſſn Alexand' wie die Euſebio beſchriben hat zu dē erſten Doctor hartliebs vō münchē vorred. Am Ende: Hie endet ſich die Histori Euſebij von dē Groſſē Künig Alexander Als die des hochgelert Doctor Johann Hartlieb zu münchen durch lieb des Durchlauchtigen Fürſten und Hertzog Albrechts Säliger gedächtnuß In Teutſch tranſferiert vñ beſchribe hat Getruckt vnd vollenndet durch Johannē Bämler In der keyſerlichen ſtat Augſpurg Am montag nach Johannis Baptiſte Anno xx. im Lxxiij. folio.

Hyſtori von den ſyben weyſen meyſtern. Hiernach volget ein gar ſchöne cronick un. hyſtori Auß den geſchichten der Römer In welcher hyſtori u. cronick man vindet gar viel ſchöner un. nützlicher Exempel die gar luſtlich un kurzweylig zu hören ſinnd. Am Ende: Alſo hat die hyſtori von den ſyben weyſen meyſtern ein end. Un die hat gedruckt Johannes Bämler in der keyſerlichen ſtat Augspurg am montag vor laurencz Anno xx LXXIII jar. folio.

Hienach volget ein köſtliche hiſtory enen Siluii des poeten gemacht in der kayſerlichen Canzley der darnach Bapſt pius genannt ward. Am Ende: Gedruckt zu Augspurg Lxxiij. 4°. (Unter dieſem Titel erſchien die Schrift von Aeneas Sylvius: „de remedio amoris“ in der Ueberſetzung von Nikolaus Wyle.)

Hienach volget ein nüczlich buchlin Malibeus genannt, darauß ein jung menſch im ſelber wol rätlich ſeyn mag, wie er ſich weißlich in erberkeyt vnd guten ſyten halten ſol. Am Ende: Daz hat getruckt Hans Bämler zu Augspurg Anno xx. lxxiij. 4°.

Das buch Belial genant, von des gerichts ordnung zu einer beſundern lere vnd vnderweyſung der menſchen, ein nützlich vnd koſtlich buch. Am Ende: Proceſſus judiciarius Belial intitulatus de latino in volgarem ſtilum mirifice translatus. opus inquam egregium commendandumque finitque fauſtiſſime Quem emis figuris Johannes Bämler in ceſarea vrbe Auguſtenſi feliciter atque digniſſime perfecit Anno domini xx. lxxiij. In die Valentini.

Hie enndet ſich daz buch Belial genant, von des gerichts ordnung ein hoch grundt vnd lobſam werk das hat gedruckt vnd vollenndet Johannes Bämler in der keyſerlichen ſtat Augspurg. An ſant Valentinstag Nach xſti gepurt MCCCC vnd in dem lxxiij jare. folio.

Hienach volget ein gar nüczlich buch genant prozeſſus juris. Am Ende: Zu Augspurg im lxxvj. jare. 4°. (Wahrſcheinlich iſt eine frühere Ausgabe gemeint.*)

VII. Kloſter St. Ulrich und Afra in Augsburg. 1474.

Vor hundert Jahren fand der Bibliothekar Denis in Wien dieſe Anzeige des berühmten augsburger Kloſters (1472—1516?). Sie betrifft die Ankündigung von „Vincentii Bellouacenſis: Speculi Hitorialis libri XXXI. Tomi III. folio.“ welches Werk von dem Kloſter im Jahre 1474 gedruckt wurde. Mattaire hat uns dieſe Anzeige zuerſt mitgetheilt*), ſie fand ſich, wie die meiſten derartigen Druckſachen, in einem Buchdeckel aufgeklebt.

Notum sit omnibus.' quod in monasterio sanctorum Udalrici et Afre in ciuitate Augustensi imprimitur liber ille ſolennis, qui dicitur Speculum hystoriale Uincenty, Cum litera inferius signata (i. e. charactere, quo ipsa Annunciatio) Corrigiturque diligentiſſime ex quatuor pꝛecioſis voluminibus per quatuor bene doctos viros Magistros et Baccalarios in artibus. Et volentibus emere vendetur in competenti foro. Incipitque vt ſequitur. Hoc proba duntaxat.

Nun folgt der Abdruck des ganzen Prologs in genanntem Speculum.

VIII. Anton Sorg in Augsburg. 1480—1490.

Dieſer ziemlich umfangreiche Verlagskatalog von nur deutſchen Büchern wird in der Stadtbibliothek in Augsburg aufbewahrt. Er wird von dem Bibliothekar G. L. Mezger mitgetheilt, doch nicht näher beſchrieben. Ich laſſe denſelben hier wortgetreu folgen:**)

Wäre gemants hie d' da gute teutſche Bücher mit dieſer geſchrift gedruckt kauffen wölte der mag ſich fügen in die herberg als vnden an dieſer zettel verzeichnet iſt.

Item der heiligen leben ſumerteyl vnd winterteyl mit allen ſeinen figuren das gancz jar.

---

*) Denis, Annalium typographicorum Mich. Maittaire Supplementum. Vol. II p. 786. — Zapf, Augsburgs Buchdruckergeſchichte. Augsburg 1786—91. 2 Thle. 4°. — Braun, Notitia historico-litteraria de libris etc. in bibliotheca Monasterii ad SS. Udalricum et Afram. Augustae Vindel. 1788—1789. 2 vol. 4°.

**) Mezger, Augsburgs älteſte Druckdenkmale und Formſchneiderarbeiten. Augsburg 1840. Lex. 8°. S. 7 und 8.

Item die evangeli vnd epiſtel mitſampt den vier paſſion auch das gancz jar.

Item ein nüczlich rechtbuch darinn geiſtlich vnn weltlich ordnung begriffen iſt. genannt ſuma johannis.

Item keiſerliche lantrecht mit jrem regiſter.

Item von des gerichts ordnung genannt der Belial.

Item ein gutes formulari darinn begriffen ſind aller hand brief. auch rethorick mit frag vnd antwurt zugeben. tittel aller ſtänd. ſendtbrief. ſinonima vnn colores dz alles zum brief machen dienent iſt.

Item die xxiiii alten von der liebhabenden ſele.

Item das leben der heyligen alltväter wie ſy jr leben in der wüſte verzert haben mit jren figuren.

Item ein buch d' götliche weißheit. genannt d' Seuſſe mit ſeinem regiſter vnd figuren.

Item ein ſchöne materi von den ſiben todſünden. vnn den ſiben tugenden hiewider mit figuren.

Item ein außlegung des heilige Pater noſter vnn des glauben auch ein mitkoſung d' gewiſſend vnd d'vernunfft von dem heiligen ſacrament.

Item von der kindthey: vnſers herzen iheſu criſti.

Item ein beichtbüchel genannt der ſpiegel des ſunders.

Item ein hübſch buch von dem concilio daz zu coſtancz geweſen iſt darinn man den huſſen verbrennt hat was hern geyſtlich vnd weltlich vn mit wie'uil perſonen jetweder da geweſen ſeind. Du vindeſt auch darinne ire wappen gemalt nach ordnung.

Item Eſopum gar kürczweilig geleſen mit fein figuren.

Item Ouidium vo der liebe zu erwerben. auch die liebe darwider zu verſchmähen.

Item wie die ſtatt Troya erſtört ward ein ſchön leſen.

Item ein kurczweilige hyſtori zu leſen von herczoge Wilhelmen von öſterreich mit feinen figuren.

Item ein warhaffte bewärte hyſtori wie herczog gottfrid dz heilig grab wolt gewinnen durch ein concilium des heiligen vater babſt Vrbanus des andern mit namen.

Item den groſſen berümpten landtpfarer genannt johannes de monteuilla mit feinen figuren.

Item das Buch d'natur das da ſagt von dem menſchen. vögeln. viſche. tieren. kreutern. edlen geſtein in d'gemein.

Item ſant Brigida offenbarung von d' gepurd d' welt.

Item Meluſina gar kürczweilig zu leſen mit figuren.

Jtem von dem groſſen Alleꝛander wie der die gancze welt in zwelf jaren vnter ſich pracht.

Jtem die ſiben weiſen meyſter. genannt geſta romanoru.

Jtem ein gut arczney büchel darinn der menſch vil vnd' weißt mag werden von der geſuntheyt ſeines leibes.

Jtem von allen außgeprannten waſſern.

Jtem ein büchlin genannt Lucidarius.

Jtem von dem mann Melibeo vnd ſeiner haußfrawen.

Jtem kallender von den xij. zaichen. auch die vier conplexion.

Jtem ein ſchöner paſſio mit fein figuren d' vier ewangeliſten. vnn auch ander lerer die darüber ſchreibend.

Jtem ein weinbüchlin wie man den machen ſol ſo er geprochen oder zäch worden iſt.

Jtem ein ſchön leſen von der Griſel mit jren figuren.

Jtem ein hübſch büchlin vo einer jungen edlen frauwen genannt Sigiſmunde.

Jtem ein gut betbüchlin von den ſiben tagzeiten vnſers lieben herren. auch die ſiben tagzeit von vnſer frawe auch von vil heiligen vnd andere gute gepete.

Der heyligen leben das Summerteyl. Am Ende: Hye endet ſich der heyligen leben das Summerteyl. Das hat gedrucket vnnd vollendet Anthonis Sorg zu Augſpurg am Montag nach Sannt Gallen tag anno Domini xx Jn dem acht vnd ſibenczigeſten jare. kl. folio.

Der heyligen leben des Winterteil. Am Ende: Hye endet ſich der heyligen leben des winterteil. vnd iſt getruckt vnd volendet worden am montage nach der heyligen drey künig tag. Nach Chriſti vnſers lieben Herren gepurt. Tauſend vierhundert vnnd in dem fünff und achtzigſten iare. folio.

Evangelien vnd Epiſteln durch das ganze Jahr. Am Ende: Gedruckt zu Augſpurg von Anthon Sorgen am Sampſtag vor Thome des zwölffpotten Anno 1478. folio.

In nomine Domini hept ſich an die vorred diß buch genannt Summa Johannis, welche Summ der würdig vatter lessmeyſter Johannes von Freyburg prediger Ordens zu latein gemacht vnd aus dem heiligen Decretbuch gezogen hat. Am Ende: Hie enndet ſich Summa Johannis, die gezogen iſt aus dem heyligen Decretbuch, vnd von latein in teutſche gemacht. durch eynen hochgelehrten Mann Bruder Berchtold Prediger ordens. vnnd dye hatt gedruckt Anthonius Sorg. Am

sampßtag vor sant Jorgentag. In der keyserlichen statt Augspurg. Anno dñi MCCCC vnnd in dem lxxx. jar. folio.

Das Landrecht gedruckt und vollendt durch Anton Sorg. Augspurg MCCCCLXXX. folio.

Hie hebt sich an ein gut nüczlich buch von der rechtlichen Ueberwindung Christi wider Sathan den Fürsten der helle vnd des sünders betröstung, Am Ende: Processus judiciarius Belial intitulatus de latino in vulgarem stilum mirifica translatus. Opus in quod egregium commendandumque finitque faustissime cum figuris Anthonius Sorg in cesarea vrbe Augustensi foeliciter atque digniſſime perfecit. Anno dñi lxxjx In iugilia purficationis Marie. Hye endet sich das buch belial genannt von des gerichts ordnung. Ein hoch gründt vnd lobsam werk das hat gedruckt vnd volenndt Anthonius Sorg in der keiserlichen stat Augspurg an vnser frawen abent zu liechtmeß. Nach christi gepurt MCCCC. vnd in dem lxxjx jare. folio.

Formulari vnd teutsch rethorica wie man briefen vnd reden soll. Am Ende: Hie endet sich der formulari darinn begriffen seind allerhand brief vnd hüpsch red zu schreyben reden vnd briefen. Getruckt vnd volendet in der keiserlichen stat Augspurg von Anthonio Sorg am montag nach sant Philipp vnd Jacobstag der heiligen zwölfpoten: do man zalt nach der gepurt Christi MCCCC vnd in dem Lxxxxj. folio.

Die vier vnd zweinzig alten oder guldin Cron gesetzet von Bruder Oten von Passawen. Am Ende: Hie endet sich das buch genannt die vier vnd zweinzig alten gedruckt vnd vollendet in der keyßerlichen statt Augspurg von Anthonio Sorgen an sant Calixstentag do man zalt nach christi vnsers liben herrn gepurt in dem 1483 jare. folio.

Leben der Altväter. Am Ende: Hie endet sich das buch der heiligen altväter mit seinen beyspilen. das zu latein genannt ist vitas patrum. Getruckt vnd vollendet in der keyserlichen stat Augspurg von Anthonio Sorg am mitwochen vor Michaelis des jars do man zalt nach cristi gepurt Mcccc vnd in dem LXXXII jare. folio.

Das Buch das da heißt der seuße. Am Ende: gedrucket vnd vollendet ist diez buch — (daß gleich noch bessers den latein nit kund ist sein leben ze bessern, genannt der Seusse) von Anthonio sorg, in der keyserlichen stat Augspurg an dem nächsten freitag vor sant Jörgentag do man zalt nach cristi gepurt, tausent uierhundert zwai und achtzig jar. folio.

Hienach volget ein schöne materi von den Siben todsünden vnd von den Syben tugenden darwider nach außweysung der figuren hernach volgende Also ist diese materi durch einen hochgelarten man zusamen geseczet vnd geprediget worden. Am Ende: Getruckt vnd volenndt zu Augspurg von Johann Bämler an sant Ottmars abent Anno ꝛ im lxxiiij jare. folio. (Einen andern Druck fand ich nicht, es muß daher dieser Druck von Johannes Bämler auch von Anton Sorg ausgeführt worden sein.)*

Außlegung des Vater unsers. Hye hebt sich an gar ein gutter vnd loblicher pater noster mit der gloß. oder mit der Außlegung. Am Ende: Gedruckt in der keiserlichen stat augspurg von Anthonio Sorg vollendet an sant Vlrichs abent do man zalt MCCCCLXXXii. 4°.

Von. der. kintheit. vnsers. hern. iheſu. cristi. genannt. vit. cristi. Am Ende: Diß büchlin von der kinthait vnnd dem leiden vnsers herren Jheſu cristi auch von dem leben Marie seiner lieben muter. mit sampt der legend von den heyligen drey künigen. hat getruckt Anthonius sorg burger czu Augspurg vnd hatt des geendet an montag vor sant margarethen tag des jars do man zalt von Christi geburt tausent vier hundert vnd eins vnd neunczig jare. kl. folio.

Beichtbüchlein. Am Ende: Diß Büchlein ist vollendet worden nach Christi geburt. MCCCCLXXXIII jar. 4°. *

Das Concilium zu Costenz. Am Ende: Hie endet sich das Concilium buch geschehen zu Constencz, darinn man vindet wie die Herren gayſtlich und weltlich eingeritten seind vnd mit wie vil personen. Auch ihr Wappen gemalet und wie sie abgeschiden seynd. Auch die sachen die darinn geschehen seynd hüpsch und gerecht. Gedruckt und volendt in der Keiserlichen stat Augspurg von Anthoni Sorg am affter montag nach Egidy do man zalt nach Christi gepurt MCCCC und in dem LXXXIII Jare. folio.

Esops Leben und Fabeln. Am Ende: Esopus der hochberümbt fabeltichter mit etlichen zugelegten fabeln Rimicii vnd Aviani, vnd der histori sigismunde der tochter des fürsten Tancredi vnd des jünglinges Gwisgardi enndet sich hier. Gedruckt vnd vollendet in der hochwirdigen vnd keiserlichen stat Augspurg von Anthonio Sorg am montag nach Agathe do man zalt nach Christi geburt MCCCC vnd in dem LXXXIII Jar. folio.

Ovid von der Liebe. Hie hebt sich an das buch Ovidii von der Liebe zu erwerben ꝛ. Am Ende: Gedruckt vnd vollendet in der keiserlichen statt Augspurg von Anthoni Sorg am mitmochen vor Simonis vnd Jude. Anno Domini MCCCCLxxxiiij. folio.

Eine schöne Historie wie Troja die kostlich Statt erstöret ward. Augsburg. folio.*

Ein schöne vnd kurczweilige hystori zelesen von Herczog Leupold vnd seinem Sun Wilhelm von Oesterreich wie die jr leben vollendet haben ꝛ. das buch des edlen Ritters vnd Landpfarers Marcho Polo ꝛꝛ. Gedruckt durch Anton Sorg zu Augspurg. 1471. folio.

Hystorie von der Kreuzfahrt nach dem h. Land von desselben Belagerung vnd Einnahm durch Gottfried von Bouillon. Augspurg 1482. folio.

Das buch des Ritters von Montevilla. Am Ende: Ich Johannes von Montevilla für ans von einem Land über mör ꝛ. Das buch hat gedruckt vnd volenndet Anthoni Sorg zu Augspurg an der mitwochen vor sant maria Magdalene tag MCCCCLXXXI jare. folio.

Buch der Natur. Hienach volget das buch der Natur. Des innhallet. Zu den ersten von eygenschafft vnd Natur des menschen, darnach von der Natur vnnd eygenschafft des himels der tier des geflügels. der kreuter. des stein. vnd von vil anderen natürlichen Dingen. vnd an diesem buch hatt ein hochgelehrter Man bey fünffzehn jaren colligiret vnd gearbeyt vnd hat für sich genommen die hernach benannten götlich vnd natürlich lerer poeten vnnd ander bewärt doctores der arczney. Als Auguſtinum. Ambrosium. Aristotilem. Basiliúm. Ysidorum. Plinium. Galinnum. Auicenunum ꝛ vnd vil ander meyster vnd lerer. Auß den vnd anderen hat er diez nachgeschriben buch allenthalben gesamen gelesen vnd außgezogen. Welliches buch meyster Cunrat von Megenberg von latein in teutsch transferieret vnd geschriben hat vnd ist gar ein nüczliche kurczweilige materi darinnen ein yeglich mensch vil selczsamer sachen vnderricht mag werden. Am Ende: Hie endet sich das buch der natur das gedruckt vnd volendet hat Anthoni Sorg in der keyserlichen statt Augspurg am mitwochen nächst . . . . da man zalt nach cristi gepurt Mcccclxxxij. jar. kl. folio.

Das buch der himelischen offenbarung sant Brigitten wie es yetz in der welt ergen sol. Am Ende: Hie hat ein ennd diß buchlin genannt die burde der welt. Getruckt zu Augsburg. 4°.*

Historie der frau Melusina. Das abenteuerlich buch beweyset vns von einer frawen genandt Melusina die do ein merfaym vnd darzu ein geborne künigin ꝛꝛ. Gedruckt vnd vollendet in Augspurg. 1474. folio.*

Historie von Alexander dem Großen. Hienach volget die hystorie von dem grossen Alexander dem Großen wie die Eusebius beschriben

hat zu den ersten Doctor Hartlieb von münchen vorred. Am Ende: Hie enndet sich die Histori Eusebii von dem großen Künig Alexander. Als die der hochgelehrt doctor Johonn Hartlieb zu münchen durch lieb des durchleuchtigen fürsten x. Herzog Albrechts seliger gedächtnuß in teutsch transferiret vnd beschriben hat gedruckt vnd volenndet durch Anthoni Sorgen in der keyserlichen stat Augspurg Am montag vor Urbani Anno x Jm Lxxviij. folio.

Das buch der sieben weisen Meister. Hienach volget ein gar schöne Chronik vnd Historie auß den geschichten der Römer. Jn weltlicher hystorie vnd Chronik man findet gar uil schöner vnnd nüczlicher exempel die gar lustig und kurzweilig zu hören sind. Am Ende: Also hat die histori von den syben weisen meistern ein end vnd die hat getruckt Anthonius Sorg jn der keyserlichen stat Augspurg. Am Donnerstag nach Johannis des täuffers tag Anno x lxxviij. folio.

Ein arczneybuch von allen gepräßten der menschen wie man den helffen sol zu irer gesundheyt und sterke. Am Ende: Das arczneybuch hat getruckt vnd vollendet Anthonius sorg in der keyserlichen stat Augspurg am montag nach Erasmi da man zalt von der geburt cristi MCCCC vnd in dem LXXXVIII. jar. gr. 8°.

Michael Schrick doctoris der Arzney verzeychnuß der ausgebrannten Waßer in welcher Maas man sie zu den gliedern nuzen vnd brauchen soll. Am Ende: Gedruckt vnd volenndet in der keyserlichen stat Augsburg von Anthonius Sorg an dem nächsten Dornstag nach Nicolay do man zalt nach christi gepurt MCCCC vnd in dem LXXXIII jare. folio.

Lucidarius teutsch. Am Ende: Gedruckt vnd vollendet in der keiserlichen stat Augspurg von Anthon Sorg an sambßtag nach deß heyligen crewcz erfindung. Jn dem lxxxij Jahre. 4°.

Das buch Melibeus genannt. Am Ende: Ein ende hat das buch x. gedruckt vnd volendet von Anthoni Sorg zu Augspurg x. Anuo x. LXXX. 4°

Teutscher Kalender. Es spricht der Meyster Almanasor daß man sulle in dem Genner guten weyn nüchtern trünken mit Holzstichen 2 von den zwelff zeichen des gestirnes vnd irer krafft 3. von den vier lässin in dem jar. Am Ende: gedruckt zu Augspurg 1483. 4°.*

Hienach volget ein löblicher Passion nach dem text der vier Evangelisten. Am Ende: Gedruckt vnd volendet ist dieser löblich Paßio in der keyserlichen stat Augspurg von Anthonio Sorg am samstag nechst nach Othmari, do man zälet nach christi geburt tausend vierhundert achtzig jar. 4°. Mit Figuren.

Arnoldi de nova ville Traktat von bereytung vnnd brauchung der wein zu gesuntheyt der Menschen. Gedruckt vnd vollendet von Anthonio Sorg zu Augspurg am Dornstag nächst nach vnser Frawen empfahung anno dni MCCCCLXXXIII. folio.

Von der Grisel. So ich aber von stetikait und getreuwer gemahelschafft, so manger frauwen geschriben habe, unnd von keiner größern über die grisel von d. franciscus petrarcha schreibet. Ohne Ort und Jahr. Folio. Mit Holzschnitten.*)

Hye nach volget gar ein schöne hystory vō einer edlen jungen frawen Sigismund genanntt. Die eines fürsten tochter Tancredus von Salernia genanntt. gewesen ist. Vnd von irem liebhaber Gwysgardo genannt gar kurczweylig zelesen also anfahend. Am Ende: Hye enndet sich dise hübsche vnd abenttewerliche hystorien von einer edlen jungen frawen u. s. w. Gedruckt vnnd vollendet zu Augspurg. In der Mitwochen nach sant Maria magdalena tag. anno Domini. MCCCC vnnd darnach in dem Lxxxij. jare x. folio.

Das buch genannt die Himmelsstrasse. Am Ende: Hie endet sich das loblich buch genannt die himmelsstraße, gedruckt vnd vollendet in der keyserlichen statt Augspurg von Anthonio sorg an sant Johannes Abent des taufers, do man zalt nach christi gepurt MCCCC vnd in LXXXIIII. Jare. kl. folio.

IX. Günther Zainer in Augsburg. 1480—1491.

Nachstehender Verlagskatalog befand sich im Besitz des bekannten Bibliographen und Bibliophilen Dr. Georg Kloß zu Frankfurt am Main. Das Folioblatt ist von starkem Papier und hat 36 Zeilen mit gothischen Buchstaben. Wohin das Original gekommen, habe ich nicht ausfindig machen können, ich habe das Verzeichniß nach einem in meinem Besitz befindlichen Fac-simile mitgetheilt. Durch die Richtigstellung der Titel der einzelnen Bücher hatte ich Gelegenheit den Nachweis zu führen, daß mehrere Druckwerke, welche sich nicht mit Sicherheit als Erzeugnisse der Pressen von Günther Zainer in Augsburg nachweisen ließen, doch von jenem gedruckt sein müssen, da er dieselben in diesem Kataloge aufführt.*) Es befinden sich auch viele Druckwerke darunter, die Haßler**) dem Ulmer Drucker Johann Zainer zuschreibt, aber nicht von demselben, sondern von Günther Zainer in Augsburg gedruckt sind.

*) Mezger, G. C., Augsburgs älteste Druckdenkmale und Formschneiderarbeiten. Augsburg 1840. — Zapf, G. W., Augsburgs Buchdruckergeschichte. Augsburg 1786—1791. 2 Thle. 4°.

**) Haßler, Buchdruckergeschichte Ulms. Ulm 1840. Folio.

(Volentes libri sparare infraſcriptos libros ſūma cū diligētia coerectos ac bene stinuatos ad hoſpiciū ſeſe recipiāt infraſcriptū.
(Pantheologiā hoc eſt totam theologiā. quā a pan qd' eſt to = . .
(Speculum hūane ſaluacōis. als beate v'ginis. cum imaginū picturis ad id ſpectātibs. latina ⁊ teutonica lingua impreſſum.
(Historiā lamparticā als légendas ſetoq in latia ⁊ teutonica lingua impreſſā cū eorū figuris. (Vocabulariū cū theutonico vnicuiqs termio appropriato. (Petrum smeſtoris in hiſtoria ſcolaſtica. (Poſtillam ſuper ept'as et euangelia de tpe et de ſactis per circulum anni ſcd'm ſenſum lralem. collecta ex poſtillis Nicolai de Lyra Nicolai de Gorra. Vincēcij. et Thome de Aqno. (Egidium Romanū de regimīe p'ncipū.
(Subſcripti tractatuli stinent
in vno volumine.
(Hieronims de viris illuſtribs cū tabula capittoq in principio cuiuſlibet ilibri deſignata (Hieronim S de eſſentia diuinitatis
(Thomas de aqno de articlis fidei et ecclie ſacramentis. (Augustin S de quantitate anie (Auguſtin S in ſoliloqo (Speculum pctorum (De Imitatione ꝛpi ꝙtuae libri partiales cum tabla capitl'oq (De erroribs iudeoq ex talmut.
(Itē veritates ꝑ ꝓbracōe articloqꝛpi (Donats miſtics homini in ſuipius cognitionē vtiliſſims (Tractatū de arte moriendi.
(Iſidoris iuioris Hiſpalenſis epi ethiologiaq libros núo. ꝛꝛ. in bappiro ⁊ pergameno impreſſos. (Eundem de reſponſiōe md'e ⁊. aſtroq ordiatōe cū ſuis figuris (Quidiq in vtriſq opibs ſcz arte et remedio amoris.

(In teutsch.

(Ein nutzlich buch d' epiſtelen vnd ewāgelien mit den figurē alltag durch dz gancz iar mit den ſuntag gloſsen, vnd die vier paſſion in 8 karwochen. Vnd darnach von yedem heiligē in ſunderheit Auch von vil meſſen (Keiſerliche lantrecht die vō den keiſern gemeinē landen geſaczt ſeind (Ein epiſtel getzogē auſz franciſco petrarcha. vn tze teutſch gemacht von einer tugentreichen frauwē Griſel geheiſſen. (Item ein tractat doctor Bartholome mettlingers wie man kind ſo ſie vnder ſiben iaren ſeind vor ſiech tagen (?) vnd in geſuntheit behalten ſol ꝛc.

Roderici Zamorensi speculum vitae humanae: Ad sanctiſſimum & beatiſſimum dominum dominum. Paulum ſecundum pontificem maximum.

liber incipit dictus ſpeculum vite humane. Quia in eo cuncti mortales in quovis fuerint statu vel officio ſpirituali aut temporali ſpeculabuntur ejus artis & vite proſpera & adverſa: ac recte vivendi documenta: editus a Rodarico Zamorensi & poſtea calagaritano hiſpano ejusdem ſanctitatis in Caſtro ſuo ſanct Angeli Caſtellano. Ende: Finit liber dictus ſpeculum vite humane quia in eo & ceſarea poteſtas. atque regalis dignitas. bubalcorum etiam genus ſibi ſpeculatur ſaluberrima ſimiliter ſpiritualis que vite viros ſecum advehens. papam ſcilicet Cardinales arciepiſcopos. clericos & ceteros eccleſie miniſtros: rectam & his ſpeculandi praeſcribendo normam. a Ginthero Zainer ex Reutlingen civi progenito. urbe autem commanenti Auguſtenſi: arte impreſſoria in medium feliciter deditus: Anno a partu Virginis ſalutifero Mileſimo quadringenteſimo ſeptuageſimo primo: ydus vero Januarias tercia. folio.

Panthologia Reyneri de Piſis ord. Praedicatorum. Am Ende: Ab anno dominicae incarnationis Milleſimo quadringenteſimo ſeptuageſimo quarto pro cujus confumatione altiſſime trinitati ſimpliciſſimeque deitati elevatis manibus flexisque poplitibus corde profundiſſime humilitatis inclinato gratias refero Amen. folio.*

Jacobus de Voragine: Legenda sanctorum que Lombardica nominatur historia. Sine Loco 1483. folio.*

Vocabularium latino-germanicum in certos articulos diſtributum. Am Ende: Laus deo pax vivis requies eterna ſepultis. Sine Loco & Anno. folio.*

Petri Comeſtoris hiſtoria ſcholastica. Am Ende: finit historia que & vulgato vocabulo ſcolaſtica a petro Comeſtoris edita, per Gintherum vero Zainer litteris aeneis impreſſa. Anno a partu virginis ſalutifero Milleſimo quadringenteſimo ſeptuagesimo tertio. folio.

Gwilerini Poſtilla ſeu expoſitiones ſacrorum evangeliorum ac epiſtolarum de tempore; diebus dominicis & ſanctis etiam ſuper comune Apoſtolorum Martirum Confeſſorum Virginum & pro defunctis. Am Ende: Explicit poſtilla ſuper euangelia dominicalia & de ſanctis. ſecundum ſenſum litteralem collecta. Anno domini MCCCCXXXjI expoſtillis & ex ſermonibus illorum ſacre pagine doctorum ſcilicet ex poſtilla Nicolai de lyra ſuper quatuor evangeliſtas. Et ex poſtilla Nicolai de Gorra ſuper quatuor evangeliſtas. Et ex poſtilla ſancti Thome de aquino ſuper iohannem. Et ex ſermonibus wilhelmi lugdunenſis de tempore. Et ex ſermonibus Jacobi ianuenſis de tempore. Et ex aliis quorum tituli infra continentur de modo legendi doctorum titulos cum ſubiunctione poſt quodlibet dominicale

euangelium, quorundam notabilium ad majorem euangelii declarationem concernentium. extractorum ex ſermonibus eximii doctoris hugonis de prato de tempore. Et ſi quid in preſenti poſtilla minus bene poſui. in hoc me correctioni ſancte matris eccleſie. Et cuilibet caritatiuo correctori ſubicio ac ad emendam offero. (1471.) folio.

Egidii Romani libri tres de regimine principum. Am Ende: Egidii Romani libri Numero tres de regimine principum. Arte quidem impreſſoria exarati finiunt feliciter. Anno a partu virginis ſalutifero Milleſimo quadringenteſimo septuagesimo tertio. Viceſima ſeptima menſis Junii. folio.

1. S. Hieronymus de viris illuſtribus. Anfang: Beati hieronymi presbyteri prologus in librum de viris illuſtribus. Sine Loco et Anno. folio.
2. S. Hieronymus de eſſentia divinitatis. Anfang: Incipit liber beati Hieronymi de eſſencia diuinitatis. Sine Loco et Anno. folio.
3. Thomas de aquino de articulis fidei & eccleſiae ſacramentis. Anfang: Incipit ſumma edita a fratre thoma de aquino de articulis fidei & eccleſie ſacramentis. folio.
4. Auguſtinus de quantitate animae. Anfang: Aurelii Auguſtini hiponenſis epiſcopi liber de anime quantitate incipit feliciter. Am Ende: Explicit liber Aurelii Auguſtini de anime quantitate. folio.
5. Auguſtinus de Soliloquio. Anfang: Aurelii Auguſtini epiſcopi ipponenſis incipit ſoliloquium liber primus feliciter. folio.
6. Item ſpeculum peccatoris. Anfang: Incipit ſpeculum peccatoris. Am Ende: Amen. folio.
7. Quatuor libri perciales de imitatione Chriſti cum tabula capitulorum in fine cujuslibet libri. Am Ende: Viri egregii Thome montis ſancte agnetis in Trajecto regularis canonici libri de chriſti imitatione numero quatuor finiunt feliciter per Gintherum Zainer ex Reutlingen progenitum literis impreſſi ahenis. folio.
8. Item errores judaeorum ex talmud. Anfang: Incipiunt errores Judeorum extracti ex Talmut. Et quid ſit Talmud. folio.
9. Item veritates pro probatione articulorum Christi. Anfang: Incipiunt probationes novi teſtamenti ex veteri teſtamento per quas dicta talmut improbantur & dicitur liber contra errores Judeorum. Am Ende: Expliciunt probaciones novi teſtamenti ex veteri teſtamento. folio.
10. Donatus arte grammaticus homini in ſui ipſius cognicionem per allegoriam confectus utiliſſimus. Anfang: Donatus arte grammaticus homini in sui ipſius cognitionem per allegoriam traductus incipit feliciter. folio.

11. Precioſiſſimus liber de arte moriendi. Anfang: Tabula diſpoſitorii artis moriendi. Am Ende: niſi certitudo ſufficiens eſſet. folio.

(Vorſtehende elf Tractate bilden einen Band, wurden aber auch einzeln verkauft.)

Iſidori Junioris Hiſpalenſis. Epiſcopi liber Etimologiarum ad Braulionem ceſar Auguſtanum Epiſcopum ſcriptus. Am Ende: Iſidori junioris hiſpalenſis epiſcopi. Etimologiarum libri numero viginti. finiunt feliciter. Per Gintherum Zainer ex Reutlingen progenitum. literis impreſſi ahenis. Anno ab incarnatione domini. Milleſimo quadringenteſimo ſeptuageſimo ſecundo. Decima nona die Menſis novembris. folio.

Iſidori junioris hiſpalenſis epiſcopi prologus in librum de reſponſione mundi & aſtrorum ordinatione ad Seſibutum regem incipit feliciter. Am Ende: Deo gratias Liber Sancti Yſidori epiſcopi de reſponſione mundi & aſtrorum ordinatione finit feliciter per Gintherum Zainer de reutlingen. Civem Auguſtenſem. Anno dni. MCCCCLXXII. Menſis decembris. Die ſeptima. folio.

Publii Ovidii Naſſonis fulmonenſis de arte amandi libri III & de remedio amoris. Am Ende: Liber Publii Naſſonis Ovidii de remedio amoris feliciter explicit. Impreſſus in Auguſta per Gintherum Zainer ex Reutlingen progenitum Anno domini MCCCCLXXI. XV. Kal. februarii. folio.

Hienach volgent die heyligen teutſchen Ewangeli vnd Epiſtel mit ſampt den vier Paſſion. Auch all lection vnd propheceien durch das gantz iar wi ſy in einem yegklichen meßbuch geſchriben ſteend von dem zeit vnd von dem heyligen nach ordnunge der heyligen Chriſtenheit. Auch vindet man in dieſem buch über all ſuntägliche Evangelii ein gloſſ. Das iſt ein gutte nützlicht ler vnd außlegung deſſelben ewangelis daz einem yegklichen Chriſtgleubigen menſchen gar nützlich iſt zu leſen. Augſpurg 1481. folio.

Landrechtbuch vulgo Schwabenſpiegel: Hie hebt ſich an das keyſerlich landrechtbuch geſetzt vnd geordnet von den Römiſchen keyſern vnnd kurfürſten Innhaltend alle gemeyn artickel des rechten was zethun rechtlich erlaubt oder vnrechtz zeuer meiden verbotten, oder vnrecht ſey einen yegclichen menſchen vnſt nützlich zewiſſen der ſol auch des leibs vnd zeytlicher gütter halb von gemeynes fridewege von den heyligen reich angeſehen vnd ernſtlich vor aller beſtätiget. Ohne Ort und Jahr. folio.*

Epiſtel Franciſci Petrarchä von Griſaldis. Am Ende: Hie endet ſich die Epiſtel Franziſci Petrarche us latin geteutſcht gemacht von einer

tugentreichen frowen geheissen Grisaldis, die einem Kunig durch ir tugentreiche werck wie wol sye nider von geburt was gemächelt ward. Die hat getruckt Gintherus Zainer von Reutlingen tzu Augspurg nach christi geburt MCCCCLXXI. jar. folio.

Bartholomäi Metlinger Regiment der jungen Kinder. Am Ende: geschehen als man zalt nach christi geburt tauset vierhundert vnd in dem LXXIII iar an dem achten den Tag sant Endris des zwölff-boten. folio.

X. Unbekannter Buchdrucker 1480—1500.

Der Bibliothekar Nyerup zu Kopenhagen entdeckte nachstehenden Verlagskatalog in der Decke eines Sammelbandes von verschiedenen Schriften aus dem 15. Jahrhundert stammend. Er ist nur auf einer Seite eines Folioblattes gedruckt und in niederdeutscher Sprache, sowohl die Einladung zum Kaufe, als auch die Büchertitel selbst.

Die meisten Titel konnte ich mit Ausgaben in niederdeutscher Sprache belegen und nur wenige wurden in hochdeutscher Sprache von mir aufgeführt, da ich sie mit den Titeln in der niederdeutschen nicht auffinden konnte. Es entsteht nun die Frage: Sind diese Bücher alle in der niederdeutschen Sprache gedruckt worden, oder wurden sie nur in jener Sprache angeboten, um dieselben der nur niederdeutsch oder plattdeutsch sprechenden Bevölkerung anzupreisen? Viele Bücher finden sich nämlich auch bei Johann Bämler in Augsburg, andere wieder in Lübeck bei Steffen Arndes gedruckt, und noch andere können auch am Niederrhein, etwa in Cöln gedruckt sein. Hierdurch entsteht nun die weitere Frage: Haben wir es hier mit einem Verlagskataloge eines Buchdruckers oder mit dem eines Buchführers (Buchhändlers) zu thun? Ich bin geneigt anzunehmen, daß das Letztere der Fall ist. Es wäre dieser demnach dann der erste Sortimentskatalog vor 1500.*)

Witlik sy allen lüden dat hir sind to kope desse nagbeschreuene boke in düdesch. Is dat ienigen behegelik is, desse nachgeschreuene boke alle edder etlike to kopen de mach kamen in de stede edder

*) Meusel, Historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin. Zürich 1791. III. Stück. S. 61—63. — Kinderling, Geschichte der nieder-sächsischen oder platt-deutschen Sprache. Magdeburg 1800. — Scheller, Bücherkunde der sächsisch-nieder-deutschen Sprache. Braunschweig 1826. — Wiechmann, Meklenburgs altniedersächsische Literatur. Schwerin 1864—1870. 2. Thle. — Panzer, Annalen der älteren deutschen Litteratur. Nürnberg 1788—1802. 2 Bde. und Zusätze. — Seelen, Nachricht von dem Ursprung und Fortgang der Buchdruckerei in Lübeck. Lübeck 1740. kl.-8°. — Bruns Beiträge zur kritischen Bearbeitung unbenützter alter Handschriften, Drucke und Urku Braunschweig 1802. ꝛc.

Herberge hir na geschreuen, he schal vinden eenen milden Verkoper.
Item de Biblie mit den figuren des olden unde nien Testamentes.
Item dat Passional, dat is Hilligen lident unde leuent, dat is een Spegel der minschen leuent, wente, als sünte Augustinus secht, neen dink thuet den minschen so seer to dogenden unde van den undogheden, als de der hillighen leuent vaken horen lesen edder segghen.
Item de Euangelia auer dat gantze jar, mit der glotzen, unde besunderen in der vasten alle dage.
Item unses heren leuent mit den figuren, alzo de Ewangelisten hebben beschreuen.
Item de teyn Gebode gades mit der uthdüdinge, wo men de schal verstaen. Ok mit den figuren des bade, unde der plaghen de eneme tokamen, de de hade auertreed un de rade unses heren, dat sind de bade de nien Ee.
Item de passie, dat is dat liden unses heren, mit sproeken und betrachtinge der hilligen lerers, bisunderen mit den vraghen Ancelmi, unde mit den gheestliken tho reisinghe der innicheit, als sunte Bernardus beschrifft.
Item een schon sermoen, wo eene iuncfruwe eren iuncfruweliken staeth schall bewaren.
Item de historie van der verstoringhe der stad van Troye.
Item de historie von deme groten koninge Alexander.
Item eene historie van den fouen wiisen meysteren unde is tomale ghenoechlik to lesende, unde me vind ganz gude exemple dar inne.
Item de historie van der duldighen vrouwen Griseldis de een Spegel is ghewesen aller eerbaren vrouwen in der duldicheit.
Item eene gantze seltzene historie van eener koninginnen geheten Melusina, das de Koninge van Cipren, van Frankrik, van Arrogonien, van Bremen, unde van Norweghen, van ghebaren sind. unde veele ander Greuen, heren unde vorsten, als men in der historien lesen mach.
Item eene gotlike lere unde vermaninge, wo sik twe minschen in deme sacramente de hilligen Ee holden scholen, dar se gade mede behegelik werden mogen.
Item van VIII stade der minschen in der Ee.
Item van IX stücken dar me gade wol mede denet unde behegelik wert.
Item de Zelentroest.

De Biblie mit vlitigher achtinge: recht vn dem Latine in Dudesck anergheſettet. Mit vorluchtinghe vnd gloſe: des hochghelerden Poſtillatores Nicolai de Lyra. Vnde anderer velen hilligher Doctoren. Am

Ende: Deme alwaldigheme gade. deme hemelscheme vader sy vmmetlike Dank namicheyt u. s. w. myt welkerer hulpe vñ vorbildinghe dit hilghe werk in ene hulpe des hilghen meñe louescheñ kerken. mit groter achtinghe vñ vlite gebetert is. vñ gründliken anergheseen. Vnde mit deßen erne bockstauen ghedrucket. vnde selichliken vullenbracht. vormiddelst Steffen arndes in der kayserliken stat Lübick. dat Jar vnses heren MCCCCxCiiij vp dē dach der hilghen wedewensunte Elizabeth. de dar was der xix dach' des manten Novembris. folio.

Hyr heuet syk an dat Passionael: Unde dat Leuend der Hylghen. Am Ende: Hyr endighet sick dat passionael este der hylligen leuendt mit velen nyen mercklichen schonen historien u. s. w. vth dem latine in dat Düdesck ghebracht vnde gedrukket. dorch dat beveel vnd kunst Steffani Arndes, inwaner vnd borgher der kayserlichen stadt Lübeck. Jnt yar vnses heren M.CCCCxCii vp den dach sunte Elizabeth. folio.

Epistolen vnde Euangelien myt den Glosen. Am Ende: Hir hefft eyn Ende dat eddle Boek Alse de Epistolen vnde Evangelien ock u. s. w. Nu vnde alle tyd in ewicheit Amen Anno dei MCCCCxCii. Lübek. folio.

Passional van Jhesus vn de marien leuende. Am Ende: Gedrucket to Lübeke MCCCCLxxxij des negheesten myddewekes vor Katherine der hilligen iuncruuen. 4°.

Dat Boeck van den Theyn Gebaden. JN desseme boke vindt me wo een yslik gut cristen mynsche de theyn gebade gades wol v'nemen schall na der vthvisinge d'hilligen schrifft. De theyn bade gades to holdende is noet to der selen selicheyt, Als Christus Jh'us süluen secht. xx. Sine Loco et Anno. folio. (Lübeck 1475 nach Kloß. No. 4128.)

Passion unsers Herrn Jesu Christi. (Der Wortlaut derselben in plattdeutscher Sprache konnte nicht aufgefunden werden.)*

Wie eine Jungfrau ihren jungfräulichen Stand soll wahren. (Dieses Tractat bildet den dritten Theil von dem oben angeführten Buche: „Dat Boeck van den Theyn Gebaden" und wurde wahrscheinlich selbstständig verkauft.) folio.*

Buch von der Zerstörung der Stadt Troja. Hyr begynth de inuoringe des Bokes der historien vñ der verstoringe der stat Troya. Am Ende: Hyr heft een ende de historie van der verstoringe der eddelen vnde mechtigsten stat Troya de gedicht und gemaket ist an der borth Christi unses heren dusent twe hudert vnde in dem lxxxvj yare ... Finit feliciter in Jhesu nomine humanitati. kl. folio.*

Von Alexander deme groten koninge: (Das einzige bekannte Exemplar in plattdeutscher Sprache ist nach Lappenberg defect, am Anfang und

Schluß, und kann deshalb deſſen genauer Titel nicht angegeben werden.) folio.*

Hir heuet ſick an een bock vnde heth in deme dudeſchen de hiſtorie vñ ſouen wyſen meiſteren. Anfang: Vmme to wetende myt korte wat in duſſeme boke is ſchall me merken, dat in deſſem boke werden geront waraftige hiſtorien, de gheſcheen ſin in vortyden vnde werden vth ghelecht to eneme gheſtlyken ſynne, vns der mede van den ſunden to thende, vnde to beterende vnſe ſundige leuent. (To dem erſten van deme kayſere Praciano, de hedde men ſone geheten Dyocleſianus .... Am Ende. Amen. Et ſic eſt finis. kl. folio.

De hiſtorie van der duldichait der vruwen Griſeldis van der Franciſcus petrarcha ſchrifft, doch eth johannes bacacius walſch in den latin vnde ik in den dunſchen gg. folio.* (Nach Nyerup, Spicilegium bibliogr. S. 187 u. Scheller No. 495.)

Geſchichte der Meluſina. Am Ende: „Duſſe here van portenak de duſſe hiſtorie in walſcher tunge maken leeth was genampt her Wilhelm von portenak vnde ſtarff an der bort Criſti duſend vnde hñdert iar in deme ſon neuende vor pinxten .... wente dit boek nicht in dudeſcher tñge en is ſo hebbe ick dit vth deme walſche in Dudeſch geſattet to leue vnde to eeren als vor geſcreuen ſteyt vnde myt des godes hülpe vullenbrocht do me ſcreff M.CCCCL.VI des Donredages vor ſunte Vincentii daghe, ... Jck hebbe ok geleſen vele ſchoner hiſtorien van koninck Artus van veelen ſpare ridderen vn der taffelrund de har ywen ende heer geave heer langeholt heer triſtran heer parcifall van itlike hiſtorie byſunderen, Ok van ſunte Wilhelm van pontus vñ hertoch Wilhelm van Orliens vnde van Merlin. Men my duncket da eene hiſtorie vermoder vñ vuenturliker ſy men duſſe ... Jk hebbe ock vñ deme vorbenamden Erlach gehored dat de greuen vn ſunte pawell .... Hyr mede nimpt dyt boek een ende, ... gelavet moten weſen in ewicheit, Amen, ¶ Deo laus. (Nach Lappenberg, Hamburger Buchdruckergeſchichte S. 8.)*

Eyne ſchone leflike Lere vnde Vnderwiſinge wo ein jewelick man ſyn Huß regeren ſchal. 1485. Sine Loco. (Lübeck.) 4°.

(Dieſe Schrift enthält die drei nächſtfolgenden Tractate, die wahrſcheinlich auch einzeln verkauft wurden und einzelne Titel hatten.)

Hyr beginnet eyn ſchone ſpegel d' criſtene mynſchen dar inne beſlatene is allent dat dar noet is tho der ſelen ſalicheyt. (Lübeck 1497) 12°.

Zum Kapitel der Bücherausstattung.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß keineswegs alle Bücher, gebundene sowohl als ungebundene, welche auf den Büchermarkt gelangen, gut gefalzt zu sein pflegen.

Wer mit aufmerksamen Blicken viele Bände durchblättert hat, wird nur gar zu häufig die Bemerkung haben machen müssen, daß die gedruckten Zeilen eines Blattes das eine Mal recht nahe an die Schnittfläche des Buches heranreichen, sowohl an den Seiten, als auch oben oder unten, und das andere Mal, selbstverständlich stets in der correspondirenden Hälfte des Bogens, sich ebenso weit wieder von dem Rande entfernen. Ist das gebundene Buch nun gar noch stark beschnitten, so kann es wohl geschehen, daß kaum ein Centimeter-breiter Raum die Columne der gedruckten Zeilen an der Seite umschließt, während eine zwei- bis dreimal so breite weiße Fläche sich in der Mitte befindet. Kann es etwas Unschöneres, etwas mehr Unharmonisches geben? Auch pflegt eine solche Anomalie, hervorgerufen durch übergroße Hastigkeit des Broschirens und durch bedauerlichen Mangel an Sorgfalt bei der heutigen unsoliden Art des Buchbindens, in einem Bande zu wiederholten Malen sichtbar zu werden. Da mag es sich denn ereignen, daß Bogen auf Bogen alle Harmonie verloren haben. Oben schmaler Rand, unten breiter, zur Seite links eine breite weiße Fläche, rechts eine correcte Stellung der Druckzeilen; eine Seite umgeblättert: links schmaler Rand, rechts breiter u. s. w. u. s. w.

Ist das Buch schön und kostbar gebunden, so will das als reiner Hohn auf die Einrichtung des Ganzen erscheinen. Das Buch wird freilich eine Stunde früher fertig werden können, allein diese Nachlässigkeit hat Alles verdorben. Man möge also darauf achten!

Giebt man einen broschirten Band dem Buchbinder zum Einbinden, so mag man versichert sein, daß er gegen die gerügten Mängel, falls sich dieselben schon vorfinden sollten, vollständig unempfindlich ist;

er wird es darauf ankommen lassen, ob man eine tadelnde Bemerkung bereit hält oder nicht; dem mißlichen Umstande vor dem Heften durch eine neue Falzweise noch abzuhelfen, wird ihm jedenfalls nicht einfallen. Wozu solle er sich diese Mühe noch geben?

Auch mit dem Beschneiden der Bücher geht man in der Regel viel zu rücksichtslos um. Anstatt das Messer so anzusetzen, daß nur soviel von der Fläche abgeschnitten wird, um alle Bogen gleichmäßig zu treffen, nimmt man weg, je nach Belieben: stets aber recht reichlich. Wir wollen nicht darauf aufmerksam machen, daß ein Buch auch einmal von Neuem gebunden werden muß, wenn es sehr häufig und nicht sehr schonend benutzt worden ist, insofern es nicht in seiner nur noch fragmentarischen Gestalt mehr als unschön, beinahe widerlich aussehen soll; wir haben nur zu bemerken, daß ein breiter, d. h angemessen breiter, stattlicher weißer Rand oben, zur Seite und unten, die gedruckten Zeilen einfassend, zur schönen Harmonie des Buches viel beiträgt. Alte Bücher pflegen immer, und recht splendid, einen solchen zu zeigen. Man wolle auch dies also nicht vernachlässigen!

Nicht die Absicht, recht wenig Inhalt den Seiten des Buches zu geben und die Stärke desselben zu erhöhen, hat die sparsame Ausdehnung der Druckfläche hervorgerufen, sondern augenscheinlich nur das lebhafte Gefühl für Schönheit des Ganzen; denn oft sind die Zeilen wenig durchschossen und kompreß gedruckt, was andernfalls doch unterblieben wäre, wenn der weiße Rand nicht für nothwendig gehalten worden. Selbstverständlicher Weise muß der Innentheil, der Falzkerbe und dem Heftfaden benachbart, viel schmäler gehalten werden. Breiter Rand rechts von den Druckzeilen, links davon; wieder rechts vom Faden und auf der andern Außenseite eines aufgeschlagenen Buches ist eben so unschön wie ein übermäßig schmaler an allen diesen Stellen.

Schon das Auge scheint zum Ausruhen und zur gefälligen Abhebung einen beträchtlichen Außenrand zu verlangen. Man liest in einem solchen solchen Buche noch einmal so gerne.

Hierbei wollen wir es nicht unterlassen, die tadelnde Anmerkung zu machen, daß gedruckte Randnotizen in gelehrten und wissenschaftlichen Büchern überhaupt, besonders geschichtlichen (Angabe von Jahreszahlen ꝛc.), welche aus dem gedruckten Vierecke heraustreten, typographisch unschön und also unstatthaft sind. Soll eine Randnotiz zur Erleichterung des Studirenden bei Auffassung der Thatsachen oder zur Orientirung über den Inhalt der Seiten nicht unterbleiben, so möge sie eingerückt werden: in einen kleinen viereckigen Raum am Ende der Zeilen, wie man es hin und wieder auch wohl angewendet findet.

Der weiße Raum, der die Zeilen am äußern Rande einfaßt, darf unter keiner Bedingung bedruckt werden, und nicht des Beschneidens wegen, sondern um die Schönheit des Ganzen nicht zu verspotten.

Hat eine durchgängig sorgfältige Weise des Falzens stattgefunden, dann erst soll zum Heften des zu bindenden Buches geschritten werden und zwar ebenfalls in der sorgfältigen Art, wie wir es schon angegeben haben. Neben der soliden Einfügung der gesammten Bogen in ihrer verbundenen Ganzheit in den entsprechend stark und haltbar gewählten Rücken, Deckel und den Ueberzug beider trägt vorzüglich die Technik des Heftens zur Haltbarkeit des Bandes für lange Zeit ungemein bei. Ja, wenn gut und sehr gut ausgestattete Bücher bei starkem Deckel, bei schönem und widerstandsfähigem Lederrücken, dennoch so oft zerblättert und im Innern aus den Fugen gegangen, den Besitzer in Aerger und Erstaunen versetzen, so hat es sicherlich nur ganz allein an der verlotterten Heftweise der einzelnen Bogen gelegen. Rücken und Deckel sind noch wohlerhalten, sehen wie neu aus, und die Bogen befinden sich in der größten Unordnung oder haben sich gar ganz von dem Deckel getrennt. Saloneinbände: Deckel und Rücken liegt beiher; und die Bogenzahl des Buches mit ihren beiden sehr kurzen Bünden ausgerissen, wird bei jedesmaligem Lesen in den Deckel hineingelegt!

Kein Band, der auf weniger als drei Bünden geheftet wird, darf als ein solider, haltbarer bezeichnet werden, es sei denn, daß *vollständige* Ausheftung jedes Bogens und noch dazu ein sehr starker Vorsatz von Papier oder Leinwand zwischen Deckel und dem ersten und letzten Bogen des Buches stattgefunden hat. Drei Bünde zum wenigsten für jeden Octavband müssen wieder Regel werden, für einen großen Octavband auch vier; ebenso für jeden Quartband selbstverständlicher Weise. Gerade auf eine solche Berücksichtigung des Nothwendigsten kommt es ganz besonders an. Drei Bünde, und dabei die Hälfte des aufzuwendenden Zwirnes gespart, will auch nichts helfen. Die Blätter und Bogen werden trotz alledem locker. Man sehe nur einen recht alten und sauber gearbeiteten Einband an! Wie schön glatt und ohne Risse, Erhöhungen, Lockerungen ꝛc. präsentirt sich der *Schnitt* des Buches! obwohl es häufig benutzt worden ist; denn das bezeugen die unscheinbar gewordenen Farben des unteren Schnittes. Der Schnitt *aller* modernen Büchereinbände nach einmaligem Gebrauche nur sieht jämmerlich aus, wenn nicht der Band ausnahmsweise sehr gut geleimt, geschlagen und gepreßt worden ist, und wenn ein Aufbrechen desselben nicht stattgefunden hat. Einen glatten Schnitt in ebener Fläche bei

gebrauchten Büchern wird man vergebens suchen. Die Bände sind eben nicht so geheftet worden, wie es die Technik verlangt.

In den letzten Jahren ist nun die Heftweise mit Draht eingeführt worden, wenigstens in den großen Buchbindereien, die Massenvorräthe von Büchern und ganze Auflagen in kurzer Zeit zu bewältigen vermögen. Auch kleinere Werkstätten hier und dort haben sich diese Neuerung angeeignet. Gegenüber der alten unsoliden Praxis des Bindens muß diese Herstellungsart als eine große Wohlthat für das Publikum sowohl, als für Verleger und Buchhändler bezeichnet werden. Nicht, als ob auch diese nicht nachlässig und unsolide betrieben und ausgeübt werden könnte; aber im Allgemeinen bietet sie doch mancherlei Vortheile. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Schnelligkeit der Herstellung durch Maschinen mit Dampfbetrieb eine größere geworden ist, daß die Herstellungskosten bei großen Auflagen etwas geringere oder vielleicht gar bedeutend mäßigere geworden sind.

Daß kleinere Buchbindereien, und nun gar ganz kleine, in ihrer Arbeitsweise dadurch nicht geschädigt werden, sei hier nur erwähnt. Das Heften eines Buches nämlich mit Zwirn vermag dem Aeußern auf jeden Fall dieselbe, wenn nicht eine noch größere Accurateſſe zu geben, als die vollendetste Technik einer Maschine. Wenigstens so weit wir es augenblicklich zu übersehen vermögen.

Die Heftweise mit Draht hat freilich sehr Vieles für sich, auch außer den beiden oben erwähnten Factoren: eines geringeren Preises für die Arbeit und größerer Schnelligkeit der Ausführung. Alle mit Draht gehefteten Bogen müssen als gefälliger für die Leser eines Buches bezeichnet werden als die früheren schlotterigen aus den Fabrikwerkstätten der großen Buchbindereien. (Wohl zu bemerken: gut und sauber mit der Hand ausgeführtes Heften vermittels Zwirn wird stets sehr geschätzt und haltbar bleiben.) Auch ohne mit besonderer eigenartiger Sorgfalt hergestellte Einbände, bei denen Drahtheftweise in Anwendung gekommen, setzen der Benutzung durch den Leser wenig Unbequemlichkeiten entgegen. Alle Bogen haben so viele Klammern erhalten, oben eine, unten eine, eine wenigstens noch in der Mitte, daß die Blätter selten sehr locker werden. Ist das Buch stark gepreßt, gut geleimt, so kann der Einband sehr haltbar genannt werden. Sind noch mehr als vier Klammern bei einem Oktavbande sichtbar, jeden Bogen hindurch, so darf das Buch für eine dauernde Benutzung als geeignet genannt werden. Das Aufschlagen und Liegenbleiben der aufgeschlagenen Bogen beim Lesen ist sehr erfreulich. Der Schnitt zeigt selten große Unregelmäßigkeiten. Die Verbindung mit dem Deckel ist

durch vorgelegte Leinwand und andere Stoffe haltbar, auch elastisch geworden, was uns sehr angemessen und zweckdienlich dünkt. Nur will uns scheinen, als ob eine Spaltung, ein Bruch dieser Verbindungsart, des Papieres auf der Oberfläche der Innenseite vorzüglich, sich bald bemerklich macht.

Leider zeigt jeder Schnitt eines mit Draht gehefteten Buches kleinere Rillen, längsläufige Unregelmäßigkeiten, entsprechend der ersten Seite, der Mitte und dem Ende eines jeden Bogens, gleichsam als ob der ganze Schnitt kannelirt wäre; und da wir das bei jedem in dieser neuen Weise gehefteten Bande gesehen haben, so wird es wohl ein nicht abzuändernder Umstand sein, der stets der Drahtheftweise ankleben mag. Die alte Heftart mit Zwirn gab den schönsten, korrekten und glättesten Schnitt, d. h. einen, der stets glatt und schön bleiben konnte. Denn allmählich erst tritt diese Kannelirung als Mißstand beim Gebrauche, wenn auch schon nach sehr kurzer Zeit, hervor; beim Schneiden konnte die Abweichung nicht verhindert werden.

Wir glauben nicht, daß eine Zerstörung der Drahtklammern durch Rost etwa zu befürchten ist. Wird das Buch häufig benutzt, so wird der Rost sich darauf zu bilden kaum Gelegenheit finden. Unbenutzte Bände pflegen aber so zugeschlagen zu sein, daß ein Durchrosten des Drahtes auch nicht geschehen wird. Sie müßten sich denn gerade in offenbar sehr feuchter Atmosphäre befinden. Eher könnte man schon ein Zerschneiden des Papieres an der gepreßten und stark zusammengepreßten Stelle, wo die Klammern angelegt wurden, befürchten und daß so nun die Verbindung der Blätter und Bogen bei sehr häufiger Benutzung illusorisch werden möchte. Doch wollen wir darüber nichts Bestimmtes voraussagen. Die Erfahrung wird es ja lehren.

Es ist auch der Versuch gemacht worden, eine Heftweise vermittels Zwirn durch Maschinen herzustellen. Wir glauben aber nicht, daß eine korrekte, gute und haltbare Arbeit dabei zu Stande kommen wird. Vielleicht mögen wir uns irren; doch zweifeln wir an der Möglichkeit einer guten Ausführung.

Über die „Drahtheftmaschine" möge man auch nachlesen, was im Börsenblatte f. d. d. B. Jahrgg. 1880, S. 573 gesagt worden ist. Der Aufsatz verhält sich zwar etwas ablehnend der neuen Erfindung gegenüber, ist aber doch lehrreich und anerkennend.

Eine andere Ausstellung, die wir bei gebundenen Büchern zu machen haben, betrifft das häufige Fehlen eines Kapitales, oben und unten an der Rückseite des Schnittes zwischen den beiden Deckeln eines

Bandes. Nicht allein, daß ein solches Kapitalen die Zusammengehörigkeit der einzelnen Bogen bedeutend verstärkt, die Rundung des Rückens aufrecht erhalten hilft; es verleiht auch dem Bande ein gewinnendes, zierliches Aussehen. Bücher ohne Kapital sehen kahl, unfertig, unscheinbar aus. Nur sollte man das Kapital auch von gehöriger Länge nehmen, nicht zu kurz und nicht zu lang, von einem Materiale, das nicht leicht ausfasert, das nicht leicht Staub annimmt und dadurch seine Farbe verliert, das mit dem Rücken unschwer verbunden werden kann und nicht spröde abplatzt und nebenher hängt.

Was nun die Farbe des Schnittes angeht, welche man modernen Büchereinbänden zu geben pflegt, so ist Roth sehr in Aufnahme gekommen und auch wohl beliebt geworden. Früher, vor einem Menschenalter, liebte man auch den vollständig grün gefärbten Schnitt.

Eine haltbare Farbe, welche sich nicht leicht verwischt, auch nicht abblättert, und die ganze Breite des Schnittes überzieht, — nicht nur stellenweise, wie der gesprenkelte, marmorirte — darf als sehr zweckmäßig bezeichnet werden. Jede Verzierung des Schnittes dient nicht nur dem Schönheitsbedürfniß, sie ist auch von besonderm Nutzen. Ein ungefärbter Schnitt, ohne eigentliche weitere Behandlung, wird leicht abgegriffen, wollig und beginnt wohl zu zerbröckeln. Welch unästhetischer Anblick die beschmutzten, von den Fingern unachtsamer Leser grau, ja schwarz gefärbten Schnittflächen von nicht intensiv farbigem Überzuge darbieten, schaue man an den aus der Leihbibliothek entliehenen Bänden! Kann man doch an der helleren oder dunkleren Färbung des Schmutzüberzuges alle die Stellen erkennen, welche am häufigsten durchgelesen wurden, ja wohl einzig allein die Aufmerksamkeit des Lesers gefesselt haben.

Je weniger aber die leichte Kunst verbreitet zu sein scheint, ein anständiges Buch auch in anständiger Weise in der Hand zu halten und so zu benutzen, daß nicht alle Schmutztheilchen der Finger am weißen Papiere sitzen bleiben; um so mehr ist es von Nöthen, die abscheulichen Benutzungsspuren schon von vorn herein zu verdecken oder unsichtbar zu machen. Ein dunkelroth gefärbter Schnitt mag das wohl thun. Zwei farbige Arten desselben scheinen verwendet zu werden: ein ziemlich hellrother, der wenig oder gar nicht von seiner Farbe abgibt, und ein dunkel rosenrother, welcher sehr stark abfärbt. Der erste sieht nicht gerade sehr schön aus, ist aber doch haltbar; der zweite kann wohl ziemlich geschmackvoll genannt werden, ist aber doch wenig empfehlenswerth, weil er selbst zur Beschmutzung der weißen Blätter eines Buches beiträgt. Die rosenroth gefärbten Finger des Lesers, der das

Buch in Händen hält, wenn der Einband nicht so beschaffen ist, daß man es bequem und aufgeschlagen auf eine Unterlage niederlegen kann, lassen auf jeder Seite Leseſpuren zurück. Sollte es nicht möglich sein, diese Farbe so zu fixiren und haltbar dem Schnitte aufzutragen, daß sie das leidige Abfärben unterläßt?

Gewiß wird die Technik auch diesen Übelstand überwinden können. Man möge nur Versuche anstellen und die Resultate mittheilen.

Die gesprengten Schnitte in marmorirten Farben, welche gleich einem Gitterwerk die weiße Schnittfläche des Buches überziehen, verwischen sich gar zu leicht, vertragen gar keine Benutzung und wollen uns daher auch nicht gefallen; eben so wenig die ganz hellen, grauen, schwach getüpfelten, welche private Buchbinder gewöhnlich anzubringen pflegen, weil sie keine besondere Mühe verlangen. Auch diese sind gleich abgegriffen.

Intensiv gefärbte Schnitte sind wohl am zweckmäßigsten. Die bunt marmorirten, welche ununterbrochen einem Farbenteppich gleich sich über den Schnitt verbreiten, und die bei französischen Halbfranzbänden sehr häufig zu finden sind, denen sie sehr schön anstehen, möchten wir für nachahmungswerth und zweckdienlich erklären. Abfärben thun sie nicht; Leseſpuren verdecken sie und geschmackvoll arrangirt und hergestellt erfreuen sie auch das Auge.

Goldschnitt ziert jedes Buch. Er ist haltbar und gut, wenn das verwandte Material nur nicht zu schlecht genommen wird. Goldschnitt schont den Schnitt des Buches außerordentlich. Freilich will er auch selbst wieder geschont sein. Aufgebrochene Bände, oder solche mit gelockerten Bogen sehen stets abscheulich aus, wahrscheinlich weil sie das Widerspiel von künstlerischem Aufwand und unzarter Behandlung am besten illustriren. Goldschnitt steht Leinenbänden am besten an, weniger Franzbänden, doch auch diesen.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Leinen- und Ganzleinenbände nicht für die Bibliotheken, öffentliche sowohl als private, zurückzuziehen sind, weil Franzbände, Halbfranzbände für Bibliothekeinbände nur ganz allein erklärt werden können. Leineneinbände hingegen dürfen nur als provisorische betrachtet werden, die noch eine erneute Arbeit verlangen. So sei es in England Mode und Sitte.

Um Bücher dem Käufer, ihrem Aeußern nach, nicht in sehr fragwürdiger Gestalt zu übergeben, zusammenhangslos und unbenutzbar für eine sofortige Durchsicht, nur geheftet in buntem Papierumschlage

oder gar noch ungeheftet, so daß die aufgeschnittenen Bogen blattweise in alle Winde fliegen, sei die etwas starke und splendide Broschüre in Aufnahme gekommen.

Man sieht daher auch wohl in Ganzleinen gebundene Bücher, deren Bogen nur oben beschnitten sind, nicht aber unten oder an der Seite: als eine Nachahmung der englischen Praxis. Nun wohl, das mag ja ganz gut sein, aber ob es dem deutschen Publikum gegenüber sehr zweckmäßig und angebracht erscheinen will, ist denn doch wohl eine andere Sache. Wenn der Deutsche noch immer nicht für Bücher so viel Geld ausgeben will, als es die Autoren, Verleger und Sortimentsbuchhändler für nothwendig halten oder doch gerne sehen möchten, so will uns bedünken, daß er nur in den allerwenigsten Fällen sich noch gar entschließen wird, ein Buch, das doch wie gebunden bereits aussieht, wenn auch nicht ganz, und das immerhin mehrere Mal recht gut durchgelesen werden kann, ohne völlig aus den Fugen zu gehen, sobald nach vollzogenem Ankaufe dem Buchbinder für einen preiswerthen Franzband anzuvertrauen, ehe er es in seine Bibliothek einreiht. Wie viele Deutsche besitzen denn aber eine Bibliothek? Wer keine sein eigen nennt, wird am wenigsten geneigt sein, sich diese Mahnung zu Herzen zu nehmen; wer eine besitzt, ist zufrieden, ein leidlich benutzbares Buch erworben zu haben. Er denkt vorläufig nicht daran, für einen dauerhaften Einband zu sorgen, der alle Anforderungen von Solidität und Geschmack, die eine Bibliophile nur stellen mag, erfüllen wird. Er kauft sich, wenn er Bücher des Lesens wegen erworben hat, für sein disponibles Geld lieber neue.

Es mag ja wohl auch in Deutschland Bücherfreunde geben, die eine Leinwandbroschur recht zu deuten wissen und sie durch einen soliden Halbfranzeinband bald ersetzen werden, aber wieviel werden ihrer sein? Ein Paar Hundert vielleicht. Da lohnt es also wohl kaum die Mühe, deretwegen eine hier noch außergewöhnliche Maßregel zu ergreifen. Jedenfalls aber halten wir die Leinwandbroschur nach Art der englischen hier für zu verfrüht. Erst möge man dafür sorgen, daß in Deutschland recht viele Bücher von Jedermann (ein sehr frommer Wunsch!) gekauft werden; dann erst, wenn diese Thatsache zu den ausgemachten und allgemein Sitte gewordenen gehören wird, möge man für den angemessensten provisorischen Einband der zu verkaufenden Bücher Sorge tragen. Augenblicklich darf man wohl schon zufrieden sein, wenn von guten Einbänden, die für die Dauer angelegt sind, recht häufig Gebrauch gemacht wird.

Oeffentliche Bibliotheken aber können diese starke und kostspielige

Broschur gar nicht verwenden. Für sie ist dieselbe so zweckwidrig wie nur irgend möglich. Die Bücher sollen gleich eingereiht und auch ausgegeben werden. Sie bedürfen gleich eines starken Einbandes. Welch ein Aufwand von Zeit und Mühe und Geld, wenn die Broschur erst wieder entfernt werden soll!

Exemplare eines Buches aber neben einander ungebunden, in haltbarer Broschur und in Franzeinband auszugeben, auf den Büchermarkt zu bringen, ist doch wohl ein überflüssiger Aufwand auch der Verleger und Baarsortimenter, die so etwas unternehmen würden. Es wird also vollständig genügen, gut geheftete und gut gebundene Exemplare neben einander gehen zu lassen, oder bei Büchern gewisser Art, bei belletristischen vorzüglich, und bei wohlfeilen dieser Gattung im Besondern, nur allein gebundene cirkuliren zu lassen.

Denn freilich ungebundene Exemplare, die nicht einmal mit einem kurzen Zwirnsfaden geheftet sind, repräsentiren in unseren Tagen eine Ungezogenheit von Seiten der betheiligten Verleger. Mag für diese die Zeit auch gleich Geld sein und das für Heften broschirter Bücher ausgegebene Geld für sie als Geld doppelt gerechnet werden, so kann das Publikum doch auch wohl verlangen, daß seine Zeit und Mühe in Rechnung gezogen werde, daß für sie die Zeit auch gleich Geld angeschlagen werde. Kaum ist ein solch' ungeheftetes Exemplar aufgeschnitten, so zerstreuen sich die Blätter eines Bogens; geht man nicht sehr behutsam mit dem Ganzen um, so fallen die gelösten Blätter heraus; man hat die Mühe alle nach der Seitenzahl zusammenzusuchen, man hat gar diese Mühe des öftern, ehe man das Buch noch einmal durchgesehen oder gelesen hat.

Ein aufgeschnittenes Exemplar in seinem ungehefteten Zustande mag man nicht einmal gerne zur Hand nehmen, in Erwartung dessen, was da kommen wird. Ehe dasselbe zum Buchbinder gelangt, gehen wohl gar noch ein Paar Blätter verloren; und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Wir wollen auch darauf hinweisen, daß ungeheftete Exemplare bequem vor dem Kauf durchgelesen werden können, daher Manchen zum Kauf nicht mehr reizen werden; jedenfalls aber fordern sie die Lesesucht, die unerlaubte des Nicht-Kaufenden, in unbilliger Weise heraus; bei Verkäufern und bei denen, die Ansichtssendungen erhalten. Das gibt denn zerzauste und ramponirte Remittenden ab, die dem Verleger doppelte Mühe auferlegen. Daher keine ungeheftete broschirte Novitäten mehr!

Da wir bei der Leinenbroschur und bei Novitäten einmal schon

sind, so wollen wir noch einige Worte über das Bedrucken der Umschläge und der Leinwanddeckelüberzüge fallen lassen. Man kennt die Kreuz- und Querzüge der Typen auf dem blauen, rothen, grünen, gelben Gewande der Novitäten, oft auch auf dem gelb-grünen, grünrothen zugleich, gestreift in der unsinnigsten Weise, bloß um die Aufmerksamkeit des Schauenden zu erregen. Man weiß, wie die Lettern von steil oben nach unten laufen, von rechts unten nach links oben, durcheinander, in der Runde, wie sie Sprünge machen, theilweise auf den Kopf gestellt werden; man möchte beinahe fragen: warum so viel Lärm und Zeitaufwand für Nichts? Geschmackvoll ist das gewißlich nicht; ob sensationell? Das möchte wohl auch noch die Frage sein: heutzutage, da alle Straßenplakate das in ihrer Art besser machen, die Neugierde aber längst schon abgestumpft haben.

Mag das nun aber so zweckmäßig oder unzweckmäßig sein wie es will, und übergeschmacklos noch dazu; so muß man aber doch verwundert fragen, was das denn bedeuten soll, diese Ausgeburten eines verrückten typographischen Geschmacks, auf die für eine gewisse Dauer immerhin angelegten Leineneinbände oder Leinenbroschuren, wenn man sie so nennen will, zu übertragen? Von den schreienden Farben vieler derselben wollen wir schon gar nicht reden; als ob sie nur für kleine Kinder bestimmt wären? Zum Spielzeuge vorübergehender Launen: was freilich oft genug sehr zutreffend gewesen sein mag. Aber auch auf Leinenbänden sieht man neben Caricaturen aller Art die gewagtesten Spaziergänge und Bocksprünge der Lettern.

Kreuz und quer stehen sie auch dort. Oben, unten, in der Mitte, an den Seiten; wo nur irgend Raum zu finden ist, welcher der Natur der Sache nach frei bleiben soll, haben sie sich eingefunden; wie es scheinen will, wider die Anordnung und den Willen des Setzers. Sie haben sich unter den Händen des Buchbinders dahin verlaufen: Lettern jeder Art und Schriftgattung, ohne Auswahl, ohne Harmonie, lateinische und deutsche durcheinander. Als ob *ein* Alphabet aus Fraktur, oder Antiqua nicht zum Ausdruck des Titels genügen würde?!

Sind denn diese gebundenen Exemplare nur für das Schaufenster allein bestimmt? Haben sie keinen andern Zweck zu erfüllen, als die müßige Neugierde eines Vorübergehenden zu erregen?

Neben und über und unter den Lettern des Titels sind alle nur möglichen und unmöglichen Figuren angebracht, in Schwarz oder Gold ausgedrückt: Vignetten, Namenszüge, Portraits, Abbildungen, ganze Illustrationen jeder Art und jeder Größe. Eines soliden Bucheinbandes unwürdig und geschmacklos an und für sich, weil natur- und zweck-

widrig ist das nun ohne jede Frage. Denn der Einband ist nur dazu da, das Buch zu schützen, die Blätter vor dem Verderben zu bewahren; verziert soll er nur so weit sein, als es die Natur der Sache mit sich bringt, als es Geschmack und Schönheit rechtfertigen. Illustrationen gehören doch in das Innere. Da ist doch Raum genug für ganzseitige Bildnisse, Portraits, Abbildungen u. s. w. Was sollen die noch auf dem Deckel oder dem Rücken des Buches? Also weg damit! Fort in das Innere!

Und die typographische Anordnung der Buchstaben auf dem Rücken und dem Deckelüberzuge eines Buches pflegt doch auch einem bestimmten Gesetze der Schönheit zu unterliegen, gerade so wie auf den gedruckten Innenseiten eines Buches, wo der Setzer nicht alle möglichen Schriftgattungen unter einander würfeln wird. Also auch draußen Harmonie und Ordnung!

Sparsame Verzierung in Rankenwerk und Arabesken, wenn eine einfache Glattseite der Leinwand nicht genügt, die freilich kahl und trübe aussieht, da keine Uebergangsform Rücken und Seite von einander scheidet, wie bei dem Halbfranzeinbande.

Eine stilvolle Verzierung gebührt dem Rücken eines Buches, da dieser in den Bibliotheksschränken dem Beschauer zugekehrt ist, aber der Seitenfläche des Bandes doch kaum und jedenfalls nur insofern, als eben der Leinenband nicht ganz in die Bibliothek gehören will, mehr für den Nipptisch oder für das Arbeitszimmer des Benutzenden: zum steten Gebrauche.

Für die wohlfeilen Büchersammlungen, die Eine-Mark-Collectionen, ist der Leinenband in seiner Art kaum zu entbehren. Ein Franzband würde das Ganze ungemein und unverhältnißmäßig vertheuern, zum Preise der Bogen des Buches in keinem rechten Verhältniß stehen; daher sollte man aber auf die Herstellung und eine maß- und geschmackvolle Verzierung der Leinenüberzüge die größte nur mögliche Sorgfalt verwenden.

Zu guterletzt nun noch, ehe wir den Einband des Buches verlassen, eine Bemerkung. Warum verklebt man zwischen Rücken des Einbandes und zwischen Rücken der Bogen denn immer bedrucktes Makulaturpapier, als ob reines weißes gar zu theuer wäre? Warum in unverantwortlicher Weise so unzweckmäßig und auffällig, daß bei jedem Blicke über das Kapital eines aufgeschlagenen Buches hinweg, diese Papierfragmente sichtbar werden? Sauberkeit und Accurateſſe der Arbeit thut auch hier noth. (Schluß folgt.)

Einleitung in die bibliographischen Systeme.

Von

Albert Erlecke.

(Fortsetzung.)

In Deutschland erfuhren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch verschiedene Stadtbibliotheken bedeutende Vermehrung, z. B. die Leipziger, welche 1733 schon 30,000 Bände zählte, die Danziger, die Zittauer ꝛc., und an den neu errichteten Hochschulen zu Göttingen und Erlangen entstanden reiche Bibliotheken, von denen die erste schon bald nach ihrer Gründung über 200,000 Bände zählte. Es wäre weit mehr noch geleistet worden, hätte nicht die durch den Protestantismus und die vielen Streitigkeiten besonders der kleineren Fürsten unter einander hervorgerufene Zerrissenheit, endlich auch der siebenjährige Krieg ein großes, gemeinsames Streben unmöglich gemacht.

Das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts blieb trotz alledem epochemachend für die Entwickelung der deutschen Bibliographie zu ihrer heutigen Höhe. Es war zunächst Mich. Denis, der durch seinen „Grundriß der Bibliographie." Wien 1774, seinen „Grundriß der Litterargeschichte." Wien 1776; endlich seine „Einleitung in die Bücherkunde." 2 Theile. 2. Aufl. Wien 1795—1796. 4°, anregend auf verwandte Geister wirkte. Er setzte darin 7 Hauptdisciplinen fest, auf welche sich seiner Ansicht nach alle menschlichen Kenntnisse, folglich auch alle Bücher zurückführen lassen — sieben, weil sieben, jede insbesondere genommen, leichter zu übersehen seien, als vier oder fünf, ohne daß sie doch durch ihre Zahl zu arm und mager würden. Diese 7 Hauptdisciplinen sind nach ihm: Die Gottesgelahrtheit, die Rechtswissenschaft, die Weltweisheit, die Heilkunde, die Mathematik, die Geschichte, die Philologie. Jede habe ihre Fächer und Unterabtheilungen, und durch eines dieser Fächer sei jede mit einer anderen so verbunden, daß sie eine förmliche Encyklopädie ausmachen. Die Gottesgelahrtheit hänge durch die Concilienkenntniß mit der Rechtswissenschaft, letztere durch das Naturrecht mit der Weltweisheit, die Weltweisheit durch die Naturgeschichte mit der Heilkunde, die Heilkunde durch die Anatomie mit der Mathe-

matik, die Mathematik durch die Zeitrechnung mit der Geschichte, die Geschichte durch die Romane mit der Philologie, die Philologie endlich durch die Mythologie mit der Theologie zusammen. Die Aufeinanderfolge der Disciplinen motivirt der Verfasser wie folgt: „Der Mensch machte sich zum ersten Geschäft, ein höchstes Wesen, seinen Schöpfer, nach allen seinen Vollkommenheiten zu erkennen, und nach diesem Erkenntnisse seine Pflichten gegen ihn zu bestimmen; daher die Gottesgelahrtheit. Er fand sich von diesem Schöpfer mit gleichartigen Gesellschaftern umgeben, zuweilen ihrer Hilfe bedürftig, zuweilen aber auch im Stande, ihnen Hilfe zu leisten; daher die Rechtswissenschaft. Er sah sich auf dem herrlichen Schauplatze der Wunder Gottes um, und gewann seinen Aufenthalt lieb; daher die Weltweisheit. Hieraus mußte nothwendig Neigung zur Erhaltung des Lebens, zum Wohlsein entspringen; daher die Heilkunde. Nicht zufrieden mit dem Wohlstande seines thierischen Theiles, suchte er auch seine Seelenkräfte zu erhöhen und zu schärfen; daher die Mathematik. Nachdem er auf diese Art für sich selbst gesorgt hatte, fand er Muße, seine Sorgen auch auf seine Nachkunft dadurch zu erstrecken, daß er für sie die wichtigsten Begebenheiten seines Zeitalters aufzeichnete; daher die Geschichte. Dies beschäftigte ihn dennoch nicht so ganz, daß er nicht auch auf angenehme Unterhaltungen seines Geistes hätte denken können; daher die Philologie."

Man kann diese Definitionen heute nicht mehr alle unterschreiben; zu jener Zeit waren sie indeß epochemachend und wirkten gewiß anregend auf Zeitgenossen, welche die Aufstellung anderweiter Systeme unternahmen. So enthält das „Gothaische Magazin der Künste und Wissenschaften. Bd. II. Gotha, Ettinger. 1778" einen später, Berlin 1783, selbständig gedruckten „Abriß der Gelehrsamkeit für encyclopädische Vorlesungen von Christ. Heinr. Schmid", welcher folgende Eintheilung der Wissenschaften nach ihren Gegenständen aufstellt: 1. Kenntniß des menschlichen Körpers. 2. Kenntniß der Seele. 3. Kultur des menschlichen Körpers. 4. Kultur der Seele. 5. Kenntniß und Kultur der Societät. 6. Kenntniß der unvernünftigen und leblosen Körperwelt. 7. Theologie. 8. Ontologie.

Ein weiteres erwähnenswerthes System enthält die „Synopsis eruditionis universae in usum scholarum concinnata et denuo recognita a J. H. Frid. Meinecke. Quedlinburgi 1788. 8°." Der Verfasser unterscheidet: A Disciplinae propaedeuticae: Philosophia pura, Philologia, Historia, Mathesis pura, B. Disciplinae viriles: Mathesis applicata, Physica, Technologia, Jurisprudentia et Theologia, Paedagogice et Politice; C. Disciplinae et Artes elegantiores et Ludi libe-

rales; Disciplinae spuriae: Physiognomia, Chiromantia, Astrologia et Artes magicae.

In den „Grundzügen einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften von Johann Gottlieb Buhle. Lemgo 1790" hält es der Verfasser für das Beste, den Wissenschaften eine solche Anordnung zu geben, wie man muthmaßen könne, daß eine Wissenschaft nach der anderen entstehen werde, wenn man nach logischen Gründen aus der gesammten Masse menschlicher Begriffe ein System nach dem anderen zusammensetzen wolle, und zwar mit Rücksicht sowohl auf eine natürliche Folge derselben, als auf ihren muthmaßlich früheren oder späteren Ursprung, falls man hierbei annehme, daß darüber nicht der Zufall, sondern eine nach den Bedürfnissen der Menschheit ordnende Vernunft gewaltet habe. Demgemäß würden die Wissenschaften nach des Verfassers Meinung in folgender Ordnung sich aneinanderreihen: 1. Theorie der mechanischen Künste; 2. Philologie; 3. Schöne Wissenschaften und Künste; 4. Philosophie; 5. Rechtsgelehrsamkeit; 6. Mathematik; 7. Physik; 8. Arzneiwissenschaft; 9. Theologie; 10. Geschichte.

Eine ganz ähnliche Arbeit ist das „Lehrbuch der Wissenschaftskunde. Ein Grundriß encyklopädischer Vorlesungen von Joh. Joach. Eschenburg. 3. Aufl. Berlin 1809 (zuerst 1792, dann 1800 erschienen)." Obschon nach Eschenburg's Meinung eigentlich die sämmtlichen Gegenstände des menschlichen Wissens nur eine gemeinschaftliche Masse bilden, so habe man gleichwohl deren Theile aus dem Grunde geschieden und als einzelne Wissenschaften und Disciplinen abgesondert, um dem begrenzten Verstande und dem kurzen Leben des Menschen die Mühe des Ueberblickes zu erleichtern. Allerdings habe jede Art der Eintheilung der Wissenschaften, um ihrer Natur und genauen Verbindung willen, viel Willkürliches und Unbestimmtes. Es scheine jedoch am vortheilhaftesten zu sein, die Wissenschaften mehr historisch, als philosophisch, und zwar in folgender Weise zu ordnen: 1. Philologische. 2. Historische. 3. Philosophische. 4. Mathematische. 5. Physikalische. 6. Medicinische. 7. Juristische und 8. Theologische Wissenschaften. Der Verfasser hat den einzelnen Abschnitten über jede Wissenschaft und ihre Theile eine Auswahl der betreffenden Litteratur beigefügt.

Der eigentliche Vater und Schöpfer der neuern deutschen Bibliographie wurde indeß erst Joh. Sam. Ersch, der sie sowohl durch das umfassendste Werk seiner Art, das „Allgemeine Repertorium der Literatur für die Jahre 1785—1790. Jena, Expedition der allgemeinen Literatur-Zeitung. 1793—94. — Item für die Jahre 1791—95. Bd. I—III. Weimar, Industrie-Comptoir. 1799—1800. — Item für die Jahre

1796—1800. Bd. I. II. Daselbst 1807. 4°" — als auch durch sein „Handbuch der Deutschen Litteratur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Leipzig, Brockhaus 1812—14. 8°. 2 Bde. in acht Abtheilungen. — Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Daselbst 1822—40. 8°. 4 Bde. in acht Abtheilungen. — 3. Aufl. der philologischen Literatur 1850. — der philosophischen, herausgegeben von Geißler 1845" — recht eigentlich technisch begründet hat. Nach dem von Christ. Gottfr. Schütz und Christ. Wilh. von Hufeland aufgestellten und von Ersch weiter ausgeführten und vervollkommneten Systeme zerfällt die gesammte Litteratur in I. Schriften, welche einzelne Wissenschaften behandeln, und zwar 1. Wissenschaft im Allgemeinen (Wissenschaftskunde); 2. Wissenschaften im Besonderen: A. Sprachwissenschaft (Philologie), B. Realwissenschaften: a) Positive Wissenschaften: α) Positive Theologie, β) Positive Jurisprudenz; b) Nichtpositive, d. h. natürliche Wissenschaften: α) Wissenschaften, welche sich auf blos nützliche Gegenstände beziehen: aa) Philosophische Wissenschaften: αα) Wissenschaften des Menschen: aaa) an sich, d. h. seiner Natur nach: ααα) in Rücksicht auf Körper (Medicin), βββ) in Rücksicht auf Seele (Philosophie); bbb) in Gesellschaft: ααα) in Rücksicht auf Erziehung (Pädagogik), βββ) in Rücksicht auf das Verhältniß zum Staate: aaaa) als dessen Bürger (Staatswissenschaft), bbbb) als dessen Vertheidiger (Kriegswissenschaft); ββ) Wissenschaften der Natur: aaa) nach Theorie (Naturwissenschaft), bbb) nach Praxis (Technologie); bb) Mathematische Wissenschaften (Mathematik), cc) Historische Wissenschaften (Geschichte); β) Wissenschaften, welche sich auf schöne Künste beziehen (schöne Künste); 3) Geschichte der Wissenschaften (Litterargeschichte); II. Schriften, welche mehrere Wissenschaften behandeln (vermischte Schriften). Hiernach ergeben sich folgende 16 coordinirte Abtheilungen oder Wissenschaftsfächer: A. Wissenschaftskunde, B. Philologie, C. Theologie, D. Rechtswissenschaft, E. Medicin, F. Philosophie, G. Pädagogik, H. Staatswissenschaft, I. Kriegswissenschaft, K. Naturwissenschaft, L. Technologie, M. Mathematik, N. Geschichte, O. Schöne Künste, P. Litterargeschichte, Q. Vermischte Schriften.

Fast zu gleicher Zeit, wie das „Allgemeine Repertorium der Litteratur" unternahm es Prof. Wilh. Traug. Krug in seinem „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften, Thl. I, Wittenberg 1796. Thl. II, Jena 1797. Wiederabgedruckt in Krug's gesammelten Schriften, Bd. X oder IV. Abtheilung: Encyklopädische und vermischte Schriften. Bd. I, Leipzig 1841. 2. Ausg. 1845. — III. Theil: En-

cyklopädisches Handbuch der wissenschaftlichen Litteratur. Bd. I—II in 10 Heften. Leipzig 1804—19", das allgemeine System der Wissenschaften in folgender Weise darzustellen: I. Philologische Wissenschaften. II. Realwissenschaften: 1. natürliche: A. Historische Wissenschaften im weiteren Sinne: a) sich beziehend auf einzelne Gegenstände im Raume, beschreibende oder graphische Wissenschaften; b) sich beziehend auf einzelne Gegenstände in der Zeit, erzählende oder historische Wissenschaften im engeren Sinne oder schlechthin; B. rationale Wissenschaften: a) gegründet auf Construction der Begriffe, mathematische Wissenschaften; b) gegründet auf discursive Begriffe, philosophische Wissenschaften im weiteren Sinne: α) auf rein-discursive Begriffe, philosophische Wissenschaften im engeren Sinne oder schlechthin; β) auf empirisch-discursive Begriffe, empirisch-rationale Wissenschaften: x) betreffend den Menschen, anthropologische Wissenschaften im weiteren Sinne: aa) den einzelnen Menschen, anthropologische Wissenschaften im engeren Sinne: αα) nach seinen einzelnen Hauptbestandtheilen: xx) dem Körper, empirische Somatologie: †) allgemeine Kenntniß des menschlichen Körpers an und für sich, anthropologische Somatologie; ††) detaillirte Kenntniß desselben nach allen seinen Bestandtheilen und Functionen in Beziehung auf Erhaltung und Herstellung seines gesunden Zustandes, medicinische Somatologie, woraus sich die medicinischen Wissenschaften ergeben; yy) der Seele, empirische Psychologie; ββ) im Ganzen: xx) an und für sich betrachtet, Anthropologie im eigentlichen Sinne oder schlechthin; yy) in Beziehung auf diejenigen Theorien, die sich auf Kenntniß des Menschen im Ganzen gründen; bb) den Menschen in gesellschaftlichen Verhältnissen, politische Wissenschaften im weitesten Sinne; y) betreffend die den Menschen von außen umgebenden Gegenstände oder die Natur, physikalische Wissenschaften; 2. positive: A. juristische Wissenschaften, B. theologische Wissenschaften. — Nach dieser allgemeinen, systematischen Darstellung zerfällt das gesammte Wissenschaftsgebiet in neun Haupttheile: 1. philologische Wissenschaften, 2. historische Wissenschaften im weiteren Sinne, 3. mathematische Wissenschaften, 4. philosophische Wissenschaften im engeren Sinne, 5. anthropologische Wissenschaften im weiteren Sinne, mit Ausschluß der medicinischen Wissenschaften, welche aus gewissen Gründen den physikalischen schicklicher folgen, 6. physikalische Wissenschaften, 7. medicinische Wissenschaften, 8. juristische Wissenschaften, 9. theologische Wissenschaften. — Der vornapoleonischen Epoche (1799) gehört noch an das nach dem Vorgange von Schütz, Hufeland, Ersch und Krug gebildete System von Joh. Geo. Meusel, enthalten in seinem „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit. Abth. I, Leipzig 1799".

Die darin enthaltene „Allgemeine Uebersicht der Wissenschaften und ihrer Theile" unterscheidet zehn Classen. I. Philologische Wissenschaften, II. Historische Wissenschaften, III. Mathematische Wissenschaften, IV. Philosophische Wissenschaften, V. Schöne Künste und (unrichtig sogenannte) Wissenschaften, VI. Staats- oder politische Wissenschaften, VII. Physikalische Wissenschaften, VIII. Medicinische Wissenschaften, IX. Positive Rechtswissenschaft, X. Positive Religionswissenschaften.

Mit dem Ausbruch der französischen Revolution ging leider ein großer Theil der mit Mühe und Kostenaufwand zusammengebrachten Bibliotheken zu Grunde, zumal wüthete der Pöbel gegen die Klöster. Auch Italien wurde mit in den Krieg verwickelt und 1797 brachten die Sieger mehrere Tausend Manuscripte des Vatican's nach Paris. Aehnliche Plünderungen hatten 1809 auch nicht wenige deutsche Bibliotheken, zumal die Wiener, zu erfahren. Allein mit dem Frieden kehrte die Sorge für die Wissenschaften wieder und Napoleon's I. Fall hatte zur Folge, daß alle die früher entwendeten Schätze wieder zurückgegeben wurden, wodurch Heidelberg nicht nur die im letzten Kriege nach Frankreich gebrachten, sondern auch einen Theil der im dreißigjährigen Kriege in den Vatican gekommenen Manuscripte zurückerhielt.

In jene Epoche fällt das Erscheinen des „Allgemeinen Bücherlexikon's der in Deutschland von 1700 an erschienenen Bücher" Bd. 1—7, Leipzig 1812—29, bearbeitet von W. Heinsius, der es auf Grund der oben erwähnten Meßkataloge und anderer Hilfsmittel unternahm, die Schätze deutscher Schriftstellerei vollständig, übersichtlich und genau zugleich für den praktischen Geschäftsmann zusammenzustellen. Die bekannten Fortsetzungen erschienen Bd. 8—9, das. 1836—49, bearb. von Schulz, Bd. 10—12, das. 1848—58, bearb. von Schiller, Bd. 13—14, das. 1863—71, bearb. von Heumann u. s. f. — Auch müssen wir an dieser Stelle bereits das von Chr. Kayser begründete „Vollständige Bücherlexikon aller von 1750—1832 in Deutschland und den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher." Leipzig 1833—38. 6 Bde. und 1 Band Sachregister, erwähnen, das in dem „Neuen Bücherlexikon" Bd. 7—10, das. 1841—48 von Kayser, Bd. 11—12, das. 1854—55 von Zuchold, Bd. 13—16, das. 1860—66 von Wuttig, Bd. 17—18, das. 1871 ff. von Haupt u. s. w. in ganz vorzüglicher Bearbeitung fortgesetzt worden ist. — Ueberhaupt geht mit dem Erscheinen des Kayser'schen deutschen Bücherlexikon's die Ausarbeitung bibliographischer Systeme von den Gelehrten mehr und mehr an die Chefs und Jünger des Buchhandels über. Das vom Verleger jenes klassischen Werkes, Ludwig Schumann, in Verbindung mit seinem Freunde Alexander

Bliedener, festgestellte wissenschaftliche System des Sachregisters, Leipzig 1838, weist folgende Rubriken auf: Allgemeine Wissenschaftskunde mit Inbegriff des Universitäten- und Gelehrtenwesens mit 2 Hauptabtheilungen, Sprachwissenschaft mit 5, Mathematik mit 6, Philosophie mit 4, Schöne Künste und Wissenschaften mit 4, Geographie und Statistik mit 6, Geschichte mit 8, Pädagogik, Theologie mit 4, Rechtswissenschaft mit 6, Staatswissenschaften, Medicin mit 3, Naturkunde mit 3, Gewerbkunde mit 4, Vermischte Schriften und Schriften unbestimmten Inhalts. — Wohl fallen in jene Epoche noch eine ganze Reihe von Versuchen anderer wissenschaftlicher Systeme, von Gelehrten wie Buchhändlern, z. B. von Kraus in Königsberg, Schmid in Jena, Hasse in Leipzig, J. G. Gruber (Ersch und Grubers Encyclopädie) in Leipzig, Rüdiger in Freyberg, Schrettinger in München, Joh. Paul Thun in Leipzig, Thienemann in Rochlitz und vielen Anderen; allein es genügt für unsere Zwecke, aller dieser nur ganz kurz Erwähnung zu thun. — Das Ch. J. Kraus'sche Werk: Encyklopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit, Königsberg 1809, behauptet, daß alle unsere Erkenntnisse entweder historisch oder rational seien — jene bezögen sich auf Anschauungen, diese auf Begriffe; jene beschäftigten sich mit dem Einzelnen, diese mit dem Allgemeinen. Zu den historischen Kenntnissen gehöre nun ebensowohl die Kenntniß der einzelnen Sprachen, als die Kenntniß der Gesetze. Indessen möge es nützlich sein, die Anordnung der Erkenntnisse (Wissenschaften) so zu machen, daß sie nicht allzuweit von der im gemeinen Leben üblichen Abtheilung sich entferne. Demzufolge scheine folgende Anordnung die bequemste: I. Sprachkenntnisse (Philologie); II. Sachkenntnisse: A. Natürliche Wissenschaften oder freie; A. Historische; a) beschreibende (Naturhistorie), b) erzählende (Geschichte); B. Rationale Wissenschaften; a) mathematische, b) philosophische; 1) reine Philosophie; 2) empirische Philosophie; α) anthropologische, β) physikalische Wissenschaften, darunter auch Medicin; B. Positive Wissenschaften; 1) positive Jurisprudenz, 2) positive Theologie.

Einen weiteren Beitrag lieferte Carl Christ. Erh. Schmid in seiner „Allgemeinen Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften." Jena 1810, indem er die gesammten Wissenschaften nach subjektiv-objektivem Plane in Vernunftwissenschaften und empirische Wissenschaften eintheilte. Die Vernunftwissenschaften zerfallen nach ihm in blos formale d. s. Mathematik und Logik und in Metaphysik (philosophische Wissenschaften) d. s. Metaphysik der Natur, der Sitten und des All. Die empirischen Wissenschaften scheiden sich in historisch-empirische und systematisch-empirische, von denen die ersteren aus den be-

schreibenden (der Natur und der Freiheit) und den erzählenden (Naturgeschichte und Menschengeschichte) bestehen und die anderen aus den empirischen Naturwissenschaften (theoretische und pragmatische) und den positiven Wissenschaften (pos. Jurisprudenz, pos. Theologie, wissenschaftliche Philologie) zusammengesetzt sind. — Den Abschnitten über Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften überhaupt, sowie über die einzelnen Wissenschaften insbesondere ist eine Auswahl der betreffenden Litteratur beigefügt.

Gleich interessant sind die „Encyklopädischen Tafeln nebst Realregister zur Uebersicht und Verbindung der in der Handbibliothek des Wissenswürdigsten enthaltenen Artikel". Als Anhang zur deutschen Taschen-Encyklopädie in 4 Theilen. Leipzig 1816—20. Herausgeber: Fr. Chr. A. Hasse. — Der Verfasser hat versuchsweise theils eine Uebersicht des menschlichen Wissens, welche den Organismus der Wissenschaft nach ihrem Gegenstande: „Mensch und Welt" sowohl in theoretischer als in praktischer Hinsicht zeigen soll, theils eine Uebersicht des wissenschaftlichen Studiums nach den Hauptfächern desselben gegeben. In der ersteren Uebersicht zerfallen die gesammten Wissenschaften I. in die anthropologischen (A. an sich, reine Anthropologie; B. in Beziehung auf das sinnlich-geistige Leben des Individuums, angewandte Anthropologie) und II. in die kosmologischen (A. an sich, a) Sinnenwelt, b) geistige Welt; B. in Beziehung auf das Leben des menschlichen Geschlechtes, a) den wirklichen Zustand, b) den Zustand, wie er werden kann). In der zweiten Uebersicht sind I. allgemeine Studienfächer: A. Philologisches (Sprache und Litteratur), B. Historisches (Welt-, Natur-, Erdkunde und Geschichte), C. Philosophisches (psychische Anthropologie und Philosophie), D. Mathematisches (Mathesis und Naturwissenschaft) und II. besondere oder abgeleitete Studienfächer aufgestellt, welch' letztere in A. die propädeutisch-litterarischen, B. die kosmographischen, C. die artistischen und polytechnischen, D. die anthropologischen sich scheiden.

Einige Aehnlichkeit mit dem Hasse'schen System hat das allerdings auch wieder in einigen Stücken von demselben verschiedene von K. Fr. Heusinger, welches sich im II. Theile der „Deutschen Taschen-Encyklopädie" S. 56—69 unter der Rubrik „Encyklopädie der Wissenschaften" auseinandergesetzt findet. Nach Heusinger sind die Wissenschaften in I. Anthropologische: 1. Philosophie, 2. Geschichte, 3. Geographie, 4. Staatswissenschaft (a. Theologie, b) Jurisprudenz, c) Finanz- und Cameralwissenschaft, d) Polizeiwissenschaft, e) Politik, f) Kriegswesen) und II. Ontologische: 1. Mathematik, 2. Physik oder Naturlehre, 3. Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, 4. Technologie, abzutheilen.

Weit bekannter als alle diese im Laufe der Zeiten mehr oder weniger vergessenen Systeme ist heute noch das als Einleitung zur „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" erschienene System von J. G. Gruber unter dem Titel: „Ueber encyklopädisches Studium, ein Bedürfniß unserer Zeit, nebst dem Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften aus jenem Gesichtspunkt". — Die Gegenstände der menschlichen Wissenschaften sind hiernach: Erkenntniß der Natur, Erkenntniß des Menschen, Erkenntniß der Verhältnisse beider zu einander, Erkenntniß der Bestimmung und des Endzwecks des Menschenlebens, Erkenntniß der zweckmäßigsten individuellen und gesellschaftlichen Einrichtung des Menschenlebens, Erkenntniß der Ursache der Natur und des Menschen. Demzufolge zerfallen die gesammten Wissenschaften in I. Naturwissenschaften, II. anthropologische, III. transcendente Wissenschaften. Zu der ersten Classe gehören die eigentliche Naturwissenschaft, die Mathematik und die mathematisch-physikalischen Wissenschaften; zur II. die eigentliche Anthropologie (medicinische, psychologische, pragmatische, philosophische), die historischen und die politischen Wissenschaften (Staatsverfassungslehre, Staatsverwaltungslehre, Bildungspolitik oder Staatserziehungswissenschaft, welcher sich die Pädagogik und die positive Theologie anreihen), zur III. die Metaphysik.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Jung.

Eine nekrologische Skizze.

Wiederum ist die Gesammtheit der deutschen Schriftsteller von einem beklagenswerthen Verluste betroffen worden. Aus den Reihen der Vorkämpfer für Recht und Wahrheit, Sitte und Sittlichkeit mit den Waffen des Geistes ist nun auch der älteste Veterane zur ewigen Ruhe eingegangen, ein Mann von durchaus edler Gesinnung, idealem Schwunge und lebhafter Begeisterung für das Gute und Schöne.

Am 21. August d. J. verstarb zu Königsberg i. Pr., wo er seit Langem schon dauernd sich niedergelassen hatte, Alexander Jung der letzte Ausläufer der jung-deutschen Periode unserer Nationallitteratur und auch einer der letzten Jünger und Schüler des deutschen „National-Philosophen" Hegel, den man heute beinahe einen Ex-Philosophen nennen möchte, trotz seiner gewaltigen Wirkung auf einflußreiche und empfängliche Geister eines verflossenen Zeitalters, da sich die Werthschätzung seiner Philosophie in unseren Tagen weit unter dem „Gefrierpunkte" befindet.

Alexander Jung, geboren den 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpr., studirte seit 1826 zu Berlin Theologie, wo ihn der seit 1818 an der dortigen Universität angestellte Hegel, dessen philosophische Vorlesungen Zuhörer aus ganz Deutschland versammelten, mächtig anregte. Nach Königsberg zurückgekehrt, hörte er hier Herbart, der den Lehrstuhl Kants einnahm, auch von diesem nicht wenig beeinflußt. Durch Beide wurde er für philosophisches Nachdenken gewonnen. Nachdem eine Probepredigt durch Befangenheit zu seinen Ungunsten ausgefallen war, und eine schwache Gesundheit jede Anstrengung der Brust beim Sprechen zu verbieten schien, wandte er sich ganz der Litteratur zu. Doch hat er in Königsberg seitdem noch werthvolle und bedeutende Vorträge über litterarisches und sociales Leben gehalten, die von den Bewegungen der Gegenwart ausgehend, die Gestaltung der Zukunft in interessanter Weise zu deuten versuchten. Sie sind auch gedruckt worden

als: „Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen" (Danzig, 1842) und „Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit" (Ebendas. 1844).

Für Königsberg selbst gab er während der Jahre 1841—45 das „Königsberger Litteraturblatt" heraus, ein gewagtes Unternehmen, an der Ostgrenze der deutschen Lande ein kritisches Litteraturorgan begründen zu wollen. In den Spalten desselben veröffentlichte er seine Aufsätze über „Hegel", „Herbart", „Schelling", „Franz von Baader", über „Gutzkow", „Steffens", „Sealsfield, den 'Unbekannten'" und andere Größen der Litteratur, die nachher in seine gesammelten „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften" 2 Bdch. (Königsb. 1848) übergegangen sind.

Er führte im Übrigen ganz das beschaulich stille Leben eines Privatgelehrten und Schriftstellers, von dem sonst nichts Interessantes weiter zu vermelden ist, so daß nur die Bedeutung und die Wirksamkeit seiner Schriften darzulegen bleibt. Die philosophische Betrachtung litterarischer Charaktere, verflochten mit der geistreichsten Schilderung und Kritik socialer Zustände und untermischt mit inhaltsreichen Reflexionen über Probleme der Erkenntniß und Geschichte, ziehen sich durch alle Werke dieses Denkers, auch durch seine poetischen.

Denn Alexander Jung war mehr als ein Tagesschriftsteller, der nur die allgemeinen Daten des Sekundenzeigers der Kultur- und Zeitgeschichte zu fixiren pflegt. Er wäre wohl ein hervorragender unter den guten Dichtern unseres Jahrhunderts geworden, wenn er nicht eben noch ein Schriftsteller des Tages nebenbei gewesen wäre und kein schlechter Philosoph — nicht im engeren Sinne des Wortes genommen — dazu. Die poetische Ader seines Gemüthes war lebhaft, lebhafter als bei manchem gefeierten und berühmten Poeten, der die Verse seiner Mußestunden in goldschnittgezierten Buchbinder-Kunstwerken veröffentlicht hat. Er besaß nicht nur die köstliche und seltene Gabe poetischen Nachempfindens, um mit dem feinsinnigsten Verständniß ein trefflicher Interpret anderer Dichter und ihrer Werke zu sein — man lese seine Schriften über „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart" (Stuttg. u. Tübingen, 1848) und über „Goethe's 'Wanderjahre' und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts" (Mainz 1854); es fehlte ihm auch das pulsirende Blut nicht, welches hell und klar, neben dem Nervengeflecht des Gedankens, die verästelten Adern eines Dichterwerkes durchfließen soll — seine Novelle: „Der Bettler von James Park" (Leipzig 1850) und sein fünfbändiger Roman: „Rosmarin oder die Schule des Lebens" (Leipzig 1862) legen

davon Zeugniß ab. Aber die wuchernde Gedankenfülle seines Geistes, das erkältende und zerstreuende Element seiner Reflexion hemmen den Pulsschlag seiner gestaltenden Phantasie und lähmen die Zeugungskraft im gebärenden Momente.

Poesie waltet in alle dem, was er geschrieben hat. Das kritische Zersetzungsvermögen der neuen Schule, die da keine Anregungen geben will, auch kaum zu sagen weiß, wie es besser gemacht werden soll, die da nur tadelt oder, wenn es hoch kommt, zu loben vermag, war ihm eben so fremd, wie die zerstörende Neuerungssucht der Helden des „Jungen Deutschland". Er ging auf bescheidenen Wegen seitab, mit aufmerksamen Blicken musternd, was auf der großen Heerstraße des politischen, socialen und litterarischen Lebens des Erwägens, des Erörterns, des Zusammenfassens und Zusammenfaltens werth wäre, was einer Scheidung und Trennung bedürfe, was mit liebender Sorgfalt gehegt und gepflegt sein wolle.

Er hat stets mit Wärme, ja mit Enthusiasmus geschrieben, denn er war ein Dichter. Er schrieb nicht für Geld, auch nicht für Ehre und Ruhm; er schrieb, weil das Bedürfniß seines Herzens ihn dazu getrieben. Er lobte und pries, er warnte und bedauerte; er vermochte nicht immer zu billigen, was von den Größen des Tages neuerungssüchtig auf die Tagesordnung gesetzt wurde, er vertheidigte mit guter Ueberzeugung und mit stichhaltigen Gründen, was von Alters her Recht und Sitte war, was zur Eigenthümlichkeit deutschen Geistes und Gemüthes gehörte, und darin war er hartnäckig und starrköpfig: ja zuguterletzt vermochte er sich nicht mehr ganz in den Gedankengang und den Gedankenkreis der jüngsten Generation hineinzufinden: manches blieb ihm fremd und unverständlich — Schopenhauer's Philosophie vermochte er nicht zu fassen, der Pessimismus war ihm ein Greuel, und Darwin's Theorie konnte er auch nicht viel abgewinnen: man lese seinen „komisch-tragischen Roman: Darwin in Briefen an einen Pessimisten" (Jena 1873) 3 Bände, seine: „Panacee und Theodicee. Illustrationen, Karrikaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung" 2 Theile (Leipzig 1875) und die entsprechenden Kapitel aus den „Modernen Zuständen" (Rostock 1880) — aber stets war er voll Hoffnung einer gedeihlichen Weiterentwicklung des Geistes, eines besseren künftigen Zustandes der Menschheit; er verzweifelte nicht an derselben.

Voll gottergebenen Sinnes und gläubigen Vertrauens sah er in die Zukunft, stets der Meinung, daß Gott alles zum Besten wenden werde, daß die Macht der Wahrheit und die Idee des Schönen alles

überwände, was an hemmender Kraft das Böse und Schlechte dem siegreich einherziehenden Guten entgegenzustellen vermöge.

Solcher Schriftsteller bedurften wir, sie thaten uns noth; und sie fehlen uns auch heute noch. Alexander Jung nahm es ernst mit seiner Aufgabe; er diente niemals der Zeit und den Zeitgenossen; er sprach und schrieb, wie er dachte, und er dachte nur nach den Eingebungen des Herzens, das sich niemals irrt.

Er hielt es mit Goethe, der da gesagt: „Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung für recht und nützlich hält".

So schrieb er seine Werke, die schon genannt worden sind und seine andern, die wir noch zu nennen haben: „Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus" (Braunsberg 1840); „Die große Nationalfeier des dritten Universitäts-Jubiläums zu Königsberg" (Königsb. 1844); „Ueber Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes" (Kiel 1845); „Königsberg und die Königsberger" (Leipzig 1846); „Elixire gegen die Flauheit der Zeit": Gedichte (Leipzig 1846); „Frauen und Männer, oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Geschlechter" (Königsb. 1847); „Briefe über Gutzkow's 'Ritter vom Geiste'" (Leipzig 1856); „Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung" 2 Theile (Ebendas. 1858); „Joseph von Schelling" (1864): „Ueber Franz v. Baader's Dogmatik als Reform der Socialwissenschaft" (Erlangen 1868) und 1880 die „Modernen Zustände", das von der Abendröthe seines Lebens beleuchtete Kulturgemälde der Gegenwart, in dem eindringlich warnend-ermahnenden Tone des Greises, der noch mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Leser zwingt. Diese hatte er denn auch für dies Mal in größerer Anzahl gefunden, als wohl sonst seine bedeutenderen und für die Dauer angelegten Werke von ehemals.

Wie sehr nämlich auch alle Schriften von Alexander Jung, die litterar-historischen: durch den geistigen Gehalt ihrer „liebenswürdigen Hingabe an bedeutende Erscheinungen der Litteratur", sein poetisches Hauptwerk, der auto-biographische Roman 'Rosmarin': durch reizvolle Schilderung jugendlicher Idyllen, fein empfundene Seelenmalerei und zarte Charakterisirung der geistigen Portraits, seine kulturhistorisch-socialen Zeit- und Streitschriften: durch scharfe Beobachtung der Wirklichkeit und philosophische Beleuchtung socialer Probleme den Beifall der Kritik, Zustimmung und Lob der Urtheilsfähigen, die Verehrung

einer ansehnlichen Gemeinde empfänglicher Leser erlangt haben, in sehr weite Kreise sind diese Werke unsers Autors nicht gedrungen.

Er vermochte es nicht, die schale Würze alltäglicher und abgegriffener Kunstmittel der Diction in seinem Stile, und in der Technik seiner Romane die Knalleffekte der Ueberraschung, welche die Spannung der Leser stets rege erhalten will, mit dem Gedankengange seiner aus dem Herzen entströmenden Beredsamkeit in Einklang zu bringen, die „Ueberfülle des Empfindens" und den unwiderstehlichen „Gedankenzudrang" in Schranken zu halten; und so sind seine Werke für den müßigen Lesehunger der Abgespannten denn zu reich ausgefallen, als daß sie den Bedürfnissen des Leihbibliothekenpublikums entsprechen könnten: sie wollen mit voller Hingabe von Herz und Geist genossen werden, sie waren immer nur für eine beschränkte Gemeinde, wenn auch unabsichtlich, bestimmt, ja selbst seine litterar-historischen Schriften über „Hölderlin" und „Goethe's Wanderjahre" sind zu gehaltvoll im Gegensatze zu den durchsichtigen und blassen Litteraturgemälden und Monographieen junger Gelehrten der Neuzeit, als daß sie in einigen Stunden excerpirt werden oder in zwei bis drei Tagen in den litterarischen Gesammthausrath der Historiker übergehen könnten. An solche Kost ist man heutzutage nicht mehr gewöhnt, und so stehen sie denn auch unbenutzt in den dicht gedrängten Schränken der Bibliotheken neben viel leichterer Waare, derjenigen harrend, die ein liebevolles Studium an sie wenden möchten. Solcher Theilnahme werden sie, und auch die andern Schriften Alexander Jung's, immer versichert bleiben; es werden sich stets Liebhaber finden, die den geistigen Vollgehalt nicht ephemerer Schriften zu würdigen verstehen, die einen Mann wollen kennen lernen, und nicht einen Schreiber.

Fehlt seinem zweiten Roman: 'Darwin' auch, wie R. v. Gottschall sagt: „bei allem geistreichen Detail jedes Rückgrat greifbarer Handlung", und ist dieselbe in seinem ersten 'Rosmarin' ebenfalls nicht zu bedeutend, so entschädigen die ideale Lebensauffassung, die glänzenden Schilderungen, die eingestreuten Reflexionen, der feine Humor den Leser reichlich für die Mühewaltung der Lektüre.

Welches Ideal des Romanes und welche Leser dem Autor vorgeschwebt haben, verräth er selbst an einer Stelle im zweiten Bande, worin es heißt:

„. . . . Der Schaffenstrieb läßt ihm keine Ruhe. Nicht durch des Buchhändlers Einfluß, er kommt durch sich selbst, ob auch erst nach Jahren, nachdem er sich wieder durch einige Schriften dürftig erhalten, andere in sein Pult zurückgelegt hat; er kommt nun auch, da

seine Phantasie rastlos arbeitet, auf die Nothwendigkeit eines Romans, nothwendig für ihn, um eine Unermeßlichkeit von Ansichten, Erfahrungen nicht abzulagern, nein zu gestalten. Wird er aber von seiner nobeln, idealischen, gedankenvollen Art lassen können? Jetzt ist auch dieses Werk zu Ende gebracht. Es ist originell, es ist wohldurchdacht, es bringt eine Fülle neuer Gesichtspunkte, Gedanken, Charaktere, es ist in einer Diction niedergeschrieben, die jedes nicht faunische Ohr entzücken müßte. Ja, wenn dieser Roman das Glück hätte, von den Gebildeten der Nation gelesen zu werden, denn die machen doch allein die Nation aus! Aber — haben die auch stets Zeit, wie sie solche haben möchten und sollten? Werden sie auch sogleich von dem Werke Kunde erhalten? Wie vielen Schicksalen, ach, unterliegt ein Buch! Wie lange dauert es aber auch, bis sich selbst einer von den Bessern entschließt, ein Buch zu lesen, es ganz zu lesen! Doch nun vollends erzittere ich für den Verfasser jenes ausgezeichneten Romans, wenn er in die Hand eines Tagediebs von Dandy, einer eingefleischten Romanleserin kommt. Habt ihr eine Vorstellung von derlei Geschöpfen? Jener dehnt sich auf seinem Fauteuil, und blättert in dem ersten Theile der neuesten Bescherung nach lebenden Bildern zweideutiger Situationen, die ihn wieder aufprickeln. Er sucht vergebens und findet das Buch langweilig wie die Existenz ..... Sie liest am liebsten Romane, ja. Sie will aber in einem Romane vor allem erfahren, wie es denn weiter mit dem Helden, der Heldin wird. Sie will Cabalen, Intriguen, will wenigstens heirathen sehen. Es muß jedoch mit dem allen so schnell wie möglich vorwärts, und wenn, was willkommen ist, der Roman durch vier bis fünf Bände reicht, es muß sich ein Heer von Ereignissen abwickeln, es müssen sich die Verfänglichkeiten alle jagen, daß die Leserin nie zu sich selbst kommt, und zuletzt doch noch die glückliche Partie hervorspringt. Es scheint auch anfangs so in dem Buche, das sie jetzt liest. Aber — der Verfasser wird überspannt, er wird närrisch. Er schreibt mit der ganzen Fülle des Gemüths, steigt in die Tiefe der Existenz, schwingt sich zur höchsten Höhe, eröffnet links und rechts lachende Durchsichten oder auch entsetzliche Regionen! Und wenn dennoch etwas zum Trost für Verschmähte gesagt wäre, der Trost der Religion mit deutlichen Worten gereicht würde; aber nein, man muß den Verfasser, wie er es meint, erst errathen; fades Buch das! —"

So bestrebte sich Alexander Jung zu schreiben; so wünschte er gelesen zu werden, und nicht so durchblättert. Man wird ihn aus dieser Probe kennen lernen. Er war ein Jünger und Schüler Jean

Paul Richter's, ein Nachfolger Goethe's, ja, ein Nachfolger Tieck's. Dem Ersten entlehnte er Geist und Humor, dem Zweiten Stil und Haltung, an den Dritten erinnert die feinsinnige und geistvolle Unterhaltung der Personen, das Element der zum Ausdruck gekommenen Bildungsresultate jeder derselben.

Wer aber mag heute noch Jean Paul nachgeartete Romane lesen, wer für Gestalten aus Goethe's Wanderjahren schwärmen, wer die aus Ludwig Tieck abstrahirte „Gesprächsnovellistik" erfreulich finden? Die große Menge der Leser sicherlich nicht. Die wahrhaft Gebildeten aber wohl doch, ja gewiß auch ohne Zweifel.

Und so wird denn auch die Litteraturgeschichte den Namen: Alexander Jung nicht aus ihren Blättern streichen. Gleich seinem Meister Jean Paul, gleich seinem Genossen und Bundesbruder Bogumil Goltz, den er bei Lebzeiten stets geschätzt und nach dessen Tode immer den Zeitgenossen empfohlen hat, mag er zwar von dem breitgetretenen Wege der litterarischen Heerstraße sich zeitweise abgeschlossen sehen, dennoch wird er zu seinem verdienten Rechte gelangen. Er wird nicht vergessen werden.

Er hat den Besten seiner Zeit genug gethan, und so hat er nun auch für alle Zeiten gelebt.

Gustav Moldenhauer.

Ein 150jähriges Geſchäfts-Jubiläum.

Von

Eduard Zernin.

Johann Juſtinus Gebauer.

Der 24. October 1883 war für eine unſerer geachtetſten deutſchen Firmen ein bedeutungsvoller Feſttag: der Tag des 150jährigen Geſchäfts-Jubiläums. Ein und ein halbes Jahrhundert war an demſelben verfloſſen, ſeit die Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle errichtet wurde, um während eines ſo langen Zeitraums im Beſitz ein und derſelben Familie zu bleiben und mit den damit verbundenen Buchhandlungen eine recht geſegnete Wirkſamkeit zu entfalten. Die Zahl jener auserleſenen deutſchen Firmen, welche ſich während einer oft ſtürmiſch bewegten Zeit von 15 bis 20 Jahrzehnten und darüber nicht allein zu behaupten, ſondern ſelbſt noch eine höhere Blüthe

zu erreichen vermochten, also der hochgeachteten Handlungen von J. G. Cotta in Stuttgart, begründet bezw. erworben 1640, Breitkopf & Härtel in Leipzig, errichtet 1719, W. G. Korn in Breslau, begründet 1732 u. a. m., hatte also wieder einen Zuwachs erhalten.

Wir meinen, daß jeder unserer Standesgenossen, Jeder, der zur großen Zunft des Meisters Gutenberg gehört, eine aufrichtige Freude, einen berechtigten Stolz empfinden müsse bei der Kenntnißnahme eines solchen ehrenvollen Gedenktags. Einhundertundfünfzig Jahre fleißiger, tüchtiger Arbeit mehrerer Generationen — welch' erhebender Gedanke ist das! Er wirkt ermuthigend und auffrischend, fordert das Streben zur Nachahmung heraus — wenigstens zur Grundlegung und Befestigung eines Fundaments, worauf eine ähnliche Geschäfts-Existenz gebaut werden kann —, und muß alle diejenigen hoch erfreuen, welche tüchtiger, wohlgeplanter, langer und emsiger Arbeit die entsprechenden Früchte von Herzen wünschen.

Aber nicht allein das Gefühl findet bei solchen Vorgängen seine Befriedigung. Auch der praktische Nutzen kann nicht ausbleiben, wenn wir die Einzelheiten in der Geschichte durchforschen, welche zusammengenommen die verschiedenen Etappen des durchmessenen Wegs bezeichnen, um aus denselben nachahmenswerthe Beispiele abzuleiten. Wir erachten es daher als ein keineswegs müßiges Unternehmen, wenn wir aus den 150 Jahren ehrenvoller Geschichte, auf welche die Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle mit den damit verbundenen Buchhandlungen heute zurückblickt, einige nähere Mittheilungen dem Leser vorführen, zumal uns dabei ein sehr empfehlenswerther Führer begleiten soll, der uns in der Gestalt einer vortrefflichen Festschrift vorliegt.*)

Das Erscheinen dieser Festschrift, welche ursprünglich zu einer Jubiläums-Festgabe bestimmt war, hat sich durch Gründe äußerer Art bis zu diesem Sommer verspätet. Ueberflüssig ist aber das Werkchen keineswegs geworden, im Gegentheil. Der Verfasser, Herr Albert Berger, sagt darüber in der „Einleitung" selbst folgendes: „Da ich während meiner jetzt $2\frac{1}{2}$jährigen Zugehörigkeit zu dem buchhändlerischen Zweige des Geschäfts aus mancherlei Anlässen Nachforschungen über dessen frühere Verhältnisse angestellt habe, so lag mir erklärlicherweise der Gedanke nahe, eine derartige kurze Darstellung des Entstehens und

*) Genauer Titel: „Geschichte der Gebauer-Schwetschke'schen Buchdruckerei in Halle a. d. S und der damit verbundenen Buchhandlungen. Festschrift zum 150jährigen Geschäftsjubiläum am 24. October 1883 von Albert Berger, Halle a. S. 1884. 8. 58 S.

der Geschichte der Gesammthandlung bis auf den heutigen Tag zu liefern. Ein streng wissenschaftliches Werk möge man jedoch dabei nicht erwarten; die Arbeit ist vielmehr als kleine Festschrift gedacht, welche auch in weiteren Kreisen um freundliche Aufnahme werben möchte. Als Hauptgesichtspunkte habe ich festgehalten, daß man darin ein Stück Familiengeschichte, ein Stück Geschichte des deutschen Buchhandels und der Buchdruckerei, sowie Einzelheiten aus der deutschen Litteraturgeschichte finden soll. Der Stoff ist der besseren Uebersichtlichkeit halber nach den einzelnen Firmen, bezw. deren Inhabern gegliedert, welche die Vorläufer der heutigen Firma (Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei und G. Schwetschke'scher Verlag) bildeten."

Die Schrift wird mit einem Abschnitt unter dem Titel: „Vorgeschichte der Druckerei" eröffnet. Wir erfahren daraus, daß das Jahr der Gründung des Schwetschke'schen Geschäfts nicht mehr genau festzustellen ist, jedoch mit ziemlicher Gewißheit auf das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zurückgeführt werden kann. Als der Gründer wird Christoff Bissmarck aus Dahlenwarsleben betrachtet, aus dessen Officin 1612 ein Gebetbüchlein als erster bekannter Druck hervorgegangen ist. Der Genannte wurde am 9. December 1611 Bürger in Halle und war dann auch als Verleger thätig, wie dies die Meßkataloge beweisen, die in den Jahren 1612—20 elf Werke von ihm aufführen. Er starb am 22. August 1624 und ist nach einer Angabe des Kirchenbuchs zu St. Moritz in Begleitung der ganzen Schule begraben worden. Seine Wittwe Ursula verheirathete sich im folgenden Jahre mit Christoff Salfeld aus Quedlinburg, der in der Officin ihres verstorbenen Mannes gelernt und sich zu einem tüchtigen Buchdrucker herangebildet hatte. Derselbe starb 1670 in seinem 71. Lebensjahre als „kunstberühmter Buchdrucker, Rathsverwandter und Achtmann zu St. Moritz", wie es auf seinem Grabstein heißt, auf welchem noch folgender ehrenhafter Nachruf steht:

„Hier ruht ein Mann, der Gott und Menschen treu gedienet
Mit seiner Schrift und Druck: nun dient Ihm diese Schrift,
So Ihm die Lieb und Treu der Seinen hat gestifft,
Zu seinem Lob und Ruhm, der immer bleibt und grünet."

Das Geschäft zerfiel nach Salfeld's Tode in zwei Theile: den einen erhielt sein ältester Sohn, den andern die Wittwe. Im Jahre 1693 berief die letztere ihren jüngsten Sohn aus Berlin zu sich, welcher bis dahin eine zweite Officin seines ältesten Bruders seit dessen Tode geleitet hatte. Dieser Sohn Johann Andreas Salfeld scheint nach dem Tode der Mutter die Druckerei übernommen und weitergeführt zu

haben, verkaufte sie aber 1707 wieder an Stephan Orban und zwar für 100 Thaler. (Die Druckerei bestand aus einer Presse, 4 Centnern Schriften, 6 Schriftkasten und 7 Schiffen.) Orban, ein tüchtiger Buchdrucker, der aus Hildburghausen gekommen war, brachte das Geschäft zu hoher Blüthe, so daß er später sogar 6 Pressen beschäftigte; er bekam namentlich starke Aufträge von der Canstein'schen Bibelanstalt, darunter auch auf slawische, polnische, esthnische, russische 2c. Drucke. Er starb 1732, nachdem er noch ein Jahr vor seinem Tode eine zweite Druckerei errichtet hatte. Seine Wittwe setzte das Geschäft fort und übertrug die Leitung einem 22jährigen Thüringer Johann Justinus Gebauer, der mehrere Wochen vorher nach Halle gekommen war, und dieser junge Mann wurde der eigentliche Begründer des heute noch blühenden Gebauer-Schwetschke'schen Geschäfts. Wir dürfen daher bei seinen Lebensereignissen wohl etwas länger verweilen.

Johann Justinus Gebauer wurde am 19. Mai 1710 in Waltershausen bei Gotha geboren. Sein Vater war dort Director eines Feldmesser-Collegiums und betrieb dabei das Tuch- und Raschmacher-Gewerbe. Derselbe bestimmte seine 4 Söhne zum Studium, doch starb er, als Johann Justinus erst in seinem 13. Lebensjahre stand und sich noch „kaum durch die Rudimente der lateinischen Sprachlehre durchgearbeitet hatte". Der Knabe ging zunächst nach Jena, wo sein dritter Bruder studirte, um an ihm eine Stütze zu haben, und erlangte auch durch dessen Hilfe Aufnahme bei dem Buchhändler und Buchdruckerherrn Chr. Franciscus Buch. Nach 5jähriger harter Lehrzeit wurde er Buchhandlungsdiener.*) Zwei Jahre später ward

*) Von cultur-historischem Interesse ist sein Lehrbrief. Er hat folgenden Wortlaut:

Buchhändler-Lehrbrief von Johann Justinus Gebauer.

Uhrkund und in Krafft dieses offenen Briefes bekenne ich Christian Franciscus Buch, Buchhändler und Buchdrucker- in Jena, daß Zeiger dieses Johann Justinus Gebauer, wayl. Meister Martin Gebauers, Bürgers, Tuch- und Raschmachers in Waltershausen, hinterlaßener jüngster Sohn Ostern 1724 sich bey mir in die Lehre begeben, auch von mir, weil ich zu eben derselben Zeit einen Lehrling nöthig gehabt, und mit ihm wohl zufrieden gewesen, auf Fünff Jahr in die Buchhandlung auf- und angenommen worden, welche 5. Jahre er auch nunmehro völlig bey mir ausgestanden, und mir darinnen nach Handelsgebrauch und Herkommen von Ostern 1724. bis dahin 1729. vor einen Handels-Jungen treu und fleißig gedienet, auch so wohl in der Frembde als zu Hauße meinen Nutzen und Vortheil bestmöglichst beobachtet und befördert, meine Handels-Schrifften und was ihm sonst anvertrauet, der Gebühr nach in geheim gehalten, und inacht genommen, und sich

unser Gebauer als Buchdruckergesell in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen, nachdem er 1750 sein „Postulat" als Buchdrucker verschenkt hatte. Um Michaeli 1732 ging er nach Halle und übernahm die Aufsicht der Orban'schen Druckerei, ließ sich immatrikuliren und wurde im folgenden Jahre als akademischer Bürger bei der Universität Halle aufgenommen. Er muß großen Unternehmungsgeist besessen haben, denn schon im Herbst 1733 kaufte er die „ansehnliche" Druckerei von den Erben des Stephan Orban „vor drey tausend Thaler, jeden Thaler zu 24 gute Groschen", zahlte 1000 Thaler an und verpflichtete sich, von Michaelis 1734 an jährlich 400 Thaler abzutragen. Mit hoher Umsicht und großer Thätigkeit nahm er sich des Geschäfts an, das er fortwährend vergrößerte und verbesserte. Mittelst

---

allerdings, wie einem ehrlichen und frommen Lehrling zukömmt, aufgeführt und erwiesen, so, daß ich und alle die Meinigen wohl mit ihm zufrieden gewesen.

Nachdem er nun nach Verlauff gedachter Lehrjahre sich in der Frembde ein mehrers zu versuchen gesonnen, und dannenhero mich um gewöhnliche Loßgebung, glaubwürdige Kundschafft und Zeugniß seines bisherig geführten Wandels und Wohlverhaltens bittlichen ersuchet und gebührend angelanget, solches auch ihme zuverweigern um so weniger Ursach gefunden, als ihme hierunter zuwillfahren mich keineswegs entbrechen kan: Als will ihme hiermit und Krafft dieses über seine bey mir redlich ausgehaltene Lehr-Zeit diesen Lehrbrief und Abschied in bester Form ausgestellet, ihn als einen Buchhändlers-Diener declariret, mithin aller und jeder wie auch jedes Orths solchen Personen offenstehenden Rechten und Freyheiten vollkommen fähig und würdig erkläret haben.

Dannenhero ergehet an alle und jede, wes Standes und Würden die seyn, so mit diesem offenen Briefe angelanget worden, mein respective Dienst- und freundliches Ersuchen und Bitten, Sie wollen diesem meinem Zeugniße völligen geneigten Glauben beymeßen, und mehrgenannten Johann Justinum Gebauer, wegen seiner mir treugeleisteten Dienste, in Handlung weiter fördern, ihme allen befördersamen Willen großgünstig erweisen, und also dieses Attestati zu seiner fernerweitigen Wohlfahrt und Aufnehmen fruchtbarlich genießen lassen. Solches bin um einen jeden nach Standes-Gebühr nach Gelegenheit und Vermögen hinwieder zuverschulden willig und erböthig: Auch wird Vorzeiger dieses solche Liebe und Affection mit aller Dienstfertigkeit zuerkennen nicht ermangeln.

Uhrkundlich und zu mehrer Bekräftigung habe dieses Attestatum eigenhändig unterschrieben, und mit meinem gewöhnlichen Handels-Signet bedruckt. Geschehen Jena Leipziger Oster-Meße 1730.

Christian Franciscus Buch,
Buchhändler, und Buchdrucker.

(Das Original, ein Meisterstück der Kalligraphie auf Pergament, befindet sich ebenfalls noch im Besitze der Familie Schwetschke. Das Actenstück ist um so wichtiger, als Gebauer von seinen Zeitgenossen nur als Buchdrucker erwähnt wird, während er doch in erster Linie gelernter Buchhändler war und erst später sich der Buchdruckerkunst widmete.)

geliehener Capitalien ersetzte er die Vorräthe von Schriften, die entweder veraltet oder abgenutzt waren, durch neue Anschaffungen. Schon im folgenden Jahre erlitt er einen empfindlichen Verlust dadurch, daß die Canstein'sche Bibelanstalt, mit deren Aufträgen Stephan Orban fortwährend 2—3, ja selbst öfters 6 Pressen beschäftigt hatte, eine eigene Druckerei errichtete. Gebauer benutzte dies geschickt insofern, als er die Orban'schen Erben um eine Ermäßigung des Kaufpreises um 900 Thaler anging, welche Forderung ihm nach einer noch vorhandenen Urkunde am 1. Mai 1736 zugestanden wurde.

Nun warf er sich auch auf die Verlagsthätigkeit. Er begann mit der Herausgabe von Luthers Kirchenpostille und unternahm es dann, die sämmtlichen Schriften des großen Reformators in einer Gesammtausgabe erscheinen zu lassen. Es war ein kühnes Beginnen, doch gelang es über Erwarten. Unsere Festschrift sagt darüber Folgendes: „Das Unternehmen glückte in Folge der gründlichen und gewissenhaften Bearbeitung Walchs (des Kirchenraths in Jena), sowie der guten Ausstattung an Druck und Papier von Seiten des Verlegers. Beide — Walch wie Gebauer — haben sich dadurch ein hohes Verdienst erworben, und bis heute, nach 140 Jahren, ist die Walch'sche Ausgabe von Luthers Werken durch keine der seitdem erschienenen neueren Ausgaben übertroffen worden. Der damalige Preis für das vollständige Werk, das in 24 Bänden erschien und erst 1753 vollendet wurde, betrug 48 Thaler. Bereits seit Jahrzehnten ist diese Ausgabe vergriffen, so daß sie heute mit zu den Zierden eines jeden Antiquariats-Katalogs gehört." (Sie wurde von einem tüchtigen Antiquar mit 300 Mark angesetzt und bezeichnet als „die beste Ausgabe, die immer theurer wird".)

Durch dieses, sowie ein anderes großartiges Werk hat sich Gebauer einen bleibenden Namen in den Annalen des deutschen Buchhandels erworben. Dieses zweite Unternehmen war die „Allgemeine Welthistorie", ein so bedeutungsvolles Werk, daß sich ihm nur wenig andere des vorigen Jahrhunderts an die Seite stellen lassen. Ueber dasselbe und seine Veranlassung sagt Herr Berger folgendes Nähere: „In London war im Jahre 1736 von einer Anzahl bedeutender Gelehrten der erste Band der „Universal History" erschienen, welche in England allgemeinen Beifall fand und auch im Auslande Aufmerksamkeit erregte, so daß bereits im selben Jahre in Utrecht bei Herm. Besseling die erste Hälfte des ersten Bandes als erster Band der holländischen Uebersetzung in erster und zweiter Auflage und 2 Jahre später (1738) eine französische Ausgabe bei der bekannten Nachdrucker-

Firma Arkstée & Merkus in Amsterdam zu erscheinen begann. In England selbst vergriff sich der erste Band sehr bald, so daß davon 1740 eine zweite Auflage erschien. Gebauer entschloß sich daher im Jahre 1742, in welchem in England bereits der 6. Band veröffentlicht wurde, zur Herausgabe einer deutschen Uebersetzung und betraute mit der Redaction derselben den Polyhistor und Halle'schen Professor der Theologie Siegmund Jacob Baumgarten, den Voltaire die Krone der deutschen Gelehrsamkeit genannt hat.... Die Welthistorie erfreute sich sehr bald trotz mancherlei Angriffe der lebhaftesten Gunst des Publikums, so daß das Unternehmen rüstig weiter schritt.... Nach Baumgarten's Tode im Jahr 1757 übernahm dessen berühmter Schüler Johann Salomon Semler die Herausgabe des noch im Baumgarten'schen Nachlasse befindlichen angefangenen 17. Bandes, und besorgte auch die folgenden Bände bis zum 30. Theile (1758—66)."

Inzwischen war Gebauer eine berühmte Firma geworden. Er hatte durch den Verlag der allgemeinen Welthistorie mit den verschiedensten Gelehrten Fühlung und nähere Berührung erlangt, wodurch auch seinen Unternehmungen eine immer größere Ausdehnung gegeben wurde. Bald gehörte er zu den bedeutendsten Verlegern Deutschlands. Die Meßkataloge führen in einem Zeitraum von 36 Jahren die stattliche Zahl von 495 Werken als Frucht seines Verlags auf, außerdem tragen noch 3 Werke seinen Namen in Gemeinschaft mit dem von Bernh. Chr. Breitkopf in Leipzig. Gebauer scheint die Leipziger Messen regelmäßig besucht zu haben und hinterließ ein blühendes und reich gesegnetes Geschäft, als er am 26. Januar 1772 im Alter von 62 Jahren von der Wassersucht dahingerafft wurde.

Nach dem Tode Gebauer's setzte sein Sohn Johann Jacob, geboren am 25. Mai 1745, zunächst in Gemeinschaft mit seiner Mutter das väterliche Geschäft fort. Er hatte die Druckerei schon einige Jahre vor dem Ableben des Vaters übernommen und firmirte jetzt „Gebauer's Wittwe und J. J. Gebauer", von 1776 an aber, nach dem Hinscheiden der Mutter, „Johann Jacob Gebauer". Im Allgemeinen entwickelte er als Verleger eine Thätigkeit, die ganz dem Sinne und Geiste seines Vaters entsprach; da er über reichliche Mittel verfügte, so erreichte er es, daß der Gebauer'sche Verlag noch bis in das 3. Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts zu den bedeutendsten Deutschlands gehörte. Er pflegte dabei besonders die theologischen und philologischen Wissenschaften, namentlich aber betrieb er den Verlag der „Allgemeinen Welthistorie", die gewissermaßen den Grundstock des Geschäfts bildete, bis ihn das zunehmende Alter und die unruhigen Kriegsstürme des Jahres

1813 zur Aufgabe der Fortsetzung nöthigten. Der Verlag hatte übrigens eine solche Ausdehnung gewonnen, daß zur Aufstellung desselben während der Leipziger Messen ein ganzes Stockwerk nöthig war.*)

Daß die Kriegsstürme in Halle und gerade auch in dem Gebauerschen Geschäfte große Störungen hervorbrachten, kann man sich wohl denken. So führt Herr Berger aus der Geschäftschronik folgende Eintragungen an: „Den 8. Januar 1814 sind 2 Lehrburschen, Christ. Linge und Karl Wiese, heimlich fort und nach Merseburg unter's Militär gegangen, bei ihrer Zurückkunft aber, da sie von dort wieder nach Hause geschickt wurden, vom Herrn nicht wieder angenommen". Daß der „Herr" dagegen wahren Patriotismus zu schätzen wußte, zeigt Folgendes: „Den 18. December 1815 ist der Druckerlehrling Chr. Winter, welcher am 24. April d. J. unter die Dessauer Freiwilligen ging, wieder angenommen, nachdem er 34 Wochen abwesend war, welche Zeit ihm aber an seiner Lehrzeit keinen Eintrag thun sollen".

Gebauer's Ehe mit Catharina Auguste Victoria Hörnigk waren 3 Söhne und 3 Töchter entsprossen. Die beiden ältesten Söhne starben in frühem Alter, dagegen trat der jüngste Friedrich Wilhelm Ferdinand kurz vor dem 1818 erfolgten Tode des Vaters als Theilhaber in das Geschäft ein, wurde aber selbst schon 1819 in seinem 34. Lebensjahre von der Auszehrung weggerafft. Nun übernahm sein Schwager, der Buchhändler Carl August Schwetschke, Besitzer der Firma Hemmerde & Schwetschke, der nacheinander 2 Töchter von J. J. Gebauer geheirathet hatte, die Firma, und der Gebauer'sche Mannesstamm war erloschen.

Wir müssen es hier uns versagen, die Geschichte der Firma Carl Hermann Hemmerde näher zu verfolgen. Dieselbe bietet namentlich deshalb ein besonderes Interesse dar, weil Hemmerde es war, der Klopstock's Messias verlegte, aus welchem Verhältniß ein Briefwechsel zwischen dem Verfasser und Verleger sich entwickelt hat, der zum größten Theil noch erhalten ist und für die Litteraturgeschichte nicht geringen Werth besitzt. Vielleicht kommen wir ein anderes Mal auf den Gegenstand zurück.

---

*) Ein Zeitgenosse gibt über die damals in Leipzig herrschenden Verhältnisse folgende Mittheilungen: „Die Gewölbzinsen sind unverhältnißmäßig gestiegen. Für eine mittelmäßige Gelegenheit zahlt man 40—60 Thaler. In dem Gewandhause sind sehr schöne und große Gewölbe eingerichtet worden zu 80—100 Thaler. Die fremden Verlagsbuchhändler nehmen ganze Stockwerke und zahlen dafür 150—200 Thaler, z. B. Unger, Vieweg, Gebauer, Rottmann." (Archiv für Gelehrte, Buchhändler ꝛc., Band I, S. 588.)

Wenden wir uns jetzt wieder zu Carl August Schwetschke. Er ist der erste bedeutende Vertreter des Namens, welcher noch heute im directen Mannesstamm wie in der Firma fortlebt. Geboren am 29. September 1756 zu Glauchau, als Sohn eines Kaufmanns, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und wollte sich ebenfalls dem Kaufmannsstande widmen. Als sich die Absicht des Vaters, den Sohn in einer auswärtigen Handlung die Lehrzeit beenden zu lassen, nicht sogleich erreichen ließ, und dagegen ein Oheim, der bei Besuch der Leipziger Messen die Bekanntschaft des Vorstehers der Halleschen Waisenhaus-Buchhandlung, des Inspectors Witte, gemacht hatte, mit dem Vorschlage auftrat, dorthin den jungen Mann zu senden, so ging man darauf ein, und C. A. Schwetschke wurde 1771 mit 14 Jahren Buchhandlungs-Lehrling in Halle. In kurzer Zeit zeigte er sich so gelehrig, daß er schon gegen Ende desselben Jahres nach Berlin in die dortige Filiale gesandt wurde, um den Platz eines gerade damals ausgetretenen Zöglings einzunehmen. Er blieb 3 Jahre in Berlin und kam dann wieder nach Halle zurück, wo er ein weiteres halbes Jahr als Lehrling thätig war. Nun ging er nach Leipzig, wo er mehrere Jahre blieb und hierauf nach Bern, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilte, um sodann die Stelle eines Faktors der Hemmerde'schen Buchhandlung in Halle anzunehmen. Nach einigen Jahren war er Mitbesitzer der Firma, und im Jahre 1817 erwarb er von den Hemmerde'schen Erben den diesen gehörenden Geschäftsantheil.

C. A. Schwetschke war nicht allein ein thätiger Verleger, sondern er nahm sich auch des Buchhandels im Allgemeinen an und suchte dessen Interessen überall zu vertreten. So kämpfte er, nachdem Halle wieder preußisch geworden war, mit anderen Collegen wacker gegen den Nachdruck, doch sollte er es nicht mehr erleben, daß diese Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden, welcher Fall erst im Jahre 1834 eintrat.

Im Jahre 1824 erwarb er von dem Hofrath Schütz die „Allgemeine Litteratur-Zeitung", die schon im Jahre 1785 von Schütz in Gemeinschaft mit Wieland und F. J. Bertuch in Jena begründet worden war. Dieses Blatt hat lange Jahre eine bedeutende Stelle in der gesammten periodischen Litteratur eingenommen und wurde von Schwetschke unter einer besonderen Firma („Expedition der Allg. Litt.-Zeitung") fortgeführt. Dem Verlage wandte er fortwährend große Thätigkeit zu, ebenso auch dem Sortimente; so ließ er halbjährlich einen für seine Kunden bearbeiteten Novitäten-Kalender erscheinen, der sich dem Hinrichs'schen halbjährlichen Verzeichniß neuer Bücher in Format und Ausstattung anschloß.

Während seiner Leitung des Geschäfts feierte er zwei seltene Feste: am 24. October 1833 das hundertjährige Jubiläum der Gebauer'schen Druckerei und am 30. December 1838 drei Gedenktage auf einmal, nämlich das 100jährige Bestehen der Handlung Schwetschke & Sohn, den 50jährigen eigenen Besitz derselben und die 25jährige buchhändlerische Thätigkeit seines ältesten Sohnes Carl Ferdinand. Ueber das erste dieser schönen Feste sind wir in der glücklichen Lage, eine von Dr. Gustav Schwetschke verfaßte Beschreibung hier mitzutheilen, die trotz ihrer Länge uns der Wiedergabe würdig zu sein scheint, und bei welcher wir einige unwesentliche Einzelheiten zu kürzen uns erlaubt haben.

„Am 24. October 1833 waren" — so beginnt diese Beschreibung — „unter des Allerhöchsten Gottes gnädigem Beistande gerade 100 Jahre seit dem unausgesetzten Bestehen der Gebauer'schen Buchdruckerei in Halle a. S. verflossen, so daß an diesem und den folgenden Tagen das hundertjährige Jubiläum jener Officin zur Ehre ihres Stifters, Johann Justinus Gebauers, und zur Freude seiner noch lebenden Nachkommen in der nachbeschriebenen Weise festlich und froh, wie solches auch wirklich geschehen, begangen werden konnte.

Da nur die beiden derzeitigen Prinzipale und Eigenthümer der Gebauer'schen Buchdruckerei, der Stadtrath, Buchhändler und Buchdruckerherr Carl August Schwetschke und dessen zweiter Sohn, der Buchhändler, Buchdruckerherr, Schriftgießereibesitzer, Redakteur der Halleschen politischen Zeitung (des Couriers) und Seconde-Lieutenant im 27. Landwehr-Infanterie-Regiment, Carl Gustav Schwetschke, sowie die übrigen Mitglieder der Familie um den Tag und das Jahr der Feier wußten, so war von denselben beschlossen worden, die Mitglieder der Officin nicht eher, als am Abend des 24. October, wo dieselben festlich versammelt sein würden, von dem Anlaß der Feier in Kenntniß zu setzen, damit durch solche Ueberraschung die allgemeine Freude erhöht werden möchte.

Es wurden demnach alle Vorbereitungen zu der Festlichkeit soviel als möglich in der Stille getroffen, und erst gegen 4 Uhr Nachmittags an dem gedachten Tage begab sich Carl Gustav Schwetschke im Auftrage seines Vaters in die Buchdruckerei, um sämmtliche Mitglieder derselben, Gehülfen und Lehrlinge, zu einer Collation für den Abend einzuladen, welche Einladung demnächst auch an das gesammte Personal der dem Carl Gustav Schwetschke eigenthümlich zugehörenden Schriftgießerei erging. Von allen Mitgliedern dieser beiden Officinen war nur der Jubelgreis der Buchdruckerei, Riedel I., welcher bereits

sieben Jahre früher sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hatte, durch ein leichtes Uebel am Fuße behindert, augenblicklich abwesend, weshalb derselbe in seiner Wohnung von C. G. Schwetschke persönlich eingeladen und ihm die Abholung durch einen Wagen zugesagt wurde.

Außer den oben genannten war noch die Anwesenheit der Mitglieder der Buchhandlung C. A. Schwetschke & Sohn und des Registrators der jener Handlung zugehörenden Allgemeinen Litteratur-Zeitung erbeten worden.

Abends kurz nach 7 Uhr fanden sich nun sämmtliche vorstehend gedachte, deren namentliches Verzeichniß weiter unten folgt*), und zwar die Mitglieder der Buchdruckerei und Schriftgießerei von C. G. Schwetschke geführt, in dem zur Begehung der Feierlichkeit bestimmten großen Zimmer, „der Simson" genannt, bei dem Eintritt in das Gebauer'sche Haus rechts parterre, ein. Dieses Zimmer, welches noch ganz die alte Einrichtung und Ausschmückung, welche ihm einer der früheren Besitzer des Hauses, der berühmte Philosoph Freiherr Christian von Wolff gegeben, bewahrt hatte, in dem noch dieselben alten gemalten Tapeten, mit Scenen aus der biblischen Geschichte, worunter auch Simsons Kraftthat an einem Löwen, die Wände bedeckten, war zu der Feier in folgender Weise verziert worden. Auf dem schön gearbeiteten steinernen Simse des Kamins war das von Sporleder im Jahre 1758 in Oel gemalte, mit einem neuen goldenen Rahmen versehene und mit einer Blumenguirlande umschlungene Bild des verewigten Stifters Johann Justinus Gebauer aufgestellt. Zu beiden Seiten desselben standen zwei große Altarleuchter mit Wachskerzen und vor dem Bilde auf einem Vorsprunge zwei kleine Leuchter. Unter dem Simse vor der schon seit längerer Zeit vermauerten Oeffnung des Kamins war auf einem mit einem Damasttuche bedeckten Tische das in Pastell gemalte und ebenso mit einer Blumenguirlande bekränzte Bild Johann Jacob Gebauer's aufgestellt, vor welchem nachfolgende Urkunden, die auch dieser Beschreibung beigefügt sind*), aufgelegt waren:

1. der Taufschein Johann Justinus Gebauers, von dem Rath in Waltershausen auf Pergament ausgestellt;
2. der ebenfalls auf Pergament geschriebene Lehrbrief Johann Justinus Gebauers als Buchhandlungs-Diener;
3. die Pflicht-Notul, welche demselben bei seiner Aufnahme als Buchdruckergesell unter die Zahl der akademischen Bürger der Universität Jena ertheilt worden;

*) Der Raumersparniß halber beim vorliegenden Abdruck weggelassen.

4. eine gleiche Notul bei seiner Aufnahme als akademischer Bürger von Halle, und
5. die nach dem Tode Johann Justinus Gebauers von seinen Freunden zum Druck beförderte Lebensbeschreibung, nebst einem in Kupfer gestochenen Portrait desselben.

Der Kauf-Kontrakt J. J. Gebauers über die Erwerbung der Buchdruckerei, welcher dieser Beschreibung ebenfalls beigefügt ist*), war nicht mit aufgelegt worden.

Für Carl August Schwetschke, welcher an einem podagrischen Anfall litt, sowie für den an seinem Fußübel noch leidenden Jubelgreis Riedel waren etwas entfernt vom Tische, zur Linken desselben, zwei alterthümliche Lehnsessel und vor diese zwei Fußbänkchen gestellt worden.

Nachdem hier die beiden ehrwürdigen Senioren der Gesellschaft ihre Plätze eingenommen hatten und die Versammlung, welcher beizuwohnen auch die Lehrlinge angewiesen waren, vollständig beisammen sich befand, verlas Carl Gustav Schwetschke zur Linken des Tisches stehend, den hier beigelegten Vortrag*), dessen Eingangsworte namentlich die Anwesenden sichtbar freudig überraschten. Nach Beendigung des Vortrags entgegnete der Druckergehilfe Stollberg in einer zwar kurzen und unvorbereiteten, aber nichtsdestoweniger herzlichen und ergreifenden Gegenrede.

So war der ernstere Theil der Feier beendet, und was die wirthliche Sorge der Hausfrau Agnes Schwetschke und ihrer beiden Schwägerinnen zur Erhöhung des Frohsinns an Speise und Trank vorbereitet hatte, sollte jetzt, auf eine große in der Mitte des Zimmers angebrachte Tafel aufgestellt, die Gäste zu leiblichem Genuß laden, als Carl Gustav Schwetschke, seinen kaum dreizehn Monate alten Sohn, Christian Felix, welcher mit einer schwarzleinwandnen Lehrlingsschürze bekleidet war, auf den Armen tragend, in das Zimmer trat und die Versammelten in folgender Weise anredete:

„Meine Herren! Nach einem ernsten Wort ziemt es wohl, auch ein Wort des Scherzes folgen zu lassen, obgleich die Sache, in der ich solches spreche, ganz ernstlich gemeint ist. Ich habe nämlich die beiden Herren Factoren Herrn Pommer und Herrn Theinhardt ersucht, hier mit meinem Sohne Felix einen Act vorzunehmen, über welchen Ihnen diese Herren selbst berichten mögen."

Hierauf verlas zuvörderst der Factor Pommer den dieser Beschrei-

*) Ebenfalls weggelassen.

bung in Copie beigefügten*), in das Einschreibebuch der Gebauer'schen Buchdruckerei originaliter verzeichneten Aufnahme-Act des Christian Felix Schwetschke als Setzer- und Drucker-Lehrling, wonächst der Factor Theinhardt ein Gleiches in Betreff der Einschreibung desselben als Schriftgießer, welche in einer Kapsel hier beigefügt ist*), vollzog.

Nachdem C. G. Schwetschke im Namen seines Sohnes, welcher, beiläufig bemerkt, zwar fröhlich gelächelt, sonst aber sehr verständig und ruhig sich verhalten, mit kurzem Scherzworte gedankt hatte, wurden die Versammelten eingeladen, den gefüllten Schüsseln und Gläsern herzhaft zuzusprechen, was denn auch zur Freude des Festmahlsgebers wacker und redlich geschah.

In den aufgeschnittenen Butterbröden und den gekochten Schinken, in den geräucherten Schlackwürsten, den kalten Kalbsbraten und in dem Schweizerkäse waren bereits namhafte Lücken entstanden und die Gläser, voll eines leichten wohlschmeckenden weißen Franzweines, waren bereits öfters geleert worden, als der Factor Pommer unter dem freudigen Zurufe der Anwesenden der Jubel-Familie ein Lebehoch ausbrachte, welchem Carl Ferdinand Schwetschke, der älteste Sohn Carl August Schwetschke's, mit folgenden Worten erwiderte:

„Meine geehrten Herren! Zu den Gefühlen des Dankes gegen die Vorsehung und gegen die Verdienste unserer Vorfahren gesellt sich noch Eins, welches nicht minder innig und lebhaft unsere Herzen erfüllt. Es ist das Gefühl der achtungsvollsten Anerkennung und der ehrendsten Erwähnung der Mitarbeiter an dem Werke, dessen Jubiläum wir heute feiern. Gern und dankbar nehmen wir die Wünsche entgegen, welche Ihr Sprecher, unser vieljähriger, treuer Freund Pommer, in Ihrer Aller Namen uns dargebracht hat, aber ebenso gern und dankbar bekennen wir hier laut und öffentlich, daß ein solches Werk, wie es heute unseren Blicken sich darstellt, nur durch das treue und ehrenwerthe Zusammenwirken der Kräfte Aller sich in dem Strom der Zeiten erhalten und zu seiner jetzigen Höhe gedeihen konnte. Gebührt unserm Urgroßvater der Ruhm der Begründung, seinen Nachkommen das Verdienst der Erhaltung, so gebührt eben so sehr Ehre und Dank den wackern Männern, welche im Laufe eines Jahrhunderts unser Haus durch ihre Treue, durch ihre Thätigkeit, ihren Eifer und Fleiß unterstützt haben und noch unterstützen. Wie auch der Wechsel der Zeiten gewesen ist, sichtlich hat Gottes Segen immer

*) Weggelassen.

über uns gewaltet, denn stets haben wir uns treuer und redlicher Mitarbeiter zu erfreuen gehabt. Möge es immer so bleiben! Möge das Vertrauen, welches wir stets Ihnen schenken, von Ihnen erkannt und erwidert werden! Möge die edle Buchdruckerkunst, die sinnige Schriftgießerkunst, der ehrenwerthe Buchhandel auch ferner durch ihr erstaunliches und schönes Zusammenwirken in dem bisherigen Flore bleiben und zu noch größerem gedeihen! Und so ergreife ich diesen Pokal, der von Mund zu Mund kreisend ein Sinnbild unsrer innigen Vereinigung sein soll, und trinke im Namen meines Vaters, meines Bruders und in meinem eignen auf das Wohl der treuen, achtungswerthen, herzlich mit uns verbundenen Mitglieder unseres Hauses und unserer Geschäfte.

Sie alle leben hoch! hoch! hoch!"

Und der krystallene Pokal, ein Geschenk, welches der Professor Germar an Carl Gustav Schwetschke's Polterabend freundlich verehrt hatte, kreiste nun tüchtig rundum in der Gesellschaft, deren Frohsinn immer mehr und mehr sich steigerte. Zahlreiche Gesundheiten und heitere Gesänge wechselten mit Scherz und harmlosem Geplauder und herzlichem Lachen. Noch einmal erhob sich der Faktor Pommer und sprach vor dem Bilde Johann Justinus Gebauer's nachfolgende, dem Andenken dieses Gefeierten geweihte Ottave-Reime:

„Und wenn denn auch die Todten leben sollen,
Wie uns der fromme deutsche Schiller sang,
So ist auch dieser Mann noch nicht verschollen,
Und ihm gebührt heut unser froher Dank,
Ein Dank, den wir aus reinem Herzen zollen,
Gedenkend seines Ruhms beim Gläser-Klang,
Seit hundert Jahren steht sein Werk in Ehren,
Und selbst im Sturm der Zeit konnt' es kein Unfall stören!

welche Verse mit Beifallgeklatsch aufgenommen wurden.

Auch Carl Gustav Schwetschke unterbrach noch einmal den laut hallenden Jubel, indem er, im linken Arm 45 Portraits Johann Justinus Gebauers auf Pappe aufgezogen und mit einem Goldrande versehen (wie das gegenwärtig beigefügte Bild*) tragend und in der Rechten den silbernen Becher haltend, welcher dem Johann Jacob Gebauer'schen Ehepaar bei dessen 50jähriger Jubelhochzeit von Verwandten und befreundeten Familien verehrt worden war, der versammelten Gesellschaft der Buchdrucker und Schriftgießer ein freudiges

*) Der Holzschnitt auf S. 616 giebt es in verkleinertem Maßstabe wieder.

Lebehoch darbrachte und darauf jene Portraits unter die Versammelten vertheilte.

Mit Ausnahme der beiden Senioren, welche schon früher sich zurückgezogen hatten, war noch keiner der Anwesenden vom Platze gewichen, der sich jedoch, als die Mitternachtsstunde herannahte, nach und nach zu leeren begann, da mancher wackere Trinker, durch zu scharfes Feuern erhitzt und ermattet, der unausbleiblichen Niederlage durch klugen Rückzug zuvorzukommen suchte, obgleich manchem Nachzügler nur durch Hilfe weniger schwer verwundeter Kameraden ein solches Vorhaben gelingen wollte. Aber zur Ehre der tapferen Kämpfer sei es gesagt, daß solche Rückzugsscenen nicht auf dem Wahlplatz selbst, sondern entfernt von diesem sich ereigneten, so daß das schöne und mit inniger Freude begonnene Fest auch in gleicher Weise, nicht von dem mindesten Unfall getrübt, um Hochmitternacht endete.

Die Lehrlinge der Buchdruckerei und Schriftgießerei, welchen in der Lagerstube ebenfalls eine Kollation, aus Wein und kalten Speisen bestehend, bereitet war, jubelten auch in ungezügelter, aber anständiger Freude bis tief in die Nacht hinein.

Mit dem andern Morgen (den 25. October), an welchem die reine Freude und der reine Wein des vorhergegangenen Abends weder Trübsinn, noch Kopfweh zurückgelassen hatte, begann für Pressen, Setzkästen und Gießöfen ein Tag der Feier in dem eigentlichen technischen Sinn des Wortes; denn Alles, was an Gehülfen und Lehrlingen in beiden Officinen Hand und Arm regen konnte, begab sich nun freiwillig und unaufgefordert an die Ausschmückung der Jubel-Buchdruckerei durch Kränze, Guirlanden und Blumensträuße, und an Vorbereitungen zu einer für den Abend bestimmten Illumination der Officin. Schon am Morgen hatte eine Deputation der Buchdruckergehilfen dem durch Unpäßlichkeit an das Zimmer gefesselten Carl August Schwetschke einen schönen frischen Blumenkranz überreicht und auch die Aufgangsthür von Carl August Schwetschke zur Druckerei mit Kränzen geschmückt; auch war von letzterem der gesetzliche Betrag der Einschreibgebühren für seinen Sohn an die Buchdrucker mit Vier Thaler, an die Schriftgießer mit Sechs Thaler berichtigt und zugleich jedem der Lehrlinge ein Geschenk von Eindrittel Thaler übergeben worden. Bei Einbruch des Abends entflammten nun plötzlich die die Fenster der Officin erhellenden, in buntem Farbenschmucke glänzenden Lampen. In dem, in der sogenannten Setzerstube über dem Gartensaal befindlichen, der Thüre zunächst nach dem Hofe hinausliegenden Fenster war in der ganzen Höhe der Fenster-Oeffnung ein Transparent angebracht.

Das unter diesem Transparent befindliche Fenster war mit kleinen bunten Arabesken-Transparenten und die Fenster neben dem großen Transparent mit pyramidalisch gestellten Lampen, die Fenster des großen Druckerei-Locals aber mit bunten Lampenreihen geschmückt. Von der Versammlung der Gehülfen eingeladen, begaben sich nun die Gebrüder Schwetschke mit ihren Frauen und Kindern in die Officin, wo auch Frauen und Kinder und noch viele andre schauluſtige Freunde und Verwandte der Mitglieder der Buchdruckerei gegenwärtig waren und wo nun beiderseitig auf langes und glückliches Zusammenleben getrunken und die Toaste mit lautem Hoch begleitet wurden. Aber nicht nur in den inneren Räumen der Officin, auch in dem Hausflur, im Hofe und auf den Treppen wogte die jubelnde Menge, welche noch bis in die eilfte Abendstunde gesellig versammelt blieb.

Auch an dem Abende des darauf folgenden Tages (Sonnabend den 26. October), in dessen Verlauf wegen dringender Arbeit die Pressen nicht feiern durften, lud die nochmals erleuchtete Officin Schauluſtige und Freunde zahlreich ein, welche jedoch, gleich den Mitgliedern der Buchdruckerei, früher als an dem vorhergehenden Abende, aber nicht minder fröhlich sich trennten.

So war denn das schöne Fest der hundertjährigen Jubelfeier der Gebauer'schen Buchdruckerei beendigt, welches, durch Gottes Vaterhuld den gegenwärtigen Mitgliedern der Familie und der Officin gnädigst gewährt, späteren Nachkommen, mit der Hülfe des Allerhöchsten noch oft, oft wiederkehren möge. Dies erfleht von ganzem Herzen der Verfasser der obigen Darstellung Carl Gustav Schwetschke."

Herr Albert Berger hat dieser Darstellung aus dem Jahre 1833 noch folgendes hinzugefügt:

An dieser Feier betheiligten sich 115 Mitglieder der Familie Schwetschke, 20 Setzer, 15 Drucker, 3 Setzer- und 3 Druckerlehrlinge, die 9 Mitglieder der Schriftgießerei, 1 Gehilfe und 2 Lehrlinge der Buchhandlung von Schwetschke & Sohn, der Registrator der Allgem. Litteratur-Zeitung und außerdem 18 männliche und weibliche Dienstboten, welche theils in der Druckerei, theils in der Familie im Dienst standen. Von diesen 87 Personen ist es nur zweien beschieden gewesen, das spätere 150jährige Jubiläum der Officin zu erleben. Es sind dies der Schriftgießer Breiting und der Setzer Heinrich Schlippe, welch' letzterer 1833 Laufbursche bei Schwetschke & Sohn war und erst ein Jahr später die Buchdruckerkunst erlernte. Außerdem hat als dritter der Schriftsetzer Karl Venediger, dessen älterer Bruder damals in der Officin ebenfalls als Setzer beschäftigt war, dem Feste von 1833 theil-

weise noch beigewohnt. Letzterer, wie Heinrich Schlippe, haben inzwischen ihre Thätigkeit eingestellt, um jetzt den Rest ihrer Tage in wohlverdienter Ruhe zu genießen."

Ueber C. G. Schwetschke selbst fällt Herr Albert Berger folgendes Urtheil: „Schwetschke war in jeder Beziehung ein tüchtiger Geschäftsmann. Mit wenigen Ausnahmen glückten ihm alle seine Unternehmungen. Jeder Zweig der Litteratur hat seiner Thätigkeit und der Umsicht, mit welcher er die Bedürfnisse seiner Zeit aufzufassen wußte, manches schätzbare Werk zu verdanken. Oft genug hatte er dabei keinerlei materiellen Gewinn, sondern lediglich die wahre Förderung der Wissenschaften im Auge. . . . Er hatte harte Zeiten und schwere Schicksale während der französischen Invasion erfahren, aber nie seinen freudigen Muth und seine ruhige Fassung verleugnet. Zeit und Stunde verstand er gehörig auszunützen, so daß er neben seinen eigenen ausgebreiteten Geschäften noch Muße genug zu den vielseitigen städtischen Aemtern, zum Wirken für das Wohl seiner Mitbürger fand. . . . Nur wenige Tage an das Krankenlager gefesselt, entschlief er sanft und schmerzlos am 19. September 1839, 10 Tage vor Vollendung seines 83. Lebensjahres."

Nach seinem Tode wurde das Schwetschke'sche Geschäft getheilt. Die Buchhandlung mit der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" übernahm sein ältester Sohn Carl Ferdinand, der bereits seit dem Jahre 1820 in derselben thätig war, während der jüngere Sohn, Carl Gustav, die großväterliche Druckerei mit dem bedeutenden Verlage und dem schon seit 1828 von ihm geleiteten „Halle'schen Courier" erhielt. Die Lebensschicksale beider wollen wir nach einander in Kürze vorführen.

Carl Ferdinand Schwetschke wurde am 17. August 1798 geboren. Nachdem er auf den Francke'schen Stiftungen seine Schulbildung empfangen hatte, verließ er mit dem Zeugniß für Prima die Anstalt, um eine dreijährige Lehrzeit im väterlichen Geschäft durchzumachen. Er ging dann nach Königsberg in Preußen, wo er als Einjähriger diente und zugleich als akademischer Bürger Vorlesungen an der Albertina hörte. Sodann wandte er sich nach Petersburg, war dort in der Buchhandlung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ein Jahr thätig und schloß seine Wanderjahre mit einer einjährigen Wirksamkeit in der Buchhandlung von Carl Gerold in Wien. Nun kehrte er nach Halle zurück, erlernte das Druckereiwesen und half dem Vater bei der Leitung des Geschäfts; am 1. Januar 1829 wurde er als öffentlicher Gesellschafter angenommen. Seine Thätigkeit erstreckte sich sowohl auf den Verlag wie das Sortiment, letzteres war eine der bedeutendsten Handlungen der ganzen Provinz.

Das tüchtige Wirken seines Vaters nahm er sich nach fast jeder Richtung zum Muster. So war auch er um das Wohl des Buchhandels sehr besorgt, half den Börsenverein der deutschen Buchhändler mit gründen, zu dessen Vorstehern er mehrere Jahre lang gehörte, den Bau der Leipziger Buchhändlerbörse sicher stellen u. a. m. Dafür hatte er auch die Ehre, bei der Grundsteinlegung dieses Gebäudes — am 26. October 1834 — zugleich mit Herrn Dr. Friedrich Johann Frommann aus Jena die Vertreter der sächsischen Regierung im Festzuge nach dem Bauplatz zu führen, und wurde von dem Rathe der Stadt Leipzig mit einigen Anderen „in Anerkennung der Verdienste um das Zustandekommen des Börsenbaues" zum Ehrenbürger dieser Stadt ernannt. Später betheiligte er sich noch an manchen anderen Arbeiten des Börsenvereins, bis ihn ein ernstes Lungenleiden nöthigte, sich auf eine einfachere Thätigkeit zu beschränken. Noch blieb er die Seele seines ausgedehnten Geschäfts und begründete sogar 1836 eine Zweighandlung in Leipzig unter der Firma Kirchner & Schwetschke, deren Leitung sein Schwager Hermann Kirchner übernahm, dann aber zwang ihn das Brustleiden zu größerer Ruhe. Am 14. Februar 1843 starb er, im 45. Lebensjahre.

In der Cantateversammlung vom 14. Mai 1843 widmete ihm sein Jugendfreund F. J. Frommann folgenden Nachruf:

„... Ferd. Schwetschke in Halle, dessen Namen mit den schönsten Erinnerungen aus der Zeit des ersten kräftigen Aufschwungs unseres Vereins, der Zeit eines lebendigen Gemeingeistes und freudigen Zusammenwirkens innig verflochten ist. Um Alles, was damals zu Stande gebracht wurde, — die Vorschläge zur Feststellung der litterarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland, die Vorbereitungen zum Börsenbau, das Statut — hat er sich durch seine verständige Klarheit, ruhige Besonnenheit und Leidenschaftslosigkeit nicht geringe Verdienste erworben, und wenn er später durch seinen Gesundheitszustand an thätiger Betheiligung bei unseren gemeinsamen Angelegenheiten verhindert wurde, so folgte er ihrem Gange doch immer mit warmem Interesse, wovon er mir noch in den letzten Monaten seines Lebens Beweise gegeben hat. Wie er sich unter uns als Mitglied des Vereins, als treuer Freund und guter Kamerad ein bleibendes Andenken gestiftet hat, so nicht minder in der Litteratur durch die großartigen und wissenschaftlichen Werke, die er durch seinen selbst durch Krankheit ungeschwächten Unternehmungsgeist muthig in's Leben rief und beharrlich fortführte."

Laut testamentarischer Bestimmung übernahm der Bruder Carl

Ferdinands: Carl Gustav Schwetschke, die von ersterem geleiteten Geschäftszweige, derselbe, welcher schon die Gebauer'sche Druckerei mit ihrem Verlage besaß. Wir behalten uns vor, über das Leben dieses bedeutenden Mannes, der selbst mit dem Fürsten Bismarck in persönliche Beziehungen treten durfte, einen besonderen Aufsatz folgen zu lassen und wollen hier nur in Kürze die Schicksale der beiden Geschäfte verfolgen.

Die „Allgem. Litteratur-Zeitung" wurde noch mehrere Jahre unter wechselnden Umständen fortgeführt, dann aber erlag sie der Ungunst der äußeren Verhältnisse und stellte mit dem 1. Januar 1850 ihr Erscheinen ein. Die übrigen Theile des bedeutenden Geschäfts wurden nach einander verkauft, zuerst mehrere größere Verlagswerke, dann das Sortiment an Herrn C. E. M. Pfeffer. Den größten Theil des noch bleibenden Verlags erwarb Herr M. Bruhn aus Schleswig, der ihn 1852 nach Braunschweig verlegte. Die Gebauer-Schwetschke'sche Druckerei blieb dagegen nach wie vor in Halle und wurde nach mancher Richtung erweitert, so z. B. durch eine galvanoplastische Anstalt, Buchbinderei u. s. w.

* * *

Herr Albert Berger schließt seine verdienstliche Schrift mit folgenden Sätzen: „... Es ist ein reiches, fruchtbares und mithin befruchtendes 150jähriges Geschäftsleben, auf welches wir zurückblicken konnten.... Möge das 150jährige Jubiläum, dem diese Arbeit als Festschrift gewidmet war, auch für die Zukunft ein Markstein an dem durchmessenen Wege sein, wie es ein solcher für die Vergangenheit ist, — eine Bürgschaft fernerer Blüthe und kräftiger Weiterentwickelung im Sinne und Geiste der Väter, unter bewährter Leitung der Söhne!"

Diesen Wünschen haben wir kaum etwas hinzuzufügen. Mögen solche Worte, aus denen eine treue Anhänglichkeit an das altbewährte Schwetschke'sche Haus spricht, sich in jeder Hinsicht erfüllen; möge der deutsche Buchhandel recht reich werden an Firmen, die wie die genannte, auf eine lange ehrenvolle Vergangenheit zurückblicken, damit das Ganze gedeihe wie das Einzelne!

Zum Kapitel der Bücherausstattung.

(Schluß.)

Auch bei Büchern, nicht nur bei Menschen, ist das äußere Kleid für den Erfolg ihrer Sendung unter das Publikum oft von der größten Bedeutung; von weit größerer, als man im allgemeinen zu glauben scheint. Wer vermag denn immer gleich ins Innere zu schauen? Wer läßt sich nicht durch eine geschmackvolle Gewandung fesseln? Wer nicht oftmals sogar in seinem Urtheil bestechen?

Wir wollen demjenigen Gebahren, welches ohne Rücksicht auf den Inhalt die äußere Form herauszustreichen sucht, dieser schlechterdings verdammenswerthen Täuschung hiermit nicht im Geringsten das Wort reden, wir wollen nur für ein angemessenes Gleichgewicht des inneren Werthes und des äußeren Aufwandes eintreten.

Wie sehr aber die geschmackvolle Würde da, wo es nothwendig ist, bei uns noch im Argen liegt, offenbart sich ja hinlänglich durch den völligen Mangel typographisch schöner, in jeder Hinsicht ausgezeichneter Ausgaben unserer deutschen Klassiker für Bibliophilen. Liebhaberausgaben! Nun, wird da Mancher denken: Giebt es nicht die Grote'schen illustrirten Ausgaben von Lessing, Goethe, Schiller u. s. w., in Oktav, Duodez, Miniaturausgaben, Diamantausgaben ꝛc., Hallberger'sche Prachtausgabe von Schiller und von Goethe, in der das Lied „An den Mond": ‚Fülleſt wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz' und das Sonett: „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale" auf das sentimentalste, herzinnigste und andererseits auf das malerischste illustrirt ist? Lyrische Gedichte illustriren? Lyrische Gedichte von Goethe? Ja, es hat sich was mit deutschen Prachtausgaben deutscher Klassiker, besonders, wenn sie illustrirt sind!

Prachtausgaben sind jetzt Mode geworden. Eine Prachtausgabe des Gedichtes „Aennchen von Tharau" von Franz Hirsch ist ja wohl das Neueste in dem Genre. So wurde Hamerling's „Amor und Psyche" dem Publikum dargeboten; so „Frauenliebe und Leben" von Adalbert

von Chamisso, desgleichen seine „Lebensbilder", illustrirt von Paul Thumann. Thumann's Bilder sind ja doch wohl die Hauptsache! Hübsch fein in Mappen eingeschlagen sind sie auch ohne Text von Chamisso allein zu haben, wie es ja an und für sich auch ganz gut wäre. Aber Prachtausgaben Chamisso'scher Werke sollten doch anders aussehen, als Bilderbücher für große Kinder, die eigentlich nur da zu sein scheinen, um auf den Weihnachtstisch unter den Christbaum oder zum Durchblättern für „Besuch" in das Salonzimmer gelegt zu werden.

So hat nun auch, wahrscheinlich auf „Wunsch" des leistungsfähigen Verlegers, Paul Thumann Heinrich Heine's „Buch der Lieder" für eine Prachtausgabe illustrirt, fein ausgestattet. Aber eben so gut wie Heinr. Heine hätte Thumann auch die Spukgeschichten von E. Th. A. Hoffmann: die „Phantasiestücke in Callot's Manier", die „Elixiere des Teufels" illustriren, den „Kapellmeister Kreisler" und den „Rath Krespel" abmalen können, oder Eugen Sue's „Ewigen Juden" mit Bildern versehen oder sonst irgend einen guten oder vielgelesenen Autor dem feinsinnigen Verständnisse der „Leser" nahe führen, nur nicht die ausgelassenen, pointereichen und die elegisch tief aus dem Herzen quellenden Lieder Heinrich Heine's. Heinrich Heine und Paul Thumann, wie gehören die zu einander? Auf eine solche „Prachtausgabe" seines „Buches der Lieder" würde Heine selbst manchen Prachtwitz losgelassen haben. Ja, das ist auch eine Illustration zum Kapitel der Bücherausstattung — mit Bildern!

Aber schöne, handliche Oktavausgaben der Meisterwerke von Goethe, Schiller, Lessing u. s. w. auf exquisitem Papier, in schönem großen Druck mit Vignetten, Randleisten u. dgl. m., aber ohne Illustrationen, nur mit vorangestelltem Porträt, schön, solid und haltbar, aber doch tadellos geschmackvoll gebunden: besitzen wir die? Keine in Quart, auch keine in Sedez, keine „Diamantausgaben", nur brauchbare und bequeme für Liebhaber, die auch viel lesen wollen, nicht nur blättern und nach Bildern suchen.

Wo unter den deutschen Buchhändlern sind unsere „Elzevire", unsere „Didots"?

Der deutsche Buchhandel ist noch niemals so leistungsfähig gewesen, als in unseren Tagen. Aber, wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Es wird viel herumexperimentirt, hier und dort. Es wird dem Publikum recht viel geboten, recht viel geschmeichelt und es wird auch recht viel irre geführt.

Je mehr Lesestoff die Leser verlangen, um so mehr soll und wird auch herbeigeschafft werden. Daß auf Kosten der Qualität die Quan-

tität bevorzugt wird, darf also Niemand Wunder nehmen. Es wird also auch Niemand in Erstaunen gerathen, wenn bei dem hastigen Drängen und Suchen diejenigen, welche die verschiedenartigsten Wünsche befriedigen sollen, nun das Beste und Wünschenswertheste vergessen und unbeachtet lassen.

Da entweder nur „Lesestoff" verlangt wird oder Füllungsmaterial für Familienschränke, in denen die „Klassiker" nur unter Staub paradiren sollen, wenn sie nicht als Familienschmuck und Bilderbücher umherliegen, so hat man für all das gesorgt; man hat aber niemals den Neigungen der großen Menge entgegengearbeitet, um den Geschmack zu läutern und typographische Kunstwerke hervorzubringen.

In den jüngsten Tagen erst, als die Konkurrenz zu allen Hilfsmitteln griff, um die Theilnahme der Käufer zu gewinnen, werden nun auch die allernothwendigsten Vorbedingungen typographischer Leistungsfähigkeit beachtet, auch bei wohlfeilen Büchern: auf gutem Papier ein guter Druck. Das ist das Wesentlichste, die Voraussetzung.

Papier und Druck ergänzen sich zu einem harmonischen Gesammtbilde, zu einem typographischen Kunstwerke. Was soll das vortrefflichste Papier, wenn es mit abgenutzten, schlechten Lettern bedruckt wird? wenn nichtzusammengehörige Typen einen geschmacklosen Text bedingen?

Ein gutes Papier zu einem guten, reinen, scharf abgegrenzten Drucke, der ohne das Erste kaum entstehen kann, ein typographisch schöner Satz: nun, das gehört doch wohl zu einander? Ja, das sind allbekannte und ausgemachte Thatsachen, das sind Anforderungen, denen doch nicht immer Folge geleistet wird. Auf das Papier kommt es ja wohl nicht so sehr an, denkt mancher Verleger, wenn es nur weiß und glatt aussieht. Hat nun das Buch als Novität im Schaufenster des Verkäufers gelegen, ist es als Ansichtssendung durch verschiedene Hände gegangen, so sind die weißen Blätter des Holzpapiers schon in sehr kurzer Zeit gelb geworden. Wer will es da noch glauben, daß trotz der aufgedruckten Jahreszahl, welche der Gegenwart angehört, das Buch, ungebraucht, nicht schon viele Jahre alt ist? Nun gar Jahre lang liegen gebliebene Werke, die vom Verleger neu bezogen werden, sehen auf Holzpapier gedruckt abscheulich aus.

Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß von der ganzen, großen, immens umfangreichen Litteratur der Gegenwart sich nur recht wenige Werke in künftige Zeiten hinüber erhalten werden, weil sie — auf gar zu schlechtes Papier gedruckt seien, das nicht erst der Einwirkung der Jahrhunderte bedarf, um in Staub und Moder zu zerfallen. Schon nach wenigen Jahren wird es gelb, braun, bröcklig, brüchig;

es zerfällt vor unseren Augen. Es ist schon wahr, daß in unseren Tagen so viel Papier durch Druckerschwärze zu — Makulatur verarbeitet wird, daß der einzige Zweck vieler Litteratur-Machwerke schreibseliger Finger (denkender Köpfe: zu sagen, wird nicht immer angehen) nur der zu sein scheinen will, um als passende Emballage für Wurst und Käse zu dienen. Aber ob es dazu denn auch immer nothwendig sein muß, bedrucktes Papier herzustellen? eine Litteratur für Käsekrämer hervorzurufen, die niemals gelesen, sondern immer nur — wieder verarbeitet wird?

Freilich, wenn alles Makulaturpapier nur aus Lumpen fabricirt werden soll, möchte es wohl angebracht scheinen, erst Lumpen selbst zu fabriciren.

Daß aber Bücher, welche doch einige Gedanken enthalten, und nun gar solche, in denen auch einige recht gute Gedanken zu finden sind, auch unseren Nachkommen bekannt werden möchten, werden ihre Autoren doch wohl beim Niederschreiben derselben gewünscht haben; und die eigensinnigen Verleger wollen es verhindern? — vielleicht weil ihr Eigenthumsrecht nur 30 Jahre nach dem Tode des Autors andauert? — da möchte es sich wohl ereignen, daß der Holzstoff auch so lange nicht mehr vorhalten will.

Wie mancher Autor wird mit Enttäuschung die Freiexemplare seines neuesten Werkes (es sei denn, daß sie als besondere Huldigung auf Velinpapier oder auf eine andere ausgezeichnete Sorte gedruckt wären) in Empfang genommen haben! Dünnes, graues oder gelbes Papier (weiß kann man es nicht gut nennen), oft recht ausgemacht gelbes — man bezeichnet es dann wohl als gelb abgetönt der Augenschonung wegen, oder aus einem sonstigen ziemlich weit hergeholten Grunde, der nicht immer plausibel erscheint — rauh, kaum einmal planirt, höckerig, die Lettern durchscheinend und als Erhöhungen oder Vertiefungen sichtbar: es ist das alles vorgekommen, bei recht guten Büchern, d. h. bei solchen, deren Inhalt lesenswerth war.

Keine Sparsamkeit ist wohl mehr übel angewendet, als wenn bei Papier und Druck geknausert wird. Der Aufwand für gutes Papier erhöht den Preis des Buches nicht in dem Grade, als es seiner Erscheinung nach verliert. Das Publikum mag doch wohl nicht selten denken: wenn das Aeußere schon so wenig einnehmend aussieht, so kann es mit dem Inhalt nicht zum Besten bestellt sein; man würde sonst für ein angemessenes Gewand wohl gesorgt haben. Und das wissen andererseits wieder einige Verleger sehr gut. Sie geben das schlechteste Zeug in der stattlichsten Hülle aus, und siehe da! Käufer

haben sich durch die Außenseite verlocken lassen. Ungewitzte Käufer aus dem großen Publikum, nicht Besitzer von Leihbibliotheken.

Jeder Verleger, der da weiß, daß seine Schutzbefohlenen von Rechtswegen es werth sind, in der allgemeinen Bücherſündfluth nicht unterzugehen, möge also auch die Papierfrage nicht für gar so nebensächlich halten. Es wird sonst nur sein eigener Schaden sein.

Daß die Typographie eine Kunst ist, pflegt man wohl zuzugeben, man sagt ja auch: Buchdruckerkunst. Allein wie viele Jünger derselben wissen um die Kunstregeln derselben Bescheid?! Es ist ein Kunsthandwerk, ja wohl: ein Handwerk, in dem nach Handwerksbrauch darin geschaltet wurde und dessen noch so geschaltet und gewaltet wird. Was der Eine vormacht, macht der Andere nach. Was der eine Setzer gewagt hat, kann der Andere doch wohl auch wagen! Und kein Verleger spricht sein allmächtiges: Non fiat! Wer die Titelblätter der Bücher mit nachdenksamen Blicken zu beschauen gewohnt ist, mag wohl schier über die Geistesarmuth der Drucker und den Letternreichthum der Officin, auf einer Seite sich breit machend, in Verwunderung gerathen. Da kann man wohl in jeder Zeile eine andere Schriftgattung finden, alle Stilarten durcheinander: Gothisch, Schwabacher, Fraktur und Antiqua, Brot- und Zierschriften, breite, schmale, magere, enge, fette, halbfette, schattirte, musirte, skelettirte, wie es nicht ärger gedacht werden kann. Alles hat die Laune der Setzer nach eigenem Gutdünken fertig bekommen. Welcher Verleger hat denn auch schon sein Veto dagegen eingelegt?!

Auch Kapitelüberschriften, Abschnitte u. dgl. mehr werden durch diese Unarten gekennzeichnet. Von einer keuschen Harmonie des Satzes hat man wenig Ahnung. Wenn nur im Texte selbst Antiqua und Fraktur einander nicht gegenüber stehen, glaubt man schon was Rechtes geleistet zu haben; im Uebrigen aber herrscht die Willkür der eigenen Ueberzeugung, mit der es nicht weit her ist.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Frage: ob Antiqua oder Fraktur? für die allgemeine Anwendung in deutschen Büchern näher zu erörtern oder etwa gar zum Austrage zu bringen. Letzteres würde wohl schwer angehen. Es ist darüber so viel gestritten und so viel darüber dafür und dagegen geschrieben worden, daß man jetzt vom Streite auszuruhen scheint und die Dinge gehen läßt, wie sie gehen wollen. Das scheint uns auch der rechte Weg zu sein, die Streitfrage beizulegen. Mit theoretischen Erörterungen ist da wenig gethan. Alle Gründe der Vertheidiger und der Gegner haben so viel für sich, daß kein billig Denkender mit dem Abwägen derselben fertig zu werden

vermag. Die Germanisten haben sich für die Antiqua entschieden, und Ausländer sind selbst für die Fraktur eingetreten; was soll man also dazu sagen? Daß die Frakturschrift nur aus einer Verzierung, Verzerrung der Antiqua hervorgegangen ist, weiß man nun ja, ohne daß dadurch das Ansehen der „deutschen" Schrift etwas von seiner Würde verloren hätte. Die „Gelehrten" schreien Zeter und Wehe über die Nichtbeachtung ihrer besten Argumentationen und klagen die Verleger an, wenn ihre mit Fraktur-Lettern gedruckten Schriften im Auslande nicht gelesen werden; und die Ausländer erklären, daß sie deutsche Bücher, mit lateinischen Buchstaben gesetzt, nicht so leicht zu lesen vermögen, als wenn sie ganz „deutsch" erscheinen. Nichtdeutsche Leser müssen es doch wohl am besten wissen, und ihre Meinung wird doch auch wohl beachtet werden müssen. Der Franzose und Engländer, der da wirklich deutsch versteht, wird doch mit geringer Mühe die „deutschen" Buchstaben kennen lernen. Wer aber erst Deutsch lernen will, dem werden die Worte freilich räthselhafter und fremder erscheinen, als ihre Zeichen. Wie möchten uns wohl griechische Texte erscheinen, mit lateinischen Lettern gesetzt? Es hat noch Niemand dafür plaidirt, das griechische Alphabet abzuschaffen, weil die krausen Schriftzeichen dieser Sprache dem Unkundigen wild entgegenstarren, und weil doch auch ohne sehr große Schwierigkeit dafür lateinische gesetzt werden könnten.

Das Publikum selbst hat darüber zu entscheiden, in welcher Art die Bücher gedruckt sein müssen, die es kaufen will. Liebt es die Fraktur, so wird man ihm keine Antiqua bieten können, so lange es die Auswahl bei gleichen Bedingungen hat. Wie sehr aber die „deutsche" Schrift mit deutschem Wesen in unseren Tagen noch verwachsen ist, will doch der Umstand beweisen, daß „Schiller-" und „Goethe-"Ausgaben mit lateinischen Lettern gesetzt zu den Unmöglichkeiten gehören. Man hat wohl die Versuche dazu gemacht, allein noch immer nicht den geringsten Beifall gefunden. Wir glauben, daß zu Goethe's und Schiller's Zeiten so etwas eher möglich gewesen wäre, als in der Gegenwart, da die wohlfeilen Gesammtausgaben für geringe Summen zu haben sind. Seinen Schiller will das deutsche Volk auch in deutscher Schrift lesen. Ja, wir glauben, daß die ganze Bewegung nur dazu gedient hat, die Stellung der deutschen Schrift in ihrem Nationalfelde gegen jede Erschütterung zu befestigen. Ob gelehrte Werke in immer ausgedehnterem Maße lateinische Schriftzeichen erhalten werden, wird auch von dem Ergebniß der nächsten Jahrzehnte abhängen. Sollte dann aber die Revolution der Schriftzeichen nicht auf

diesem beschränkten Gebiete beendet sein, so dürfte sie kaum jemals weiter um sich greifen.

Auch die Fraktursschrift hat ihre eigene Schönheit. Der Schriftgießer hat freilich darüber zu verfügen; und je nachdem, wie seine Arbeit ausgefallen ist, wird man ihr Lob spenden müssen.

Es ist nun wohl nicht zu leugnen, daß die eckigen deutschen Schriftzeichen zu größerer Willkür in ihrer Gestaltung herausfordern, als die der runden Antiqua, obgleich man beweisen kann, daß auch diese schon der verzerrenden Neuerungssucht anheim gefallen sind, da man gar zu schmale oder gar zu fette Buchstaben für geschmackvoller als normal gebaute gehalten hat. Eine geringe Nüance in der Verbindung der einzelnen Theile der Lettern und Verhältnisse zu einander entstellt die Schönheit der Buchstaben schon sehr wesentlich. So lange noch die Schriften aller Officine, der von Brockhaus, Cotta-Kröner, des Bibliographischen Instituts u. a., solcher, wie der K. v. Decker'schen Hofbuchdruckerei ganz zu geschweigen, mit Leichtigkeit auf einen Blick zu unterscheiden sind; so lange man gleich sagen kann, ohne Druckort und den Namen der Officin angesehen zu haben, ob das Buch bei Stephan Geibel & Co. in Altenburg oder bei Eduard Trewendt in Breslau gedruckt worden ist, so lange haben auch die Lettern den rechten Guß noch nicht erhalten. Denn so vielgestaltig können die von dem Gesetz der Schönheit diktirten Abweichungen doch nicht sein. Einer Gestalt werden alle Typen, die nur einer Schriftgattung angehören, sich nähern müssen, wenn sie für unbedingt schön sollen gelten können.

Seitdem Fraktur und Antiqua sich zu befehden angefangen haben, ist nun der sogenannten „Schwabacherschrift" mehr Aufmerksamkeit zugewendet worden; sie hat ihre Liebhaber gefunden und wird zu Drucken vielfach verwendet. Alt ist die verwendete Schriftgattung gerade nicht. Ihre Formen und ihre Verhältnisse sind durchaus modern. Wir gestehen aber, daß wir diese Typen gar nicht ungerne sehen. Die einzelnen Buchstaben sind ihrer Form nach leicht zu unterscheiden, sie sind fett genug, um die Augen wenig anzustrengen, sie verletzen auch nicht die Gesetze der Schönheit. Warum sollte man sie also für den Druck nicht empfehlen?

Um die Schönheit des Druckes in gefälliger und abhebender Weise zu erhöhen, hat man zu der alten guten Sitte der Randleisten, Initialen und Vignetten wieder die Zuflucht genommen. Nichts hätte zeitgemäßer und angemessener sein können. Eine jede solcher Verzierungen läßt den ruhelosen Blick des Lesers, der hastig über ungezählte Reihen gleichförmiger Buchstaben dahingleitet, verweilend zum Innehalten auffordern.

vermag. Die Germanisten haben sich für die Antiqua entschieden, und Ausländer sind selbst für die Fraktur eingetreten; was soll man also dazu sagen? Daß die Frakturschrift nur aus einer Verzierung, Verzerrung der Antiqua hervorgegangen ist, weiß man nun ja, ohne daß dadurch das Ansehen der „deutschen" Schrift etwas von seiner Würde verloren hätte. Die „Gelehrten" schreien Zeter und Wehe über die Nichtbeachtung ihrer besten Argumentationen und klagen die Verleger an, wenn ihre mit Fraktur-Lettern gedruckten Schriften im Auslande nicht gelesen werden; und die Ausländer erklären, daß sie deutsche Bücher, mit lateinischen Buchstaben gesetzt, nicht so leicht zu lesen vermögen, als wenn sie ganz „deutsch" erscheinen. Nichtdeutsche Leser müssen es doch wohl am besten wissen, und ihre Meinung wird doch auch wohl beachtet werden müssen. Der Franzose und Engländer, der da wirklich deutsch versteht, wird doch mit geringer Mühe die „deutschen" Buchstaben kennen lernen. Wer aber erst Deutsch lernen will, dem werden die Worte freilich räthselhafter und fremder erscheinen, als ihre Zeichen. Wie möchten uns wohl griechische Texte erscheinen, mit lateinischen Lettern gesetzt? Es hat noch Niemand dafür plaidirt, das griechische Alphabet abzuschaffen, weil die krausen Schriftzeichen dieser Sprache dem Unkundigen wild entgegenstarren, und weil doch auch ohne sehr große Schwierigkeit dafür lateinische gesetzt werden könnten.

Das Publikum selbst hat darüber zu entscheiden, in welcher Art die Bücher gedruckt sein müssen, die es kaufen will. Liebt es die Fraktur, so wird man ihm keine Antiqua bieten können, so lange es die Auswahl bei gleichen Bedingungen hat. Wie sehr aber die „deutsche" Schrift mit deutschem Wesen in unseren Tagen noch verwachsen ist, will doch der Umstand beweisen, daß „Schiller-" und „Goethe-"Ausgaben mit lateinischen Lettern gesetzt zu den Unmöglichkeiten gehören. Man hat wohl die Versuche dazu gemacht, allein noch immer nicht den geringsten Beifall gefunden. Wir glauben, daß zu Goethe's und Schiller's Zeiten so etwas eher möglich gewesen wäre, als in der Gegenwart, da die wohlfeilen Gesammtausgaben für geringe Summen zu haben sind. Seinen Schiller will das deutsche Volk auch in deutscher Schrift lesen. Ja, wir glauben, daß die ganze Bewegung nur dazu gedient hat, die Stellung der deutschen Schrift in ihrem Nationalfelde gegen jede Erschütterung zu befestigen. Ob gelehrte Werke in immer ausgedehnterem Maße lateinische Schriftzeichen erhalten werden, wird auch von dem Ergebniß der nächsten Jahrzehnte abhängen. Sollte dann aber die Revolution der Schriftzeichen nicht auf

diesem beschränkten Gebiete beendet sein, so dürfte sie kaum jemals weiter um sich greifen.

Auch die Frakturschrift hat ihre eigene Schönheit. Der Schriftgießer hat freilich darüber zu verfügen; und je nachdem, wie seine Arbeit ausgefallen ist, wird man ihr Lob spenden müssen.

Es ist nun wohl nicht zu leugnen, daß die eckigen deutschen Schriftzeichen zu größerer Willkür in ihrer Gestaltung herausfordern, als die der runden Antiqua, obgleich man beweisen kann, daß auch diese schon der verzerrenden Neuerungssucht anheim gefallen sind, da man gar zu schmale oder gar zu fette Buchstaben für geschmackvoller als normal gebaute gehalten hat. Eine geringe Nüance in der Verbindung der einzelnen Theile der Lettern und Verhältnisse zu einander entstellt die Schönheit der Buchstaben schon sehr wesentlich. So lange noch die Schriften aller Officine, der von Brockhaus, Cotta-Kröner, des Bibliographischen Instituts u. a., solcher, wie der R. v. Decker'schen Hofbuchdruckerei ganz zu geschweigen, mit Leichtigkeit auf einen Blick zu unterscheiden sind; so lange man gleich sagen kann, ohne Druckort und den Namen der Officin angesehen zu haben, ob das Buch bei Stephan Geibel & Co. in Altenburg oder bei Eduard Trewendt in Breslau gedruckt worden ist, so lange haben auch die Lettern den rechten Guß noch nicht erhalten. Denn so vielgestaltig können die von dem Gesetz der Schönheit diktirten Abweichungen doch nicht sein. Einer Gestalt werden alle Typen, die nur einer Schriftgattung angehören, sich nähern müssen, wenn sie für unbedingt schön sollen gelten können.

Seitdem Fraktur und Antiqua sich zu befehden angefangen haben, ist nun der sogenannten „Schwabacherschrift" mehr Aufmerksamkeit zugewendet worden; sie hat ihre Liebhaber gefunden und wird zu Drucken vielfach verwendet. Alt ist die verwendete Schriftgattung gerade nicht. Ihre Formen und ihre Verhältnisse sind durchaus modern. Wir gestehen aber, daß wir diese Typen gar nicht ungerne sehen. Die einzelnen Buchstaben sind ihrer Form nach leicht zu unterscheiden, sie sind fett genug, um die Augen wenig anzustrengen, sie verletzen auch nicht die Gesetze der Schönheit. Warum sollte man sie also für den Druck nicht empfehlen?

Um die Schönheit des Druckes in gefälliger und abhebender Weise zu erhöhen, hat man zu der alten guten Sitte der Randleisten, Initialen und Vignetten wieder die Zuflucht genommen. Nichts hätte zeitgemäßer und angemessener sein können. Eine jede solcher Verzierungen läßt den ruhelosen Blick des Lesers, der hastig über ungezählte Reihen gleichförmiger Buchstaben dahingleitet, verweilend zum Innehalten auffordern.

Randleisten, Initialen, Vignetten sind Ruhepunkte, die ein Kapitel in der zweckmäßigsten Weise eröffnen oder beschließen. Man sollte sie nicht gar zu sparsam verwenden, wohl aber mit Maß und Einsicht vertheilen. Randleisten in maurischem Stil gehalten wollen doch nicht zu Initialen gothischen Stiles passen. Je nach der Art des Druckes, der Größe der Typen dürfen die Verzierungen nicht zu schwerlastend, auch nicht zu luftig und freischwebend sein. Alte Muster mögen wohl als gute Vorbilder dienen, denn nicht alle Versuche neuen Datums dürfen als gelungen bezeichnet werden. Gar zu seltsame Schnörkel, wunderliche Ungethüme und verzerrte Bildnisse sind für stilvolle Verzierungen ausgegeben worden. Das Einfache wird immer das Schöne bleiben. Noch weisen die Arbeiten vergangener Jahrhunderte nachahmungswürdige Beispiele auf. Denen möge man folgen.

Eine überflüssige Gewohnheit der Typographen möge hier noch gerügt werden. Es ist das der ganz unnöthige Brauch, die erste Seite eines jeden Bogens links unter dem Texte durch die sogenannte „Norm" zu bezeichnen, welche in zwei bis drei Worten Titel und Bandzahl eines Werkes kenntlich macht; rechts unten ist dann auch noch durch die „Signatur" die laufende Bogenzahl angegeben: ausgedrückt durch arabische Ziffern, auf der dritten Seite des Bogens noch durch ein danebengesetztes Sternchen. Früher bezeichnete man diese Aufeinanderfolge der Bogen durch die Buchstaben des Alphabets: a. b. c. u. s. w. bis zu Ende und fing dann wieder von vorne an. Außerdem setzte man noch den „Kustos" daneben, das erste Wort der folgenden Seite, das an dieser Stelle rechts unten auf jeder Seite nun längst nicht mehr zu finden ist.

Norm und Signatur mögen ja wohl die Handhabung der einzelnen Bogen bei ihrer Zusammenfügung zum Buche erleichtern. Sie verunzieren aber und entstellen das harmonische Viereck der gedruckten Kolumnen. Trifft diese Auszeichnung nun gar noch auf eine leere Seite, die nur den Titel eines Kapitels etwa enthält, oder auf eine Illustration, welche die volle Seite des Buches einnimmt, oder werden die Zeilen der Seite durch eine Randeinfassung farbig umschlossen, so sticht die außerhalb, allein und ganz abseits stehende Bezeichnung, welche das harmonische Verhältniß der vollen oder leeren Seite unterbricht, gar häßlich und unstatthaft in ihrer Isolirung ab.

Ein aufmerksamer Drucker bedarf dieses Fingerzeiges für die Aufeinanderfolge der Bogen gewiß eben so wenig, als der Buchbinder, der dieselben zu kollationiren hat. Die Seitenzahlen des Buches geben ja hinlänglich die Zusammengehörigkeit des Textes kund. Wozu also

dieſe überflüſſigen Zeichen? die ebenſo verſchwinden werden, wie der ſchon längſt außer Gebrauch gekommene „Kuſtos".

Auch die rechts- und linksſeitige Einfaſſung eines oben und unten die Seite ganz und in der Breite beinahe ausfüllenden Bildes durch ſchmale kurze Druckzeilen iſt geſchmacklos und ſollte vermieden werden. Illuſtrationen, welche den größten Theil einer Druckſeite einnehmen oder gar zwei nebeneinanderſtehende Seiten eines Buches umfaſſen, dürfen niemals den ſchmalen und engen Rahmen eines darumlaufenden Textes aufweiſen. —

Noch hat die Typographie dankbare Aufgaben zu erfüllen, noch iſt ſie weit davon entfernt, ihrem Ziele, unübertreffliche Kunſtwerke durch den Buchhandel zu verbreiten, nahe gekommen zu ſein. Nicht einige wenige Prachtwerke ſollen als Ausnahmen beſonderen Werth für ſich in Anſpruch nehmen; typographiſche Schönheit werden alle Verleger zu fordern haben, deren Publikationen dem deutſchen Volke gefallen ſollen. Es iſt ſchon zu ſehr durch einige, wenn auch nur vereinzelte Unternehmungen auf das, was es gleichfalls zu fordern berechtigt iſt, aufmerkſam gemacht worden, als daß die Ausſtattungsfrage bei Büchern noch eine nebenſächliche wäre. Bei vielen Unternehmungen giebt ſie ſogar den Ausſchlag.

G. M.

Einleitung in die bibliographischen Systeme.

Von

Albert Erlecke.

(Fortsetzung.)

C. A. Rüdiger wirft in seiner „Uebersicht der wissenschaftlichen Erkenntniß", Freyberg 1819, die beiden Fragen auf: I. Wie die Kräfte des menschlichen Geistes geweckt werden? und II. Welche Gegenstände das Wissen des Menschen umfasse? Hiernach zerfallen die gesammten Wissenschaften in I. formale und II. materiale. Zu den formalen rechnet er: 1. die Wissenschaft der Sprache (Philologie) und 2. die Wissenschaft des Zählens und Messens (reine Mathematik). Die materialen Wissenschaften betrachten A. die Natur nach ihren Erscheinungen und Gesetzen und B. den Menschen nach seiner Natur, seinen Verhältnissen und seiner Bestimmung. Die Naturbetrachtung (Naturwissenschaften) führt zur Kenntniß: 1. der Naturerscheinungen (Naturbeschreibung) und 2. der Naturgesetze (Naturlehre). Der Mensch wird betrachtet: 1. nach seiner Natur, welche a) aus Körper und Seele (Physiologie und Psychologie, zusammen Anthropologie) besteht, b) theils aa) durch weise Benutzung der gewonnenen (Oekonomie im weiteren Sinne), verarbeiteten (Technologie) und durch Umtausch verbreiteten (Handlungswissenschaften) Naturprodukte (Diätetik), theils bb) durch Uebungsmittel (Gymnastik) erhalten wird; 2. nach seinen Verhältnissen, insofern a) der Mensch Glied einer Gesellschaft und Bürger eines Staates (Rechts- und Staatswissenschaften), sowie der Vertheidiger des Staates (Kriegswissenschaften) ist, b) die Verhältnisse sich irgendwo (politische Geographie) und irgendwann (Geschichte mit Hilfswissenschaften) gestaltet haben; 3. nach seiner Bestimmung, nämlich a) intellectueller Bildung, deren Endzweck die Philosophie ist, und b) religiöser Bildung, welche die christliche Theologie zum Ziele hat. Beide Bildungsarten werden nach Rüdiger durch Unterricht (Didaktik, Pädagogik) vorbereitet.

BUCHARCHIV MÜNCHEN
MÜNCHEN 25, CIMBERNSTR. 11B

Der Leser möge an dieser Stelle in geneigte Erwägung ziehen, daß, so trocken alle diese Systeme im Skelett erscheinen, sie doch das Werk von oft jahrelangem Nachdenken und Fleiße sind, ob sie nun ganz selbständig ausgearbeitet oder unter Benutzung bereits vorhandener Systeme aufgebaut worden sind. Wer sich in sie Schritt für Schritt hineindenkt, wird zugeben müssen, daß sie, obwohl oft trocken, doch lange nicht so trocken sind, als die meisten mathematischen Studien, und den Geist vielleicht in demselben oder noch höherem Grade zu schärfen geeignet sind, als jene.

Wir haben oben, Heft 6, Seite 331, als den eigentlichen Erfinder der Bibliothekswissenschaft als solcher den Bibliothekar Martin Schrettinger („Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft Bd. II. München 1829) bereits kennen gelernt. In diesem Lehrbuche hat derselbe kein allgemeines bibliographisches System, weder aus eigenen, noch aus fremden Mitteln, aufgestellt, sondern sich damit begnügt, in der Beilage A. den wissenschaftlichen Eintheilungsplan der Schloß-Bibliothek zu Eglofsheim bei Regensburg, datirt und ausgeführt 1819, seinem Lehrbuche anzuhängen. Nach diesem Plane zerfällt die gesammte Litteratur, unter specieller Rücksichtnahme auf Bayern, in folgende 18 Klassen: I. Universal-Encyklopädieen und vermischte Werke, deren Inhalt in mehrere Hauptwissenschaften einschlägt; II. Sprachenkunde; III. griechische und lateinische Klassiker mit ihren Uebersetzungen, nebst den neuern Werken der schönen Litteratur in lateinischer Sprache; IV. Schöne Litteratur in lebenden Sprachen; V. Philosophie A.: Spekulative und praktische Philosophie, Pädagogik, Staatswissenschaften und Natur- und Völkerrecht; VI. Philosophie B.: Mathematik, Gewerbekunde, Baukunst, Merkantil-Wissenschaft und Kriegswissenschaft; VII. Philosophie C.: Physik, Medicin, Naturgeschichte und schöne Künste; VIII. Haus-, Land- und Forst-Oekonomie nebst Viehharzneikunde; IX. Länder- und Völkerkunde (Geographie, Statistik, Topographie, Reisen, Landkarten und Prospecte); X. Uebrige Hilfswissenschaften der Geschichte (Genealogie, Heraldik, Chronologie und Numismatik); XI. Universal-Geschichte und vermischte Beiträge dazu; XII. Allgemeine und vermischte Europäische, alt-Römische und Griechische, Byzantinische, Türkische, Russische und außer-Europäische Geschichte; XIII. Geschichte einzelner Europäischer Staaten; XIV. allgemeine und besondere Geschichte von Deutschland; XV. Bayerische Geschichte; XVI. Bayerische Jurisprudenz, Politik, Medicinalwesen ꝛc.; XVII. Jurisprudenz im Allgemeinen, nebst dem Jure Canonico; XVIII. Theologie nebst Kirchengeschichte. — Hinsichtlich der weiteren Zerlegung der ein-

zelnen Klassen in Ober- und Unterabtheilungen will der Verfasser, wie er im Lehrbuche Bd. I., Heft 3 ausführlicher auseinandergesetzt hat, überall die Begriffe der 1. Allheit, 2. Vielheit, 3. Einheit berücksichtigt wissen.

Neben dem bekannten Hinrichs'schen halbjährlichen Bücherverzeichnisse gründete Johann Paul Thun in Leipzig, der erstere von 1821—1842 redigirt hatte, nach seinem Rücktritte von dieser Redaktion ein neues ähnliches Unternehmen auf eigne Hand und führte dasselbe durch sechs Jahrgänge, 1843—48, weiter fort. Für das wissenschaftliche Register dieses neuen Verzeichnisses nahm er XXII Abtheilungen an, welche aus den in allen größeren Buchhandlungen noch vorhandenen Katalogen ersehen werden können. — Weniger wichtig sind die „Kritischen Erörterungen zum übereinstimmenden Ordnen und Verzeichnen öffentlicher Bibliotheken von Joh. Ch. Friedrich". Leipzig 1835, weil das darin enthaltene System von Grund aus nur eine Modification des Schütz-Hufeland-Ersch'schen Systems (s. oben) ist.

Weit interessanter entwickelt sich das von dem Sohne des verstorbenen Superintendenten Dr. F. G. Thienemann zu Rochlitz in dem Auctionskataloge der Bibliothek des letzteren, Leipzig 1835, veröffentlichte System. — Thienemann denkt sich, daß die Verfasser der mancherlei Schriften, die wir besitzen, von dem Gegenstande, welchen sie behandeln, entweder nur gemeint, oder ihn geglaubt, oder daß er sei, gewußt haben, je nachdem die Gründe beschaffen waren, welche sie hatten, denselben anzunehmen und sich über ihn zu verbreiten. Demgemäß würden sämmtliche Schriften in Schriften des menschlichen Meinens, Glaubens und Wissens zerfallen. Da es jedoch schwerlich Jemandem beikommen werde, ein Buch zu schreiben, in welchem er nur meint und von welchem er selbst gesteht, daß darin blos und allein subjective Gründe für die Annahme gewisser Sätze enthalten seien, so blieben lediglich Schriften des menschlichen Glaubens und Wissens übrig, denen als eine Art Einleitung die Geschichte der Entstehung der Schriften oder die Geschichte der Litteratur, und weil Sprachen vorhanden sein müssen, ehe Schriften entstehen können, Schriften zur Erlernung der Sprachen vorangehen. Hieraus ergiebt sich folgendes System: I. Sprachen, als Mittel, den Inhalt der Schriften kennen zu lernen. — II. Geschichte der Entstehung der Schriften. — III. Schriften zur Geschichte des menschlichen Glaubens: a) Schriften zur Geschichte des religiösen Glaubens; b) Schriften zur weltlichen Geschichte; c) Schriften zur Geschichte der Gelehrsamkeit; d) Schriften zur Geschichte der Gelehrten. — IV. Schriften zur Geschichte des menschlichen Wissens:

a) allgemeine Schriften; b) besondere Schriften: A. Schriften zur Philosophie überhaupt; B. Schriften über einzelne Theile der Philosophie (1. Logik, 2. Metaphysik der Natur, mit Arzneikunde, Wirthschaftskunde, Cameralwissenschaften, Psychologie, 3. Metaphysik der Sitten: α) Rechtslehre, β) Tugendlehre mit Religionslehre); C. Geschichte der Philosophie; D. Geschichte der Philosophen; a) Schriften zur Mathematik: A. überhaupt, B. besonders (1. reine Mathematik, 2. angewandte), C. Geschichte der Mathematik, D. Geschichte der Mathematiker; b) Schriften zu den schönen Künsten: A. im Allgemeinen, B. im Besonderen (1. redende, 2. bildende, 3. schönes Spiel der Empfindungen, 4. Geschichte der schönen Künste und der Künstler). — Ausführlich abgedruckt findet sich der Thienemann'sche Entwurf im Serapeum, Jahrg. VIII., 1847. Intelligenzbl. No. 20. S. 155—158 und No. 21, S. 161—166. —

Seitdem alle civilisirten Staaten es für eine Ehrenpflicht erachten, der Herstellung und Vermehrung von Bibliotheken ihre besondere Fürsorge zu widmen und deren Benutzung für wissenschaftliche Studien Jedermann zu erschließen, ist nicht nur deren Bändezahl Legion geworden, sondern es sind auch, besonders in Deutschland, zahllose weitere Systeme aufgetaucht, von denen zu wünschen wäre, daß sie einem einheitlichen, praktisch-homogenen System Platz machen würden. Die statistischen Angaben über die Stärke der modernen Bibliotheken werden durch die Wirklichkeit meist überflügelt. Unter denjenigen Sammlungen, deren Bestand man z. Z. einigermaßen abschätzen kann, sind die größten die des Brittischen Museums zu London mit ca. 1½ Million Bänden und 80 000 Handschriften, die Nationalbibliothek zu Paris mit 2¼ Millionen Bänden und 90 000 Handschriften, die Münchener mit 1¼ Million Bänden und 25 000 Handschriften, die Berliner mit 1 Million Bänden und 20 000 Handschriften, die St. Petersburger mit ¾ Million Bänden und 18 000 Handschriften. Interessant ist die schnelle Entwickelung der Astorprivatbibliothek in New-York, die erst 1849 nach einem wohldurchdachten Plane angelegt worden ist und schon ½ Million Bände umfaßt.

Große Verdienste um Anlegung von Volks- und Bürger-Bibliotheken hat sich Karl Preusker durch seine Schriften „Bürger-Bibliotheken ꝛc. Meißen 1850", sowie „Ueber öffentliche Vereins- und Privat-Bibliotheken, sowie andere Sammlungen, Lesezirkel und verwandte Gegenstände ꝛc. Heft I—II Leipzig 1839—40" erworben. Der Verfasser, welcher darin u. a. auch die Ansicht verficht, daß die Aufklärung der Massen das sicherste Mittel ist, ein gesundes Staatsleben hervorzurufen, ein Grundsatz, der besonders

von dem „Wissenschaftlichen Verein" in Berlin in den 42 Jahren seines Bestehens (1842—84) durch Anlegung von bereits 32 Volksbibliotheken mit rund 150 000 Bänden bethätigt worden ist — hat in jenen Schriften auch ein sehr erwähnenswerthes System veröffentlicht, das er anfangs in 12, später in 16 Hauptfächer eintheilte. Demgemäß hat sich das Wissenschaften- oder Litteratur-System in folgender Weise gestaltet: I. Allgemeine Wissenschaftenkunde: alle (I. Wissenschaftenkunde) oder mehrere Fächer umfassend (II. vermischte Schriften); II. einzelne Wissenschaften: a) allgemeine Bildungs- oder Humanitäts-Wissenschaften: a) Menschen-Wissenschaften, den Menschen 1. nach seinen Naturen und seinem Zwecke, dem vernunftgemäßen Leben betrachtend (III. Lebens-Wissenschaften), 2. nach seiner Mittheilungsart in Sprache und Schrift (IV. Sprach-Wissenschaften), 3. nach seiner Geschichte, im Ganzen, wie im Einzelnen (V. Geschichts-Wissenschaften); b. Natur-Wissenschaften: 1. formelle, nach dem Größenverhältnisse in Raum und Zeit (VI. Meß-Wissenschaften), 2. materielle, nach den Naturkräften und Naturprodukten (VII. Natur-Wissenschaften); c) Kunst-Wissenschaften: 1. in geistiger, schönsprachlicher (VIII. Schöne Wissenschaften) und 2. in geistig-körperlicher Kunstproduction (IX. bildende schöne wie nützliche und angenehme Künste); b) Berufs-Wissenschaften: a) zur Bildung und Leitung des ganzen oder theilweisen Volkes, und zwar a) der Jugend (X. Jugendbildungs-Wissenschaften), b) der Erwachsenen, 1. in Hinsicht des kirchlichen Verbandes zur moralisch-religiösen Fortbildung (XI. Religions-Wissenschaften), 2. des politischen Verbandes, und zwar zur Staatsleitung, öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt (XII. Staats-Wissenschaften), zur Rechtspflege (XIII. Rechts-Wissenschaften) und zur Staatssicherung mittelst Waffengewalt (XIV. Kriegs-Wissenschaften); b) zu Zwecken Einzelner, und zwar 1. zum physischen Wohle (XV. Heil-Wissenschaften) und 2. zum materiellen Wohle, für Lebensbedürfnisse, Wohlstand 2c. (XVI. Gewerbs- und Hauswirthschafts-Wissenschaften). — Dieses System findet sich in der hauptsächlich vom Verfasser ins Leben gerufenen und seitdem auch geleiteten und gepflegten Großenhainer Stadtbibliothek bei der Aufstellung der Bücher befolgt. Preusker ist einer der verdientesten Bibliothekare unserer Zeit. Besonders erwähnenswerth ist noch seine Schrift: „Die Stadt-Bibliothek in Großenhain 2c. 5. Aufl. 1853."

(Schluß folgt.)

Eine Bemerkung.

Die Weihnachtszeit naht nun wieder heran. Der Buchhandel wendet seine Aufmerksamkeit, seine Theilnahme, seine Bemühung und seine Fürsorge jetzt vornehmlich all den Werken zu, die als Geschenklitteratur das Publikum zum Ankaufe reizen sollen.

Die Schaufenster füllen sich mit buntfarbigen Bänden in allerlei Formaten. Goldschnittgezierte Klassiker, roth-, grün- und blaufarbige Jugendschriften, Prachtwerke in gepreßten mit Gold überladenen Einbänden, Galerien photographirter Illustrationen zu Goethe, Schiller, Hauff, Gustav Freytag, Chamisso und Georg Ebers wechseln in schreiender Mannigfaltigkeit untereinander ab. Die Blicke der Vorübergehenden bleiben wohl hin und wieder darauf haften, ohne jedoch den Verweilenden zum Eintritte in den Buchladen zu bewegen. Andere Hilfsmittel sollen die Kauflust anregen und die Auswahl leiten. Die Zeitungen bringen Annoncen über Annoncen, die alle von schönen, vortrefflichen, empfehlenswerthen Festgeschenken, von Neuigkeiten für Weihnachten für die Kleinen, für Knaben und Mädchen, für die reifere Jugend, für Erwachsene, für die Familie u. s. w. zu berichten haben.

Uebersichtliche Zusammenstellungen, Revüen über die hervorragendsten Erscheinungen finden sich in den November- und December-Nummern der größeren und umfangreicheren Zeitschriften. Es werden Weihnachtskataloge und Litterarische Jahresberichte ausgegeben, von Verlegern sowohl als Sortimentern. Alles wetteifert mit einander, und jedes der Blätter und Blättchen, der Büchlein und Bücher will seinen Zweck möglichst vielseitig erfüllen, auf Alles aufmerksam machen und Nichts vergessen.

Daß Inserate in Zeitungen heutzutage noch einen großen Erfolg haben, wäre wohl zu bezweifeln, wenn nicht beständige Ankündigungen Tag für Tag und Woche für Woche gleichmäßig dem Leser vor Augen geführt etwa eine Ausnahme sein mögen. Auch die Reklame der Zeitungen und der Zeitschriften will nicht mehr viel besagen. Von

ihrer Lügenhaftigkeit und von ihren unzuverlässigen Berichten ist denn doch schon zu viel bekannt geworden. Man glaubt ihren Worten nicht mehr. Auch findet der Liebhaber und derjenige, welcher viel und gerne kauft, dort selten dasjenige, was er sucht und braucht. Das Allbekannte und stets Erwähnte entspricht nicht den Wünschen des wahren Litteraturfreundes. Der weiß selbst seine Wahl zu treffen, wenn er nur Anhaltspunkte für Preis, Ausstattung, Inhalt und Umfang derjenigen Werke finden kann, aus deren Mitte er seine Lectüre wählt, oder die er für seine Bibliothek erwerben will. Systematische Verzeichnisse kommen seinen Bedürfnissen am meisten entgegen, und zwar um so besser, je vollständiger sie sind. Das kleine Volckmar'sche „Verzeichniß einer Auswahl vorzüglicher Bücher, Atlanten und Musikalien" wird wohl bei jedem Bücherfreunde zu finden sein. Es hat ihm seit Jahren schon die vortrefflichsten Dienste geleistet und es wird ihm noch lange unentbehrlich bleiben. Auch die Verlags- und Weihnachtskataloge großer, allgemein bekannter Verlagsbuchhandlungen, deren Publikationen von anerkanntem Rufe sind: F. A. Brockhaus, J. J. Weber u. a., werden sehr gesucht und mit Dank in Empfang genommen. Manches vorzügliche Werk, dessen Titel und Bedeutung in keinem Verzeichniß zu finden ist, das der Reklame nicht bedarf, das die Zeitschriften nicht in verdientem Maße gewürdigt haben, hat so nun doch seinen Weg zu einem Käufer gefunden, der es schon früher erworben hätte, wenn er von seiner Existenz nur gewußt. Man sollte daher mit der Vertheilung solcher Verlagsverzeichnisse, Kataloge ꝛc. nicht sparsam verfahren, man sollte sie recht reichlich verbreiten; man braucht sie jedoch nicht dem ersten Besten, der ein Buch zur Einsicht verlangt, einzuhändigen, damit sie von diesem ohne Weiteres in den Papierkorb geworfen worden. Man könnte auch hierin mit Einsicht und Auswahl verfahren, man sollte sich aber diese Mühe nicht verdrießen lassen.

Die großen und umfangreichen Kataloge, die Litterarischen Jahresberichte von Seemann, Hinrichs, Volckmar, Neugebauer, der Illustrirten Frauenzeitung u. a. dürfen ebenfalls nicht zu karg dem Publikum dargeboten werden. Nicht nur vereinzelt, sondern nebeneinander alle vier oder fünf. Was in dem einen nicht steht, ist wohl in dem andern zu finden.

Die Büchlein pflegen ein, auch mehrere Jahre von Litteraturfreunden aufbewahrt zu werden. Die Inserate geben eine Uebersicht über alte und neue Auflagen, lassen in ihren Notizen erkennen, ob eine Vermehrung und Verbesserung des Inhalts stattgefunden hat; sie zählen

vieles auf, das sonst kaum bemerkt zu werden pflegt; sie geben eine Uebersicht über die Publikationen all derjenigen Verleger, welche Jahr für Jahr etwas Neues und Bemerkenswerthes veröffentlichen, deren Verlagsartikel aber nicht so zahlreich sind, um eigene und umfangreiche Kataloge herauszugeben.

Die systematische Zusammenstellung der Werke nach ihrem Inhalte läßt zwar viel zu wünschen übrig; die wissenschaftliche Litteratur, welche auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen darf, ist selten nach allen Seiten hin berücksichtigt, der Volckmar'sche Katalog steht darin hinter allen zurück, der Neugebauer'sche dürfte wohl am reichhaltigsten sein; die kritische Uebersicht des Seemann'schen ist überaus lückenhaft und meistens viel zu kurz, als daß sie bei besonders werthvollen Werken eine Idee von der Bedeutung ihres Inhalts geben könnte: indes, die Ausgabe, welche all diese Kataloge dem Buchhändler auferlegen, steht in gar keinem Verhältniß zu der Wirkung und dem Einfluß, den sie bei Liebhabern und Litteraturfreunden ausüben. Man sollte den geringen Aufwand für 100—200 Exemplare nicht scheuen, vielmehr in reichlicher Weise für ihre Vertheilung sorgen. Keiner ist so unbedeutend und keiner so werthlos, als daß er nicht für die Verbreitung litterarischer Werke etwas beitragen könnte.

Wer von den Lesern und Benutzern dieser Jahresberichte mehrere Jahrgänge beisammen hat, weiß vermittels ihrer seine Auswahl besser zu treffen, als wenn er ganze Jahrgänge kritischer Zeitschriften und lange Spalten unserer Revüen durchgesehen hätte. Eben, weil er hier in engem Rahmen Alles beisammen findet, die Erscheinungen so gruppirt sieht, wie es Kritiker und Verleger nach ihrer Einsicht für nothwendig gehalten haben, sind die Blätter dieser Broschüren von lehrreichem Interesse.

. . . . . r.

Eine neue Geschichte der Buchdruckerkunst.

Die Geschichte der Buchdruckerkunst wird für die Forschung stets ein sehr dankbarer Gegenstand sein. Hier ist immer noch ein großes und bedeutendes Arbeitsfeld fruchtbar zu machen und auszubeuten: ein geradezu ungeheures aufgespeichertes Material ist aufzuräumen, das Nutzlose darin zu beseitigen und in das zurückbleibende Werthvolle einigermaßen Ordnung und Uebersichtlichkeit zu bringen. Hochverdient um die Wissenschaft und um alle Angehörigen von Gutenbergs großer Zunft macht sich, wer es unternimmt, mit Eifer und Geschick an der Lösung einer solchen Aufgabe mitzuwirken.

Neuerdings hat das unser verehrter Herr College Carl B. Lorck in Leipzig gethan. Nachdem derselbe sich bereits durch frühere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat — wir erinnern hier nur an „die Herstellung von Druckwerken, praktische Winke für Autoren und Buchhändler", bereits in 4. umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen, Leipzig 1883, „die Druckerkunst und der Buchhandel in Leipzig durch 4 Jahrhunderte", Leipzig 1880 und „Geschichte des Vereins der Buchhändler zu Leipzig während der ersten 50 Jahre seines Bestehens 1833—1882, Festschrift im Auftrage der Deputation des Vereins, Leipzig 1883", — beschenkt er uns jetzt mit einem zweibändigen Werke über die Geschichte der Buchdruckerkunst.*) Dieses Buch ist die Frucht langjähriger Vorarbeiten und gewissenhafter Forschungen, es ist zugleich die reife Arbeit eines kenntnißreichen Typographen, tüchtigen Buchhändlers und gewandten Schriftstellers, die sich ebenso fern von übermäßiger Ausdehnung wie von zu gedrängter Kürze hält; es ist mit einem Worte ein seines Gegenstandes durchaus würdiges Werk.

Mit vollem Recht sagt der Verfasser in seinem Vorwort Folgendes: „Jeder denkende Mensch, mag er nun als Buchdrucker, Buchhändler oder Schriftsteller der weltumgestaltenden Erfindung Gutenberg's näher stehen oder auch nur als Laie die Segnungen derselben schätzen gelernt haben, fühlte gewiß den Trieb, etwas Zusammenhängendes über die Entstehung, die allmähliche Verbreitung und die technische Vervollkommnung der Buchdruckerkunst zu erfahren, und hegte den Wunsch, Näheres über das Leben des Erfinders und seiner bedeutenderen Nachfolger, die bis auf die Jetztzeit für oder durch diese Kunst wirkten, zu hören. Verlangte jedoch ein solcher Wißbegieriger nach einem leicht verständlichen, übersichtlich geordneten Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst, das ihm als Führer durch die mehr als 400 Jahre dienen konnte, in welcher das von der Presse

*) Genauer Titel: „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. 1. Theil: Erfindung, Verbreitung, Blüthe, Verfall (1450—1750), 2. Theil: Wiedererwachen und neue Blüthe der Kunst (1751—1882), Leipzig 1882/83, Verlag von J. J. Weber.

ausströmende Licht bereits die Welt erleuchtet, so wird er die Erfahrung gemacht haben, daß sein Suchen ein vergebliches war." Denn es fehlt uns — so wird weiter ausgeführt und den vorhandenen zahlreichen, selbst gelehrten und prachtvoll ausgestatteten Werken über Gutenberg's Erfindung alle Gerechtigkeit zuerkannt — „ein Handbuch, welches dieses Material in natürliche Perioden systematisch einzuordnen, nach Ländern und nach mit einander verwandten Gruppen zu gliedern versuchte, um in einer einigermaßen gleichmäßigen Durchführung jeder Zeit, jedem Lande sein Recht zu gewähren, ohne daß der Verfasser dabei vergäße, daß er für die Angehörigen einer bestimmten Nationalität schreibt". Ein solches Buch, dessen Fehlen der Verfasser, wie er uns mittheilt, schon in seiner Jugendzeit beklagt hat, will er nun in dem hier vorliegenden zweibändigen Handbuche uns vorlegen, welches eigentlich als ein Ergebniß längerer Vorarbeiten ohne den bestimmten Entschluß einer Veröffentlichung entstanden ist. Der rührigen Initiative der bekannten J. J. Weber'schen Verlagshandlung in Leipzig ist es sodann zu danken, daß diese Vorarbeiten neu gesichtet, vervollständigt und abgeschlossen wurden, um als Grundlage für ein Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst zu dienen.

Interessant ist die Thatsache, daß die Verlagshandlung in Bezug auf die Ausführung des Werkes sehr weitgehende Pläne hegte. Dieselbe verfügt bekanntlich über künstlerische und gewerbliche Kräfte auf dem Gebiete des Holzschnitts von seltener Bedeutung und neigte sich mit Vorliebe dem Gedanken zu, das neue Werk in einer illustrirten Prachtausgabe erscheinen zu lassen, über deren Ausführung sie sich bereits in einem für das Publikum bestimmten gedruckten Prospekt näher äußerte, welcher dem Verfasser unterbreitet wurde. „So viel Verlockendes — sagt nun Herr Lorck — es auch für Jeden haben mag, sein Buch in ein prächtiges Gewand kleiden zu lassen, so konnte ich, das ganz bestimmte Ziel vor Augen, ein knappes und einfaches Handbuch für den praktischen Bedarf, wie es mir als wünschenswerth vorschwebte, zu liefern, mich doch meinerseits mit dieser Ansicht zu jener Zeit nicht befreunden. Ich würde mich damit der unvermeidlichen Gefahr ausgesetzt haben, der Illustration zuliebe von dem mir vorgezeichneten Weg abgedrängt zu werden."

Es hat heute keinen vernünftigen Zweck mehr, zu untersuchen, ob die Ausführung des Gedankens der Verlagshandlung nicht doch vor der jetzt äußerlich etwas nüchtern ausgefallenen thatsächlichen Belebung desselben gewisse Vorzüge gehabt haben würde. Wir möchten die Frage, wenn gestellt, eigentlich bejahen und verweisen auf das seiner Zeit so wohl aufgenommene Falkenstein'sche Werk über die Buchdruckerkunst, in welchem zahlreiche und heute noch werthvolle Illustrationen vorkommen, die für Gutenberg's Erfindung und deren richtige Würdigung von Bedeutung sind. Allein, wie schon gesagt, die Sache ist bereits erledigt und wir haben das neue Werk zu prüfen, wie es vorliegt, und nicht, wie es vielleicht hätte werden können.

Herr C. B. Lorck ist in seinem Berufe als praktischer Buchhändler und Buchdruckereibesitzer thätig gewesen und kennzeichnet hierdurch schon von vornherein das Gepräge, welches er seiner litterarischen Schöpfung gegeben hat. Die Erwartung, als habe man es hier mit einem gelehrten Werke zu thun, das bestimmt sei, die Ergebnisse tiefer Forschung an's Tageslicht zu fördern, konnte und sollte von vornherein nicht platzgreifen. Er sagt: „Weder sollte meine Aufgabe, noch konnte dieselbe eine höhere sein, als meinen Berufsgenossen oder denjenigen, die sonst Drang nach einer leichteren Orientirung in dem Gewirr der Geschichte der Buch-

druckerkunst empfinden, nützlich zu sein, indem ich den Versuch machte, das aufgespeicherte Material nach bestem Wissen und Gewissen zu sichten, zu ordnen, und indem ich mich, die geschäftliche Praxis zur Hand, bestrebte, einige von der Gelehrsamkeit im Dunkel gelassene Punkte klar zu stellen. Was die neue Zeit betrifft, so gab ein Geschäftsleben, das sich fast über die ganze Periode der neuen Blüthe der Typographie und der verwandten Künste und Gewerbe seit den dreißiger Jahren erstreckt, wohl auch manchmal Gelegenheit, das vorhandene Material durch die eigene Erfahrung zu vervollständigen."

Das ist also der ausgesprochene Zweck, den das uns vorliegende Handbuch erfüllen will. In erster Linie soll es also unseren Berufsgenossen sich als ein treuer Führer auf dem weiten Gebiete der Buchdruckerkunst-Geschichte erweisen, es verfolgt vornämlich praktische Zwecke und will den Leser mit den umfassenden Erfahrungen bekannt machen, die sein Verfasser selbst seit Jahrzehnten gesammelt hat. Das Buch ist also eine Frucht von theoretischen Studien und praktischen Versuchen, die sich gegenseitig die Waage halten. Doch treten wir demselben nunmehr selbst näher, nachdem wir seine Genesis kennen gelernt haben.

Das Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst von C. B. Lorck zerfällt in zwei Bände, die den beiden natürlichen Hauptabschnitten der Erfindung entsprechen. Der erste Band, welcher die Erfindung, Verbreitung, Blüthe und den allmählichen Verfall behandelt, und sich über den Zeitraum von 1450—1750, also über 3 Jahrhunderte erstreckt, findet seinen Abschluß mit dem Schluß der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der zweite Band, welcher das Wiedererwachen und die neue Blüthe der Kunst entrollt, führt uns durch die Periode des Neuerblühens der Typographie und deren Schwesterkünste in die Zeit der Gegenwart, welche durch die hohen technischen Fortschritte und die neuen Vervielfältigungsarten, in Verbindung mit der freiheitlichen Entwickelung der Presse, besonders gekennzeichnet wird; dieser zweite Band umfaßt etwas mehr als ein Säculum, aber ein sehr reiches Jahrhundert.

Um das Gerippe der Eintheilung klarzulegen, verzeichnen wir nachstehend die Stoff-Gruppirung des ganzen Werks.

Das erste Buch heißt: „Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst" (1450—1500) und ist in folgende 5 Capitel eingetheilt: 1. Capitel: Zur Vorgeschichte der Buchdruckerkunst. — 2. Capitel: Die Erfindung. — 3. Capitel: Die Verbreitung der Buchdruckerkunst in Deutschland. — 4. Capitel: Die Verbreitung der Buchdruckerkunst im Auslande. — 5. Capitel: Die Technik der Buchdruckerkunst und die litterarische Production.

Das zweite Buch heißt: „Glanzperiode und Verfall der Buchdruckerkunst (1500—1750)" und enthält die folgenden 8 Capitel: 6. Capitel: Die illustrirende Kunst in Deutschland. — 7. Capitel: Die Typographie in Deutschland und in den Skandinavischen Ländern, — 8. Capitel: Der Druckbetrieb und das Buchgewerbe in Deutschland. — 9. Capitel: Italien, Spanien, Portugal und das südliche Amerika. — 10. Capitel: Frankreich. — 11. Capitel: Die Niederlande. — 12. Capitel: England, Nordamerika. — 13. Capitel: Die slavischen Länder, die Türkei, die ostasiatischen Länder. Hiermit schließt der erste Band.

Der zweite Band ist in drei Bücher eingetheilt. Das erste Buch desselben heißt: Die anglo-amerikanische Gruppe und zerfällt in folgende 4 Capitel: 1. Capitel: Schriftgießerei und Setzmaschinen der anglo-amerikanischen Gruppe. — 2. Capitel: Die Druck- und Hilfsmaschinen der anglo-amerikanischen Gruppe. —

3. Capitel: Die Typographie und das Buchgewerbe Englands. — 4. Capitel: Die Typographie und das Buchgewerbe Nordamerikas.

Das zweite Buch heißt: Die romanische Gruppe und zerfällt in folgende 4 Capitel: 5. Capitel: Die Schriftgießerei und die Maschinen in Frankreich. — 6. Capitel: Der Staat und die Presse in Frankreich, die Schöpfer der neuen Typographie. — 7. Capitel: Die moderne Typographie Frankreichs und das Buchgewerbe. — 8. Capitel: Die Zweige der romanischen Gruppe.

Das dritte Buch heißt: Die germanische Gruppe und umfaßt folgende 8 Capitel: 9. Capitel: Allgemeiner Ueberblick über das deutsche Preßgewerbe. — 10. Capitel: Die Schrift und die Illustration in Deutschland-Oesterreich. — 11. Capitel: Die typographischen Maschinen in Deutschland. — 12. Capitel: Das Centrum der germanischen Gruppe. — 13. Capitel: Der Norden der germanischen Gruppe. — 14. Capitel: Der Süden der germanischen Gruppe. — 15. Capitel: Der Osten der germanischen Gruppe und 16. Capitel: Die Zweige der germanischen Gruppe.

Schon aus dieser einfachen Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses kann der Leser den Schluß ziehen, daß es sich hier um ein umfassendes Werk handeln muß. Wer nur einige Seiten desselben mit Aufmerksamkeit gelesen hat, erkennt sofort, daß er sich einem seines Gegenstandes völlig mächtigen Verfasser gegenüber befindet, welcher denselben in ebenso plan- wie lichtvoller Art mundgerecht zu machen versteht. Wir haben wenigstens, soweit unsere Erfahrung reicht, überall den Autor als einen Mann kennen gelernt, der seine Aufgabe klar erfaßt und in trefflicher Weise gelöst hat.

Derselbe erklärt im Vorwort zum 2. Bande, daß er mit vermehrter Zaghaftigkeit gerade den Schluß seines Werks der Oeffentlichkeit übergebe und führt diesen Ausspruch näher aus wie folgt: „Seite für Seite nähert sich die Darstellung einer Periode, in welcher jeder dem Fach angehörende Leser nicht nur zu den Zuschauenden, sondern durch längere oder kürzere Zeit, in mehr oder weniger hervorragender Weise zu den Mitwirkenden gehört. Von den Leistungen dieser Periode wird er sich selbst ein Bild gemacht haben und eine fertige Meinung mitbringen. Ueber Einzelheiten wird derselbe nicht selten genauer unterrichtet sein als der Verfasser des Buches und wird deshalb leicht geneigt sein, streng über letzteren zu Gericht zu sitzen, der genöthigt war, die Leistungen der verschiedenen Völker auf dem typographischen Gebiete als Gesammtmasse und in ihrem Verhältniß zu einander auf einem mäßigen Raume in gedrängter Uebersicht vorzuführen, und dem deshalb manches weniger bedeutend erscheinen könnte, was vielleicht dem Leser von einem nationalen, localen oder persönlichen Standpunkte von größerer Bedeutung vorkommt. So kann es leicht geschehen, daß der Betreffende sein Ideal oder seinen Lieblings-„Meister" nicht oder nur mit wenigen Worten erwähnt findet, oder daß über einen Gegenstand, welchen die Fachjournale die Pflicht hatten ausführlich zu erörtern, nur eine kurze Notiz gegeben ist. Diesen Lesern muß ich zu bedenken geben einerseits, daß der vorliegende Band einen Zeitraum von fast anderthalb Jahrhunderten des mächtigsten Fortschreitens der Kunst in der alten und neuen Welt umfaßt, andererseits daß ein geschichtliches Handbuch weder ein technisches Lehrbuch, noch ein geschäftliches Adreßbuch oder ein empfehlender Preiscourant für Fabrikanten sein kann und darf. In der Innehaltung der richtigen Grenze des zu Besprechenden liegt eben die Hauptschwierigkeit eines geschichtlichen Handbuchs, welches auf den heutigen Tag heranreicht. Daß indeß diese Grenze überall richtig getroffen sein sollte, kann ich nicht behaupten."

Der Verfasser hat mit Recht diesen seinen Standpunkt näher dargelegt und dadurch etwaigen schiefen Beurtheilungen vorgebeugt. Daß derselbe Deutschland weit ausführlicher behandelt hat, als England oder Frankreich, wird jeder Vernünftige wohl in Ordnung finden, — sind wir Deutsche immer doch noch recht bescheidene Leute, die im Verhältniß zu andern Völkern die eigene Werthschätzung keineswegs übertreiben. Möchten wir nur ein kräftiges Selbstbewußtsein uns aneignen, denn „nur die Lumpe sind bescheiden"!

Das Lorck'sche Handbuch erachten wir für alle jungen Buchhändler und Buchdrucker als ein sehr nützliches und darum besitzenswerthes Buch. Wir würden es für einen glücklichen Gedanken halten, wenn die geschätzte Verlagshandlung eine recht billige Lieferungs-Ausgabe von demselben veranstalten und es dadurch in möglichst viele Hände bringen wollte. „Kennst du das Alte, wird dir das Neue klar!" ist ein bekannter Spruch, und gerade wenn unsere Jünger Gutenberg's recht fest in der Geschichte der schönen Buchdruckerkunst sind, wenn sie deren geschichtliche und technische Entwickelung genau kennen, dann werden sie mit besonderem Nutzen ihres Amtes ferner zu warten im Stande sein. Buchhandel wie Buchdruck bleiben daher dem Meister Lorck und der Weber'schen Verlagshandlung für das schöne Werk, das diese im Interesse der guten Sache in die Oeffentlichkeit gebracht haben, zu aufrichtigem Dank verpflichtet und mögen ihn nun auch durch die That beweisen.

Die Fremdwörterseuche.

Von

M. Otto in Leipzig.

Motto: Von Zeit zu Zeit ein kalter Wasserstrahl
Ermunternd wirkt, hilft doch einmal!

Die landläufige Redensart: „Es ist nicht weit her!“ kennzeichnet kurz und treffend eine im höchsten Maße tadelnswerthe deutsche Eigenthümlichkeit, die über dem fremden Wesen und dem gleißenden Gewande fremder Mache stets die eigenen Vorzüge vergißt, sogar mißachtet. Ganz besonders gilt dies in Bezug auf unsere Sprache, welche mit Fremdwörtern gleichsam so gespickt ist, daß sie in der That einer bunten Hanswurstjacke gleicht, wie sich Klopstock ebenso scharf wie richtig ausgedrückt hat. Eine gewisse einseitige Kultur hat uns nach und nach auf eine alberne Ziererei hingetrieben, welche die Natur verleugnen will und sich der Wohlthaten schämt, die sie von ihr empfängt, weil sich eben alles nicht gerade mit auserlesener Sauberkeit abthun läßt. Hier gilt es vor Allem Wandel zu schaffen und dem unnützen Gebrauch von Fremdwörtern in Sprache und Schrift, dem Umsichwerfen mit gelehrten, nur zu oft unverstandenen oder falsch angewendeten Brocken, kurz und gut dem Nachäffen der uns so schlecht stehenden fremden Art Einhalt zu gebieten. Hier ist, um den geistvollen Schriftsteller Wilhelm Jensen reden zu lassen, ein „Aufräumen“*), die Reinigung eines Augiasstalles, nothwendig, die sich allerdings nicht in Wochen und nicht in Monaten vollziehen läßt. Aber geschehen muß sie! Mit der scharfen Heillauge der Wahrheit muß das Unechte und Unwürdige vom Gesammtleben unseres Volkes abgewaschen werden. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß der Jahrhunderte alte Einfluß, den Frankreich auf uns geübt, mit der gründlichen Abschüttelung von diesem unwürdigen Joche im Jahre 1870/71 auch seinen Höhepunkt erreicht hat. Der Grund dieses unheilvollen Einflusses ist Jedermann bekannt. Er entspringt aus einer

*) Aufräumen! Flensburg 1872.

politischen Quelle, aus der Zerrissenheit und Haltlosigkeit des in zahllose Kleinstaaten zerspaltenen deutschen Volkes dem früh unter eine starke Hand vereinigten französischen Reiche gegenüber. Bei jedem Kampfe, in dem wir unterlagen, verloren wir nicht Provinzen unseres alten Kaiserreiches allein an Frankreich, schob dieses nicht nur wie einen Keil neue Festungen ins Herz unseres Landes, sondern wir büßten auch deutsches Selbstbewußtsein und deutsche Art ein, und das Innere unseres eigensten geistigen Lebens ward mehr und mehr dadurch bedroht, ja beherrscht. Von oben, von den hundert und aber hundert Reichsfürsten, deren höchster Ehrgeiz in einer möglichst bis ins Kleinste getreuen Nachahmung der gleißenden Hofhaltung im Louvre oder in Versailles bestand, auf Geringschätzung heimathlicher Art und Bewunderung ausländischen Wesens hingedrängt, vermochte das in unendliche Bruchtheile zersplitterte Volk in sich selbst nicht die Festigkeit zu erfolgreichem Widerstande zu finden. Es ward sozusagen auch geistig überwunden. Der Mittelpunkt, aus dem stets neue Widerstandskraft hätte erstehen können, war nicht vorhanden. Es fehlte Deutschland an einem Herzen, die erschöpften Glieder mit frischem Blute zu durchströmen.

Die Hauptschuld dieses Zustandes trug unfraglich der Dreißigjährige Krieg. Ein Menschenalter lang überschwemmte er Deutschland bis in die entlegensten Winkel mit allen Nationen Europa's angehörigen Soldaten. Ein gewisses weltbürgerliches Verständniß drang dadurch allerdings bis in die untersten Schichten. Da man keinen Anlaß hatte, den Fremden gegenüber die Kraftäußerung des eigenen Volkes besonders zu achten, sprang man, der menschlichen Natur in erregten Tagen gemäß, schnell in's Gegentheil über und begann sie zu verachten. So nahm die Werthschätzung des Ausländischen in Deutschland, die man bis dahin nicht gekannt, ihren Anfang, verlor man den sicheren Boden, auf dem man gestanden, unter den Füßen, und bereitete ihn für fremde Saat, die mit Nothwendigkeit aufwuchern mußte, als das deutsche Volk aus diesem unheilvollsten aller Kriege zerrissener und ohnmächtiger denn je hervorging.

Es ist nicht der Verdienste geringstes, die das Haus Hohenzollern sich um Deutschland erworben, daß es fast einzig unter allen Fürstenhäusern diesem Unwesen entgegentrat, dem blendenden Schein eine, wenn auch manchmal fast unschöne Nüchternheit entgegensetzte, daß es beinahe stets einfacher deutscher Sitte treu blieb, daß es mit dem oft verlachten, steifen Zopf den Kampf gegen die welsche Perrücke aufnahm. Potsdam allein stemmte dem sozialen Eroberungszug, der von

Versailles ausging, Trotz entgegen. Es ist, als ob in ihm der bessere Instinkt des deutschen Volkes verkörpert worden wäre.

Und jetzt!? Unser deutsches Vaterland ist geeint, erstarkt und verjüngt in alter Herrlichkeit auferstanden. Wir besitzen nunmehr wieder ein Herz, eine Seele, wir haben wieder ein Ziel, einen Beruf, nämlich die Bethätigung deutscher Vaterlandsliebe, deutschen Nationalgeistes. Deutsch in Gesinnung und Handlung, deutsch in Wort, deutsch in der Sprache sei uns eine heilige Losung! Ja vor Allem in unserer Sprache! Ehren wir unser Mutterland, unser deutsches Volk vor Allem dadurch, daß wir unsere so schöne, so sinnige, so reiche Muttersprache heilig halten, vor aller Verunglimpfung sorgfältig wahren.

Von oben herab ist auch diesmal das Beispiel gegeben worden, und zwar ein gutes und nachahmenswerthes. Allen voran leuchtet unser „Stephan" an der Spitze des Reichspostwesens, welcher mit starker Hand in die bisherige Zügellosigkeit der amtlichen Schriftsprache eingriff und hierdurch einen frischen Zug in die ganze Bewegung brachte. — Der Großherzog von Sachsen-Weimar gab seiner bezüglichen Gesinnung in folgendem Schreiben an den Direktor des braunschweigischen Museums, Dr. Hermann Riegel, Ausdruck, anläßlich der gegen die Fremdwörterseuche gerichteten Schrift desselben: „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen." (Leipzig, 1883. gr. 8. 60 S. Grunow n. 1.—.)

Mit großem Interesse und Vergnügen, mein werther Herr Dr. Riegel, habe Ich von Ihrer Broschüre über die Reinigung unserer Muttersprache Kenntniß genommen; denn diese verdienstliche Arbeit zeugt von der wahrhaft deutschen Gesinnung, welche wohl vorauszusetzen war bei einem Manne, der im Dienste eines der ältesten und berühmtesten deutschen Fürstengeschlechter und als Bürger einer der ältesten und ehrwürdigsten deutschen Städte der Pflege vaterländischer Kunst und Technik seine Kräfte widmet. Ihre Broschüre ist daher auch bereits in Händen Meines Staatsministeriums, dem Ich dieselbe mit der Weisung übergeben habe, mit erneuter Sorgfalt darüber zu wachen, daß bei der Verfassung amtlicher Berichte alle unnöthigen Fremdwörter vermieden und die Reinheit der Sprache gepflegt werde. Eine solche Obhut, mit voller Autorität für die ganze Nation, bald einer deutschen Akademie übertragen zu sehen, ist längst einer Meiner ernstesten Wünsche, zu dessen Verwirklichung nach Kräften beizutragen Ich als Pflicht empfinde, sowohl dem Vaterlande gegenüber, als auch aus Treue für die Traditionen Meiner Vorfahren, die durch Gründung der „Fruchtbringenden Gesellschaft" dereinst Gleiches zu erstreben

bemüht waren. Wenn Ich auch erst spät dazu komme, Ihnen diese Antwort zu geben, so werden Sie doch aus dem Gesagten entnehmen, daß die verstrichene Frist keine verlorene war und daß Ich Ihnen für Ihre werthvolle Mittheilung aufrichtigst dankbar bin. Ihr Ihnen wohlgeneigter Carl Alexander.

Auch andere deutsche Fürsten, die Könige von Bayern und Sachsen, die Großherzöge von Baden und Oldenburg, der Herzog von Sachsen-Altenburg haben die vorerwähnte Schrift den Behörden überwiesen und damit Anregung zur Nachachtung auf einem höchst wichtigen Gebiete gegeben.

Ebenfalls hier genannt zu werden verdient die Arbeit über Sprachreinigung von Professor Karl Gustaf Andresen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, 3., verm. Aufl. gr. 8. (VII, 315 S.) Heilbronn 1883, Henninger n. 5. —.

In: Deutsche Acta Eruditorum, Oder Geschichte der Gelehrten, Welche den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Europa begreiffen. Erster Theil. Leipzig, bey Joh. Friedrich Gleditsch und Sohn. 1712. lautet S. 45 u. ff. in einer Besprechung*) ein anziehendes Urtheil wörtlich:

Ob man zwar zu den Deutschen Historien einen gnugsamen Vorrath hat, so daß einer, der sich dißfalls unterrichten will, in keinem Periodo temporis über Mangel zu klagen Ursache findet, so können wir doch darinnen unsern Fehler nicht läugnen, daß wir biß dato die Geschichte unsers Vaterlandes in unserer Mutter-Sprache rein aus zu arbeiten allzunachläßig gewesen, welches unsre Unachtsamkeit diese Sprache recht in die Höhe zu bringen zum Grunde hat. Wir haben dieses sonderlich in der Historie von Carln dem Fünfften zu bedauren, dessen Regierung und dabey entstandene Veränderung im Deutschen Reiche doch so merckwürdig ist, daß sie billig von einem ieden Deutschen recht erkannt zu werden verdienet. Es leidet es gegenwärtiger Ort nicht, unterschiedene Autores, die sich dieses Käysers Leben zuschreiben unterwunden, zu beurtheilen, überhaupt aber können wir wohl sagen, daß ihnen, wenn wir den eintzigen Sleidanum ausnehmen, ihr Vorhaben gar übel gelungen. Jedoch könte aus vielen dahin gehörigen Schrifften gar leicht eine accurate und vollständige Historie dieses Käysers gemacht werden. Man kan die Warheit dessen gar wohl aus gegen-

*) Leben Käyser Carls des fünfften, vormahls in Italiänischer Sprache beschrieben durch Gregorio Leti, nunmehr ins Deutsche übersetzt, und mit vielen Anmerckungen vermehrt. Franckfurt bei Thomas Fritschen, 1712. 8. 4. Alphab. 9. Bogen.

wärtigem vor uns habenden Buche erkennen, welches die erste Deutsche Lebens-Beschreibung des so groß gewesenen Caroli V. enthält. . . . . In der Vorrede seiner Arbeit giebt der Uebersetzer Rechenschafft, daß er sonderlich bemüht gewesen, überall Deutsch zu schreiben, und den gezwungenen Zierrath, den man unserer Mutter-Sprache durch Einmischung vieler fremden Wörter gemeiniglich anhängt, zu vermeiden; und so viel wir im durchblättern wahrnehmen können, hat er alles dieses mit Recht sagen mögen. Von dem letzten Punct zu erst Meldung zu thun, ist nicht zu läugnen, daß das gantze Buch eine reine und deutliche Schreib-Art zeige, und ausser gewissen Wörtern, die zum Bürgerrecht unter uns gekommen, und ohne die Sache dunckler zu machen nicht Deutsch gegeben werden können, Z. E. Familie, Ordre, neutral &c. nichts Undeutsches enthalte, welche Regeln billig von allen, die sich zu dergleichen Arbeit begeben, solten in acht genommen werden, da man im Gegentheil insgemein wahrnimmet, das Uebersetzungen entweder mit vielen fremden Wörtern, sonderlich verbis, denen man eine Deutsche Endigung giebt, und Substantivis, die etwa res morales bedeuten, angefüllet werden, oder da man ja diesen Fehler zu vermeiden gedacht, so undeutlich geworden, daß man Noth hat auf die Gedancken des Autoris bey dieser oder jener Redens-Art zu kommen. Und hierinne bestehet die Güte dieses Buchs, so fern es eine Uebersetzung ist.

„Ueber die zunehmende Verderbniß der deutschen Schriftsprache" spricht sich der Oberbibliothekar Dr. Wustmann in Leipzig etwa wie folgt aus:

Das Schreiben ist eine Kunst, die ihre Geschichte hat, in der wir Perioden des Verfalles und des Aufschwunges unterscheiden. Eine solche Periode des Aufschwunges fällt in die Zeit Luther's und Goethe's. Die Kunst des Schreibens bringt es mit sich, daß auch der weniger Talentvolle durch Fleiß und Ausdauer wenigstens das Handwerksmäßige des Schreibens erlernen kann; aber gerade um das Erlernbare scheint es gegenwärtig recht schlecht bestellt zu sein. Wenn man einen Blick thut selbst in den geringsten Roman, der im 18. oder zu Anfang des 19. Jahrhunderts ausgegeben worden, so findet man darin ein besseres Deutsch, als es heute oft hervorragende Männer der Feder schreiben, und wer Gelegenheit hat, sich in die belletristische Litteratur der 40er und 50er Jahre unseres Jahrhunderts zu vertiefen, der wird seine Freude an deren gutem Deutsch haben. Erst in den 60er Jahren hat die Verderbniß der deutschen Schriftsprache allmälig begonnen, welche hauptsächlich in dreierlei Gestalt

sich geltend macht: 1. durch den Unfug, welcher mit dem Gebrauch von Fremdwörtern getrieben wird, 2. durch eine Unzahl von gänzlich überflüssigen und geschmacklosen Neubildungen, 3. durch die grammatische Fehlerhaftigkeit und Sudelei.

Daß trotzdem die erstrebten Reformen immer weitere Kreise in sich einzuschließen beginnen, dafür zeugt eine aus der Jetztzeit stammende interessante Verfügung gegen die Fremdwörter, welche der Präsident der königlichen Eisenbahndirection in Elberfeld erlassen hat, und die wohl verdiente, auch in anderen Zweigen des öffentlichen Dienstes, wie im Privatleben, beherzigt zu werden; sie lautet:

In den landesherrlichen Erlassen, in den neueren Gesetzen, in der neueren Geschichtsschreibung (Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg) und theilweise auch schon in der Tagespresse werden bereits seit längerer Zeit alle Fremdwörter, für welche gleichwerthige deutsche Wörter vorhanden sind, mit Vorbedacht vermieden. Es ist an der Zeit, daß diesen Vorgängen überall ernstlich gefolgt wird. Nur in der allerersten Zeit wird es einige Mühe verursachen, die Bequemlichkeit, welche heute die vornehmlichste Ursache des Gebrauchs der entbehrlichsten Fremdwörter ist, zu überwinden. Dagegen wird man bald wahrnehmen, wie sehr der Ausdruck an Schärfe und Klarheit gewinnt, wenn die Wörter aus dem großen Schatze der formen- und gedankenreichen deutschen Sprache entnommen werden. Es ist mit Recht hervorgehoben, daß eine Anzahl von fremden Ausdrücken einen schwankenden, unbestimmten Begriff von unklarer, verschwommener Bedeutung hat, und daß man sich dessen erst bei der Vermeidung und Uebersetzung derselben bewußt wird. Andererseits wird die Freude an dem werthvollen vaterländischen Besitz durch Abstoßung der fremden Eindringlinge bei Jedermann zunehmen, und es wird die tägliche Arbeit in mancher Beziehung einen Reiz erhalten, welcher bis dahin nicht bekannt war.

Je mehr wir uns nun auf unsere eigenen Füße stellen und nur deutsch denken, um so mehr wird auch unsere Schreibart eine deutsche sein. Diese Forderung wird aber viel weiter als auf den Kreis derer ausgedehnt werden müssen, die, gleichviel in welchem Zweige, schriftstellerisch thätig sind. Sie richtet sich an die ganze deutsche Gesellschaft, d. h. an alle diejenigen Kreise, die auf das geistige Leben unseres Volkes einen Einfluß ausüben. Sehr großes Gewicht ist auf den geistigen Verkehr der Völker untereinander zu legen, weil darin ein unentbehrliches Bildungsmittel liegt. Allein dieser Verkehr darf sich nicht vollziehen auf Kosten unserer Eigenart. Wie im Einzelverkehr, so ist auch im Verkehr der

Völker ein Zeichen höchster Bildung und wirklicher Freiheit: jede Besonderheit zu verstehen, aber sich ihr gegenüber selbstständig zu erhalten. Diese höchste Bildung wird die deutsche Gesellschaft auch hier zu bethätigen haben, indem sie zeigt, daß sie die fremdländische Bildung erfaßt, ohne sich von ihr beherrschen zu lassen. Besser ist's in dieser Beziehung unstreitbar geworden, aber noch immer bleibt viel, sehr viel zu thun. Nicht bloß in den äußerlichen Dingen der Mode, auch in unserer Anschauungsweise, in unserem Urtheile sind wir viel abhängiger von Frankreich als wir ahnen. Nichts zeigt dies besser als der Umstand, daß französische Bildung in den Augen so vieler gebildeten Deutschen noch immer als eine solche von höherer Art gilt, daß Deutsche auch in Deutschland gern und geflissentlich französisch sprechen, während doch schon vor 100 Jahren eine Deutsche von echtem Schrot und Korn, von größter Bildung des Geistes und Herzens, welche sicherlich vorzüglich die französische Sprache beherrschte, das Richtige gesagt hat, als sie auf die Frage des Franzosen, sie spreche gewiß auch seine Sprache, erwiderte: „In Frankreich würde ich sie zu sprechen versuchen, warum aber hier?" Man sollte in deutschen Häusern der großen Welt dies Wort Minna's von Barnhelm im Kopfe haben, und wir würden nicht so sehr das Einreißen der Fremdwörter in unserer deutschen Sprache zu befürchten haben. Minna von Barnhelm freilich, wenn sie in dem neuen Theater zu Berlin, das auf seinen Pforten die stolze Inschrift „Deutsches Theater" trägt, erscheint, spielt heute vor einer „Galerie noble", welche neue Rangabtheilung zum ersten Male dort auf der „deutschen Musterbühne" eingeführt wurde.

Und wie verhält sich der deutsche Buchhandel, dieser mächtige und wichtige Vermittler des Kulturlebens, gegenüber all diesen ernsten Bestrebungen zur Bekämpfung der Fremdwörterseuche? Einlenkende Schritte, Anfänge und Versuche sind wohl gemacht worden, aber von einem Erfolge war noch nicht viel wahrnehmbar. Laut Beschluß einer 1875 stattgefundenen Versammlung des „Darm", Verein jüngerer Buchhändler in Darmstadt, durften in den Zusammenkünften desselben nur deutsche Worte gebraucht und mußte für jedes gesprochene Fremdwort ein Reichspfennig Strafe erlegt werden. Diese Uebung war gut, heilsam und nachahmenswerth! — Auf der Tagesordnung einer Kreisversammlung (damals Kreis Sachsen, jetzt Leipzig) des Allgemeinen Deutschen Buchhandlungsgehilfen-Verbandes vom 19. Mai 1882 stand als nachträglicher Antrag: Verdeutschung der in den Verbandsschriften gebrauchten Fremdwörter. Derselbe wurde s. Z. zurückgezogen infolge eines Versprechens des Verbandsvorstandes, Wandel zum Besseren

herbeizuführen. Aber, wie leider in so vielen Fällen, konnte danach nur festgestellt werden, daß der Geist willig, aber das Fleisch schwach gewesen war; allzugroße Bequemlichkeit sorgte eben dafür, daß es beim alten Schlendrian blieb. — Ein im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 206 vom 5. September 1883 erschienener Aufsatz „Ueber die Fremdwörter im deutschen Buchhandel." (gezeichnet Paris, August 1883. A. R.) versprach die Herausgabe eines Werkchens, betreffend die Verdeutschung der buchhändlerischen Kunst- und Geschäftssprache. Hat dasselbe das Lebenslicht erblickt, wo ist's geblieben?

Trotz des an Schärfe und Strenge nichts zu wünschen übrig lassenden Vorgehens Wilhelm Jensen's belächelt dieser den mörderischen Ausrottungskrieg, den die Junggermanen und andere löbliche Corporationen, deren Mitglieder sich beneidenswerther Mußestunden zu erfreuen schienen, gegen die in unsere Tages- und Schriftsprache aufgenommenen Fremdwörter begonnen haben. Mag auch bei dem herbeizuführenden Wandlungsprozeß von letztgedachter Seite zuweilen des Guten zu viel gethan werden, ein Schaden ist darin unmöglich zu erblicken; im Gegentheil erfordern verrottete Zustände auch außergewöhnliche Mittel zur Ueberwindung, und es können derartige Sturmläufe gegen die nur schwer zu bezwingende Schanze ab und zu das Bild beleben, im übrigen aber dazu beitragen, daß die berufenen Hüter einer gesunden Entwickelung des öfteren ihre Mahnrufe, oder auch nöthigenfalls ihre Befehlsworte, zwischendurch ertönen lassen, um die bessere Richtung anzuweisen.

In erster Linie ist also die Schule, die Schriftstellerwelt und der Verlagsbuchhandel berufen, die Axt an die Wurzeln der schlimmen Wucherpflanzen zu legen und das Unkraut in den Handschriften auszujäten. Von Einzelnen, z. B. Brockhaus, Bibliographisches Institut, Spamer u. a. geschieht es ja auch mit löblichem Eifer, aber was ist ein Tropfen auf einen heißen Stein! Er verraucht und der Liebe Mühe kommt nicht recht zur Geltung, das Erstrebte wird nicht Allgemeingut des deutschen Volkes. Wann wird schließlich der Stein in rasches Rollen kommen und die Lawine mit sich reißen? Beansprucht der Buchhandel, und sie gebührt ihm, eine ganz bedeutende Rolle in bildender Beziehung, so erheischt eine solche Würde aber auch Pflichten, die sich auf Dinge erstrecken, die nur zu oft als nebensächliche aufgefaßt und behandelt werden, in ihrer Gesammtwirkung aber von Folgen begleitet sind, die nicht laut und oft genug bedauert werden können. Die deutschen Buchverleger und Drucker müssen sich die Ausmerzung der Fremdwörter mehr und allgemeiner angelegen sein lassen, als bisher. Geht es nicht anders, dann handle zunächst jeder auf eigene Faust.

Freilich darf der Unterschied zwischen der Schrift- und Sprachbestimmung in Frankreich und Deutschland nicht unterschätzt werden, dort sitzt die berühmte, höchste „Autorität" die „Académie française" darüber zu Gericht, während bei uns, wie das Beispiel gelehrt hat, das Machtwort eines Ministers bis jetzt leider nur die Folge gehabt hat, den allgemeinen Wirrwarr in dieser Beziehung zu vermehren.

Durch eigene Kraft wird nach und nach auf diesem Wege Einheitlichkeit zu Stande kommen und dem frechen Gespött eines tschechischen Streithahnes schlimmster Sorte (weiland Namens Gröger und Sohn deutscher Eltern, jetzt Dr. Eduard Grégr) nach Gebühr das Großmaul gestopft werden können. Wagte Genannter doch am 8. August d. J. auf dem Berge Lipan in Böhmen in einer von 8000 Personen besuchten Versammlung die Deutschen mit folgenden Worten zu höhnen: Es giebt auf der Welt keine andere Nation, wo es so viele Tausende Narren, Thoren und Einfältige gäbe, welche in ihrer vorwitzigen Beschränktheit wähnen, daß jeder gebildete Tscheche deutsch sprechen können müsse, daß man ohne die deutsche Sprache — die nicht einmal eine vernünftige Rechtschreibung habe, wie andere Völker — nicht existiren könne, weil dieselbe in der tschechischen Nation so tief eingewurzelt und verbreitet sei, daß sich derselben selbst sehr verständige und geschickte Patrioten nicht entschlagen können; während — das ist die Nutzanwendung — die Deutschen mit Vorliebe dem Fremdländischen huldigen, ja damit prunken.

Leider ist letzteres wahr, es ist die einzige, kaum zu widerlegende Wahrheit, welche in dieser giftigen, von den gröbsten Unwahrheiten wimmelnden Lästerrede enthalten ist. Das ist wohl zu beherzigen! Auch vom Gegner muß man lernen.

Thun wir das Unsrige! Hoffen wir sicher, daß gleichmäßig mit der Kräftigung des deutschnationalen Sinnes unseres Volkes die Sucht und das Haschen nach dem Fremden abnehmen und schließlich ganz verschwinden wird. Erfasse der deutsche Buchhandel aber auch sein Theil der großen Aufgabe am richtigen Ende. Gehe er Hand in Hand mit allen denjenigen Bestrebungen, die geeignet sind, die Sprachreinigung zu verwirklichen. Greife er mit seiner mächtigen Hand entschieden ein, um das langgefühlte Bedürfniß nach einer einheitlichen, kerndeutschen Rechtschreibung zu fördern, wo er nur immer kann; erleichtere er den Uebergang zum Bessern, als welcher zunächst die Schriftsprache anzusehen ist, weil das niederzuschreibende Wort leichter zu überwachen ist, als das dem Munde mit Gedankenschnelligkeit enteilende -- dann wird's besser werden!

Einleitung in die bibliographischen Systeme.

Von

Albert Erlecke.

(Schluß.)

Unter den Gelehrten, welche in neuerer Zeit eine kritisch-sichtende Auswahl aller Litteraturzweige mit Raisonnements veröffentlicht haben, steht Ersch's Nachfolger, Ebert, oben an, der den ersten deutschen Versuch eines allgemeinen bibliographischen Werks in seinem „Allgemeinen bibliographischen Lexikon. Leipzig 1821—27. 2 Bde." in seltener Vortrefflichkeit lieferte und zugleich eine Charakteristik der deutschen Bibliographie im Band X des „Hermes" gab.

Einzelnen Disciplinen am meisten förderlich waren die verschiedenen „Litteraturblätter" und „Litteraturzeitungen", sowie Spezialfachzeitschriften mit bibliographischen Anhängen, welche seit 1818 in Deutschland in großer Anzahl erschienen sind. Man vgl. hierüber „Weber's deutschen Zeitschriften-Katalog. 2. Aufl. Leipzig 1874."

Die bedeutendste kritische Monographie unserer Zeit, die ältere Litteratur betreffend, ist ohnstreitig „Weigel und Zestermann's Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. Leipzig 1866". — Ihm schließen sich an: F. G. Freytags „Analecta litteraria, Leipzig 1750", sowie sein „Apparatus litterarius. 3 Bde. Leipzig 1752". — Alsdann: Panzer's Annales typographici, Nürnb. 1793—1803" und seine „Annalen der älteren deutschen Litteratur. Daf. 1788—1805. 2 Bde". — Auch gehören hierher „Weller's Repertorium typographicum. Nördl. 1864. Suppl. 1874", sowie das anerkannt vorzügliche „Repertorium bibliographicum von Ludwig Hain. 3 Bde. Stuttgart 1826—38".

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die ganze stattliche Reihe der neueren bibliographischen Spezial- resp. Fachlitteratur aufführen. Die beste Zusammenstellung derselben liefert Jul. Petzholdt's weltberühmte „Bibliotheca bibliographica. Leipz. 1864". Nichts ist für den Buchhändler und jungen Gelehrten genußreicher, als das langsame Studium dieses von einem wahrhaft eisernen Fleiße durch Jahrzehnte hindurch zusammengetragenen Werkes.

An dieser Stelle dürfen wir nicht unterlassen, besonders noch der Buchhändler Erwähnung zu thun, welche in den letzten Jahrzehnten sich eifrig der Förderung der Bibliographie gewidmet haben, wenn die betreffenden Arbeiten auch meist nur merkantilen Zwecken dienen.

Da ist es zunächst Albrecht Kirchhoff's, später Hinrichs' fünfjähriger Bücherkatalog, seit 1851 regelmäßig erscheinend, Band 3, bearbeitet von A. Büchting und G. Herre, Bd. 4 von A. Büchting allein, 2. Auflage der drei ersten Bände von A. Büchting und E. Baldamus 1874. Hierzu das systematisch geordnete Repertorium von A. Büchting. 3 Bde., das ja in unser Aller Händen ist. — Hieran schließen sich die zahlreichen Spezial-Arbeiten von A. Büchting in Nordhausen. — Dr. Wilhelm Engelmann in Leipzig unternahm es seit 1844 im Verein mit Fachgelehrten, Fachkataloge über fast sämmtliche Wissensfächer zu ediren. — Einer periodischen Uebersicht der Fachlitteratur begegnen wir in den bei Vandenhoeck und Ruprecht seit 1848 in Göttingen erscheinenden, von Gust. Schmidt und Müldener herausgegebenen halbjährlichen Spezialbibliographien der Geschichte, Geographie, Sprach- und Naturwissenschaften und der Theologie. — Ferner in „Emil Bartsch's Bibliographischen Uebersichten der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Wien 1864 ff"; Otto Mühlbrecht's „Bibliographie für Staats- und Rechtswissenschaften." Berlin 1868 ff. Friedr. Luckhardt's Bibliographie für Militairwissenschaften. Leipzig resp. Berlin seit 1871; Karl Scholtze's Polytechnischer Bibliographie u. s. f.

Einen durchaus nicht zu unterschätzenden Versuch, die Wissenschaften für merkantile Zwecke zu rangiren, machte Bernh. Fr. Voigt durch seine „Wissenschafts-Uebersicht zum Gebrauche bei Einsichtssendungen an Kunden und um den Verlegern den Novitäten-Bedarf genauer zu bestimmen. Weimar 1844". — Voran gehen darin die vier Facultätswissenschaften: Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie. Dann folgen die übrigen wissenschaftlichen Hauptfächer nach dem Alphabete: Damenschriften; Forst- und Jagdkunde; Freimaurerschriften; Geographie; Geschichte; Gesellschafts-, Spiel-, Kunststücks-, Räthsel- und Liederbücher; Handlungsschriften; Kriegswissenschaft (Taktik); Kunstsachen; Landwirthschaft; Mathematik; Musikalien; Naturwissenschaft; Pädagogik; Philologie; Schöne Wissenschaften; Sprachwissenschaften; Taschenbücher und Almanachs; Thierarznei- oder Veterinär-Wissenschaften; Technologie (Gewerbskunde.) — Aber auch andere Buchhändler haben sich durch Aufstellung wissenschaftlicher oder merkantilen Zwecken dienender Systeme verdient gemacht. Der „Meß-

katalog" von 1853 bis 1861, auch unter dem Titel „Bibliographisches Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkartenhandel", Leipzig, Ed. Avenarius, hat das ganze Litteraturgebiet in 18 Haupt- mit 103 Unterabtheilungen geschieden. Die Hauptabtheilungen sind: I. Encyklopädie und Sammelwerke mit 4 Unterabtheilungen; II. Litteraturwissenschaft mit 6; III. Philosophie und Geschichte derselben mit 2; IV. Pädagogik mit 11; V. Theologie mit 11; VI. Rechts- und Staatswissenschaft mit 9; VII. Medicin mit 7; VIII. Naturwissenschaften mit 8; IX. Mathematik mit Einschluß der Kriegswissenschaft mit 3; X. Geographie und Geschichte mit 9; XI. Allgemeine Sprachkunde und orientalische Philologie mit 3; XII. Griechische und Römische Philologie mit 7; XIII. Neuere Sprachen mit 6; XIV. Schöne Künste mit 5; XV. Unterhaltungslitteratur mit 3; XVI. Schriften zu gemeinnütziger Belehrung und Unterhaltung mit 1; XVII. Handel, Industrie, Oekonomie mit 7; XVIII. Vermischte Schriften mit 1.

Auch das „Lehrbuch der Contorwissenschaft für den Deutschen Buchhandel, herausgegeben von Albert Kottner, Leipzig 1861" verbreitet sich in Band I, S. 287—334 über: „Die Wissenschaftskunde". Dieser Abschnitt ist von Oscar Pilz bearbeitet, der sich bei seinem Systeme hauptsächlich nach der Schleiermacher'schen Arbeit (s. oben und weiter unten) gerichtet hat. Oscar Pilz glaubt das ganze menschliche Wissen in eine allgemeine Wissenschaft, die Philosophie, welche die Wissenschaft der Wissenschaften sei, und in besondere Wissenschaften eintheilen zu müssen. Nach den verschiedenen Gegenständen der menschlichen Erkenntniß würden sich letztere in drei Hauptgruppen theilen: 1) in Mathematik, die Wissenschaft von den Raum- und Zeitgrößen, 2) in Naturwissenschaften, 3) in anthropologische Wissenschaften. Hiernach folgen die Unterabtheilungen.

Werthvoll, wenn auch nicht erschöpfend, ist die 1856 von Paul Trömel (Leipzig, Brockhaus) begründete, noch jetzt erscheinende „Allgemeine Bibliographie. Monatliches Verzeichniß der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Litteratur." Das System des Verfassers umfaßt noch heute folgende 11 Classen: I. Encyclopädie und Litteraturwissenschaft; II. Theologie und Philosophie; III. Erziehungswissenschaft; IV. Rechts- und Staatswissenschaft; V. Mathematik und Naturwissenschaften; VI Medicin; VII. Geographie und Geschichte; VIII. Sprachwissenschaft; IX. Alterthumswissenschaft; X. Schöne Litteratur und Kunst; XI. Handel, Industrie, Oekonomie.

Paul Trömel, als eifriger Mitarbeiter des „Anzeigers für Biblio-

graphie und Bibliothekswissenschaft" (s. oben), scheint sich bei Aufstellung dieses Systems, wenn man die Umstellung und veränderte Abgrenzung einiger Classen abrechnet, der vom Hofrath Jul. Petzholdt in Dresden in der Bibliothek des jetzigen Königs von Sachsen eingeführten Classification als Basis bedient zu haben, welche sich wie folgt darstellt: Encyklopädie und Litterargeschichte. — I. Rationale Wissenschaften: 1. dämonische Wissenschaften: Philosophie und Theologie; 2. Physische Wissenschaften: Mathematik und Naturwissenschaften mit Medicin; 3. Anthropische Wissenschaften: a) Erziehungswissenschaften: Jugend- und Volksschriften; b) Politische Wissenschaften: Staats-, Rechts- und Kriegswissenschaften; c) Kulturwissenschaften: Sprache und Litteratur; Technologie. II. Factische Wissenschaften: Historische Wissenschaften.

Die von Gust. Wuttig in Leipzig im Verein mit J. E. Vollbeding, O. Fiebig und H. Helms 1862 begonnene „Universal-Bibliographie. Systematische Uebersicht der gesammten Litteratur der Gegenwart"; ebenso die „Allgemeine Bibliographie der Theologischen und Philologischen Wissenschaften, letztere von Paul Niemeyer, beide seit 1872 herausgegeben von Albert Erlecke, kamen leider wegen zu geringer Theilnahme nicht über die ersten Nummern hinaus.

Es würde den Leser ermüden, wollten wir uns hier noch eingehend mit all' den von Gelehrten in den letzten Jahrzehnten aufgestellten bibliographischen Systemen beschäftigen. Wir begnügen uns daher, nur die Titel der hauptsächlichsten Arbeiten in dieser Richtung anzuführen, umsomehr, als dieselben im Buchhandel fast auf jedem antiquarischen Lager vorhanden sind und deshalb überall leicht nachgeschlagen werden können.

Zunächst ist es der „Grundriß der allgemeinen Hodegetik von M. L. Löwe, Dresden 1839", der neben einer hodegetisch-methodologisch-encyklopädischen Uebersicht aller Hauptwissenschaften auch eine praktische Eintheilung derselben aufgestellt hat. — Die Hamburger Bibliothekare J. G. C. Lehmann und C. Petersen haben 1840 zur Einweihungsfeier: „Ansichten und Bauriße der neuen Gebäude für Hamburgs öffentliche Bildungsanstalten kurz beschrieben und in Verbindung mit dem Plan für die künftige Aufstellung der Stadtbibliothek" herausgegeben. Sie haben bei Entwerfung ihres Planes kein encyklopädisches System, sondern die traditionelle Eintheilung der Wissenschaften zum Grunde gelegt und die Folge der Hauptfächer weniger nach logischen Eintheilungsgründen, als aus praktischen Gesichtspunkten bestimmt. Siehe auch Serapeum, Jahrg. VIII. 1847. —

C. Kirchner's Hodegetik oder Wegweiser zur Universität für Studirende. Nebst einer systematischen Uebersicht der Wissenschaften und Künste und den Studienplänen für die einzelnen Fächer des Gelehrtenberufs. Leipzig 1852." — Aug. Arnold's Wissenschaftskunde oder Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften für Alle, die einer höhern Bildung nachstreben. Königsberg i. d. N. 1844." — Franz J. Richter's „Wissenschaftskunde. Wien 1847", die im Vorworte eine schätzenswerthe chronologisch geordnete Uebersicht der encyklopädischen Litteratur liefert. — Musologie. Systematische Uebersicht des Entwickelungsganges der Sprachen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, Lehranstalten, Litteraturen, Wissenschaften und Künste, der Bibliographie und des litterarhistorischen Studiums. Von Carl Friedr. Merleker. Leipzig 1857. — C. Hagenbach's Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. Leipzig, Hirzel, in diversen Auflagen. — Bernh. Schmitz, Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen. Greifswald 1859 und verschiedene andere mehr.

Wir gelangen nun zu demjenigen System, welches wir bereits wiederholt erwähnt, das von vielen Gelehrten und Buchhändlern übereinstimmend als das praktisch brauchbarste und übersichtlichste bezeichnet wird und welches Schreiber dieses für die Anordnung seiner „Bibliotheca universalis" auch ferner zu benutzen gedenkt, das „Bibliographische System der gesammten Wissenschaftskunde mit einer Anleitung zum Ordnen von Bibliotheken, Kupferstichen, Musikalien, wissenschaftlichen und Geschäftspapieren. Von A. A. E. Schleiermacher. 2 Theile. Braunschweig 1852. 8 Thaler." — Das interessante Buch ist schon längst total vergriffen, auch scheint man es nicht neu auflegen zu wollen, weil es in 2. Auflage immerhin noch Verbesserungen und Nachträge durch einen äußerst Sachverständigen erfahren müßte. Aber selbst antiquarisch ist das Werk kaum noch zu erlangen und darum werden wir uns im nächsten Jahrgange der „Buchhändler-Akademie" eingehend mit diesem Systeme beschäftigen, dessen Kenntniß für jeden Gebildeten vom größten Werthe ist. — Schleiermacher hat die Ueberzeugung, daß die Anwendung eines rein wissenschaftlichen Systemes auf die Bibliographie völlig unpraktisch sei; demzufolge ist auch das von ihm entworfene und bei der Ordnung der großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt zum Grunde gelegte System auf keine Theorie in irgend einer Wissenschaft basirt worden, sondern besteht nur in einer Aneinanderreihung von bibliographischem Material, zu möglichster Uebersichtlichkeit geordnet und gruppirt. Die Gründe dafür werden wir in unserm Spezial-Artikel anführen. Auch hat der Verfasser hinsichtlich des von

ihm befolgten Rubrikensystemes der einzelnen Gruppen den Grundsatz festgehalten, keine Rubrik aufzunehmen, zu der sich nicht darunter gehörige Schriften nachweisen lassen, weil sonst zwischen einem Systeme der Wissenschaftskunde und dem seinigen keine Grenzlinie zu ziehen gewesen sein würde. — Nach dem Schleiermacher'schen Systeme ist das gesammte bibliographische Material — in der Hauptsache aus dem Grunde, weil das Alphabet aus 25 Buchstaben besteht, womit die Gruppen bezeichnet werden können — in 25 Hauptgruppen oder Classen eingeteilt worden, nämlich: A. Encyklopädie, Litteraturgeschichte und Bibliographie; B. Vermischte Schriften; C. Sprachen- und Schriftkunde, Philologie; D. Griechische und Lateinische Litteratur; E. F. Schöne Wissenschaften in den neueren und orientalischen Sprachen; G. Schöne Künste; H—O. Historische Wissenschaften; P. Mathematische und physikalische Wissenschaften; Q. Naturgeschichte; R. S. Medicin; T. Industrie oder ökonomische, Forst- und Jagdwissenschaften, Technologie, Handel und Schifffahrt, Militärwissenschaften; U. Philosophie, Pädagogik; V. W. Theologie; X—Z. Jurisprudenz und Staatswissenschaften.

Damit sind wir am Ende unserer Einleitung in die bibliographischen Systeme angelangt. So reich Frankreich und Italien in den letzten beiden Jahrhunderten an kritischen Bibliographieen sind, kein Land der Welt hat es Deutschland in der allmählichen Entwickelung bibliographischer Systeme zuvorthun können. — Die meisten Culturstaaten haben erst in neuerer und neuester Zeit von uns gelernt, wie man die Bibliographie pflegen muß, und in vielen Ländern waren es Deutsche, welche sie importirt und auf dem fremden Stamme zur Blüthe gebracht haben. Wir erinnern nur an Nicol. Trübner, Esq. in London und Ernst Steiger in New-York.

Alle diese Bestrebungen von Ausländern oder Deutschen im Auslande in dieser „Einleitung" zu betrachten, kann nicht unsere Aufgabe sein. Wir werden denselben einen besonderen Artikel: „Bibliographie und bibliographische Systeme im Auslande" im nächsten Jahrgange dieser Monatsschrift widmen müssen.

Wohl aber liegt es uns noch ob, zu beleuchten, wie Deutschland das Uebergewicht, welches es seit 1870 in politischer wie militairischer Hinsicht erlangt hat, auch in geistiger, litterarischer Beziehung erlangen, resp. wiedererlangen könnte.

Auf alle Fälle ist es unklug von den Mächtigen, die gegenwärtig das Schicksal Deutschlands in der Hand halten, das geistige Element gering zu schätzen; denn so enormes Glück, so unglaubliche Fehler unserer Gegner, wie sie nebst der unbezweifelten Tapferkeit unserer

Heere uns 1870 von Sieg zu Sieg führten, wiederholen sich nicht, und dann ist es mit dem Kutschkeliede oder mit „Hurrah Germania!" nicht abgethan. Dann wird man sich vergebens nach einem Körner, Schneckenburger umsehen, welche auch Armeen repräsentiren, und den jetzt so verachteten Idealismus herbeisehnen, welcher allein zu großen Opfern, zu ächtem Todesmuth begeistert, den ein Kant lehrte, die Weimarer Dichter großzogen, der bis in die unteren Volksschichten drang und den Materialismus der Großen, der ein Jena verschuldete, sühnend, unsere unsterblichen Freiheitskriege ermöglichte. Ein Volk, das zu sehr am Materiellen hängt, wird feig. Zugleich ist die Pflege des Idealismus das wirksamste Gegengift des brutalen, die Civilisation bedrohenden Communismus.

Wie wäre es, wenn die s. Z. aus Mangel an Theilnahme so früh vollendete „Wuttig'sche Universalbibliographie", aus Reichsmitteln unterstützt, von Neuem erstünde und allwöchentlich in nur 100,000 Exemplaren im Interesse der deutschen Litteratur, des deutschen Buchhandels und der deutschen Bibliographie sorgsam verbreitet, mit dem hierdurch zweifellos erzielten Wucher mit den geistigen Gütern der Nation der Welt von Neuem einen Sieg verkündete, den Sieg, auch das geistige Uebergewicht für Deutschland erlangt und erhalten zu haben?

Ist ja doch

„La bibliografia la vera ed unica chiave che apre tutte le fonti del sapese"!

Der

Kupferstecher und Buchhändler Matthias Merian zu Frankfurt am Main

und seine nach dem Brande verbliebenen Verlagswerke.

Von

Dr. Ernst Kelchner.

Matthias Merian, zu Basel 1593 geboren, erlernte die Kupferstecherkunst bei Th. Mayer in Zürich. Nach ohngefähr vierjährigem Aufenthalte erhielt er einen Ruf nach Nancy, wo er nach de la Ruelle's Zeichnungen das Leichenbegängniß des Herzogs Heinrich stach, ging dann nach Paris und kehrte hierauf nach Basel zurück. Ferner sehen wir denselben in Stuttgart; nachdem er auch hier eine zeitlang gearbeitet, geht er nach den Niederlanden auf Reisen, von wo er sich nach Frankfurt am Main begab.

Hier macht er die Bekanntschaft des Verlegers und berühmten Kupferstechers Theodor de Bry, welcher gerade mit der Herstellung und Herausgabe eines großen Reisewerks über Indien*) beschäftigt war. Merian ging mit demselben nach Oppenheim, um die Anfertigung der zu diesem Werke gehörigen Kupferplatten theils selbst zu übernehmen, theils zu leiten. Derselbe heirathete später die Tochter von de Bry und zog nach seiner Verheirathung nach Basel. Er benutzte den damaligen Aufenthalt hauptsächlich, um Stoff zu landschaftlichen Darstellungen zu sammeln, die er auch später vielseitig verwerthete.

Im Jahre 1640 übernahm Merian die Buchhandlung seines Schwiegervaters in Frankfurt am Main und führte sie unter der Me-

*) Collectiones peregrinationum in Indiam Occident. Edidit J. et Th de Bry. Francof. 1590—1633. 9 partes. folio. — Sammlung von Reisen nach dem Occidentalischen Indien. Frankfurt 1590—1630. 14 Theile. gr. Folio. (Große Reisen.) — Collectiones peregrinationum in Indiam Orientalem. Francofurti 1598—1628. folio. — Sammlung von Reisen nach dem Orientalischen Indien. Frankfurt 1597—1628. 13 Thle. Folio. (Kleine Reisen.) —

rian'schen Firma und unter der Vignette derselben, ein Storch mit einer Schlange im Schnabel (Ciconia Meriani), weiter. In seinem Verlage erschienen die großartigsten Werke, von denen wir später noch hören werden, wie er denn überhaupt sein Geschäft zu großer Blüthe brachte. In seinem 58. Jahre rief der Tod ihn aus voller Thätigkeit ab, er starb in dem Badeorte Schwalbach, bei dessen Heilquellen er Genesung gesucht hatte, sein Geschäft seinen Erben zur weiteren Fortführung hinterlassend.

Unter Merian's Söhnen war es namentlich Matthias jun. (geb. 1621), welcher in die Fußtapfen seines Vaters trat und sowohl als Kupferstecher als auch als Buchhändler sich auszeichnete. Er übernahm das Geschäft seines Vaters, nachdem er dasselbe schon während dessen Krankheit geführt hatte. Auch an den von seinem Vater unternommenen Verlagswerken, wie dem Theatrum Europaeum und den Zeiller'schen Topographien, nahm er regen Antheil, wie er denn das Geschäft immer mehr zu größerer Blüthe brachte.

Matthias jun. starb am 15. Februar 1687 zu Frankfurt, unter dessen Kindern seine Söhne Karl Gustav (geb. 1655) und Johann Matthias (geb. 1659) das Geschäft fortsetzten. Letzterer gelangte zu großem Reichthum und Ansehen; auch wurde er sogar in den Adelstand später erhoben. Als er im Jahre 1716 starb, hinterließ er eine einzige Tochter, welche das hinterlassene großväterliche Geschäft nebst den Verwandten ihres Vaters unter der Firma: „Merian's Erben" weitertrieb.

Jene Tochter war an Eosander Johann Friedrich Freiherrn von Goethe, einen Schweden von Geburt, verheirathet, der ein bewegtes und abenteuerliches Leben führte. Er wohnte in Frankfurt, in welcher Stadt er ein höchst verschwenderisches Leben verbrachte. Nach kaum sieben Jahren kam es dahin, daß das bedeutende Vermögen seiner Frau verloren ging, und endlich er selbst froh war, eine Stellung als Generallieutenant mit 6000 Gulden Gehalt an dem königlich polnischen Hofe in Warschau (1722) zu erhalten.

Gwinner*) und nach ihm Reichensperger**) melden zwar, daß eben dieser Eosander von Goethe allein den ganzen Merian'schen Buch- und Kunstverlag, den vom Urgroßvater de Bry ererbten mit einbegriffen,

*) Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1862. S. 167.

**) Reichensperger, Mathias Merian und seine Topographien. Leipzig 1856, oder Vorrede von A. Reichensperger zu „Statz, Mittelalterliche Bauwerke nach Merian". Leipzig 1856. —

vertrödelt und verschleudert habe; allein diese Annahme scheint auf einem Irrthum zu beruhen, insofern, als die Auflösung und Verzettelung des Merian'schen Verlages nicht durch die übermäßige Verschwendung des obengenannten Eosander von Goethe allein herbeigeführt wurde. Ich glaube vielmehr, sie außerdem noch dem großen Brande im Jahre 1726, welcher im Hause Schappelburg in Frankfurt am Main ausgebrochen und den größten Theil der Verlagswerke zerstört hatte, zuschreiben zu müssen. Denn nach demselben suchten die Besitzer die Restvorräthe zu verkaufen, und da dieselben weder auf neue Verlagsunternehmungen eingingen, noch von den alten neue Auflagen veranstalteten, so löste sich die Verlagshandlung fast von selbst auf. Und so können wir das Jahr 1727, also das Jahr nach dem Brande, als Auflösungsjahr annehmen, umsomehr, als in jenem Jahre in den Meßkatalogen die Firma: „Merian's Erben" nicht mehr vorkommt.

Ueber die Verlagsunternehmungen wurden drei Kataloge ausgegeben, und zwar kenne ich nur diese, aus dem Jahre 1643, welcher wohl als der erste anzusehen ist, dann folgt der aus dem Jahre 1657 und endlich der von 1680. Alle drei sind in Quarto gedruckt, und trägt nur der letzte (1680) das Signet von Merian auf dem Titelblatt. Sie alle gehören wohl jetzt zu den litterarischen Seltenheiten.

Ehe ich die von mir aufgefundene Anzeige über jenen Verkauf, respective Angebot des Merian'schen Verlages folgen lasse, will ich noch etwas Näheres über den oben erwähnten Brand mittheilen.

Wie noch heute, so auch zu damaliger Zeit, bedurfte der Buchhändler, und namentlich der Verleger, zur Aufbewahrung seiner Bücher-vorräthe große Räumlichkeiten. Da nun diese Räume in den damaligen eng zusammen gebauten Städten schwer sich schaffen ließen, so suchte man namentlich in den Klöstern, die über mehr Raum als andere Häuser verfügen konnten, mit seinen Lagern unterzukommen. Auch unsere Klostergebäude waren daher sehr beliebte Lokalitäten zur Unterbringung von Büchern, da ihre Bodenräume sich am meisten dafür eigneten; und so war namentlich das Carmeliterkloster, das sich durch seine ganz besondere Ausdehnung auszeichnete, öfters der Lagerraum bedeutender Verlagshandlungen. Auch Matthias Merian und später seine Erben hatten hier ihre Lager aufgeschlagen, neben noch manchen anderen Buchhändlern. Ueber den im Jahre 1726 daselbst ausgebrochenen Brand berichtet uns die Frankfurter Chronik von Lersner*) folgendermaßen:

*) Lersner's Chronik der Reichsstadt Frankfurt am Main. II, 792 (812).

„1726 den 23. Juni Nachmittags um ½ drey Uhr entstunde ein jähes Gebrandt in der Maintzer-Gaße in dem Hause zum Schappelburg, wodurch die nebenliegende Müntz und das gegenüberstehende Hinter-Gebäu derer Carmeliten in Brand gerieth, so daß in Zeit von zwey Stunden diese drey Gebäude völlig abbrannten. Der größte Schaden geschah an denen in deren Closter-Gewölben sich befindende rohe Bücher, welcher auf 100000 Gulden gerechnet wird" ꝛc. ꝛc.

Aber auch Battonn*) in seiner Topographie von Frankfurt a. M. berichtet über diesen Brand: „Am 23. Juni 1726 entstand in eines Benders Hause ein Feuer, das plötzlich so sehr überhand nahm, daß in Zeit von einer Stunde die Schappelburg, die Münze und das lange Hintergebäude des Carmeliter-Klosters in volle Flammen geriethen und gänzlich abbrannten. An Büchern soll das Feuer über 100000 Thaler Schaden gethan haben."

Es war dieses nicht das erstemal, daß durch Brand in den Gebäuden des Carmeliterklosters bedeutende Büchervorräthe zu Grunde gingen, denn ohngefähr 100 Jahre vorher (1638) wurden hier große Lager von Büchern zerstört. Durch den Brand von 1726 wurden nicht allein Vorräthe von Merian, sondern auch noch welche von anderen Buchhändlern vernichtet. Unter anderen Werken verbrannten viele Exemplare von „Joannis, C. Ch., Rerum Moguntiacarum. Francofurti 1722 3 vol." „Reuber, Jnst., Scriptores veteres rerum Germanicarum etc. Francofurti 1726 folio" ꝛc. aus dem Verlage von Sande und anderen Buchhändlern, welche Werke jetzt dadurch selten geworden sind.

Ich lasse die Anzeige wortgetreu folgen, als ein Beitrag zur Geschichte des Geschäftsbetriebes des damaligen Buchhandels und zur näheren Geschichte des berühmten Merian'schen Geschäftes zu Frankfurt a. M.

Catalogus über die wenige nach dem Brand überbliebene Merian'sche Verlags-Bücher.

Man hat zwar heut zu Tage viele herrliche Bücher, welche aber sowol wegen der Seltenheit ihres Jnnhalts, als auch der speciellen Tractation eintzeler Materie unter tausenden kaum einem, oder doch meistens, nur allein denen Gelährten zu statten kommen; da hingegen aber dieses Buch, weil es sehr viele allgemeine und besondere Welt-Geschichten, wie auch allerhand andere merkwürdige Dinge und überaus nöthige Wissen-

*) Battonn, Örtliche Beschreibung von Frankfurt am Main. Band V, S. 213.

schaften, in unserer allgemeinen Teutschen Mutter-Sprache zierlich verfasset, in sich begreifft und ausführlichen abhandelt, nothwendig allen und jeden der Teutschen Sprache kundigen Lesern, von was Stand und Profession dieselbe auch je seyn mögen, Militair-Personen, Gesandten, Staats- und Hof-Leute, Theologis, Juristen, Naturkundigen, Mathematicis, Sternsehern, Historicis, Genealogisten, u. d. g. ja Gelährten sowohl als Ungelährten eine genaue und nützliche Kundschafft und Unterweisung bringen kann und muß.

Die Militär-Personen finden darinnen nicht allein ausführliche Relationes von Bataillen, Belägerungen, sondern auch von allerhand Actionen zu Wasser und Lande, und wie man unmöglich eine Bataille oder Belägerung, ohne beygefügten Plan beschreiben, noch begreifflich machen kann; als sind in diesem Buch und allen Theilen desselbigen, gantz accurate Risse, welche von denjenigen Jngenieurs, so den actionibus mit beygewohnet, abgezeichnet worden, beygefüget, daß also der Leser sich diese Action so gut vorstellen kan, als wäre er selbst zugegen gewesen.

Die Gesandten, Staats- und Hof-Leute finden darin Nachrichten von allerhand Abschickungen, Negotiationen, übergebene Memorialien, Competenz und Receptions-Streitigkeiten, wie auch von Veränderungen im Staat und Regiment;

Die Theologie von allerhand Neuerungen in der Religion und Lehre. Die Juristen und Publicisten von allerhand Rechts-Sprüchen aus- und innerhalb des Römischen Reichs. Die Naturkundiger von allerhand wunderbahren Gewächsen, Mißgeburten, ungeheuren Ergiessungen, Sturm-Winden, Erdbeben und Krankheiten. Die Mathematici von allerhand neu entdeckten Meß und Bau-Künsten. Die Astronomi von allerhand ungewöhnlichen Witterungen, Cometen, Finsternüssen, Neben-Sonnen und andern seltsamen Erscheinungen am Himmel, nebst bey angemerckten Ascendenten und Gebuhrts-Stunden großer Fürsten und Herren.

Die Historici finden darinnen einen richtigen Zusammenhang aller, seit hundert Jahren in Europa vorgegangener Geschichten; Und die Genealogisten, die Geburten, Vermählungen, Sterb-Fälle, Königlicher, Fürstlicher und anderer vornehmer Familien. Daß man dergestalt von diesem Theatro fast eben dasjenige sagen könne, was ehemals von den Schriften des Plutarchi geurtheilet worden, nemlich: daß alle Wissenschaften darinnen vereiniget wären, und jedweder, der ein Exemplar davon besitzet, in diesem eintzigen Buche eine gantze Bibliothek beysammen hätte. Zu geschweigen, daß auch ungelährte, wolhabende Bürger, Kauff- und Land-Leute von denen in diesem Buche erzehlten

Ueberschwemmungen, Verwüstungen, Feuers-Brünsten, Mißwüchsen, Theurungen, Veränderungen im Handel und Wandel, in ihrer Haußhaltung einen sehr dienlichen Unterricht, und an denen darinnen geführten Kriegen, Duellen, Empörungen, Glücks- und Unglücks-Abwechselungen, bey müßigen Stunden gleichsam eine Gesellschafft und Zeitvertreib haben können, sonderlich da die dabey befindlichen Bildnisse fast aller grosser Herren, Helden und Staats-Ministers desto geschickter sind, den Leser zu mehrer Auffmerksamkeit auffzumuntern, und die vorgestellte Thaten und Sachen, dem Gedächtnus so viel tieff- und fester einzudrucken.

Nun dieses allgemein nützliches Buch, bestehend aus XV Theilen in Folio, und welches die Ehre hat von vielen Gelehrten in Teutschland gar öffters angezogen zu werden, soll denen Liebhabern das Exemplar, nemlich die 15 Folianten, für achzig Thalern zu Diensten stehen.

Diese obgenandte 15 Folianten haben bißher über 100 Thaler in denen Buchläden gegolten, und sind die davon noch vorhandene Exemplarien, die letzten des gantzen Drucks, wird auch über diese von einem so kostbaren Werk, fürnemlich in Ansehung der vielen Kupffer, kein neuer Druck mehr zu hoffen stehen, mithin ein solches considerables Buch in wenig Jahren nicht mehr zu bekommen seyn. Solte auch jemand eintzeler Theile benöthigt seyn, können solche Liebhaber auch darinn gewillfahret werden.

Die Exemplarien werden in Franckfurth am Mayn in allen Buchläden von Consideration zu bekommen seyn. Es sind auffer diesen 15 Theilen noch 4. neue Tom. in Fol. aufgelegt worden, als der XVI. kostet 12 Thaler, der XVII. kostet 8 Thaler, der XVIII. kostet auch 8 Thaler, und der XIX. kostet 10 Thaler, mit sehr raren Kupffer;

Es soll auch damit continuiret werden biß 1718, daß man die Geschichte eines gantzen Seculi in diesen Büchern haben wird. Ueber dieses soll auch ein Tomus verfertiget werden, darinnen alle in denen vorigen ausgelassene Sachen angeführet werden sollen, und dann über alle diese Folianten ein Haupt-Register, daß also diese Bücher statt einer Bibliothek des gantzen Seculi dienen können.

Noch sind folgende rare Bücher, so ebenfalls der Rest des gantzen Verlags sind, für einen geringen Preis zu bekommen, als:

Gottfrieds Chronica, Teutsch in Folio mit vielen Kupfern. Dieses ist der Anfang von dem Theatr.-Europ. und fänget dieses an von Erschaffung der Welt, und wo dieses aufhöret, fänget das Theatr. Europaeum an, und continuiret die Historien biß auf jetzige Zeiten. Diese Chron. ist von dem sehr berühmten, und unvergleichlichen Historico Gottfried geschrieben, dessen Werker (?) nicht zu verbessern, und

hat dieses Buch eine solche allgemeine Approbation, daß man auch selbiges in Holland, in Französischer Sprach übersetzet, und wird unter dem Titel: Le Grand-Theatre Historique, sehr theuer verkauffet. Es ist ein nützliches Buch für Gelährten und Ungelährten für alle Stände, ja für Frauen-Zimmer, um die geistliche und weltliche Historien zu erlernen. Kostet nur 10 Thaler.

Noch von vorgedachtem Auctore, die Archontologia, Cosmica, oder Welt-Beschreibung, Teutsch, in Fol. mit sehr vielen schönen Kupfern	10	Thal.
dito Lateinisch	10	"
Pluvinells Reitschule in Fol. Teutsch und Französ. mit sehr schönen und raren Kupfern	6	"
Meglings Mechanische Kunst-Cammer, in Fol. mit Kupfern	2	"
Lottichi Rerum German. II Part. Fol. mit vielen Kupfern	12	"
Jonstons de Arboribus. Fol. mit Kupf.	4	"
Dito de Quadrupedibus	3	"
— de Avibus	3	"
— de Insectis	2	"
— de Piscibus	3	"

Noch sind ferner vorhanden: Die berühmte und sehr schöne Topographien Meriani, bestehend in Beschreibung und Abbildung der vornehmsten Städte, Schlösser, Palläste, Kirchen, Flecken, Päsſe, Bäder, und anderer rarer Prospecten, alle nach dem Leben gezeichnet, mit vielen particulieren Land-Karten, welche Bücher denen Reisenden, als auch denen, die nicht gereiset haben, eine warhaffte Idée geben von der Situation und Aussichten aller Städte und Länder. Der Jugend kommen diese Topograph. sonderlich zu statten, um die Geographia zu erlernen, sowohl für Manns-Leute als Frauen-Zimmer. Denen Herren Ingenieurs sind selbige sehr dienlich, um die Päsſe, Defilées und die Städte und Länder daraus zu urtheilen. Die Beschreibung der Städte ist von dem berühmten Zeilero beschrieben, dessen Schrifften von allen gelehrten Leuten gesuchet werden. Sie bestehen in folgenden Theilen, als:

Topographia Austriae	6	Thal.
dito Alsatiae	2	"
— Bavariae	3	"
— Bohemiae	3	"
— Brandenburg	4	"
— Brunschvvig	6	"
— Franconiae	2	"
— Galliae alle XIII. Th. cpl. . .	16	"

— German. Inferior . . . . . 6 Thal.
— Haſſiae . . . . . 3 „
— Helvetiae . . . . . 4 „
— Italiae . . . . . 5 „
— Moguntiae . . . . . 3 „
— Palatin. Rheni . . . . . 4 „
— Saxon Superior . . . . . 5 „
— dito Inferior . . . . . 4 „
— Sueviae . . . . . 4 „
— Weſtphaliae . . . . . 3 „
— Urbis Romae . . . . . 4 „

Zeileri Haupt-Regiſter worinnen man alſofort nachſchlagen kan, in welchem Theil ein Ort zu finden, ſo man ſuchet, anjetzo neu aufgelegt und vermehret, koſtet 2 Thal.
Man kann auch jeden Theil abſonderlich haben.

Griechen und Römer.

Eine kurze vergleichende Betrachtung

von

Guido René.

Wie ein bunter Teppich mit mannigfachen Bildern bald in dunklen, bald in hellen Farben durchwirkt, breitet sich vor unseren Augen die Vorwelt mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Glanz auf der einen, und ihrem Schatten auf der anderen Seite aus; und während oft, von großen Heldenthaten entflammt, unser Herz voll Bewunderung und Liebe den Helden, die sie vollführten, entgegenschlägt, während wir — oft sogar mit Thränen — den Fall jener edlen Geister und muthigen Herzen beklagen, die in der Mitte ihres Strebens dem unerbittlichen Schicksal erlagen, fühlen wir uns doch auch schmerzlich berührt und „verhüllen stumm unser Antlitz", wenn wir von jenen schrecklichen Thaten lesen, die der Mensch, im Wahn befangen und von Leidenschaften ergriffen, zu seiner Schmach beging, — von jenen Handlungen, die die ernste Muse der Geschichte nur mit widerstrebender Seele aufzeichnete.

So erfreuen wir uns bald, bald beweinen wir die Vergangenheit, und es ist der größte Ruhm der dahingeschiedenen Geschlechter, daß ihre Nachkommen ihnen mehr zu danken, als zu verzeihen haben, daß der Glanz ihrer Tugenden die Schwärze ihrer Fehler überstrahlt.

Welche Völker des Alterthums haben nun gerechteren Anspruch auf unsere Bewunderung und verdienen mehr, gelobt und gefeiert zu werden, als eben die Hellenen und die Römer, die ihre Laster durch leuchtende Großthaten wieder gut machten; von denen die Einen mit dem Schwerte die Welt sich unterwarfen, während die Andern mit milder und freigebiger Hand der Menschheit die ewigen Schätze der Wissenschaft und Kunst darbrachten? Sie, deren Ruhm noch jetzt den Erdkreis erfüllt, ragen mächtig, wie Giganten, unter der Menge bar-

barischer Völker hervor, deren kaum die Geschichte auf einem vergessenen Blatte gedenkt, deren Namen gänzlich verschollen sein würden, wenn nicht das Geschick sie mit jenen Riesen zusammengeführt hätte. Sie gaben und geben zum Theil noch der Welt Licht und Leben, — sie — die Sonnen des Alterthums! — die, ob sie gleich gefallen, dennoch strahlen und leuchten fort und fort.

Die Hellenen, in jenem sonnigen Lande wohnend, das die Wogen des Mittelmeeres bespülen, wo

„die Myrte still und hoch der Lorbeer steht",

das die Felsen der kambunischen und kerauischen Gebirge von dem rauheren Macedonien trennen, wuchsen freudig und stolz zur Höhe auf, so daß sie, als die Perser mit gewaltigen Schaaren, Unglück und Knechtschaft bringend, Griechenland überzogen, muthig es wagen konnten, den Kampf für die Freiheit und das Vaterland zu beginnen und zum glücklichen Ende durchzufechten. Die Natur, die sie erzog wie eine liebende Mutter ihre Kinder, die die Kräfte ihres Geistes zur Entwickelung gebracht, reichte ihnen auch die Hand zum Widerstande gegen äußere Feinde dar. Und die Griechen waren dankbare und gehorsame Söhne und verehrten die ewige Mutter mit frommem Herzen und kindlichem Gemüthe; stets blieb ihnen die Natur das Höchste, und so lange sie ihr folgten und ihren Winken gehorchten, waren sie mächtig und stark, wie ihre Palmen; als sie aber anfingen, das wahre Wesen der Natur zu verkennen, fiel ihre Blüthe — sowohl die geistige als die leibliche — mit dem Treffen von Chäronea. Aber, wenn der Untergang der hellenischen Freiheit und Selbstständigkeit unser Herz mit leiser Wehmuth erfüllt, müssen wir uns auch nicht verhehlen, daß die Griechen schon hundert Jahre früher die Grenze aller menschlichen Bestrebungen — die Vollendung — erreicht haben, und daß, wie Herwegh sagt, der Stern nicht zu beklagen sei,

„der funkensprühend von der Höhe fiel".

Ja! die Griechen, und vor Allen des Hellenenthums edelste Vertreter, die Athener, waren vollendet; — vollendet in ihrer Staatsform, die sich wenigstens bis zu Perikles in völliger Reinheit erhielt, vollendet in ihren Werken — die Gesänge Homers, die Werke des Aeschylos, die Lustspiele „des ungezogenen Lieblings der Grazien", die Propyläen, der Zeus zu Olympia von Gold und Elfenbein mögen davon zeugen, vollendet in ihrer Kriegsführung — die Schlachten von Marathon, Salamis und Platäa sind die Silberblicke ihrer Taktik und die Denkmale ihres Heldenmuths —, vollendet selbst in ihrer Religion —

wenigstens für die damalige Zeit; — kann man sich heiterere und menschlichere Götter denken, als die, vor deren marmornen Bildsäulen die Hellenen knieten?

So war das Griechenthum vollendet, und die Eroberung Athens im ersten Jahre der 94sten Olympiade brach nur die reifere Frucht von seinem Baume.

Wohl hatte das Schicksal seine reichsten Gaben auf die Hellenen gehäuft, wohl waren sie durch Talente vor allen anderen Völkern bevorzugt, aber sie zeigten sich auch solcher Auszeichnung würdig in dem unabläßigen Streben nach dem Schönen und der Wahrheit. — Das Klima ihres Landes, jener ewig-blaue Himmel, der sich über sie wölbte, jenes sonnenhelle Meer, dessen Wogen an ihren Küsten rauschten, jene Sonne, in deren Strahlen sie erstarkten, ja ihr Land selbst mit dem schneebedeckten Taygetos und dem tobenden Achelous, mit seinen Seen und blumenreichen Thälern, mit seinen Palmen und Olivenbäumen — Alles war geeignet, ihren Geist zur Poesie, zur Liebe für das Erhabene und Herrliche zu entflammen.

Und der innerste Kern in jedem griechischen Herzen war Poesie, — Poesie, die sich in jeder ihrer Thaten, in jedem ihrer Werke gezeigt, die sie nie — selbst nicht in ihrem Untergange — verläugnet haben. Und jener göttliche Funke macht eben das, was sie Großes und Heldenmäßiges vollführt oder Herrliches gedichtet, so anziehend und unnennbar schön. Alle Schlachten Cäsar's haben nicht jenen Zauber für uns, als das Treffen von Thermopylae oder von Salamis, und Vergil's Aeneis sinkt in das Nichts herab gegen einen einzigen Gesang des Homer.

Alles nahm in den Augen der Hellenen eine poetische Färbung an; ihre Mythologie beweist es uns zur Genüge; sie bevölkerten Wald und Flur, Strom und Meer, um von lebenden, fühlenden Wesen umringt zu sein; und das Wort, „daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter geschaffen", ist schön und wahr.

Die ganze Geschichte der Hellenen vom Zuge gegen das heilige Ilion bis herunter zu Korinth's blutiger Eroberung ist ein großes, unübertreffliches Heldengedicht, dessen erste Seite Homer's Gesänge und dessen letzte die Schlacht von Leukopetra ist, eine Jünglingsthat, wie Hegel sagt, die mit dem mythischen Heros Achilleus beginnt und mit dem wirklichen Alexander schließt; voller Erhabenheit und Anmuth, voller Feldherren und Staatsmänner, voller Dichter und Künstler!

Ernst und finster tritt dagegen Rom in der Weltgeschichte auf,

nichts ist in ihm und in seinen Söhnen von der sprühenden Begeisterung und dem flammenden Geiste der Hellenen; in ihm ist der griechische Jüngling zum Manne gereift. Rom kannte kein Ideal, wie das blüthenreiche Hellas, sein Streben war nur auf die Weltherrschaft gerichtet, alle seine Gedanken, alle seine Handlungen hatten sie und nur sie zum letzten Ziel. Daher galt die Virtus seinen Kindern als höchste Tugend, als allein begehrenswerth und eines Römers würdig — weg mit der Poesie und ihren Gebilden!

Und eben weil sie prosaisch waren und sich nie hinreißen ließen, darum gelang es ihnen, ihren Adler siegend über die Erde zu tragen. Ihre Standhaftigkeit rettete sie vor dem Verderben, mit dem sie Hannibal bedrohte. Rom hat nie einen Alcibiades, ganz Griechenland keinen M. Porcius Cato Censorinus hervorgebracht. So schroff sich diese beiden Charaktere gegenüberstehen: hier ein zügelloser, wilder Jüngling, aber von gewaltigen Talenten, der einen Augenblick, in Weichlichkeit versunken, einem persischen Satrapen Schmeicheleien sagt, und im nächsten, ein athenischer Feldherr, ganz Soldat, bei Cyzikus die feindliche Flotte vernichtet, — dort ein Mann, finster, von großer Sittenstrenge, Feind aller Weichlichkeit, ja selbst aller ausländischen Bildung, ein Römer aus den Zeiten des Brutus — giebt es einen größeren Kontrast? — ebenso die Völker, denen sie angehörten, wenn auch die Unterschiede hier von ihrer grellen Farbe verlieren.

Der römische Charakter war, wie schon oben angedeutet, der eines Mannes, der, von den Illusionen seiner jungen Jahre zurückgekommen, keiner Begeisterung mehr fähig ist, und der nur noch ein Ziel vor Augen hat, nämlich mächtig zu sein, zu herrschen. Und, um zu dieser Weltherrschaft zu gelangen, mußte natürlich die Virtus, die Mannhaftigkeit in jedem Römer ausgebildet werden, und neben ihr eine unbegrenzte Liebe zum Vaterlande. Dieses Gefühl für die heimische Erde bewegte auch die Brust der Griechen, zu dem sich noch ein stärkeres, — die Liebe zur Freiheit und Selbstständigkeit, gesellte, die wir bei den Römern oft, seit Junius Brutus bis auf Julius Cäsar, wo sie zum letzten Male aufflammte und den Dictator vor der Säule des Pompejus niederstreckte, und von da hinab durch die lange Reihe der Imperatoren, bis wo von Romulus Augustulus jugendlicher Stirn das Diadem gerissen wurde — vermissen. — Die Athener liebten die Freiheit, wie ihr Leben, sie war nothwendig zu ihrem Dasein, und Athen hörte auf Athen zu sein, als Griechenland unter dem Namen Achaja römische Provinz wurde. — Die Siebenhügelstadt schätzte weder

die eigene, noch der fremden Freiheit hoch, — ja, selbst als sie von einem Tyrannen befreit worden war, leistete sie den muthigen Mördern keinen Beistand und sah gelassen zu, wie in Philippi's Feldern ihre letzten, freiheitglühenden Söhne unter den Schwertern ihrer Legionen den blutigen Tod fanden, — Cäsar'n, dem Fürsten, wurden Statuen gesetzt, — wo Brutus und Cassius sich selbst das Leben genommen, zeigt keine Säule der Nachwelt an. — Als zu Athen Aristogiton und Harmodius den Hipparch erstachen und dafür getödtet worden waren, setzte ihnen das dankbare Volk eherne Statuen, und zu Ehren jener Freunde wurden jährlich bei dem Feste der Panathenäen Jubelhymnen gesungen. — Aber freilich Julius Cäsar hatte der Stadt Provinzen erobert, und das brachte in Rom zu Ansehen; fremde Völker zu unterdrücken, verschaffte glänzende Namen, wie Africanus und Asiaticus. Kein griechischer Feldherr ward je mit solchen Titeln begrüßt und konnte sie auch nicht führen, weil die Hellenen nie Länder unterjocht hatten, außer wenn sie als Kolonisten sich so viel Erde mit ihrem Blute erkauften, um eine Stadt zu gründen. — Alle Kriege, die Griechenland geführt, hat es für seine Selbstständigkeit gegen äußere Feinde bestanden, wie gegen die Perser und Macedonier und Römer, oder um die Hegemonie — gegen sich selbst. — Und diese Eifersucht der einzelnen Stämme unter sich, dies Streben nach dem Oberbefehl, um welchen der peloponnesische Kampf gefochten, — um den Epaminondas, der edelste Charakter der griechischen Geschichte, bei Mantinea gefallen, — ist das Verderben von Hellas gewesen. Rom, das im Innern zwar auch von Factionen zerrissen wurde, wandte sich immer gegen den äußeren Feind mit seiner ganzen Kraft, weil die Partheien, von der Gefahr, die das gemeinsame Vaterland bedrohte, erschreckt, sich zu einigen wußten, und erst, nachdem sie die hostes zurückgeschlagen, wieder ihre Privat-Streitigkeiten begannen.

Die unzähligen Schlachten, die die Siebenhügelstadt gekämpft, die ewigen Kriege, da von Numa bis zu Augustus nur zweimal der Janustempel geschlossen war, mußten den Römern eine gewisse Ausdauer und Härte geben, wie sie etwa durch des Lykurgos Erziehungsmethode in Lacedaemon bewirkt wurde. — Der griechische Geist milderte dies in etwas, während es bei den Römern immer mehr ausgebildet wurde, da sie im Feldlager allmälig die sanfteren Gefühle verlernten, sodaß zuletzt aus Ausdauer eine gewisse starre Hartnäckigkeit ward, der man allerdings in vielen Fällen Bewunderung nicht versagen kann, wie namentlich nicht dem kecken Scaevola, der sich im Lager des Porsenna die Hand abschwelen ließ. — Von dieser gewaltigen Standhaftigkeit

waren sogar die römischen Frauen erfüllt, denn Porcia, die Gemahlin des jüngeren Brutus, verschluckte eine glühende Kohle bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, und Arria, die Gattin des Cäcinna Pätus, der, einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius angeklagt, zum Tode verurtheilt war, stach sich in dem Gefängnisse den Dolch in's Herz, und ihn blutig aus der Wunde ziehend, reichte sie ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Paëte, non dolet!“ indem sie es für schöner hielt, von eigner Hand als unter dem Henkersschwerte zu sterben. Solcher Beispiele finden wir unter den Griechen nur wenige, und von Frauen wohl keins. Auch der Selbstmord, der bei den Römern oft vorkam, galt bei den Hellenen für ein Verbrechen. — Anders würden sie darüber wahrscheinlich geurtheilt haben, wenn unter ihnen hinterlistige Tyrannen, wie Tiberius — ein Tartüffe auf einem Thron — oder Wahnsinnige, wie Caligula und Nero, gewüthet hätten, denen sich zu entziehen es oft kein anderes Mittel gab, als freiwilligen Tod, denn an Flucht war nicht zu denken, da das römische Reich gleichbedeutend mit dem Erdkreis, und da, wie Cicero an einen Freund schreibt, wo man auch immer verborgen, man in der Gewalt des Imperators war. So mußte wohl Seneca sich die Adern öffnen lassen, um sich vor der Grausamkeit des Kaisers zu retten.

Und diese Wildheit nach gräßlichen Schauspielen, die die Römer in den Circus zu den blutigen Gladiatorenkämpfen trieb, jener Blutdurst, der den Nero beseelte, der die Christen den wilden Thieren vorwarf, liegt ebenfalls tief im italischen Charakter begründet. Gewohnt, Mord und Brand zu sehen, aus einer Schlacht in die andere zu stürzen, wußte der Römer bald nicht mehr, was Mitleid heißt, und leicht ist zu begreifen, wie die Grausamkeit bei einem Menschen zu solcher Höhe steigen kann, der von Kindheit an Blut hat fließen gesehn. — Auch hiervon sind die Griechen frei, sie können sich Glück wünschen, keinen Commodus oder Domitian erzeugt zu haben.

Fassen wir das Gesagte in kurzen Worten zusammen, so werden wir in den Römern ein Krieger-, in den Hellenen ein kunstliebendes Volk finden, das nicht, wie jene, in Eroberungen sein theures Blut verspritzt, sondern nur gezwungen zum Schwerte greift, oder für eine Idee, für ein Ideal um die Hegemonie kämpft. Was darum die Römer außer ihren kriegerischen Thaten auch geleistet, ist nur eine schwache Nachahmung der Morgenröthe, die in Hellas flammte; ihre Dichter, ihre Redner haben aus griechischen, ewigen Büchern geschöpft,

ihre Philoſophen haben nur Wahrheiten gepredigt, die Plato ſpazierengehend ſeine Schüler gelehrt, ihre Bildhauer haben vor helleniſchen Statuen gekniet und haben dennoch keine Venus, wie Praxiteles, gebildet, — und das Einzige, was ihnen eigen noch iſt, ſind die Geſchichtsſchreiber, die ſelbſt mit den Griechen wetteifern können, und deren langen Reigen der unübertreffliche Tacitus eröffnet — und wenn die Römer mit Recht den Lorbeer verlangen können, ziert die edle Stirn der Hellenen der Lorbeer- als der Olivenkranz.

Alexander Jung über Litteratur ꝛc.*)

Zur Litteratur gehören: Schriftsteller, Buchhändler, Kritiker, ein lesendes Publikum. Erzieht die Menschen aber erst zur Litteratur, um sie im Sinne der Zukunft zu haben, erzieht dazu auf dem Grunde wahrhaft religiös-sittlicher Umwandlung, dann werdet ihr auch würdige, gebildete Schriftsteller, Buchhändler, Kritiker, Leser erhalten. Zur Litteratur erziehen heißt nicht, wenn Doctor Sfox es sich einfallen läßt, in einer Mädchenpension einige Seiten aus einem Scott'schen Roman vorzulesen, um zum Selbstlesen zu reizen; nicht, wenn Mr. Smith, der Buchhändler, von einer Piratennovelle, die natürlich schlüpfrig genug ist, zwanzigtausend Exemplare in einigen Tagen absetzt, in kurzem noch siebzigtausend abdruckt, und in Placaten anschlägt, daß er neunzigtausend bereits verkauft habe, und schon wieder mit neuen Exemplaren aufwarten könne. Zur Litteratur erziehen heißt nicht, wenn man den Seekadetten von Chelsea und Woolwich, damit sie noch besser schimpfen, boxen, sich balgen lernen, Browley's „Großen Boxer" oder einen Roman von Danimore Percy zu lesen giebt; oder wenn man im britischen Museum ein zweites Babel von Büchern aufstapelt, damit ein gelehrter Viehhändler von Fellow oder Magister alle Rindshäute und Pergamente der verschiedenen Ausgaben und Lesarten des Homer und des Boccaccio beisammen habe, und darüber schreiben

*) Es dürfte wohl nicht ganz unangebracht erscheinen, diese Worte des für ideale Aufgaben durch seine Schriften stets eingetretenen und immer begeisterten Mannes in ihrem vollen Umfange mitzutheilen. Sie sind dem 3. Bde. seines Romans: „Rosmarin" (Seite 64—68) entnommen und werden dort einem seiner Romanhelden, dem Lord Elphenstone, in den Mund gelegt; und wenn auch nur, scheinbar, von einem Engländer gesprochen, drücken sie doch die ideale Meinung eines deutschen Schriftstellers in der bezeichnendsten Weise aus. Von solchen Gesichtspunkten aus muß Litteratur und Buchhandel betrachtet werden, wenn jene gedeihen und dieser Großes vollbringen soll. Man möge sie stets vor Augen und im Herzen haben!

könne für andere Gelehrte seines Schlags; oder wenn bei euch Deutschen ein Oberlehrer den Klopstock vor seinen Schülern tractirt, damit die Odenversmaße ohne Reim, nach Längen und Kürzen, wohl eingeprägt werden; oder wenn ein Professor sogar eine sogenannte Litteraturgeschichte vorträgt, weil er dadurch eine neue, willkürlich von ihm ersonnene Eintheilung in Gang bringen will. Nein, zur Litteratur erzieht man allein, wenn man den Reiz für den Gedanken beiden Geschlechtern von früh auf beibringt, den Reiz, diesem Gedanken eine klare, schöne Fassung zu geben; wenn man schon von früh auf die Kinder ahnen, später erkennen läßt, daß Religion, Wissenschaft, Kunst einen großen Totalzusammenhang bilden, sodaß diese vom Geiste aus auch auf alles physische Gedeihen segensreich wirken. Zur Litteratur erzieht man, wenn man in der Familie und auf Schulen, in der Jugend beider Geschlechter zu den Büchern Liebe erweckt, diese in solcher Gemeinschaft der Erziehung und des Unterrichts liest, nicht bloß mit strenger Beachtung grammatikalischer Correctheit und Präcision, sondern auch mit Hinweisung auf die Lauterkeit, Wahrheit und Schönheit des Inhalts, mit Anwendung auf das Leben, um jeden dahin zu bringen, selbstthätig im Gedanken und Ausdrucke zu werden. Die alten, die neuen Sprachen sind hier verhältnißmäßig zu beachten, die Muttersprache und ihre Werke aber vor allem, stets freilich mit Hervorhebung ihrer Bedeutung für die ganze Kultur, mit Beachtung verwandter Sprachen und Nationen. Verfahrt so schon in den Familien, auf den vorbereitenden Schulen, um es auf höheren fortzusetzen, und ihr werdet sehr bald eine Litteratur erleben, die sich nicht bloß lebendig einordnet in das politische und kirchliche Leben eines Volkes, zuletzt aller Nationen untereinander, sondern eine selbständige Sphäre für sich wird, die jenes Leben durchdringt, wie jenes wieder sie. Denn allerdings die Litteratur hat sich als eine Großmacht zu constituiren, größer als jede andere, weltliche, indem sie der Kirche der Zukunft und dem Kulturstaate zu Gunsten arbeitet. Die Beamten, die Priester dieses Litteraturstaats sind die öffentlich ausübenden Schriftsteller von Beruf, die Verleger, die Kritiker. Die Heere solcher Großmacht sind die Ideen, sind die Bücher, ihre Feldherren die großen Genien aller Zeiten; die Heereslager sind die Buchhandlungen, die Bibliotheken, deren Vertreter zugleich die Intendanten und Beförderer des Heeres sein werden; die Pressen können wir als die Geschütze betrachten, welche Tag und Nacht spielen sollen, ein Feuer unterhalten, welches das Feuer des heiligen Geistes ist, der sich von uran in Flammen offenbarte, und das Wort des Himmels zu seinem Boten hat. Ich mache nicht geringe Forderungen an die

Schriftsteller und Buchhändler, an die Kritiker und andern Leser der künftigen Litteratur. Ich mache diese Forderungen nicht unbillig, denn es hat bereits solche Männer, sogar Frauen, ausübende wie aufnehmende gegeben, und giebt deren immer noch. Die Autoren sollen sich streng nach ihrem Gewissen und ihrer Begabung prüfen, bevor sie die Feder in die Hand nehmen, die Buchhändler stets gebildet genug sein, um in eigener Person den geistigen Durchschnittswerth, womöglich auch den des Details, der Manuscripte zu beurtheilen, hiernach das Honorar würdig zu bestimmen; die Verleger sollen nie von einem litterarischen Adjuncten abhängig sein, stets hochherzig und bemittelt genug, um nicht bloß den Vortheil, sondern die augenblickliche oder spätere Kultur im Auge zu haben. Die Kritiker, ich meine besonders die Redacteure kritischer Organe, sollen nie in den Wahn kommen, als verstehe jeder von ihnen alles zu beurtheilen. Es ist eine lächerliche Arroganz, wenn ein solch kritischer Tausendkünstler sich aufwirft mit der Behauptung, er kenne die ganze Instrumental- und Vocalmusik der Sprache, und wisse, wie jede Komposition gemacht werden müsse, während er vielleicht nur im Stande ist, das Hackbrett einer wüsten Tadelei zu spielen, oder in die schrille Trompete der Lobhudelei zu stoßen. Der Redacteur einer Zeitschrift soll womöglich mindestens auf einem Sprachinstrument auch ausübender Künstler sein, wie der große Lessing es sogar auf einigen gewesen ist. Aber der Redacteur soll dann vor allem die Kunst besitzen, seine Mitarbeiter zu einem tüchtigen Orchester zu formiren, in dem jeder einzelne Spieler etwas Vorzügliches, mit voller Freiheit leistet, und alle dennoch zu einer Akademie harmonisch zusammengreifen. Das wird dann besonders rasch die Nation für die wahre Litteratur mündig machen. Denn es soll der Leser dahin gelangen, daß er des Gedankens und der stilistischen Schönheit wegen Lectüre treibt, um bleibenden Gewinn für seine Seele davon zu ziehen, und die höchste Unterhaltung, die denkbar ist, noch als Zugabe. —

Dr. Friedrich Kapp und seine Geschichte des deutschen Buchhandels.

In der Frühe des 27. October 1884 ist zu Berlin, wo er in den letzten Jahren seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, Herr Dr. Friedrich Kapp nach längerem Leiden, jedoch nur kurzer Krankheit gestorben. Mit ihm ist eine bedeutende Persönlichkeit unseres öffentlichen Lebens und zugleich ein Schriftsteller von Ruf dahingegangen, und diesen Ruf stand der Verstorbene nach allen Anzeichen noch im Begriff wesentlich zu erhöhen, und zwar durch ein für alle Angehörigen des deutschen Buchhandels besonders wichtiges, schon seit mehreren Jahren mit großer Sorgfalt vorbereitetes und in der Ausarbeitung begriffenes litterarisches Unternehmen: eine Geschichte des deutschen Buchhandels.

Werfen wir hier zunächst einen kurzen Rückblick auf das irdische Wirken des Verblichenen. Friedrich Kapp war ein Sohn der rothen Erde: zu Hamm in Westfalen ist er am 13. April 1824 geboren worden. Er studirte die Rechte in Heidelberg und Berlin und war gerade in den preußischen juristischen Vorbereitungsdienst eingetreten, als die große Bewegung des Jahres 1848 auch ihn in ihre Kreise zog. Er nahm an derselben persönlichen Antheil uud sah sich in Folge dessen wie so mancher Andere genöthigt, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren. Zunächst ging er 1849 nach der Schweiz und Frankreich, dann wandte er sich nach Nordamerika und ließ sich 1850 in New-York als Advocat nieder. Hier war er nach der politischen Seite hin im Sinne der republikanischen Partei thätig, jedoch vernachlässigte er es keineswegs, die ihm verliehenen Geistesgaben zur Begründung einer eigenen sicheren Lebensstellung wirken zu lassen. Dies gelang ihm in kurzer Zeit, und nun benutzte er die so erworbene Grundlage, um sich mit Rath und That als ein Förderer jener zahllosen Deutschen zu beweisen, welche als Auswanderer den amerikanischen Boden betraten.

Zugleich betheiligte er sich in sehr lebhafter Art am öffentlichen Leben der Union und wurde einer von den tüchtigen Deutschen, welche in der großen Republik dem deutschen Namen Achtung verschafft haben. Auch schriftstellerisch war er mehrfach thätig. So veröffentlichte er als die Frucht mehrjähriger Studien ein gediegenes Werk unter dem Titel: „Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben, mit Portrait" (Berlin 1858), und erreichte damit vollkommen den angestrebten Zweck, „den braven Steuben für die deutschen Leser vom Scheintode gerettet zu haben". Später ließ er folgen: „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" (Leipzig 1868) und „der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (Berlin, 1874), sowie endlich „Aus und über Amerika, Thatsachen und Erlebnisse des Verfassers, 2 Bände" (Berlin 1876). Als der Krieg von 1870/71 den Sieg Deutschlands über Frankreich entschieden hatte, litt es Kapp nicht länger in Amerika; er wollte die Wiederherstellung des deutschen Nationalstaates im Vaterlande selbst erblicken, nachdem er als Jüngling die eigene Existenz für einen solchen Gedanken auf das Spiel gesetzt hatte. Er ließ sich nun in der neuen Reichshauptstadt nieder und wurde zum Reichstagsmitglied gewählt, welches Vertrauensamt er mit der Unterbrechung der Legislatur-Periode von 1878—1881 bis zu seinem Tode bekleidet hat. Hier zeigte er sich in allen jenen Fragen, welche überseeische Verhältnisse berührten, also besonders in Consulats-, Auswanderungs- und anderen ähnlichen Angelegenheiten sehr wohl unterrichtet und hatte die Freude, sein Urtheil oft als ein maßgebendes anerkannt zu sehen. Eine Wiederwahl in den Reichstag hatte der stets fleißig arbeitende Mann, welcher seine Gesundheit abnehmen fühlte, in diesem Jahre geglaubt ablehnen zu müssen. Sein körperliches Leiden gab indeß noch zu keinen Besorgnissen Anlaß. Er reiste daher vor einigen Wochen nach Holland, um das Museum Plantin zu wissenschaftlichen Studien zu benutzen. Am 20. October kehrte er leidend zurück, wurde am 23. October bettlägerig und hoffte das Uebel, welches er für Gelenkrheumatismus hielt, bald weichen zu sehen. Allein sein Zustand verschlimmerte sich, am 25. October wurde er bewußtlos und zwei Tage später, in der siebenten Morgenstunde des 27. October, ist er sanft entschlafen; man nimmt an, daß die eigentliche Todesursache Diabetes gewesen sei. Dr. Kapp hatte angeordnet, daß seine Leiche ohne Trauerfeierlichkeiten beigesetzt, bezw. nach Gotha zur Feuerbestattung gebracht werde. In Folge dieser Bestimmung wurden die irdischen Ueberreste des Entschlafenen geschmückt mit zahlreichen, von allen Seiten

eingetroffenen Spenden an Blumen und Kränzen,*) durch den Sohn und die beiden in Deutschland wohnenden Schwiegersöhne Dr. Kapp's nach Gotha geleitet. In ihrer und eines seiner bewährtesten Freunde Gegenwart sind dieselben dort durch Feuer bestattet worden, nachdem einer der Anwesenden herzliche Abschiedsworte gesprochen hatte.

Der verdienstvolle thätige Mann hatte in diesem Jahre erst das 60. Lebensjahr vollendet, sein Gedächtniß wird in vielen Kreisen hochgeehrt bleiben.

Es war im Jahre 1878, als Dr. Kapp von dem Vorstande des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel mit der Abfassung einer großen Geschichte des deutschen Buchhandels betraut wurde. Im März 1879 hat er an die historische Commission des genannten Vereins den ersten und unter dem 20. Januar 1884 den sechsten Bericht über dieses Werk erstattet. Wir glauben das Andenken an den Verstorbenen am besten zu ehren und zugleich das Interesse der Leser der „D. Buchhändler-Akad." zu befriedigen, wenn wir über den Stand des großen Unternehmens hier einige nähere Mittheilungen folgen lassen.

Die „historische Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler", welcher bekanntlich auch die Herausgabe eines „Archivs für Geschichte des deutschen Buchhandels" zu verdanken ist, dessen 9. Band in diesem Frühjahr ausgegeben wurde, erlangte im Jahre 1878 die Ermächtigung vom Börsenverein, eine mehrbändige Geschichte des deutschen Buchhandels von geeigneter Hand bearbeiten zu lassen. Sie wählte hierzu den Dr. Kapp, welcher sich auch bereit erklärte, den ehrenvollen Auftrag auf Grund des von der Commission im Jahre 1877 aufgestellten Prospectus über das ganze Werk auszuführen und mit großem Eifer an das schwere Werk ging. Er stellte sich selbst die Aufgabe sehr hoch und setzte alle Kraft daran, ein würdiges Buch zu schaffen.

Schon im Sommer des Jahres 1880 schritt Dr. Kapp dazu, nicht

*) Unter den zahlreichen Beweisen aufrichtiger herzlicher Theilnahme, welche der Wittwe des Verstorbenen zugegangen sind, möchten wir hier den Wortlaut einer Depesche hervorheben, welche die „Deutsche Gesellschaft" in New-York gesandt hat. Er ist folgender: „Frau Doktor Friedrich Kapp, Berlin. Die deutsche Gesellschaft der Stadt New-York betrauert tief den Tod ihres Mitgliedes und Freundes Doktor Friedrich Kapp und spricht seiner Familie ihr tiefstes Beileid aus. Sie wiederholt dankbar anerkennend, das derselbe immerdar die Interessen der Deutschen in Amerika, besonders aber hülfsbedürftiger Einwanderer mit warmem Herzen, großer Energie und glücklichem Erfolge wahrgenommen. Auf solche und andere Weise hat Friedrich Kapp sich allgemeine Liebe und Hochachtung erworben! Möge sein Beispiel viele Nachfolger finden! Charles Hanselt, Präsident."

bloß die Erschließung und Erforschung der Quellen fortzusetzen, sondern auch die Darstellung selbst zu beginnen. Er that dies hauptsächlich deshalb, um — wie er selbst sagte — „mir Bedenken und Zweifel aus dem Kopfe zu schlagen und meine Kraft zu erproben". Er begann zu verschiedenen Zeiten mit zwei Theilen des großen Werkes: auf dem Lande bearbeitete er die neue Geschichte, bezw. Theile der Ausbeute der in Berlin vollendeten Forschungen, und nach der Rückkehr in die Residenz machte er sich an die Darstellung der Anfänge der Buchdruckerkunst und der allmäligen Entwickelung der buchhändlerischen Verhältnisse. Der Grund dieser Theilung war ein rein äußerlicher: für jenen Zweck reichte er, auf dem Lande wohnend, mit verhältnißmäßig wenigen Hilfsmitteln aus; zu diesem war aber ein reicher Quellen-Apparat nöthig, der jeden Augenblick zur Hand sein mußte und nur in der Stadt zu finden war. So gelangte der Verfasser dazu, die älteste Geschichte zu bearbeiten und als ein Capitel derselben einen Vortrag über Meister Gutenberg zu vollenden, den er im Laufe des Winters 1879/80 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten hat. Herr Dr. Kapp erklärte selbst, durch dieses Verfahren manche Bedenken und Zweifel von sich abgeschüttelt und die richtige Methode der Darstellung gefunden zu haben.

Die Arbeit selbst konnte stets nur langsam fortschreiten, da die einer ungestörten und schnellen Aneinanderreihung der einzelnen fertigen Abschnitte sich entgegenstellenden Schwierigkeiten sich anhäuften. Es fehlte besonders an zusammenhängenden archivalischen Quellen, namentlich gilt dies von der Zeit bis zur Veröffentlichung des ersten Meßkatalogs (1564). Der Verfasser sagte darüber in seinem dritten Berichte u. A.: „Zerstreute Anekdota, mühsame Mosaikarbeit, unkritische Gemeinplätze und selbst gläubig erzählte und nacherzählte Märchen sind der redende Beweis für das sich nur langsam lichtende Dunkel, welches sich noch über einem großen Theile dieser Periode der Entwickelung des Buchhandels ausbreitet".

Herr Dr. Kapp ließ es sich jedoch nicht verdrießen, die Archive, von denen er sich eine Ausbeute für seine Zwecke glaubte versprechen zu dürfen, zu besuchen und zu durchforschen. Frankfurt a. M. erwies sich in dieser Beziehung sehr einträglich, und die Herren Dr. Grotefend und Heinrich Pallmann waren dort besonders hilfreich und entgegenkommend. Auch das geheime Staatsarchiv in Dresden bot Einiges, wenn auch in Bezug auf die Zeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nicht ganz die gehoffte Ausbeute. Im städtischen Archive zu Augsburg glückte es dagegen, ein reiches Quellenmaterial zu finden. In Wien,

wohin sich Dr. Kapp zu Ende März 1883 begeben hatte, und wo derselbe die Acten des kaiserlichen geheimen Hof- und Staatsarchivs benutzen durfte, war die Fundgrube nicht derartig, wie sie vom Verfasser angenommen worden war; ein großer Theil der Acten — darunter sämmtliche aus den Jahren 1653—1669 — war gar nicht mehr vorhanden. Immerhin wurde manches wichtige Material gefunden.

Je weiter Dr. Kapp aber selbst in seinen Vorarbeiten gelangte, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es ihm nicht möglich sein werde, die große Aufgabe allein zu bewältigen, und daß er der Hülfe tüchtiger Mitarbeiter bedürfe. Er sah sich daher nach neuen bewährten helfenden Kräften um und fand auch solche. Hierüber sagt er: „Für die unmittelbar auf die Erfindung der Buchdruckerkunst folgende Zeit hat mir Dr. A. von der Linden in Wiesbaden, der berühmte Verfasser des „Gutenberg", seine Beihilfe zugesagt, während Herr Dr. W. Lewis, Professor an der hiesigen Universität, so freundlich war, mir seine Beihülfe für die Abschnitte über das Recht der Presse und Unrecht des Nachdrucks zuzusagen. Da ich mit diesen Herren in meiner Auffassung der betreffenden Fragen ganz übereinstimme, während ihre Arbeit sich dem Ton des Ganzen einordnet, so kann das spätere Werk durch diese Arbeitstheilung nur gewinnen."

Während der Zeit vom April 1881 bis März 1882 machte das Kapp'sche Werk größere Fortschritte als in einem der vorhergegangenen Jahre. Der Verfasser beschäftigte sich in dieser Zeit vorzugsweise mit dem ersten Jahrhundert seiner Aufgabe; Basel, Augsburg, Frankfurt a. M. und Cöln nahmen ihn besonders in Anspruch. Er gelangte hierbei zu einer etwas veränderten Anschauung über die Ausführung seines Werkes, die er in folgender Art näher darlegte:

„Ich bin der Ansicht, daß namentlich das erste Jahrhundert verhältnißmäßig am ausführlichsten behandelt werden muß, weil es eben die Grundlage für die Kunst und das Geschäft legt, deren Ursprung es in den verschiedenen Zweigen bestimmt nachzuweisen hat, und weil es ferner gilt, aus den vielfach einander widersprechenden Quellen ein klares Bild von dem eigentlichen Hergange der Dinge zu entwerfen. So schätzenswerthe Vorarbeiten auch für die Anfänge des Buchhandels vorhanden sind, so legen sie in ihrer großen Mehrzahl doch ein größeres Gewicht auf die antiquarische als die culturelle Seite des Gegenstandes. Indem sie sich meist in den subtilsten Untersuchungen über untergeordnete Fragen verlieren, lassen sie den großen geschichtlichen Zusammenhang außer Acht, in welchem die neue Erscheinung zu der allgemeinen deutschen Culturentwickelung steht. Ich habe mich bemüht, diesem Ge-

sichtspunkt gerecht zu werden, und hoffe auch für die Art der Ausführung auf Ihre Zustimmung rechnen zu können. Gerade für das erste Jahrhundert verursacht die Beschaffung des überall zerstreuten Materials besondere Schwierigkeiten. . . ." Dr. Kapp schloß diesen Bericht mit der Mittheilung, daß er den Druck des ersten Bandes seines großen Werkes gegen Ende 1883 in Angriff nehmen zu können hoffe.

In seinem 5. Bericht an die historische Commission — erstattet am 14. Januar 1883 — bemerkte Dr. Kapp, daß er nach Bewältigung eines bedeutenden Stückes seiner Arbeit im Laufe des letzten Jahres den ersten Band bis zum Ende des Jahres beendigen zu können hoffen dürfe. Die Eintheilung des Stoffes muß damals schon festgestellt gewesen sein, was aus folgender Mittheilung des Verfassers hervorgeht:

„Derselbe wird in etwa 15 Capiteln, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnend, von Gutenberg zu deren Ausbreitung und dem ersten Handel mit gedruckten Büchern übergehen, einen Rückblick auf den Handel mit Handschriften werfen, dann das buchhändlerische Geschäft, soweit dies an der Hand der in dieser Beziehung ziemlich mageren Quellen möglich ist, also Druck, Verlag, Preise und Vertrieb schildern, den Einfluß des Humanismus und der Reformation auf den Buchhandel näher ausführen, die Stellung der Reichsstände und der Reichsregierung zu ihm actenmäßig belegen (Bücher-Polizei, Censur und Bücher-Commissarien), die Bedeutung und Stellung der Buchhändlermessen und der Meßkataloge nachweisen und schließlich das Aeußere des Buches, Papier, Herstellung, Illustrationen und Einband, sowie endlich auch die Stellung der Buchhändler zu den ihnen nahestehenden Gewerben und Geschäften berühren."

Es heißt dann weiter: „Der natürliche Schluß des I. Bandes fällt in die zweite Hälfte, resp. gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Im 17. Jahrhundert erlebte der deutsche Buchhandel seine bis dahin höchste Blüthe und seinen tiefsten Niedergang: jene unmittelbar vor dem 30jährigen Kriege, diesen mit dem im Gefolge des letzteren auftretenden politischen, wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Elend. Es schien mir deshalb auch das Beste, den ersten Band bis zu dem letzteren Zeitpunkte, also dem Ende des 17. Jahrhunderts, fortzuführen, wo Frankfurt seine internationale Bedeutung verliert und Leipzig in beschränkterem nationalen Sinne die Aufgaben der Frankfurter Buchhändlermessen fortführt. Der II. Band wird dann mit dem ganz allmäligen Aufblühen des Geschäfts beginnen, welches zugleich das langsame Wiedererwachen des deutschen geistigen Lebens in sich wiederspiegelt."

In dem 6. Bericht des Dr. Kapp — dem letzten von ihm abgefaßten — werden diese Mittheilungen wieder etwas modificirt. Hiernach ist der I. Band in 12 Capitel eingetheilt, welche so ziemlich den Stoff der zuerst bemessenen 15 Capitel in sich aufgenommen haben. Am Schlusse dieses Berichtes stellt der Verfasser den Antrag, daß die Veranstaltung zur Drucklegung des I. Bandes — dessen Manuscript also damals schon fast ganz vollendet gewesen sein muß — für den Sommer 1884 getroffen werden möchte. „Sollten Sie — so schließt der Bericht — mit diesem meinem Vorschlage einverstanden sein, so könnte der Druck noch im Sommer beginnen und bis Weihnachten vollendet sein."

* * *

Seit der Veröffentlichung dieses Berichts — im Börsenblatt vom 2. April d. J. — ist uns nichts Näheres über den Stand der Sache bekannt geworden. Man wird aber wohl annehmen dürfen, daß das Manuscript des I. Bandes inzwischen soweit druckfertig gemacht worden ist, daß man während des Sommers den Druck selbst beginnen lassen konnte. Vielleicht ist in diesem Augenblick der Druck schon im Gange, obwohl uns die Sache deshalb zweifelhaft erscheint, weil ein Capitel des I. Bandes (das neunte, betreffend die Frankfurter Büchercommission) von dem Verfasser nach einer Bemerkung in seinem 6. Berichte nochmals umgearbeitet werden sollte, und weil ferner die Verzögerung des Druckes sich auch durch äußere Umstände leicht erklären ließe.

Dem sei jedoch wie ihm wolle: wir dürfen nach allem vorstehend Mitgetheilten wohl hoffen, daß nunmehr der I. Band der Geschichte des deutschen Buchhandels von Dr. Fr. Kapp bald an die Oeffentlichkeit treten wird; auch können wir von der uns bekannten Sorgfalt der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler sicher erwarten, daß auch die Fortsetzung des großen Werkes dermaleinst in würdigster Art folgen wird. In dieser frohen Hoffnung wollen wir gern dem I. Band ein freundliches Salve entgegenrufen!

—n.

Unsere Collectionen.

Eine erneute Betrachtung

von

Gustav Moldenhauer.

Motto: „Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen — —
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus. . . ."
Goethe.

Bücher-Sammlungen gehören nun zum Repertoire des deutschen Buchhandels, von dessen Tagesordnung sie so bald nicht verschwinden werden. Wir wußten wohl, daß es so kommen würde, weil es so kommen mußte.

Was bei andern buchhändlerischen Unternehmungen eine so schwierige Sache ist: Einzelwerken die ausgedehnteste Verbreitung zu verschaffen, was kaum einmal in außerordentlicher Weise gelingt, wohl hin und wieder in besonderen Fällen innerhalb gewisser Grenzen durch Glück, Zeitumstände, allerlei Mittel guter und böser Art erzwungen werden kann, das hat sich bei Sammlungen überaus leicht gemacht.

Die Lorbeeren des einen Verlegers, seine Erfolge und sein Gewinn, der aber vorläufig sehr überschätzt werden dürfte, lassen den andern nicht ruhen. Wer seinen Vorgängern zuvorkommen will, setzt den Preis seiner Unternehmung herab, Käufer finden sich ein, und eine neue Sammlung, die sich eben aufgethan hat, hat sich auch schon in einem gewissen Kreise festgesetzt.

Dem hätte nun nicht so sein können, wenn das Bedürfniß solcher Sammlungen kein offenbares und wirkliches gewesen wäre. Nicht darauf kam es an, Hunderte von neuen Büchern drucken zu lassen, deren Abnahme noch lange nicht zu verzeichnen ist, und die auch für lange Zeit nicht zu erwarten sein wird — ob mit Recht oder Unrecht wollen wir dahin gestellt sein lassen — sondern darin lag das Wirkungsvolle und Ereignißreiche, daß es möglich geworden war, gute und zum Theil recht gute Bücher für einen überaus mäßigen, sogar sehr bescheidenen und niedrigen Preis unter das Publikum, unter das Volk zu schicken.

Was bei Büchern sonst nur von wissenschaftlichem Inhalte oder nur einzelner Verlagshandlungen, deren Publikationen in engen und engeren Kreisen wohl geschätzt werden und in hoher Geltung stehen, zur großen Menge aber nicht gelangen, zu geschehen pflegt: daß die Firma des Verlegers eine meist unanfechtbare Garantie für ihren, wenn auch etwas variablen, Werth bildet, so daß ohne vorhergängige Prüfung das Signet des Titels allein schon zum Kaufe einladet, das ist nun zum Erkennungszeichen von Bücher-Sammlungen geworden, die bandweise für ein Geringes gesondert zu haben sind, und die jedermann aus dem Volke in die Augen fallen, von ihm auch bemerkt werden und sich in seine Gunst zu setzen wissen.

Es werden nun viel mehr Bücher gekauft, weil auch der Ärmste im Stande ist, von Zeit zu Zeit für seine Lektüre und seine Bildung etwas Ersprießliches aufzuwenden; wenn in Folge dessen also der Durchschnittspreis der Bücher herabgehen sollte, so daß es auch bei uns, wie in England und Frankreich, dazu käme, wohlfeile Bücher, die von jedem gekauft werden, neben theuern zu erblicken, welche nur für Gelehrte oder specielle Liebhaber bestimmt sind, so wäre das keine so unangemessene Sache.

Wenn es nun genug Sammlungen gäbe, die sich in guter Leitung befänden, von einsichtsvollen Männern verlegt und von urtheilsfähigen zusammengestellt, Collectionen der verschiedensten Richtung und je andern Inhalts, wäre es da nicht naheliegend und möglich, daß den guten und verdienten Schriftstellern, sollten sie auch nicht zu den bekannten und vielgefeierten gehören, die Sorge erspart bliebe, einen Verleger zu erhalten, um ihre Werke dem deutschen Volke vorlegen zu können? Würde ein weitschauender und emsig bemühter Verleger dem Wunsche des sich äußernden Autors nicht zuvor kommen können? Denn die trefflichen Schriftsteller sind den Eingeweihten und Kundigen wohl immer bekannt.

Wenn diese Andeutung sich verwirklichen möchte, so wäre eine neue Aufgabe unseren Sammlungen gestellt, die nicht ohne gute Folgen bleiben würde.

Ob das nun auch geschehen möge, immer werden wir Grund haben, eine Vermehrung der alten froh zu begrüßen und die Begründung neuer nicht ungerne zu sehen.

Von dem Einen sowohl als von dem Andern ist manches Löbliche und Neue zu berichten.

Zu den wohlfeilsten Sammlungen hat sich kürzlich eine „Volksbibliothek" gesellt, die als „für Kunst und Wissenschaft" begründet,

von ganz jungen und frischen Kräften geleitet und herausgegeben wird. Ob die Namen des Verlegers und des Herausgebers alt- und allbekannte sind, darauf kommt gewiß wenig an; wenn nur Idee und Plan und die Ausführung desselben nichts zu wünschen übrig lassen. Das ist nun hier wohl nicht ganz der Fall.

Die Begründung eines solchen Sammelwerkes möchte wohl sehr gerechtfertigt erscheinen. Nicht, als ob es an der Zeit wäre, die lange schon bestehenden Collectionen gleicher und ähnlicher Art, etwa Phil. Reclam's „Universalbibliothek" oder die „Collection Spemann" ꝛc. zu verdrängen: das dürfte doch eben so schwierig wie lächerlich erscheinen; sondern weil man zufrieden sein könnte, noch eine Sammlung zu erhalten, die aufzunehmen willens ist, was in den Rahmen der Spemann'schen blauen Bändchen nicht hineinpaßt, oder was in den röthlichen von Phil. Reclam jun. keine Berücksichtigung gefunden hat. Solcher Werke und Werkchen giebt es ja noch sehr viele.

So haben denn auch die im Verlage von Hermann Bruckner in Leipzig bereits erschienenen zehn Bändchen der Rudolf Bergner'schen „Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft" einen Inhalt aufzuweisen, der völlig neu ist. Ob aber diese hellblauen ungehefteten Heftchen über die Zahl 100 hinauskommen werden, dürfte doch einigem Zweifel unterliegen.

Die Sonderung in 10 Abtheilungen ist eine etwas pedantische. Doch sei dem nun, wie ihm wolle: Warum eine besondere Rubrik für „Varia" begründen, als ob nicht das Ganze schon eine solche wäre? Warum eine für Lyrik, und warum keine für Epen in Versen? Keine Trennung in dergleichen Abtheilungsfächer hätte unangebrachter sein können. Und war das denn nothwendig?

Da alle Einzelhefte nur 30, 60 oder gar 90 Pfennige kosten sollen — denn so wird es doch beabsichtigt sein —, so läßt sich hieraus schon der große Nachtheil ersehen, in dem sich diese Preisfestsetzung gegen die viel nachgiebigere der „Universalbibliothek" befindet, deren Heftchen für 20, 40, 60 Pfennige und in der allerverschiedensten Höhe, je nach ihrem Inhalte und Umfange, erscheinen.

Nun mag man vielleicht einwenden, für den Buchhandel wäre es erträglicher, eine wohlfeile Sammlung zu besitzen, die nicht ganz zu Spottpreisen feilgeboten wird. Allein die 20-Pfg.-Bändchen der „Universalbibliothek" sind heute schon gar nicht mehr so unerhört und außerordentlich, da Engelhorn's Romanbibliothek z. B. für 50 Pf. wohl ebenso niedrig normirt sein dürfte. Und wir meinen ganz mit Recht. Eine je weitere Verbreitung vorzügliche Schriften finden sollen,

um so wohlfeiler werden sie auch hergestellt werden müssen; um so wohlfeiler werden sie aber auch erscheinen können. Der Buchhandel erleidet dadurch keinen Schaden, der Nationalwohlstand des Volkes gewiß auch nicht; und die Bildung desselben kann dadurch nur in demselben Grade gefördert werden, wie durch den billigen oder gar kostenfreien Unterricht in den vielbesuchten Elementarschulen.

Daß auch Wohlhabende zu solch wohlfeilen Sammlungen ihre Zuflucht nehmen, ist ihnen freilich nicht zu verwehren, doch immer noch besser, daß diese unter Umständen etwas kaufen, als andernfalls gar nichts; denn in Leihbibliotheken wird die „Collection Spemann" und Reclam's „Universalbibliothek" doch wohl nicht zu finden sein! —

Für den Preis von 30 Pfennig ist die Ausstattung der Bruckner'schen „Volksbibliothek" eine angemessene. Das Papier ist weiß und der Druck rein und klar; doch hätte wohl das Papier stärker sein sollen, um das Durchscheinen des Druckes unmöglich zu machen — man betrachte nur die gebundenen Exemplare der „Lyrik der Gegenwart"! —, und der Druck splendider und weniger kompreß.

Daß aber kein Bändchen geheftet ist, will uns ganz und gar nicht gefallen, und wird es den Lesern und Käufern gewiß ebensowenig. Was thut man nun mit den aufgeschnittenen Bogen, deren Blätter auseinanderfallen? Soll man ein jedes Heftchen etwa gleich zum Buchbinder tragen, um für den Einband noch 30 Pfg. oder noch mehr dazu auszugeben? Diese Volksbibliothek will ja nur solche Werke und Werkchen bringen, die es werth sind, vielmals durchgelesen und studirt zu werden. Vertragen aber die losen Heftchen eine öftere Benutzung? Wir meinen: nicht.

Wie viele von den ausgegebenen Nummern und denen, die noch erscheinen sollen, gebunden zu haben sein werden, ist uns nicht bekannt.

Der Einband der schon erwähnten lyrischen Anthologie ist zwar sehr schön (freilich ohne Kapital), auch haltbar, aber auch unverhältnißmäßig theuer, so daß, wenn alle Bändchen in dieser Art gebunden ausgegeben würden, die Preisfestsetzung für dieselben gar nicht mehr wohlfeil wäre.

Der Inhalt der ersten zehn Nummern ist ziemlich bedeutend. Doch hätten die einfachen Heftchen wohl stärker sein können. Warum Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur", deren Publikation in dieser wohlfeilen Gestalt mit Dank aufgenommen werden sollte, unnöthiger und ungehöriger Weise zerreißen?

Nr. 2: Friedrich des Großen „Abhandlung über den Krieg 2c." ist eine sehr angenehme und bemerkenswerthe Gabe.

Nr. 5: Hippel's Buch „Ueber die Ehe" zwar eine nicht ganz korrekte Ausgabe, doch ebenfalls von großer Bedeutung, von unbestreitbarem, längst anerkanntem und unvergänglichem Werthe.

Nr. 9: Wieland's „Philosophische Aufsätze" dürfen in gleicher Weise als ersprießliche Vorführung bezeichnet werden.

Nr. 10: Der Operntext zu „Don Juan", „Fidelio" und zum „Freischütz" für zusammen 30 Pfg. wird wohl viel und gerne gekauft werden, darf daher auch als eine zeitgemäße Einreihung in diese Bibliothek betrachtet werden.

Nr. 9: Gegen die Auswahl der schönsten Märchen von „Tausend und eine Nacht" läßt sich auch nichts einwenden.

Nr. 3: Ob aber Arnim's „Halle und Jerusalem" viele Liebhaber finden wird, möchten wir bezweifeln. Das wäre nun zwar eine Sache für sich, denn einen Neudruck für 60 Pfg. verdient dieses Werkchen jedenfalls. Allein das Fortbestehen dieser Sammlung wird doch einzig davon abhängen, ob alle Hefte in recht viele Hände übergehen. Aus dem Grunde nun hätte man für den Anfang zugfähigere Werke wählen sollen.

Daher will uns auch scheinen, daß die Einzelausgabe von Schiller's „Geisterseher" (Nr. 7) eine sehr überflüssige ist, weil sie niemand kaufen wird. Sie befindet sich ja in allen Gesammtausgaben der Schiller'schen Werke, die für ein Billiges zu haben sind und überdies schon von jedem besessen werden. Und nur allein der Einleitung von Rud. Bergner wegen wird sie sich wohl keiner anschaffen wollen.

Nr. 4: hat in dem Konvolute über „Wien" keinen sehr passenden Inhalt gefunden. Hoffentlich werden es wenigstens die Wiener aus Pietät für ihre Mutter- oder Vaterstadt kaufen.

Fritz Lemmermayer's Anthologie (Nr. 1): „Die deutsche Lyrik der Gegenwart" ist schon 60 Pfg. werth. Als erschöpfende und charakteristische Zusammenstellung ist sie freilich überaus mangelhaft. Von der deutschen Lyrik der Gegenwart wird aus derselben niemand ein rechtes und treues Bild gewinnen können. Ganz unbedeutende Dichterlinge sind neben talentvolle und gottbegnadete Sänger gestellt worden. Herr Lemmermayer hätte nicht so eitel zu sein brauchen, seine Proben zum Besten zu geben. Wilhelm Cappilleri, Ernst Otto Hopp, Egon Rail und viele andere würden wir sehr gerne vermißt haben. —

Solche Dichter aber, wie Ludwig August Frankl, Martin Greif, Paul Heyse, Max Kalbeck, Gottfried Keller, Ferdinand von Saar, Theodor Storm, der neue Tanhäuser und ihres Gleichen lohnen jedoch

reichlich die geringe Ausgabe für das kleine Heftchen, auch wenn nur ein Paar ihrer Lieder und Liedchen darin vertreten sind.

Wenn von unbekannten oder jüngeren Dichtern nur solche vertreten wären, wie die junge Marie Eugenie della Grazia, deren „Friedhofslieder" gar zu charakteristisch sind, so verlohnte es sich schon der Mühe, die Bekanntschaft der jüngsten Eroberer des Parnaß zu machen; mit den aber sonst vorgeführten Probestücken ist wenig Ehre einzulegen.

Daß alle aufgenommenen Gedichte ungedruckt, aus Zeitschriften zusammengestellt, also gar nicht, oder so gut wie gar nicht, bekannt gewesen sind, ändert an der Sache auch wohl nichts. —

Wir haben den Inhalt der „Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft" genauer betrachtet, um darüber ein Urtheil gewinnen zu können, ob auch an dieser nichts oder gar vielerlei zu rügen bleibt, und ob es denn den Nachfolgenden so leicht geworden ist, die Fehler der Vorgänger zu vermeiden.

Wenn diese Sammlung auf festen Füßen wird bestehen sollen, wenn sie die Hoffnung wird hegen dürfen, zu Hunderten von Bändchen anzuschwellen — und dafür wird sie doch wohl angelegt worden sein — so wird noch manche Aenderung, sowohl was den Inhalt, als auch was das Aeußere anbetrifft, von Nöthen sein. Auch die Einleitungen werden zum Theil anders gehalten sein müssen; sie sind zwar alle recht gut und lesbar, ja interessant geschrieben, doch öfters nur zu allgemein und den vorliegenden Gegenstand gar wenig berücksichtigend.

Wir wollen von der Zukunft dieser Bibliothek das Beste hoffen und wünschen ihr recht viele Freunde und Käufer. Sie selbst aber wird für ihr Gedeihen noch vieles einsetzen müssen, noch manches zu thun haben, das sie ihrer Ankündigung nach schon überwunden zu haben glaubt. Wenn sie die Gunst des *großen* und allgemeinen Publikums gewinnen will, so wird sie nur solche Werke ihren Reihen einverleiben dürfen, die weder schon in Einzel- oder Gesammtausgaben leicht zu finden sind, noch auch nur für einen beschränkten und engeren Leserkreis ein Interesse oder Anziehungskraft haben, mögen sie nun auch bedeutend und von ausgesprochenem Werthe sein; was sie aufnimmt, muß Jedermann und gerne kaufen wollen.

Es giebt solcher Werke noch mehr als genug.

Die Aufgabe und die Bedeutung einer solchen, den schon bestehenden gleichen und ähnlichen Sammlung ist ohne jede Frage dankenswerth und von ungemeinem Einfluß auf Volksbildung und Volkswohlfahrt.

Was z. B. Reclam's „Universalbibliothek" für Litteraturkunde gewirkt hat, wie es ohne das Bestehen derselben mit wohlfeilen Ausgaben klassischer Schriften bei uns aussehen würde, wer vermag das mit ein Paar Worten, wer vermag das überhaupt zu sagen?

Neuerdings hat es die Verlagsbuchhandlung von J. Engelhorn in Stuttgart unternommen, hinsichtlich moderner und neuer Werke den Preis von einer Mark für einen Band, der von einer Sammlung gleichwerthiger einzeln zu haben ist, noch zu unterbieten. Indem sie ungebundene Exemplare für 50 Pfg. (gebundene für 75) ausgiebt, die ihrer Ausstattung nach nichts zu wünschen übrig lassen, hat sie den Eine-Mark-Collectionen einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen.

Es handelt sich nur darum, ob der Inhalt von „Engelhorn's Allgemeiner Romanbibliothek" auch ein solcher ist, daß ein Fortbestehen dieser Sammlung gesichert bleibt. Denn sonst würde unseres Erachtens, die Preisermäßigung um 25 (resp. 50) Pfg. für ihre Verbreitung nicht in dem Maße von Einfluß sein, als die Herstellungskosten eines so umfangreichen und weitschichtig angelegten Unternehmens ins Gewicht fallen.

„Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker" zu bringen, ist freilich schon etwas, das die Mühe verlohnt, eine neue Collection dem Publikum vorzuführen. Was andere Sammlungen nicht in derselben Weise bevorzugen, möchte nun hier wohl seine Stelle finden.

Vier Bände, die bis jetzt schon ausgegeben worden sind, lassen ein ungefähres Urtheil zu und den Werth dieser „Romanbibliothek" einigermaßen wohl erkennen. Ein abschließendes Urtheil wird man erst zu fällen im Stande sein, wenn eine Serie von etwa 24 Bänden auf den Büchermarkt gekommen ist.

Die beiden ersten Bände füllt ein Roman von Georges Ohnet: „Der Hüttenbesitzer", der, aus dem Französischen gut übersetzt, die Sammlung in der besten Weise einleitet. Handlung und Charakterzeichnung lassen wenig zu wünschen übrig; und wenn dieser Roman in Deutschland auch keine 150 Auflagen erleben wird, so sind ihm doch recht viele Leser zu wünschen.

Die Erzählung: „Aus Nacht zum Licht" von Hugh Conway aus dem Englischen enthält ohne Zweifel die spannendste Handlung auf durchaus origineller Grundlage. Die Charakteristik ist freilich ohne Bedeutung und schemenhaft. Da aber die Darlegung eines räthselhaften Ereignisses und die Fortführung der angesponnenen Fäden sich stellen-

weise sogar Edgar Allan Poe's „seltsamen Geschichten" vergleichen läßt, die in ihrer unübertrefflichen Ursprünglichkeit zahllose Leser und Liebhaber gefunden haben, so läßt sich wohl erwarten, daß auch dieses Bändchen viele Käufer finden wird.

Die zuletzt ausgegebene Fortsetzung von „Engelhorn's Allgemeiner Romanbibliothek" bringt „eine Geschichte von Monte Carlo": „Zero" aus dem Englischen der Mrs. Campbell Praed.

Die weiblichen Gestalten darin sind mit vieler Feinheit gezeichnet. Doch darf man wohl sagen, daß solch eine Erzählung sich im englischen Original besser liest, als in deutschem Gewande. Nicht, als ob die Uebersetzung etwas zu wünschen übrig ließe; allein die modernen Werke englischer Schriftstellerinnen huldigen doch zu sehr dem Sensationellen, wenn nicht immer in Charakteristik und Erfindung, dann doch wenigstens in Farbe und Haltung. Eine solche Uebertragung ist nun weder englisch noch deutsch, daher ihres besten Reizes entkleidet, für den nämlich, dem an einem solchen Reize gelegen ist.

Wir sind daher auch der Meinung, daß in dieser „Romanbibliothek" die Werke englischer Schriftstellerinnen weniger bevorzugt werden möchten.

Ein Roman, wie der von Georges Ohnet, wird jedem deutschen Leser willkommen sein; ob aber viele dieser englischen Damen, wäre doch zu bezweifeln.

Freilich hält es schwer, gleich anfangs für eine Sammlung der gleichen Tendenz vortreffliche Schriften ausgezeichneter Autoren aus aller Herren Ländern zu erwerben. Daß aber die Absicht der Verlagshandlung eine sehr gute ist, kann nicht bestritten werden; wenn auch die Ausführung ihres Planes hinter dem gesteckten Ziele noch zurückbleibt.

Je löblicher und anerkennenswerther ein solches Unternehmen ist: wir erinnern nur an die ganz vorzügliche Sammlung von Oldenbourg's „Deutschem Novellenschatz", „Novellenschatz des Auslandes", die, in unübertrefflicher Weise von Paul Heyse geleitet, alle Ansprüche des Kritikers sowohl als des lesenden Publikums befriedigen; um so wünschenswerther wird es nun sein, daß auch „Engelhorn's Romanbibliothek" einem kenntnißreichen, urtheilsfähigen und feinfühligen Litterarhistoriker und Schriftsteller anvertraut würde, damit der die Auswahl der aufzunehmenden Werke geeigneten Falls träfe.

Denn die Sichtung des in Frage kommenden Materiales ist eine gar zu schwierige und heikle, als daß bloße Nützlichkeits- oder andere Rücksichten einen beständigen Erfolg verbürgen könnten.

Die Litteraturen, und nicht bloß die englische und französische,

oder die italienische und spanische, sondern auch die dänische, norwegische, russische, böhmische, ungarische, neugriechische, die holländische ... bieten einen so reichen Schatz ganz vortrefflicher Werke sehr beachtenswerther Schriftsteller dar, daß der oder die Zusammensteller einer solchen „allgemeinen" Romanbibliothek um Stoff niemals verlegen sein werden. Und dann wäre es doch etwas anderes, eine Collection von Werken zusammenzubringen, die einer jeden „Nationallitteratur" angehören, als bloß mehr oder weniger vergängliche Schriften, die nur dem Unterhaltungsbedürfniß, wenn auch schon einem verfeinerten, genügen sollen! Man möge also in der Art die Fortführung dieses Unternehmens leiten!

Die Ausstattung desselben ist eine durchaus gute; was Papier und Druck anbetrifft, für den geringen Preis von 50 Pfg. sogar eine ausgezeichnete. Die Bändchen sind sehr brauchbar geheftet und stark broschirt.

Daß ein von den Gebrüdern Kröner besorgter Druck tadellos ist, weiß man schon längst.

Auch der Einband der Sammlung ist ebenso haltbar als gefällig, für den Gebrauch angemessen und zierlich genug.

Wir glauben, daß schon dieses Aeußern wegen das Publikum alle Bändchen gerne kaufen wird. Sie sehen alle so nett und sauber aus, das 75 Pfg. dafür wahrlich ein sehr geringer Preis sind.

Die Verlagsbuchhandlung sollte daher diese Gelegenheit, die Kauffreudigkeit des Publikums dauernd zu gewinnen, wohl benutzen, um die schon gut eingeführte Sammlung auf ein höheres Niveau ihres Werthes zu heben und um aus einem vorübergehenden Erfolge einen beständigen und bleibenden zu machen.

Hoffentlich werden wir bald einen oder zwei angesehene Namen an der Spitze ihres Programmes erblicken. —

Der in München von R. Oldenbourg neubegründeten Sammlung ihres „Neuen Deutschen Novellenschatzes" brauchen wir keine weiteren Worte mehr zu widmen. Möge der Buchhandel sie verdientermaßen unterstützen und für ihre Verbreitung sorgen!

Giebt es trefflichere Geschenke für die Weihnachtszeit, als diese musterhaft ausgewählten Novellen?

Von den Eine-Mark-Collectionen ist Bachem's Novellensammlung in erster Serie zu Ende gegangen. Sie umfaßt in 20 Bänden 41 Romane, Novellen und Erzählungen, die eine gute Lectüre bilden, daher schon viele Käufer gefunden haben. Die Tendenz der Sammlung ist eine ebenfalls löbliche und wird in den neu erscheinenden Serien hoffentlich eben so gut oder vielleicht noch besser verwirklicht werden.

Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Doch wollen wir bemerken, daß die Kleinigkeiten und kürzeren Erzählungen in ihrer Art am besten gerathen sind, wie z. B. die von Elise Polko: „Mitgeholfen! Ein Dombaumärchen" (Bd. 1) und „Herzensfrühling" in Bd. 12. Aber auch andere hätten wir nennen können.

Die Eröffnung von Bachem's „Roman-Sammlung," für 2 Mark jeder Band, hat nun stattgefunden: durch einen Roman von Maria Lenzen di Sebregondi „Trüber Morgen, goldener Tag", voll angenehmer Charaktere und lebhafter Handlung. Besonders Damen werden ihn nicht ohne Interesse lesen. Sind doch Bachem's Sammlungen gerade für diese auch mit bestimmt.

Die Ausstattung ist eine saubere und schöne. Daher wird auch diese Collection, wenn alle folgenden Bände bedeutend und inhaltsreich genug ausfallen, ihre Liebhaber finden.

Von den Collectionen, die für ein wohlhabenderes und anspruchsvolleres Publikum angelegt sind, hat Karl Prochaska's „Salonbibliothek" gleichfalls ihre erste Serie beschlossen.

Für den zweibändigen Roman von Hans Wachenhusen: „Ballelfe" werden in vornehmen Kreisen Käufer zu gewinnen sein.

Wachenhusen ist einer unserer meistgelesensten Schriftsteller, dessen Werke mit ihrem ungeheuern Gestaltenreichthum — alle zusammengenommen betrachtet — nur zu flüchtig ausgeführt sind, als daß sie von dauernder Wirkung sein könnten. Er liebt es, seine Charaktere mehr anzudeuten, als mit voller Behaglichkeit und psychologischer Treue im Einzelnen auszumalen. Sein „problematischen" Naturen sind zwar immer jeder Lage gewachsen, denn es sind geschmeidige Gesellen, verständig und talentvoll, doch mehr abstoßend als anziehend; seine leichtsinnigen Liebhaber nur gar zu gutmüthig und chevaleresk, so daß wir ihnen im Bilde mehr verzeihen, als wir es im Leben thun würden: aber spannend geschrieben ist jedes Werkchen von Wachenhusen, mag es nun eine Erzählung, eine Novelle oder ein umfangreicher Roman sein. Gelesen wird Wachenhusen von allen: vom Aristokraten und Gardeoffizier, von der verbildetsten Salondame bis herab zum Ladendiener und zur Mamsell, mag sie nun heißen, wie sie will; Wachenhusen erfreut sich einer allgemeinen Beliebtheit.

Das ist auch ein Vorzug, freilich oft nur ein „problematischer", aber der Verleger findet seine Rechnung dabei, der Leser seine Unterhaltung und der Sortimenter nicht gar zu selten einen — Käufer. Daher meinen wir, daß auch diese beiden Bände der „Salonbibliothek"

ihre Verbreitung sichern werden. Der Herausgeber wird in Zukunft zwar die folgenden Serien seiner Sammlung nicht mehr mit gar so leichter Waare anfüllen, wie es diesmal ausnahmsweise nur in einem Falle geschehen ist, doch wollen wir hoffen, weil wir es wünschen, daß auch alle künftigen Bände in ihrer gediegenen Gestalt der gleichbleibenden Zahl von Käufern und Lesern versichert sein mögen.

Eine so stattliche Collection, die ihrer äußern Erscheinung nach jeder auch noch so kostbaren Bibliothek zur Zierde gereicht (Der Verleger hat durch einen haltbaren Leinenvorsatz die Brauchbarkeit des Einbandes noch verbessert), ist es doch werth, sobald ihr Inhalt der Ausstattung nicht nachsteht, wofür stete Sorgfalt getragen wird, in recht viele Bücherschränke aufgenommen zu werden.

Fr. Wilh. Grunow's „Grenzboten-Sammlung" ist in erster Reihe um einige sehr bedeutende Bände vermehrt worden.

Den vorzüglichen Romanen von August Niemann, dem wir mit gutem Rechte noch eine Zukunft vorhersagen können, falls er nur seinem Genius treu bleiben und der eingerissenen Vielschreiberei, der unsere besten Schriftsteller zu ihrem Schaden verfallen sind, aus dem Wege gehen mag, ist ein älteres Werk, der zweibändige Roman: „Katharina", beigefügt worden, der früher schon in Stuttgart im Verlage von Bonz & Comp. erschienen war, ohne jedoch in weite Kreise zu dringen.

Hoffentlich wird er in dieser Sammlung und in dieser Gestalt nun mehr gekauft und viel gelesen werden. Denn A. Niemann besitzt die außerordentliche Gabe, mit leichter Hand fein ausgearbeitete Charaktere hinzuwerfen, in eine gestaltenreiche und fesselnde Handlung zu verweben, den Dialog geistreich, lebhaft und so zu führen, wie es Persönlichkeiten von Fleisch und Blut zukommt, die dennoch weit davon entfernt, sind alltägliche Gemeinplätze in ihrer Unterhaltung auszutauschen, oder in geistreich forcirtem Stile über ganz ungehörige Thematen ihre beiläufige Meinung auszusprechen.

Niemanns Romane gehören der Gegenwart an. Die Gestalten derselben sind unsere Zeitgenossen. Was sie bewegt, läßt uns nicht kalt, es ist auch uns angegangen und es wird unsere Gedanken auch fernerhin noch beschäftigen.

Diese Vereinigung von Charakteren, die unserer Zeit entnommen sind, einer Handlung, die vor unseren Augen eine zeit- und geisterbewegende gewesen ist, von Gedanken, die über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen Leser stets hinausgehen, daher immer noch belehren, auch wenn sie nur zu unterhalten den Anschein haben, gefällt uns wohl. Noch hat Niemann keinen Roman geschrieben, der dem Jedale eines

wünschenswerthen Zeitromanes völlig Genüge geleistet hätte; er ist aber diesem Ideale schon sehr nahe gekommen, so daß wir hoffen dürfen, in kommenden Jahren von ihm noch das zu erhalten, was andere uns zu geben vergeblich, wenn auch nicht immer ganz bei ernstem Streben, bemüht gewesen sind; was andere mit Anstrengung aller Kräfte nicht zu erringen vermochten, den ungetheilten Beifall aller Verständigen und Einsichtsvollen, mag diesem so schön beanlagten Schriftsteller wohl leicht gelingen: wenn er nur seine Gaben zu Rathe zu halten wissen wird, um im Laufe einiger Jahre nur ein Junges zur Welt zu bringen, aber einen Löwen. —

„Katharina" spielt zur Zeit der preußischen Annexion in Hannover. Welfen und Preußen befehden sich. Ein talentvoller aber bürgerlicher preußischer Offizier geräth durch Einquartierung, indem er seinem guten Glücke folgt, in das Haus und in die Familie eines welfisch gesinnten hannoverschen Freiherrn, der von preußischen und gar noch bürgerlichen Offizieren nicht viel wissen will, gerade eben so wenig wie seine stolze und schöne Tochter Katharina, der es aber für ein ritterliches Gebot der Gastfreundschaft hält, bei Tafel alle Feindschaft zu vergessen, und dem Feinde in adeliger Weise aber gemessen entgegen tritt. Freilich kann er es nicht verhindern, daß der „siegreiche" Feind, der ein Land voll stolzer Edelleute bezwungen hat, auch seine hochgesinnte Tochter für sich einzunehmen weiß. Der Eindruck männlicher Würde steigert sich bei ihr zu heftiger Leidenschaft; der Vater versagt natürlich kurz und gut seine freiherrliche Einwilligung zu der Ehe mit einem zukünftigen preußischen General. Unglückliche Eifersucht entzweit das liebende Paar. Unser Held muß vorläufig resigniren und begiebt sich auf Forschungsreisen. Allerlei Ereignisse und viele Personen kommen dazwischen. Das liebende Mädchen, das von ihrer Leidenschaft sich nicht befreien kann, steht am Abgrunde des Verderbens; sie soll für alle Zeit durch eine mißliebige Heirat mit einem politisch geeigneten hannoverschen Grafen, einem brutalen, doch reichen Manne, der sich, eitel wie er ist, um ihre Gunst beworben hat, elend gemacht werden, um die ruinirte Wirthschaft ihres epikureischen Vaters über Wasser zu halten: da wendet Niemann in geschickter Weise noch alles zum Guten. Die Liebenden werden glücklich, und die Hannoveranerin ist eine gute Preußin geworden, deren Kinder das Deutsche Reich werden stützen helfen.

Dieser Roman von Niemann, der in neuer Auflage seinen beiden andern beigereiht wurde, ist eine frühere Arbeit, doch eine solche, die sich neben jenen wohl darf sehen lassen. Daher möge man sie verbreiten!

Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc) ist sodann ein neues Werk in die Grenzboten-Sammlung aufgenommen worden: „Darja" (2 Bde.), ein Roman, dem wir jedenfalls eben so viele Liebhaber versprechen können, als den übrigen dieses gut erzählenden und sorgfältig und fein retouchirenden Autors.

Die aufkeimende Liebe eines in Männerkleidern herumschweifenden, aus Kirgisenblut entsprossenen russischen Malerfräuleins zu dem bärbeißigen und sackgroben pommerschen Doktor, der gegen solche Zwittergeschöpfe, die ihr Geschlecht verleugnen, die ausgesprochenste Abneigung hat, ist in spannender Weise seelenkundig ausgeführt. Selbstverständlich wird auch dieser Widerwille von der alles besiegenden Liebe überwunden. Was für Personen, lustige und ernste, heitere und humorvolle, gesetzte und schweigsame, männliche und weibliche Plaudertaschen, sich dort noch herumtummeln, zum größten Theile an den grünen Ufern des blauen Gardasees, auf der österreichischen Seite von Riva, können wir mit einigen Worten nicht angeben. Man wird es nachlesen müssen.

Dieser Roman gehört zu den guten, die man gerne und auch noch ein zweites Mal liest.

Als 21. Band dieser vortrefflichen Sammlung, die mit Sorgfalt ausgewählt wird, wie keine andere, ist ein Roman aus dem Italienischen von Victor Bersezio: „Die Engel auf Erden" erschienen, eine ausgezeichnete Leistung des sonst hier noch wenig bekannten Dichters, der zu den hervorragendsten italienischen Schriftstellern unserer Zeit gehört.

Der Roman ist von erfrischender Lebhaftigkeit und wohlthuendster Charakteristik aller Personen, nicht zuguterletzt der weiblichen, der „Engel auf Erden". Er ist auch reich an guten Gedanken und nicht arm an Handlung. Er verdient alle Empfehlung.

Die excellente Ausstattung der „Grenzboten-Sammlung" brauchen wir ja nicht mehr zu rühmen. Das Papier ist noch sorgfältiger geglättet worden.

Unrecht wäre es, hier eine Sammlung zu übergehen, deren vortreffliche Auswahl über jeden Tadel erhaben ist. Steht doch der wohlbekannte Name Edmund Hoefer's an ihrer Spitze.

Es ist die im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erscheinende „Bibliothek für unsere Frauen", welche leider über 6 Bände noch nicht hinaus gekommen ist. Der selige Edmund Hoefer, einer unserer besten Volksschriftsteller, dessen Werke viel und gerne gelesen werden, hatte diese Collection noch begründet. Der 5. Band dieser „Bibliothek" enthält auch einen Roman dieses beliebten Autors selbst: „Das Pfarrhaus zu Wudnik. Eine altmodische Kriegs- und Liebes-

geschichte", die nicht zu den schlechtesten gehört, welche er geschrieben hat, und die auch jeder andern Sammlung zur Zierde gereichen würde.

Es ist nicht gerade leicht, eine Reihe von Erzählungen zusammenzustellen, welche ohne Eintönigkeit eine empfehlenswerthe Lectüre für unsere Frauen abgeben. Was die „starken" Geister des männlichen Geschlechtes fesselt, hat oft für weibliche Leser, auch wenn es sehr gebildete sind, wenig Reiz; und was andererseits wieder von diesen mit Vorliebe gelesen wird, hat manchmal doch einen rechten Beigeschmack des Abgestandenen, den Ausdruck des Verzerrten und Unnatürlichen: denn es sind Erzählungen, Novellen und Romane von Schriftstellerinnen, die sich mit Behagen der Abmalung männlicher Charaktere hingeben, wie sie in der Natur doch kaum, oder nur selten zu finden sind, und deren Wirklichkeit ohne Zweifel ihren übrigen Geschlechtsgenossen wenig sympathisch sein würde.

Die Bändchen dieser Bibliothek aber läßt man sich sehr wohl gefallen. Sie enthalten alle sehr gute und lesenswerthe Schriften.

Daß eine aus dem Dänischen übersetzte Novelle: „Gazela" von C. Etlar im 6. Bande Aufnahme gefunden hat, mag besonders hervorgehoben werden. Sie ist mit Geist und Humor geschrieben. Doch auch die drei ersten Erzählungen von Marie Franck: „Rosy" (Bd. 1), von E. Gräfin Balleſtrem: „Das Erbe der zweiten Frau" (Bd. 2 und 3) und von Elise Linhart: „Auf der Giudecca" (Bd. 4) sind ebenfalls bemerkenswerth genug, um das Publikum darauf hinzuweisen, ganz besonders in diesen Tagen der herannahenden Weihnachtszeit.

Die Ausstattung, der Einband dieser Costenoble'schen Bibliothek ist eine sehr schöne und gleichfalls tadellose.

Schade nur, daß der für die einzelnen Bände angesetzte Preis kein wohlfeilerer ist; im Verhältniß zu den übrigen Sammlungen möchte er manchem Käufer als zu hoch erscheinen. Doch wird es wohl immer Liebhaber geben, die daran wenig Anstoß nehmen. Ihnen sei sie empfohlen!

Das Sammelwerk der „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen" aus dem Verlage von Wilh. Friedrich in Leipzig und Berlin ist trefflich gefördert worden.

Zur kritischen Betrachtung ladet vor allem die „Geschichte der deutschen Litteratur" von Franz Hirsch ein, deren zweiter Band rüstig vorwärts schreitet.

Wir haben an Darstellungen und Bearbeitungen der Geschichte unserer Nationallitteratur gewiß keinen Mangel. Es giebt solche von Gelehrten und Ungelehrten, von litterarischen Handwerkern und philo-

sophischen Kritikern, in allen Formaten und von jedem Umfange: recht gute, gute, minder gerathene, schlechte, auch sehr schlechte.

Doch darf wohl behauptet werden, daß die geschichtliche Darstellung von Franz Hirsch als neue Bearbeitung des alten Stoffs eine keineswegs überflüssige ist, auch wenn sie es nicht hätte unternehmen wollen, in einem Versuch die allerneueste Phase unserer Litteratur zu einem Gruppenbilde zu vereinen. Wie diese Betrachtung und Skizzirung nun ausfallen wird, vermögen wir freilich noch nicht zu sagen. Die Zusammenfassung, Gliederung und kritische Besprechung der älteren Perioden, soweit sie in den bereits ausgegebenen Lieferungen vorliegen, ist aber eine in mancherlei Beziehungen bedeutsame und eigenthümliche. Die kritischen Urtheile zeugen von Geschmack; die Belebung des Ganzen ist eine durchaus warme, im Gegensatz zu dem matten Tone, der in einzelnen vielbenutzten unter den populären Litteraturgeschichten anzutreffen ist; gelehrtes Material in unverarbeitetem Zustande wird man wenig aufgespeichert finden. Zahlen und Daten sind sehr sparsam vertreten. Für die Leser ist das ein Vortheil; für gelehrte Benutzer ist die Litteraturgeschichte von Hirsch nicht geschrieben.

Sie besitzt nämlich den außerordentlichen Vorzug, in einem gut lesbaren, wenn auch oft journalistischen Stile niedergeschrieben zu sein. Die Lektüre einer solchen Geschichte ermüdet nicht. Doch hätten wir allerlei Floskeln, die zu den erörterten Gegenständen nicht immer passen wollen, gerne vermißt. Wir zweifeln gar nicht daran, daß dieses Buch viel gekauft werden wird, daß es eine sehr beträchtliche Anzahl Liebhaber finden wird, vielleicht in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die einstens und wohl auch jetzt noch sehr beliebte Litteraturgeschichte von Robert König, die ihren Illustrationen einen so außerordentlichen Erfolg verdankte. Die von Fr. Hirsch ist nun freilich bloß durch geistreiche Betrachtungen und oft recht originelle Gedanken illustrirt; doch werden diese Erläuterungen dem wahren Litteraturfreunde nur um so angenehmer und erfreulicher sein.

Der starre und leblose Stoff der alten Zeit hat im ersten Bande einer gefälligen und anziehenden Behandlung den größten Widerstand geleistet. Die erste klassische Periode in ihrer höchsten Blüthezeit wird den Ungelehrten auch nicht gerade so verständnißvoll entgegentreten, wie demjenigen, der in die Mysterien mittelhochdeutscher Vers- und Reimkunst und mittelalterlicher Denkungsart eingeweiht ist. In Romanen und Geschichten aus der Ritterzeit klingt uns die Poesie doch farbenkräftiger entgegen, falls es der nachdichtende Autor vorzuzaubern nur verstanden hat, als in geschichtlichen Umrissen poetischer Gebilde,

mögen dieselben auch noch so gut erörtert und mit kritischen Randbemerkungen versehen sein.

Sobald aber im zweiten Bande das ausgehende Mittelalter in den Bereich der geschichtlichen Darstellung gezogen, folgt der Leser dem Berichterstatter mit vollem Interesse. Die Reformation und ihre Zeitgenossen sind gut charakterisirt. Der Leser weiß zwar schon, was das alles zu bedeuten hat. Es wird ihm hier aber noch um vieles deutlicher vor Augen geführt, eingehender zergliedert und geeigneten Falls durch weitschauende Perspectiven beleuchtet.

Martin Luther, Fischart und andere Gestalten heben sich recht deutlich von dem sie umgebenden Hintergrunde ab. Das deutsche Volkslied ist in seinen Weisen recht gut veranschaulicht worden. Die noch nicht ganz verklungenen Töne werden in unseren Ohren wieder rege.

Alles in allem, gelehrte Bausteine sind in dem Hirsch'schen Werke nicht zusammengetragen worden. Es ist aber eine schön abgeputzte und ausgeschmückte Darstellung deutschen Volksthums und deutschen Dichtens und Denkens, die auch der Laie mit regem Interesse lesen wird. Und dazu ist sie ja wohl auch geschrieben worden, nicht um in den Bücherschrank gestellt zu werden, sondern um den Nachforschenden zu unterrichten und den zu belehren, der späterhin etwas im Original selber nachsehen will.

Die „Geschichte der deutschen Litteratur" von Franz Hirsch ist jetzt schon ein ganz gutes Buch. Sie wird aber ein noch viel besseres und wohl ganz ausgezeichnetes werden, wenn Verleger und Autor sich entschließen möchten, es im Laufe der Jahre noch einigemal umzuschmelzen, um es in bedeutend vermehrter Gestalt und auch durch neue Daten und Zahlen ꝛc., (die aber ebenfalls in den Text bearbeitet aufgenommen werden sollen, nicht nur so lose nebenbei angehängt,) erweitert und ergänzt, als ein stets neues Buch auf den Büchermarkt hinauszuschicken.

Nach Vollendung des Ganzen werden wir auf dasselbe noch einmal zurückkommen.

Die im 7. Bande des genannten Sammelwerkes begonnene „Geschichte der russischen Litteratur" von Alexander von Reinholdt läßt auch etwas recht Gutes erwarten. Sie scheint wissenschaftlichen Ernst mit gefälliger Darstellung, die das Wesentliche ein jedes Mal hervorhebt und namhaft macht, zu verbinden, und wird aufs Entschiedenste einem tief gefühlten Bedürfniß entsprechen. Denn noch niemals ist das Interesse für russische Litteratur bei uns so lebhaft gewesen, als in diesen Tagen. Und was wir an geschichtlichen Dar-

stellungen derselben besitzen, ist zwar einestheils ganz vorzüglich, aber auch nur fragmentarisch und lückenhaft. Eine Gesammtbetrachtung des Entwickelungsganges der ganzen russischen Litteratur muß uns daher sehr willkommen erscheinen.

Die Fortsetzung des im Erscheinen begriffenen Werkes wird ja zeigen, wie sehr unsere Erwartung gerechtfertigt worden ist, oder nicht. Wir glauben aber sagen zu können, daß man dem Autor Vertrauen schenken darf.

Indem wir nun diese neue Uebersicht, die machem wohl willkommen, nützlich und lehrreich sein dürfte, abschließen, haben wir noch unserer Meinung Ausdruck zu geben, daß, wenn die bereits vorhandene und sehr bedeutende Anzahl mehr und weniger wohlfeiler Collectionen, die zum Theil schon in sehr weite Kreise des Publikums gedrungen sind, sogar um weitere noch anwachsen sollte, das auch von keinem Schaden für Buchhandel und Litteratur sein würde. Wir glauben freilich nicht, daß dann alle noch ebenso frisch, frei und fröhlich weiter fortbestehen könnten, (wiewohl auch das kein Ding der Unmöglichkeit wäre,) sondern, daß wohl die eine und andere in dem heftigen, obzwar friedlichen Kampfe ums Dasein unterliegen würde. Allein, was dann geschehen wäre, in Folge der nothwendiger Weise eingetretenen Konkurrenz, nur das Beste und Werthvollste zu bringen und die Siegespalme als Preis davonzutragen, wird Niemand beklagen wollen. Die weniger den Verhältnissen angemessenen, die bedeutungslosen, die ihren dauernden Werth nicht zu behalten oder zu erringen vermochten, werden vom Platze verschwunden sein.

Was einem einzelnen Werk, und wenn es noch so vortrefflich wäre, gar leicht begegnen kann, und was auch des öfteren zu geschehen pflegt, daß es unverdienter Maßen der Makulirung jederzeit ausgesetzt bleibt, ist bei einer vollzähligen Sammlung guter Bücher, sobald sie nur stets durch neue vermehrt werden, kaum zu befürchten. Wir sehen es ja an der Tauchnitz Edition englischer Autoren, wir haben es vor Augen in Phil. Reclam's Universalbibliothek, die der Jubelfeier ihres 2000. Bändchens bei vollen, ja monatlich verstärkten Kräften und leistungsfähig, bei ihren bescheidenen Mitteln, wie keine andere, und voll froher Hoffnung für lange Zeit entgegengeht.

Ein solches Ziel sei auch den übrigen gesteckt, und deß mögen wir uns freuen!

Einige Gedanken über Bücherausstattung.

Mit aufrichtiger Freude wird jeder Bücherfreund den Wandel begrüßt haben, den die letzten Jahre in der Buchausstattung gebracht haben. Nachdem die Nüchternheit der ersten Dezennien unseres Jahrhunderts glücklich beinahe dahin geführt hatte, daß ein auf größeren inneren Werth Anspruch erhebendes Buch mit dem langweiligsten Aeußeren renommiren mußte, daß ungeschicktes Format, geschmackloses Papier und handwerksmäßiger Typenschnitt und -Satz gewissermaßen zum guten Ton gehörten, erschien die moderne Rückkehr zur farben- und formenfreudigen Ausschmückung des Buches als eine wahre Erlösung.

Und sie ist dann mit Riesenschritten vorwärts gegangen, die heutige Reform auf diesem lange so arg vernachlässigten Gebiete! In täglich weitere Kreise dringt der Geschmack an einer liebevollen Behandlung auch der äußerlichen Buch-Herstellung, dessen Berücksichtigung ja bereits die Herausgabe jener „Ausgaben für Bücherfreunde", der „Liebhaber-Ausgaben", der Hirth'schen Publikationen und ähnlicher Reformversuche ermöglichte. Dem Buchdruck folgte schon der Accidenzdruck, der, wie bekannt, in Zirkularen, Rechnungsköpfen und ähnlichen Erzeugnissen die Zeichen einer hocherfreulichen Wandelung vorlegt. Daß bei einem so schnell vorschreitenden Entwickelungsgange manch eifriger Reformfreund über das Ziel hinausschießt, ist nicht zu verwundern und verdient kaum als großer Uebelstand zu stark betont zu werden. Immerhin dürfte es von wesentlichem Nutzen sein, wenn unsere rastlos neue „alte Schönheiten" schaffenden Formenschneider und Ornamentenzeichner sich etwas mehr daran erinnern wollten, daß das Zurückgreifen auf die Kunstblüthe mittelalterlicher Buch-Ausstattung logischerweise *nicht* als ein einfaches mechanisches Kopiren der alten Muster auftreten sollte! Ist doch selbstverständlich keineswegs jede Initiale, jede Randleiste, jede Schlußvignette einfach schon deswegen schön und für Reproduktion und Verwendung im heutigen Buchdruck geeignet, weil sie in garantirt echt mittelalterlichen Büchern zu finden

ist! Eine Buch-Ornamentik, die sich dauernd in der Gunst einsichtiger und unfanatischer Bücherfreunde behaupten will, wird unseres Erachtens nur sehr selten ihre Formen direkt und unvermittelt, also z. B. photographisch, aus einem Druckwerke des Mittelalters entlehnen können; vielmehr wird sie den so vielfach gänzlich veränderten Verhältnissen, die durch die heutige Beschaffenheit des Papieres, der Entwickelung xylographischer Technik, der neuen und neuesten Reproduktionsverfahren, sowie der Druckerpressen begründet sind, in zweckentsprechender Weise Rechnung zu tragen streben. Es ist ja doch z. B. ein entschiedener Unachronismus, wenn wir, wie das heute leider oft genug geschieht, in modernen Drucksachen neben dem ebenmäßigen und accuraten Schriftsatz des Textes, wo alle Zeilen tadellos gerade und gleich sind, wo alle Lettern winkelrecht und in gleichem Abstande stehen, wo mit einem Worte Alles, der Leistungsfähigkeit heutiger Technik entsprechend, exakt, genau und gleichmäßig am richtigen Platze steht — wenn wir dann auf ein und demselben Blatte die Initiale, die Kopfleiste eben dieses Textes mechanisch nach einem alten Muster kopiren, also nicht nur den Typus und die Idee dieser alten Zeichnung festhalten, sondern auch die Unbeholfenheit des Schnitts, die Unsicherheit der Bogenlinien, die Ungleichmäßigkeit wiederkehrender Ornament-Theile, die sie vielleicht aufwies, sklavisch wiedergeben. Ist denn alles schön, was „echt" ist? Und bedenken die Echtheits-Fanatiker nicht, wie unharmonisch und widerspruchsvoll das derartige unvermittelte Nebeneinanderstellen alter und neuer Technik ist?

Es will uns scheinen, als ob sich unschwer eine Ursache für dieses so häufige unlogische Nebeneinanderstellen und für den übertriebenen Kultus mit „echten" alten Ornamenten finden ließe. Sollte nicht wohl für beide Mißstände großentheils der Umstand verantwortlich gemacht werden können, daß der Autor der Ornamente (bezw. der Zeichner unserer modernen Kopien) und der Buchdrucker ihre Thätigkeit meist vollkommen isolirt von einander ausüben, ohne die geringste Rücksichtnahme auf einander? Wir denken selbstverständlich nicht daran, daß beider Arbeit in eine zu verschmelzen sei, wohl aber scheint es uns rathsam, daß der Ornamentenzeichner einerseits nicht mit Verachtung auf den Schnitt und Satz der einfachen Lettern des glatten Textes herabsehe, und andererseits der Verleger dem Zeichner auch bezüglich der Herstellung dieses Textdruckes eine berathende Stimme einräume! Heute ist es ja leider fast immer noch so, daß der Ornamentenzeichner eines künstlerisch herzustellenden Druckwerks sich nur eben um seine eigenen Ornamente kümmert, deren Verbindung mit einem

ihnen harmonischen Typensatz zu einem organischen Ganzen aber einfach dem Setzer, bezw. dem Verleger überläßt oder überlassen muß. Statt dessen sollte er in gemeinsamer Berathung mit dem Verleger und einem tüchtigen Buchdrucker gerade hierüber auch seine Meinung äußern! Ist er so thöricht, nicht einzusehen, welch' feinfühliger Formensinn sich im Schnitt der einfachen Brotschriften bethätigen kann, so paßt er eben überhaupt nicht für buch-ornamentale Arbeiten. Wie anders aber, wenn er sein fachmännisches Kunstverständniß auch diesem so oft mißachteten und so hochwichtigen Theile eines künstlerischen Druckwerkes zuwenden würde!

Abgesehen vom fördernden Einfluß auf die Schaffung einer echten Harmonie zwischen Textdruck und Verzierung dürfte solcher Thätigkeit des tüchtigen Zeichners wohl auch noch ein anderes, noch wesentlicheres Resultat folgen. Das nämlich einer eindämmenden Reform in der wilden Jagd nach originellen und hyper-originellen Schnittformen. Auch hier müssen wir fragen: Ist wohl das Alles wirklich *schön*, was jetzt an absonderlichen und bizarren Formen hier produzirt wird? Mögen alle modernen Buchdrucker, denen das rastlose Treibjagen nach Neuem und Besonderem als das Alpha und Omega ihrer Kunst erscheint, uns als reaktionär schelten, so halten wir doch unsere Ansicht fest, daß eine gesunde Reform, die zur Klarheit und Einfachheit zurückführt, nicht ausbleiben kann. Ist es denn nicht schier unglaublich, was z. B. in der Reichsdruckerei an — „merkwürdigem" Letterntypus geleistet wird? Ein Vergleich zwischen einem Druckwerk unserer Reichsdruckerei und z. B. einem Druck aus der amtlichen Staatsdruckerei zu Washington muß auf jeden deutschen Bücherfreund, der noch einfache klare Schönheit dem barocken und gespreizten Originalismus vorzieht, doch geradezu beschämend wirken!

Es liegt uns fern, den außerordentlichen Reiz auch nur im geringsten bestreiten zu wollen, der den meisten (wenngleich natürlich keineswegs allen!) mittelalterlichen Buchornamenten innewohnt; zur nicht störenden, sondern vielmehr beim Gesammteindruck mitwirkenden Entfaltung ihrer Ausdrucksfähigkeit gelangt die unleugbar ja an und für sich oft unbeholfenere Technik jener alten Ornamentenzeichnung und -reproduktion aber doch naturgemäß nur dann, wenn sie im organischen Zusammenhange mit den übrigen äußeren Bestandtheilen des betr. Druckes auftritt; d. h. kurz gesagt, als Theil eines Druckes, der ganz (also auch einschließlich des eigentlichen Textes) nach alter Weise gesetzt und von alten unvollkommenen Handpressen gedruckt wurde. Wenn dagegen ein solches Ornament sklavisch nachgebildet, wenn es direkt

und unvermittelt dem nach allen Regeln und mit allen Hilfsmitteln moderner Technik gesetzten und gedruckten Texte angefügt wird, so will uns das immer ein ähnliches Uebermaß von Begeisterung für die „Echtheit" erscheinen, wie es auf anderem Gebiete heute zu dem komischen Eifer geführt hat, mit dem man das Edelweiß der Alpen in die harmlos zahmen Berge Mitteldeutschlands und Schlesiens zu verpflanzen sucht; daß das Edelweiß eben erst als die nur mühsam und oft gefahrvoll zu erreichende Königin der Alpenpflanzen ihren wahren Werth erlangt, das will anscheinend manchem übereifrigen Touristen-Vereinler nicht einleuchten.

Als eines der lehrreichsten und für jeden Bücherfreund interessantesten Beispiele einer Druckausstattung, die von jenem nicht ungefährlichen Echtheits-Kultus sich glücklich fernhält und dabei doch vollkommen die Farben- und Formenfreudigkeit mittelalterlicher Druckwerke athmet, verdient der soeben erschienene dritte Jahrgang des von Hermann Allmers herausgegebenen „Römischen Wandkalenders deutscher Nation"*) bezeichnet zu werden.

Nach Inhalt und Exterieur dürfte diese Publikation der Verlagshandlung Ed. Müller in Rom begründeten Anspruch darauf erheben, eine der eigenartigsten Erscheinungen des heutigen Büchermarkts genannt zu werden, in hohem Grade geeignet, dem alten guten Ruf der italienischen Verleger deutscher Abkunft von neuem Ehre zu machen. Den Text des Kalenders eröffnet eine poetische Widmung des Herausgebers, an die deutsche Kronprinzessin gerichtet. Dann folgen zwölf Blätter, die je einem der Monate gewidmet sind; jedes derselben enthält neben dem eigentlichen Kalendarium eine Sentenz von Horaz, Ovid oder Juvenal, ein an Rom anknüpfendes Gedicht eines zeitgenössischen Poeten und einen Vers einer fortlaufenden „römisch-deutschen Kalendernovelle" von Oelschläger. Zum Schluß hat Friedr. Theod. Vischer einen Abschiedsgruß („Nach Hause!") gewidmet, der das vierzehnte Blatt bildet. Unter den Autoren der zumeist als Originalbeibeitrag bezeichneten poetischen Gaben treffen wir außer dem Herausgeber und den beiden eben Genannten noch Arthur Fitger, Woldemar Kaden (hier Waldemar genannt), Julius Grosse, Bodenstedt, Heinrich Bulthaupt, Karl Woermann, Paul Heyse, Felix Dahn, A. von Spegkmayr. Wendet sich der Inhalt ihrer Gedichte gleich vornehmlich in erster Linie an die glückliche Gemeinde jener deutschen Romfahrer, die im Lande der Schönheit künstlerischen oder wissenschaftlichen Zielen

*) Rom, Ed. Müller. Preis 6 M.

nachstreben durften, so stehen wir doch nicht an, der Ansicht eines berufenen Kritikers beizustimmen, daß bei dem engen Bande, mit dem heute mehr denn je gemeinsame geistige Kulturarbeit die gebildeten Kreise des deutschen und des italienischen Volkes umschlingt, eine ungleich größere Lesergemeinde existirt, auf deren Beifall der Typus geistiger Vornehmheit, den die Gedichte des Kalenders tragen, unbedingt rechnen darf.

Neben der fein humoristischen „Kalendernovelle" Oelschlägers, die in geschickter Weise die fortschreitende Handlung ihrer Fabel mit den Monaten vereinigt, bringt der Kalender eine andere, überaus anmutige längere Erzählung in Versen, aus der Feder des Herausgebers: „Friesentreue oder die Entstehung des Bajocco, eine neapolitanisch-friesische Tannhäusergeschichte". So sehr alle Leser es dem Dichter der Schlendertage verdanken werden, daß er uns diese „Friesentreue" darbot, so wenig werden sie es billigen, daß der Herausgeber (oder war der Drucker oder gar der Verleger schuld?) uns diese Erzählung durch eine geradezu wunderbar ungeschickte Drucklegung fast unleserlich gemacht hat. Sie ist nämlich mit dem Kopf nach der Heftseite des betr. Blattes gesetzt, was hier deswegen so überaus unbequem wird, weil auch der Text der Vorderseite des betr. Blattes den Kopf nach der Heftstelle wendet. Das Resultat ist, daß man den Kalender, um ihn ganz zu lesen, fortwährend hin und her drehen muß.

Die Ausstattung ist nun, wie gesagt, im übrigen eine treffliche. Das Papier hat einen prächtigen warm-grauen Ton; der Typensatz ist geschmackvoll, der Typendruck im Hinblick auf den Umstand, daß es sich anscheinend um Ueberdruck handelt, sehr scharf und gut zu nennen. Jedem Blatte ist eine farbige Vignette aufgedruckt, die in ihrem obern Theile figurale auf den betr. Text bezügliche Ornamente aufweist und sich dann links als Randleiste, das Kalendarium umschließend, nach unten fortsetzt. Zeichnung, Lithographie und Druck dieser Zierleisten gehören zu den vorzüglichsten Leistungen dieses Genres, die uns bis jetzt von der deutschen Bücherausstattung geboten wurden, und sichern ihrem Zeichner, B. Eelbo in Weimar, wie ihrem Drucker, G. W. Seitz in Wandsbeck, die dankbare Anerkennung aller Freunde schöner Druckwerke. Wir haben nur sehr wenige und unscheinbare Stellen gefunden, in denen Zeichnung oder Reproduktion nicht exact erschienen wären. Bei derartigen Zeichnungen kommt es viel weniger darauf an, ob die etwa in ihnen enthaltenen menschlichen Figuren stets das Auge eines streng prüfenden akademischen Malers befriedigen werden, als vielmehr darauf, ob die Gesammtwirkung der Formen und Farben des ganzen

Ornaments zum Inhalt, zum Druck des Textes und — zum Papiere paßt. Und das ist hier in vollendeter Weise der Fall.

Originell ist an diesem Kalender sogar die Bindung oder vielmehr Heftung — altrömischem Muster effektvoll nachgebildet. Der Kalender ist als losgewickelte hängende Rolle gedacht; leider hat er in Verbindung damit zwei Schattenseiten gezeitigt, eine kleinere und eine größere. Die kleine bildet eine wahrhaft schreiend hellblaue Seidenschnur, die zum Schließen der Rolle unten befestigt wurde und deren unbescheidene Intensität den wohlthuend warmen und gedämpften Farben der Ornamente gegenüber wie Gift wirkt. Der größere Uebelstand ist jener, daß der Verleger die Kalender gerollt verschickt — das beste Mittel, um sie nachher unschön gekrümmt an der Wand hängen zu sehn. Flache Verpackungs-Cartons, in denen die Kalender gestreckt lägen, wären besser und — nicht theurer gewesen.

Der deutsche Buchhandel darf den Kalender somit mit aufrichtigem Interesse begrüßen. Für den Verleger giebt er ein Muster einer Buch-Ausstattung, die das gute Alte mit dem guten Neuen vereint; für den Sortimenter möchten wir ihn als einen Prüfstein bezeichnen, durch dessen Vorlegung der Sortimenter sich oftmals ein Urtheil über den Verständnisgrad bilden könnte, den seine Kunden einem innerlich und äußerlich vornehmen Artikel entgegen bringen. W. Grimm.

Zum Beschlusse des ersten Bandes.

In der periodischen Litteratur unserer Tage nehmen die Fachzeitschriften eine sehr ansehnliche und durchaus beachtenswerte Stellung ein. Jedes Gewerbe und jede Industrie besitzt eine Zeitung oder eine Zeitschrift, welche die Gerechtsame ihrer Standesmitglieder zu wahren beflissen ist, die Errungenschaften der Neuzeit auf allen Gebieten, die eine Betrachtung und Berücksichtigung erfordern, erörtert und zur Kenntnisnahme unterbreitet, welche das abgeschlossene geschichtliche Material der Vergangenheit mit dem in Fluß begriffenen der Gegenwart verbindet und die Gestaltung der Zukunft in Hinsicht einer gedeihlichen Entwickelung vorzubereiten sucht. Das zeugt von dem lebendigen Geiste des Fortschritts, der alle Adern unsers großen Gemeinwesens durchdringt und nur befruchtend auf die Sondergebiete und Einzelwesen zurückwirken kann. —

Was lange schon eine wünschenswerte Anforderung der Zeit war, die Begründung eines Organes, welches die umfangreichen und eine eingehendere Darstellung erheischenden Voraussetzungen und alle Abzweigungen des deutschen Buchhandels in zusammenhängender Weise und, wenn möglich, von einem Gesichtspunkte aus, dem idealen, der aber nicht den Boden unter den Füßen verliert, auch keineswegs nur einseitig betrachtet, das hat nun seine Verwirklichung in vorliegender Zeitschrift gefunden, deren erstem Bande man das Bestreben, Vielseitigkeit des Inhalts mit zweckmäßiger Auswahl zu verschmelzen, nicht ganz wird absprechen können.

Wenn der deutsche Buchhändler sich rühmen darf, mit seiner Litteratur auf das engste verbunden und verschwistert zu sein, so hat er das nur einem Umstande zu verdanken: der emsigen Bemühung, seiner Aufgabe stets gewachsen zu bleiben, den geistigen Inhalt der Schriften, deren Verbreitung er sich unterzogen hat, kennen zu lernen, mit ihren Urhebern Hand in Hand zu gehen, auch wenn ihm nicht mehr beschieden ist, als die Befolgung der Goethe'schen Worte:

„Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg ich wenigstens das Kleid".

Die Ausbildung aller Angehörigen eines so würdigen und bedeutsamen Standes nach jeder Seite hin, ohne Hintansetzung der rein technischen, zu befördern und zu leiten, ist der Inhalt der vorliegenden Blätter gewesen, die auch wohl mancher Ältere und seines Geschäfts schon Kundige und Erfahrene mit Interesse, ja mit Belehrung gelesen haben mag.

Die „Bildungsfrage" des deutschen Buchhändlers ist der Gegenstand zahlreicher Diskurse gewesen und gewiß mit Recht; denn man wird doch behaupten dürfen, daß Nichts von größerer Bedeutung für denjenigen ist, der so vielerlei seiner Obhut und Fürsorge übergeben sieht, als der Geist und die Anschauungsweise, die er seiner Aufgabe und ihren Gegenständen entgegenbringt und zuwendet.

Und wenn auch eine ausreichende wissenschaftliche Bildung, deren Einfluß zu leugnen Niemand willens sein wird, schon auf der Schule erworben sein möchte (was jedoch nicht immer vorauszusetzen ist), so bleibt dennoch der praktischen Thätigkeit noch der Erwerb verschiedenartigster Kenntnisse vorbehalten, die losgelöst von ihrer Verwendung und ohne Zusammenhang mit dem Ganzen nicht aufgenommen werden können, und deren Mangel dem am fühlbarsten sein wird, der ihrer am meisten bedarf: dem in seinem Berufe wahrhaft Thätigen und eifrig Bestrebten.

So ist denn auch dieser Zeitschrift von jungen Kräften die größte Teilnahme gewidmet worden, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß es ihr gelungen ist, einen ansehnlichen Kreis Mitstrebender zu versammeln.

Doch daß auch die Zahl derer sich vermehren möchte, die, auf Jüngere gestützt, dasselbe Ziel verfolgen, zu dessen Erreichung diese „Akademie" begründet wurde, sei der Wunsch und die Hoffnung bei Beschluß ihres ersten Jahrganges und auf der Schwelle eines neuen. Möge sie ihre alten Freunde bewahren und noch zahlreiche hinzugewinnen, damit Schriftsteller und Buchhändler eines gedeihlichen Zusammenwirkens versichert seien!

Fürstl. Hofbuchdruckerei, Gera.

3 6105 013 177 709

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.